
Digitized by Google



Geschichte

der deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Geschichte

der

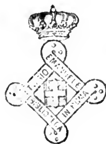
Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.



Erster Band: Das classische Zeitalter.

1781—1797.

Leipzig.
Friedr. Wilh. Grunow.
1866.

Vorrede.

Ueber die Grundsätze, welche diese neue Umarbeitung geleitet, habe ich mich in der Vorrede zu meiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod" ausgesprochen. Das gegenwärtige Werk schließt sich unmittelbar an dasselbe an und bildet ein Ganzes; da es aber auch für sich fortbestehn soll, und ich nicht voraussetzen darf, daß die Besitzer des einen das andere haben, so sei mir verstattet, sie hier zu wiederholen.

— Jede geistige Thätigkeit des Volks hat ihre Zeit: bald tritt die Dichtkunst, bald die Philosophie, bald das Rechtswesen, bald die Politik, bald die religiöse Stimmung in den Vordergrund, und beeinträchtigt die andern Momente, oder wenigstens die Theilnahme des Volks und die Wirkung auf dasselbe. Die Geschichte des geistigen Lebens hat die Aufgabe, für jede Periode das Uebergewicht des einen geistigen Moments über die andern in der Darstellung ebenso deutlich hervortreten zu lassen, wie es in der Wirklichkeit stattfand.

Zum richtigen Verständniß der Schriften gehört Einsicht in das Publicum und die Persönlichkeit der Schriftsteller; man versteht jene nur halb, wenn man nicht weiß, aus welchen Motiven sie hervorgegangen, in welchem Geist sie geschrieben und wie sie aufgenommen sind.

Nicht immer geben die Schriftsteller ihr Bestes in ihren Werken aus. Goethe's Dichtungen sind Illustrationen seines Lebens, Männer wie Jacobi, Hamann, Lavater, zum Theil auch Herder, würde man ganz schief beurtheilen, wenn man ihre persönlichen Mittheilungen unberücksichtigt ließe. Es giebt Perioden, wo der vertrauliche individuelle Verkehr für das Verständniß des herrschenden Geistes wichtiger ist als der öffentliche; Perioden, wo das Gemüth eine allgemeine Macht wird, wo Liebes- und Freundschaftsbriefe eine geschichtliche Wichtigkeit haben.

Die Kraft der Zeit drängt sich auf allen Gebieten in verhältnißmäßig wenig Individuen zusammen, die ihr den Ausdruck geben; kennt man diese vollständig, so kennt man auch die Zeit, die ihnen als Basis dient. In der Geschichte des geistigen Lebens ist es nicht anders als in der politischen Geschichte: auch in jener läßt sich die gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung der Helden in Form von Grund und Folge entwickeln. Wenigstens habe ich so empfunden, als ich die geistige Bewegung von den ersten Kämpfen des gesunden Menschenverstandes und des Gefühls gegen den kirchlichen Zunftzwang bis auf unsere Tage in ihrem innern Zusammenhang zu erforschen mich bemühte. Es schien mir, als ob diese geistigen Kämpfe Deutschlands ein ebenso zusammenhängendes und einheitliches Gemälde bilden als irgend ein geistiger Kampf; mit andern Worten, daß sie sich vollkommen für die Form der Erzählung qualificiren. Freilich darf der Erzähler nie vergessen, daß er

den Zusammenhang nicht nach einem wissenschaftlichen Gesetz, sondern nur durch Anschauung findet: je reiner es ihm gelingt, die Thatsachen zur Anschauung zu bringen, desto nützlicher wird sein Bemühen sein; ohnehin ist das Spiel mit geprägten Urtheilen bei uns viel geläufiger als eindringende Kenntniß.

Die Form der Erzählung bedingt mit Nothwendigkeit die chronologische Folge: die Ursache muß vorher erzählt werden, ehe die Wirkung erzählt wird. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens verkenne ich keineswegs. Die Aufmerksamkeit wird nach verschiedenen Seiten hin zersplittert, und es ist nicht leicht, die Gruppirung der Massen nach Licht und Schatten so deutlich hervortreten zu lassen, daß keine Unruhe entsteht. Aber diese bei weitem schwierigere Methode der andern beliebten vorzuziehn, nach welcher zuerst ein Schriftsteller oder eine Richtung ganz abgefertigt wird, bevor man den andern vornimmt, dazu bestimmte mich noch ein in der Sache liegender Grund. Man macht sich von jedem Schriftsteller, den man aus seinen Gesammtwerken kennt, unwillkürlich ein einheitliches Bild, das man auf alle Perioden seines Lebens überträgt. Dadurch wird man bald gegen ihn ungerecht, bald gegen die Zeit, auf die er wirkte. Das richtige Verhältniß zwischen beiden wird nur dadurch hergestellt, daß man ihn in jeder Phase seiner Entwickelung, thätig und leidend, gebend und empfangend, mit seinen Zeitgenossen zusammenhält. —

Ich habe nur noch wenig hinzuzufügen.

Was „Geschichte des geistigen Lebens" im höchsten Sinn des Worts sagen will, zeigt für die Jahre 1764—1774 Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Er schildert einfach, was er empfunden, gelernt, gelebt, geschaffen und in seinem Leben krystallisirt sich das geistige Leben der Nation. Er hätte sein Werk noch vielleicht über ein Menschenalter fortsetzen können; weiter hinaus in der Weise nicht mehr, denn seitdem traten viele ernste und große Regungen über seinen geistigen Kreis hinaus.

Für einen weitern Zeitraum würde das Ideal der Geschichte sein, wenn ein Mann in sich noch einmal die geistige Arbeit der Früheren durchlebte, durchdächte, durchempfände, selbständig weiter förderte. Ein solcher Mann, der nach allen Richtungen eigen und gründlich existirte, würde aber schwerlich darauf kommen, eine Literaturgeschichte zu schreiben.

Ein jeder Versuch der Art leidet an den Grenzen des geistigen Horizonts, den der Verfasser beherrscht; über diese Grenzen kann er nicht hinaus. Aber eine Verpflichtung hat er: die Grenzen zu kennen, nichts zu sagen, was er nicht weiß und lebendig versteht. Ich habe mich ernstlich bestrebt, diese Pflicht im Auge zu behalten, freilich mit dem Bewußtsein, daß ihre Erfüllung gerade so schwer ist, als die Erfüllung des allerunbedingtesten Gebots in der moralischen Welt, der Wahrheit.

Berlin, d. 20. August 1865.

Inhalt.

*) S. 25 lies „Landfrieden von 1495" st. 1795. — S. 37 lies „Landgraf von Hessen" st. Kurfürst. — S. 49 lies „Weisheitsdurst" st. „Weisheitsdienst".

**) S. 118. Z. 18. v. o. lies „von einem Verstande" st. „von meinem Verstande".

***) S. 228 Z. 10 v. u. lies Rührung st. Richtung. S. 265 Z. 10 v. u. lies „zum Ziel" st. „zum Theil".

*) S. 345 Z. 6 v. o. lies entschädigen st. entschuldigen. S. 392 Z. 5 v. u. lies „mit Cotta" st. „mit Lotte".

Erstes Buch.

Als Lessing starb — 15. Febr. 1781 — ging es wie ein ernster Schauer durch die ganze Nation. Der Faden einer im entschiedensten Aufsteigen begriffenen Lebenskraft war plötzlich abgeschnitten; ja es war als ob das Gewissen der deutschen Literatur verstummt und jeder Ungebühr freier Spielraum geöffnet wäre. In hastigen Schöpfungen hatte bisher der Genius sich ausgegeben, es stockte nun eine Zeit lang, und das Bedürfniß trat ein, in sich zu gehn, sich zu orientiren; auf die Zeit des Schaffens folgt eine Periode der Reflexion.

Das Menschenalter, welches Lessings Thätigkeit umfaßt, hatte in der deutschen Bildung eine Wiedergeburt ohne gleichen bewirkt. Das Volk, zu welchem die Dichter von 1781 zu reden hatten, war himmelweit von seinen Vätern verschieden; es hatte eine Welt von Empfindungen und Ideen durchlebt, die eigne Vergangenheit war ihm fremd geworden.

Die Poesie hatte ein Werk der Freiheit vollbracht; sie hatte die Schranken gesprengt, welche den Einzelnen an Herkommen und Vorurtheile banden, durch Absperrung zufälliger Gruppen das Gemeingefühl beeinträchtigten. Nicht mehr im Dienst der Gelegenheit, nicht mehr ein Spiel müssiger Stunden, war sie Herzenssache geworden, und vermehrte das Wissen vom Leben und von der Welt. Durch Klopstock von dem Recht und der Würde des Gefühls überzeugt, hatte sie durch Goethe die Vollkraft und den Reichthum des Gefühls überkommen; die eigene Erfahrung eines schönen und guten Lebens hatte den Gehalt des allgemeinen Lebens ins Unendliche gesteigert. Die Liebe, vom Bann der Alltäglichkeit gelöst, hatte das Wort gefunden; die Phantasie wagte nach dem Höchsten zu greifen, und jeder Jüngling bemühte sich um eine eigene

Welt des Herzens. Der Zauber der Liebe und Poesie ergoß sich über die ganze Natur, die Welt war voll Farbe und Leben. Die steifen Formen, die man dem Hof von Versailles kümmerlich nachgebildet, galten als veraltet; Dichter und Schauspieler gingen auf Wahrheit und Naturtreue aus; man sah Leidenschaften, starke Gemüthsconflicte, man sah deutsche Naturen und deutsche Sitten, oft scheu und unbeholfen, aber ehrlich strebsam und voll Eifer nach dem Besten.

Das Alterthum hatte aufgehört, eine akademische Schablone für unreife Schulübungen zu sein; es war nicht mehr ein Aggregat todter Namen. Winckelmann hatte zuerst die Sachen gewiesen, das Auge für die Fremde geöffnet; Lessing war ihm mit dem Richtmaß gefolgt, Herder hatte mit seinem Spürsinn die historische Perspective entdeckt. Die Griechen, die man sonst als Weltschulmeister gefürchtet, leuchteten in ungeahnten frischen Farben; im Homer wie in der Bibel sah man den Ausdruck individueller Natur. Bald folgte die Gelehrsamkeit diesen Spuren; das freie Studium hatte die verstockte Zunft bezwungen, die Männer der Katheder traten mit saurem Gesicht in die Fußtapfen Winckelmanns, Lessings und Herders. Voß lud das gesammte Volk zur Theilnahme ein, und es folgte willig und mit Freuden.

Noch übler war den Facultäten in der Theologie mitgespielt. Wer kümmerte sich noch um den Streit der Kanzeln und Conventikel! Mit Geißel und Schwert hatte Lessing die Verkäufer aus dem Heiligthum getrieben, die Schriftgelehrten waren stumm vor Schreck, das Herz hatte sich klar gemacht, was es in der Religion suchte, der Verstand hatte sein scholastisches Gängelband abgeworfen, überall wollte man Sachen statt der Namen. Man hatte fragen gelernt; daß die Antwort auf sich warten ließ, stachelte nur den Forschungstrieb. Poesie, Wissenschaft und Religion; Phantasie, Verstand und Gefühl: — ging es auch etwas bunt durch einander, der Geist hatte doch seine Einheit begriffen.

Eine gleiche Umwälzung in der Sittlichkeit. Der Spießbürger, sonst regierender Herr in der Zunft und am Heerd, war zum Kinderspott geworden. Im eignen Herzen suchte jeder Einzelne den Quell des Rechts und der Sitte. Wer jetzt die Deutschen noch ein Bedientenvolk schalt, that Unrecht: sie hatten die Livree abgeworfen und fühlten sich als Kinder Gottes. Daß man über Herzensangelegenheiten zu redselig war, und daß zuweilen an Stelle der Verknöcherung Verschwommenheit eintrat, mochte man beim Uebergang in den Kauf nehmen.

Menschen wollten sie vor allem sein, an der Idee des Bürgers klebte noch immer etwas vom Philister und Bedienten. Das deutsche Vaterland dagegen wollten sie nicht aufgeben: die Vaterlandsliebe und ihren Werth kannte man

schon aus der Schule, aus Tacitus, Nepos, Plutarch; man feierte die teutoburger Schlacht und bemühte sich, für Wodan zu empfinden; man forderte Franzosen und Engländer zum literarischen Wettstreit heraus. Aber wo war das deutsche Vaterland?

„Die Liebe zum Vaterlande ist groß in mir geworden!“ schrieb Schiller 1793: er meinte Würtemburg; solche lapsus calami kamen noch lange vor, der Pfahlbürger steckte noch zu tief in dem Kosmopoliten. Wie gern hätte man auch in Deutschland gefühlt, was in Nordamerika, auch schon in Paris in so gährender Wildheit sich regte. Als Roßbach geschlagen war, blickte man sehnsüchtig nach Berlin, der „Grenadier“ fand selbst in Süddeutschland Wiederhall: aber Friedrich wußte nichts von diesen Liedern, Quintus Icilius verbarg ihm, was in seinem Volk vorging. Dann kam Joseph, und aller Augen wandten sich nach Wien. Klopstock verkündete eine große sittliche Leitung der Kunst und Wissenschaft, auch Wieland und Lessing gehörten zu den Gläubigen. Aber der Kaiser vergaß morgen, was er gestern gewollt, und das lustige Wien erbaute sich an der travestirten Aeneide.

Die Reichsstädte, früher starke Sammelpunkte, verspießbürgerten immer mehr, je gewaltiger die großen Militärmächte sich entfalteten. Zuletzt blieb der Vaterlandsliebe der deutschen Literatur nichts übrig, als hinzugehen, wo man sie aufnahm. Die kleinen Höfe bemächtigten sich der Dichtkunst, wie vor zwei Jahrhunderten der Reformation: etwas mußten sie für sich haben, da in der großen Action für sie kein Spielraum war. Pfalz, Braunschweig hatten schwache Versuche gemacht, in Weimar gelang es: Wieland und Knebel legten den Grund; es folgte Goethe, dann Herder. Zusammenhang war mit fast allen literarischen Größen Deutschlands, wie in einem Taubenschlage flogen Genies ein und aus. Mit schmalen Mitteln, aber mit gutem Willen und einem lebhaften Bildungstrieb, der scheinbar die Kraft ersetzte, gelang es Weimar, fast für ein Menschenalter Residenz der deutschen Literatur zu werden. Dieser Umstand war entscheidend für den literarischen Charakter des nächsten Geschlechts.

Es ist nicht bloße Neugier, wenn man sich nach den Umgebungen unserer classischen Dichter aufmerksamer umsieht. Ihre Leistungen richtig zu würdigen, muß man sich ihr Verhältniß zur allgemeinen Bildung des Zeitalters versinnlichen; man muß wissen, was sie von ihren Zeitgenossen empfingen, was sie ihnen gaben und was sie ihnen waren. Bei Griechen und Römern, bei Spaniern und Franzosen, selbst bei Italienern und Briten ist das nicht schwer: sociale und geistige Aristokratie, Publicum und Nation fiel zusammen, das ganze Culturleben hatte sich in einen mächtigen Mittelpunkt zusammengedrängt, und die Dichter hatten keine andere Aufgabe, als dem Gemeinsinn

den idealen Ausdruck zu finden: sie sprachen unmittelbar zur Nation. Ihre classische Periode war entweder Ausfluß des in voller Blüthe stehenden nationalen Lebens, oder die letzte reife Frucht einer im Absterben begriffenen Bildung. Deutschlands classische Periode dagegen geht dem Aufschwung des nationalen Lebens voraus: sie konnte die Wirklichkeit nicht idealisiren, sie mußte der Wirklichkeit Ideale entgegenbringen. Die Dichter gaben, was sie in sich selbst erlebt, in der Fremde geträumt, oder den Sagen der Vorzeit entnommen: sie brauchten ein gleichgestimmtes Medium, durch welches sie das Volk verstanden und dem Volk verständlich wurden. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht," sagt Goethe im Tasso, „verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Die Freunde sind die kleine Welt, nach der sie Stimmungen und Perspectiven abmessen.

32 J. war Goethe alt, als sein Geburtstag, 28. August 1781, vom Weimarer Hof in Tiefurt als einer der glücklichsten und segensreichsten gefeiert wurde, welche das Schicksal der neuen Zeit gegönnt. Die Herzogin Mutter Amalie (42 J.), die jetzt noch bei Wieland Griechisch, bei Oeser Zeichnen lernte, lebenslustig wie in ihren jüngern Tagen, hatte das Fest arrangirt, Herzog Karl August (24 J.) spielte mit; Corona Schröter (31 J.) als Minerva bekränzte die Büste des Dichters. Goethes Treiben in Weimar war bisher ein sehr buntes gewesen: er hatte das Liebhabertheater dirigirt, für Maskenspiele gesorgt, Parkanlagen entworfen, in allen Vergnügungen und Staatsgeschäften des Fürsten Rath geleistet und hilfreiche Hand geboten. Er war Vertrauter ohne bestimmte Pflichten. Von seinem Volk war er vorläufig geschieden; er hatte die Iphigenie und eine Reihe der schönsten Lieder gedichtet, aber nur die nächsten Freunde wußten davon. In diesem Kreise bewegte sich sein ganzes Sein. Der junge Herzog, trotz der Unbändigkeit und Unruhe in seinem Wesen, war unter Goethes Freunden, das ganze Leben gerechnet, derjenige, der ihn am vielseitigsten verstand, ihn am freisten gewähren ließ; klug und gut, um ganz in seine Ideen und Träume einzugehn; freilich dabei immer der Herr, der zu bestimmen hatte, was geschehn sollte. Ihm in nächster Nähe Wieland und Knebel, wohlgesinnt; die Herzogin Louise (24 J.), edler und größer als die kleinen Verhältnisse, früher unglücklich über das studentische Treiben, jetzt milder auch gegen Goethe, seitdem die Schweizerfahrt von 1779 die Gemüther etwas in Ruhe gebracht. Herder als Generalsuperintendent, unzufrieden wie immer, von Goethe bald mächtig angezogen bald beleidigt: diese geistreich aristokratische Gesellschaft ganz abgesondert vom Spießbürgerthum der kleinen Stadt, die kein eignes Leben hatte.

Wie Goethe selbst über seine Lage urtheilte, zeigt ein Brief an seine

Mutter, 11. Aug. 1781. „Sie hat ungeachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehn möchte. Merck u. s. w. beurtheilen meinen Zustand ganz falsch: sie sehen nur was ich aufopfere, nicht was ich gewinne; und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich soviel hingebe. Sie erinnern Sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel sich und Andern unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehn, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch soviel Prüfungen ging, die soviel hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir nach meiner Art zu sein einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so finde ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen bald im Kleinen anzuwenden. — Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die soviel Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indeß quillt ein großer Theil des guten Muthes, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden; denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigener und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde mir manches sehr sauer werden."

„Mein Leben," klagte er im höhern Alter gegen Eckermann, „war das

ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Der Ansprüche an meine Thätigkeit waren zuviel. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dies durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt, gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Treiben zurückgehalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter mehr gemacht haben."

Wohl kann man sich vorstellen, daß es dem Dichter mitunter peinlich war, mit steifen Amtsgenossen sich an den Aktentisch zu setzen, und was leicht zu entscheiden war, in wechselnden Gesprächen zu überlegen. Aber das war nicht die Hauptsache. Es lebte in Goethe der leidenschaftliche Trieb, die Welt in ihren Tiefen kennen zu lernen, und nur dem gelingt es, der in ihr wirkt und schafft. Auch ohne äußere Nöthigung hätte Goethe versucht, sich am wirklichen Leben zu betheiligen, und bequemer als in Weimar konnte es ihm nirgend geboten werden. Aber leistete ihm seine Thätigkeit, was er heimlich suchte? gab sie ihm den Schlüssel für den Weltlauf und das Weltgesetz?

„Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig bin, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andre arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Die Welt ist eng, und nicht jeder Boden taugt jedem Baum; der Menschen Wesen ist kümmerlich, und man ist beschämt, wie man vor soviel Tausenden begünstigt ist. Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen. — Es freut mich, daß ich gegen die Unbequemlichkeiten völlig gleichgültig bin, sobald es sein muß und das Unternehmen einen Zweck hat: das Zwecklose macht mich rasend, und ich hab' ihm eine ewige Feindschaft geschworen." (2. April 1782.)

Dies ist der Punkt. Noch deutlicher spricht er sich 14 J. später gegen seinen jungen Freund Fritz v. Stein aus, als er denselben in dem Vorsatz bestärkt, in preußische Dienste zu treten: „Wer gern leben mag und ein entschiednes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden."*)

*) Als Gegensatz fiel ihm bei einem Besuch in Leipzig Dec 1782 das Treiben einer großen Stadt auf: „es steckt ungtaublich viel hier zusammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehn. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt sein kleines Orginal, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig."

Auf diesen Punkt drängte er beständig den fürstlichen Freund, zu leben wie ein großer Grundbesitzer und in der nächsten kleinen Welt den Kreis seiner Pflichten und Wünsche zu suchen. Es liegt aber im Wesen der Kleinstaaten, daß gerade die besten Naturen schwer resigniren. Des Herzogs Ehrgeiz ging weiter: er wollte für Deutschland wirken, im großen Bezirk die Kraft seines Willens erproben. Wenn Goethe richtig erkannte, daß dergleichen zuletzt in Militärspielerei ausartet, so war es ebenso begreiflich, daß der Herzog sich dieser Erkenntniß entzog. In dem Zwitterwesen zwischen einem Aristokraten, dem doch das stärkende und bändigende Gefühl der Genossenschaft abgeht, der sich weder als Glied eines Standes noch eines Staats fühlt, und einem Monarchen, der kein stolzes sittliches Ganze vertritt, der mit wenig Schritten an die Grenze seines Machtbezirks gelangt, liegt für stark angelegte Naturen die Quelle ewigen Unmuths, der sich dann den Umgebungen mittheilt.

In Stunden des Verdrusses klagte Goethe wohl die Persönlichkeit des Freundes an. Wie edel, rein und frei er seine Stellung auffaßte, wie edel, rein und frei er sie auffassen durfte, zeigt unzweideutig das schöne Gedicht „in Ilmenau" (3. Sept. 1783). Aber die Verhältnisse waren stärker als der gute Wille, und oft grollte er dem Herzog, daß „die Knoten in dem Strange seines Wesens eine ruhige Aufwickelung des Fadens hinderten." (März 1781.) „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß die Fürsten so toll, dumm und albern sind. Nicht leicht hat einer soviel gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer soviel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Fleck, und das Kind und der Fischschwanz gucken, ehe man sich's versieht, wieder hervor. So passionirt er fürs Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darin wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen." Und bald darauf (12. Nov.): „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit." Auch das war nicht persönliche Schwäche, sondern der Fluch der Kleinstaaterei.

Das Zwecklose konnte Goethe nicht ertragen, und doch wurde er selbst genöthigt, sich am Zwecklosen zu betheiligen. In seiner eigenen Stellung war ein Widerspruch. „Staatssachen," sagt er einmal, „sollte sich der Mensch, der darein versetzt ist, ganz widmen, und ich möchte doch soviel anderes auch nicht fallen lassen." Indem ihn verdroß, daß die allgemeinen Angelegenheiten den Fürsten zu sehr in Anspruch nahmen und den Frieden des engen Bezirks

störten, begegnete ihm wohl, das Recht des Allgemeinen zu verkennen, und im Groll sich falsche Perspective zu bilden, die auch dem Dichter die Weite des Blicks verkümmerten.

Es ist der größte Segen für den Menschen, wenn er Arbeit und Spiel, Traum und Wachen rein zu halten vermag. In Goethes Beruf wogte beides durch einander; er war in einem unruhigen Maskenspiel, wo der Schein die Wirklichkeit durchkreuzte und den Maßstab unsicher machte. Die ersten Männer Deutschlands waren wie ihre spätern Statuen zu groß für den Ort, zu sehr an einander gedrängt: sie waren darauf angewiesen, einander Kleines und Großes abzulauschen, und da diese Privatbeziehungen Gegenstand der Oeffentlichkeit wurden, konnte es nicht fehlen, daß man den Werth derselben überschätzte.

Nicht die Zeit, die Goethe auf Amtsgeschäfte verwandte, beeinträchtigte seine Poesie, sonderen die Verschwendung seiner poetischen Kraft an frivole Zwecke. Neigung und Pflicht veranlaßte ihn, den geistreichen, anspruchsvollen und doch nachsichtigen Kreis der Freunde mit dichterischen Scherzen zu unterhalten, und an dieses Spiel Geist und Gemüth heillos zu vergeuden. Die großen Dichter aller Nationen waren äußerlich und innerlich genöthigt, für einen gegebenen Zweck, für die fernstehende und doch im großen Sinn ihnen verwandte Menge zu schaffen, die scheinbare Schranke gab ihnen zugleich die rechte Perspective. Daß Goethe dieser Nothwendigkeit überhoben war, gereichte seiner Kunst nicht zum Segen, denn es verleitete ihn, es auch in größern Werken nicht genau zu nehmen, der Eingebung des Augenblicks zu viel zu überlassen. Ohnehin zum fragmentarischen Schaffen geneigt, fand er nun für jede halbfertige Improvisation ein bereites Publicum, und ließ sich daran genügen. Die echte Stille fehlte ihm wie der Strom der Welt; Weimar war eine sehr kleine Welt, unruhig geschäftig wie alles Kleine; die Stille mußte er heimlich suchen, wenn er sich in seine Waldeinsamkeit auf dem Gickelhahn vergrub.

Das quälende Gefühl dieses Zwitterwesens lastete nicht allein auf ihm; von Wieland und Herder hören wir beständige Klagen, am vernehmlichsten drückt sich der Mann aus, der Goethe nach Weimar gebracht, v. Knebel (geb. 30. Nov. 1744). Er liebte aufrichtig den Herzog, mit dem er auf vertrautestem Fuß stand, ebenso die beiden Herzoginnen, Goethe, Herder, Wieland, aber er hatte das Gefühl eines unnützen Lebens. Zum Theil war es Hypochondrie: von Gemüth ein sanfter Lyriker, hielt er sich für einen Vulkan,*) aber es hatte auch sachliche Gründe. Einmal kam es soweit, daß

*) „Ein vulkanisches Feuer tobt und zehrt in meinem Busen, und wenn es gleich nicht zum Ausbruch kommt, so frißt es desto mehr Kräfte." — „Früh schon reizte mich

er um seinen Abschied bat, die Antwort des Herzogs, 4. Oct. 1781, ist ein herrliches Zeugniß für das edle, liebevolle, ja zärtliche Gemüth des Fürsten. Wenn er ihn fragt: „ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken zu sein? willst Du nun dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen?" — so hätte sich manches darauf erwidern lassen; aber wie sollte Knebel den herzlichen Worten widerstehn: „laß uns die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich Glücklichen keine Stunde; geh also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige Dich, wie wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleichwie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel gebeizten kalten Auerhahns Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

Von den Jugendfreunden aus der Sturm- und Drangzeit waren Goethe nur wenige geblieben: mit Klinger, Lenz, Stolberg, Jacobi, Heinse, Kaufmann war es zum förmlichen Bruch gekommen. Einigen Ersatz gewährten die Naturforscher in Göttingen und Kassel, der Hof von Gotha, den er häufig besuchte, der kurmainzische Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg, geb. 8. Febr. 1744, ein wohlmeinender Anempfinder, dilettantisch und oberflächlich, aber als vornehmer Gönner der schönen Wissenschaften allgemein geschätzt. Wichtiger für den Dichter war der Frauenverkehr. Erst in unserer Zeit wurden die geheimen Archive desselben aufgeschlossen, die Briefe und Tagebücher, welche die Pietät sorgfältig aufbewahrt hatte. Aus der Fülle dieses Lebens ergoß sich selbst über die marmorkalten Bildwerke der spätern Zeit ein warmer Strahl der Liebe.

Seit fünf Jahren war Goethe im Dienst der Frau v. Stein. Es war ein wunderbares Verhältniß: sie sieben Jahr älter als er (geb. 25. Dec. 1742), ihr Mann, schwach von Charakter, aber doch soweit präsentabel, daß er seine Stelle bei Hof ausfüllte, zuweilen mit der Frau zu Goethe eingeladen; ihr

der Gedanke, all mein Dichten und Trachten darauf anzuwenden, die Natur des Menschen und seinen eigentlichen Standpunkt in dieser Welt auszuforschen. Nun fühle ich, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gefühl ihres Daseins kommen kann noch kommen darf; der Weiseste ist genöthigt, sich über das Leben zu täuschen." — — „Grabheit und Langeweile mit Respect aufgestutzt, ist eine Situation der Hölle. So eine Hofgesellschaft ist etwas Abscheuliches." — Seine Schwester Henriette, geb. 29. Juni 1755, die bis zum Tod des Vaters 1787 in Anspach blieb, war seine Vertraute.

ältester Sohn Fritz ganz von Goethe erzogen, sein beständiger Begleiter auf den Reisen („Christus," schreibt er ihr Sept. 1781, „hat recht, uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden!"); die Beziehungen so offen als möglich, und doch so, daß Niemand Anstoß nahm. Sie hatte Geist und Empfindung genug, an all seinen Träumen, Entwürfen und Arbeiten sich zu betheiligen; fein organisirt, sinnvoll, scharf beobachtend, scheinbar offen und doch von einer Tiefe, die immer zu neuem Forschen reizte. Das Verhältniß ließ es nicht dazu kommen, daß Goethe's häusliches Leben sich in die Sitte einfügte, und wie ungesund es im Grunde war, zeigt der Ausgang. Aber wie er nun war, hätte ein gesundes sittliches Leben nie diese Gluth der Empfindung angefacht, die ihn beunruhigte und beglückte. Wie tief und schön diese Gluth war, mag ein Auszug aus den Briefen des Jahres 1781 zeigen.

„Reime kann ich nicht schicken, denn mein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand, aber die Poesie, meine Beste zu lieben, kann mir nicht genommen werden. — Ich habe keinen zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen." — „Wenn ich so wohl wäre als ich Sie lieb habe, müßte ich recht sehr wohl sein." — „Ich sehne mich nach Ihren lieben Augen, die mir gegenwärtiger sind als irgend etwas Sicht- oder Unsichtbares. Noch nie hab ich Sie so lieb gehabt und noch nie bin ich so nah gewesen, Ihrer Liebe werth zu sein. — Ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt." — „Meine Seele ist fest an die Deine gewachsen, und Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, daß mich Dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte. Mein Noviciat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine lange Zeit nicht Du sagen konnte. Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünsche." — „Ich möchte Ihnen mein Leben, mich ganz hingeben, um mich aus Ihren Händen wieder zu empfangen. — Ihre Liebe macht mir ein schönes Klima um mich, und ich bin auf dem Wege, mich durch sie von manchem Ueberrest der Sünden und Mängel zu curiren. — Meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß am Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Instinct, und es ward mir nicht wohl dabei. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk und mache mich recht gut! Du kannst's, nicht

nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe." — „Hab ich doch, wenn auch die Himmelssonne sich verbirgt, eine andere, die sich nicht versteckt noch untergeht. Meine Liebe ist wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen. — Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was die Liebe für ein Umkehrens in meinem Wesen macht. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe? — Es ist ein Glück, daß sich des Tags über soviel Hausen Geschäfte zwischen Dich und mich legen, sonst wär ich den ganzen Tag bei Dir. Meine Seele ist auf Deinen Lippen." — „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling, und als einen solchen mußt Du mich auch lieben." — „Wir sind wohl verheirathet, doch durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. — Ich kann's nicht wenden, vor Dir zu knieen, und Dir tausendmal zu sagen, daß ich ganz Dein bin." — „Es thut mir nichts weher, als wenn wir uns einen Augenblick mißverstehn, als wenn mein Wesen an Deines falsch anschlägt, mit oder ohne meine Schuld. — Den Sonnenstrahlen, die Deine Fenster bescheinen, sind meine Blicke beigemischt. — Deine Gestalt und Deine Liebe glänzen immer um mich, und wie in eine glückliche Heimath trage ich alles in Gedanken zu Dir." „Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst, forderst Du ganz für Dich, und mit Recht. Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin, scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt immerfort wie in Wolken erblicke; sie leuchtet mir freundlich und treu, wie durch des Mondlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne schimmern."

„Wie Du mir gegenwärtig bist, wie Deine Liebe mich leitet, gleich einem bekannten Gestirn, will ich Dir nicht sagen, mag meine Sehnsucht nicht vermehren ... Ich kümmere mich um irdische Dinge um der Irdischen willen. Mein inneres Leben ist bei Dir, und mein Reich nicht von dieser Welt. Wie wundersam, wenn des Menschen ganzes schweres Glück an so einem einzigen Faden hängt." *)

*) Von den verschiedenen Frauen, die ihn sonst beschäftigten, tritt die Gemahlin eines wunderlichen Grafen Werthern in Neunheiligen hervor, eine Passion des Herzogs, die häufig besucht wurde. „Wie oft," schreibt Goethe 11. März 1781 an Frau v. Stein, „hab' ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen, und habe mir nie etwas dabei denken können ... Dies kleine Wesen hat mich er-

Was ihn wohl am meisten fesselte, war, daß ihrer Seele nicht leicht auf den Grund zu kommen war. Sie gewöhnte ihn daran, auch den Irrungen des eigenen Herzens aufmerksamer nachzugehn. „In mir reinigt sich's unendlich; und doch sagst Du wohl," (an Lavater 9. April 1781), „daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als Concepte, die er von seiner eigenen Natur hat? Oder vielmehr möcht' ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist, das Fegfeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durch einander gehn und wirken." Und bald darauf: „die Götter machen es recht künstlich, daß auch ein Mensch, den sie nach und nach der Kindheit entreißen, dem sie einige Klugheit gönnen, daß auch der immer noch im Unmöglichen eine Laufbahn vor sich sieht."

Wie ihn das Leben, wie die Empfindung ihn zerstreute, seine Gedanken waren fortdauernd auf das Ewige gerichtet, auf den bleibenden Inhalt und die feste Richtung des Lebens; in den meisten Gedichten der Zeit ist ein sittlicher Grundton. — „Mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch! Hebt er sich aufwärts, und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgend haften dann die unsichern Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde. Steht er mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde, reicht er nicht auf, nur mit der Eiche oder der Rebe sich zu vergleichen. Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette." — „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. — Heil den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen! Sein Beispiel

---

leuchtet, diese hat Welt, oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln, sie ist wie Quecksilber, das sich in einem Augenblick tausendfach theilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehn muß, um es zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch nichts giebt, sie spendet nicht nach Standesgebühr und Würden jedem das eingesiegelte zugedachte Packetchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt; sie tractirt's mit einer Leichtigkeit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klavier, ohne auf die Noten zu sehen, herumruschelt, und doch weiß sie immer, was und mit wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens. — Sie kennt den größten Theil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa, theils durch sich, theils durch andere; das Leben, Treiben, Verhältniß sovieler Menschen ist ihr gegenwärtig im höchsten Sinne des Worts. Es kleidet sie alles, was sie sich von jedem zueignet, und was sie jedem giebt, thut ihm wohl."

lehr' uns jene glauben. Denn unfühlend ist die Natur: es leuchtet die Sonne über Bös' und Gute . . . . Nach ewigen, ehrnen, großen Gesetzen müssen wir alle unsers Daseins Kreise vollenden. — Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche: er unterscheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihen. Er allein darf den Guten lohnen, den Bösen strafen, heilen und retten; alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden. Und wir verehren die Unsterblichen, als wären sie Menschen, thäten im Großen, was der Beste im Kleinen thut oder möchte." — Wie im Gedicht, so trachtete er in seinem Tagewerk nach dem Bleibenden, und so konnte er zum Schluß des Jahres 1781 aufzeichnen: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick."

Die unmittelbaren Aufzeichnungen jener Zeit sind um so wichtiger, da nur in ihnen sein Gemüth sich voll hingab, da das eigentliche Schaffen fragmentarisch blieb. Abgesehn vom Elpenor kommen hier Tasso und Wilhelm Meister in Betracht: entgegengesetzt in der Form, verwandt in den Problemen. Das Drama wurde Nov. 1780 begonnen, Aug. 1781 konnte Goethe der Herzogin die zwei ersten Acte vorlesen, bei denen es blieb. Das erste Buch des Romans war Mai 1778 geschrieben, 1781 wurde er wieder vorgesucht und dann langsam ausgearbeitet. Von beiden Entwürfen ist nach Goethe's eigner Angabe wenig geblieben: ursprünglich war die jugendliche Entwickelung Wilhelms ausführlich erzählt, auch das Verhältniß zu Marianne nahm eine andere Wendung. Die Fäden, welche diese Dichtungen mit dem wirklichen Leben verknüpfen, sind noch deutlich genug zu erkennen. „Ich danke den Göttern," schreibt Goethe 28. April 1781 an Fr. v. Stein, „daß sie mir die Gabe gegeben, in wohlklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele vorgeht" — „und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen was ich leide." Daß diese Gabe des Dichters, „die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen," (Kant's Anthropologie) leicht die Stetigkeit und Sicherheit des Charakters beeinträchtigt, dies Gefühl macht die Atmosphäre des Tasso etwas schwül. Der Dichter bedarf der Welt, denn ohne sie ist seine Einbildungskraft leer; aber die Welt ist hart, sie verletzt sein Gemüth, das eignen Gesetzen folgen will, und stört die Stille, in der das Talent gedeiht. Tasso sucht der Welt ihr Geheimniß abzulauschen; überall findet er Maximen, die ihn über sie verständigen, ihren Sinn adeln und erhöhen; aber dieselben seinem Handeln aufzuprägen, wird ihm lästig. Der Hof, das Theater ist günstig für die Bildung; in beiden erwirbt man äußere Haltung, und kein strenges Geschäft hemmt das Spiel der Bilder und Empfindungen; aber beide fordern Reserve, und in der be-

ständigen Aufmerksamkeit auf sich selbst büßt Natur und Freiheit ein. Auf beiden Wegen geht der Dichter in der Irre, wenn es nur auf Erreichung des Ziels ankommt, aber der Weg selbst entschädigt, ihn und die Welt.

Auch einen ältern Versuch, den Egmont, nahm er wieder vor. Das Stück war ihm innerlich fremd geworden, er begnügte sich, „das zu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht",. in der neuen Fassung konnte er es 5. Mai 1782 Möser zusenden. Die Prosa steigert sich zum jambischen Rhythmus, die Musik hüllt die Handlung, vielleicht zu sehr, in ein ideales Gewand. Dem Dichter hat ein dramatischer Inhalt vorgeschwebt, er hat ihn aber lyrisch und musikalisch zerfetzt; es ist eine Reihe prachtvoller Genrebilder. Der Held ist eine glückliche Natur, die ohne Verschulden, wenigstens ohne das Bewußtsein der Schuld, von dem Triebrad der Geschichte ergriffen, heiter untergeht, wie er gelebt.

Meisters Sehnsucht nach der Freiheit des Adels, nach dem Recht, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Zweck lediglich für die harmonische Ausbildung der Person zu sorgen, ist aus dem Herzen des frankfurter Bürgersohns geschöpft. Wenn aber Wilhelm ängstlich auf Schritt und Tritt der Vornehmen achtet, um gute Manieren zu lernen, so hatte Goethe das nicht nöthig: was er sagt und thut, ist Gesetz für die hochadlige Welt, er fühlt sich frei und ebenbürtig, er hat keine Ahnung, daß ihm noch etwas fehle. — Der Hof dachte anders.

Ende 1781 hielt ihm Herzogin Amalie eine „weitläufige Demonstration", daß ihn der Herzog müsse und wolle adeln lassen: „ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und einiges dabei nicht verhehlt." Doch mußte er sich fügen. 12. Mai 1782 wurde er als Gesandter in feierlichem Aufzug bei den thüringischen Höfen herumgeschickt, erhielt gleich darauf das Adelsdiplom („Ich bin so wunderbar gebaut," schreibt er an Fr. v. Stein, „daß ich mir gar nichts dabei denken kann"), und wurde 11. Juni an Stelle des Präsidenten v. Kalb („der sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt hatte"), zum Kammerpräsidenten und Vorsitzenden des Geheimenraths ernannt. 2. Juni bezog er seine Ministerwohnung in der Stadt; den Vater hatte er 25. Mai verloren. „Es geht mir," schreibt er an Merck, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal muß mir's nun freilich ernst und sehr ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht. Das Leben geht geschwind, und mit mir nimmt's einen frischen Gang. Manchmal wird mir's sauer, denn ich stehe redlich aus; dann denk ich wieder: hic est aut nusquam, quod

quaerimus."*) Und an Knebel, 29. Juli: „Nun hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden: was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich: ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch." — Er vergaß noch einen, wichtigen Gewinn: fortan hatte er bestimmte Pflichten.

Welch ein Segen darin liegt, an das, was man thut, gebunden zu sein, hat Goethe nie verkannt. Gleichwohl konnte er den dichterischen Trieb nicht soweit zurückdrängen, um nicht zuweilen die Gebundenheit mit Unmuth zu empfinden. Beides war natürlich, und beides hebt sich nicht auf, man muß nur wissen, die Fragmente an einander zu reihen. Wilhelm Meister ist ein Hausschatz für seine reichen Beobachtungen realer Zustände, und doch werden gerade in diesem Roman die stärksten Anklagen gegen das zerstreuende Geschäft des Tages laut. Als er zu seinen Jugendsachen zurückgriff und an die Umarbeitung des Werther ging,**) schreibt er an seine Freundin: „eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe ... Ich bin recht zu einem Privatmenschen geschaffen, und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und in eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." — „Wie sehr irrst Du," sagt Wilhelm Meister zu seinem Freunde Werner, der dem Dichten nur die Nebenstunden zugestehn mag, „wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne her-

*) Dem Herzog kam sein Amtseifer gar zu ernsthaft vor; er forderte Merck auf, ihm Handzeichnungen zu schaffen: „zum Nutzen und Frommen des Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität etwas entwurzeln kann;" aber Goethe verbat sich den Ankauf: „Karl August hat doch eigentlich keine Existenz in diesen Sachen, obgleich viel Liebhaberei dazu, und er muß unnöthige Ausgaben vermeiden."

**) In dieser Zeit wurde er an die alte halbverklungene Stimmung durch ein Mißverständniß mit Fr. v. Stein erinnert: „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat kein Wort und keinen Begriff für so etwas. So tief Deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen." — „Ich bin Dir so fest angebunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an eine Trennung dächte." (10. Sept.).

vorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich aufs köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch, von außen ungestört, mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht . . . Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen: er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehn, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?" — „Die goldne Kette gieb mir nicht . . . Gieb sie dem Kanzler, den Du hast . . . Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet." Das Gedicht ist von 1782.

Aehnlich beschreibt Wieland in dem „Sendschreiben an einen jungen Dichter" (den er übrigens vor seinem Beruf ernstlich warnt) in demselben Jahr, was den Dichter macht. „Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele gleich einer Aeolsharfe harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects verschönert zurück giebt, und so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird . . . Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre Zauberschöpfungen hervorhaucht . . . Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt . . . Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen . . . Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verleugnende und leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen. Ein Herz, das bei jeder edlen That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurückschaudert . . . Zu allen diesem, bei dem heitersten Sinn und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolger seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt; zur Einsamkeit."

Wieland, 48 J. (geb. 5. Sept. 1733) hatte mit dem Oberon, der ihn als Classiker legitimirte, seine poetische Ader im Wesentlichen erschöpft, was er später dichtete, reicht lange nicht an dieses Werk. Mit seiner prosaischen

aber guten Frau lebte er in glücklicher Ehe. „Ich habe," schreibt er 14. Febr. 1781 an die alte Freundin Sophie Laroche, „eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, vier Mädchen und vier Jungen, alle gesund und munter. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite." — Sophie Laroche (geb. 6. Dec. 1731) lebte in beschränkten Verhältnissen in Speier, seitdem ihr Mann 1780 wegen satirischer „Briefe über das Mönchswesen" seine Stelle verloren; sie erhielt sich durch literarische Arbeiten, wobei ihr Wieland treulich an die Hand ging.

Wieland selbst war hauptsächlich Journalist; sein „Mercur" bemühte sich, was in Literatur und Politik vorging, mit unparteiischem Urtheil zu begleiten. Er vertheidigte das Recht der Provincialsprache gegen die meißnischen Anmaßungen, zeigte altdeutsche Versuche*) und Bearbeitungen südlicher Dichter mit Freude an, förderte die „Volksmährchen" seines Freundes Musäus (geb. 1735, Professor am Gymnasium zu Weimar, † 1787), die ganz in seinem Sinn erzählt waren, und nahm mit besonderer Vorliebe an den Studien des Alterthums theil (Lucian, Horaz, Cicero), wobei eine ganze Zahl „Rettungen" herauskamen: mit einer gewissen Paradoxie wurden römische Kaiserinnen und griechische Hetären in ein günstiges Licht gestellt (Faustina, Julia, Aspasia).

Die Seele des „Mercur" war Kriegsrath Merck in Darmstadt, geb. 11. April 1741, Goethe's und Herder's alter Freund, vom gesammten Hof in Weimar verehrt und geliebt, Rathgeber und Helfer in allen ernsthaften Angelegenheiten. Die Thätigkeit dieses geistvollen aber hypochondrischen und in seiner Familie unglücklichen Mannes war unermeßlich. Als anerkannter Kunstkenner besorgte er alle Ankäufe für den Herzog, führte die Herzoginnen in den Galerien umher, vermittelte die Unterstützung und Beschäftigung hoffnungsvoller Künstler, auch in Rom und Paris**), schrieb für den Mercur

*) Eine Ausgabe der Nibelungen u. s. w. erschien 1783 in Berlin. „Meiner Einsicht nach," schreibt König Friedrich an den Herausgeber Müller, „sind die Gedichte aus dem 12. 13. u. 14. J. nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden; das mir eingesandte Exemplar mag sein Schicksal in der berliner Bibliothek erwarten."

**) Darunter Tischbein, geb. 1751 zu Hayna, 1779 in Rom, Febr. 1782 nach Zürich, wo er Bilder zu Goethe's Werken malte, Jan. 1783 nach Rom zurück. Wie

Rettungen Dürers, Beschreibungen von Kunstausstellungen, Fragmente aus der Kunstgeschichte. Alle ernsthaften Kritiken des Mercur waren von ihm; jährlich hatte er ein neues Project zur Verbesserung der Kunst: eine Autorenkasse, ein Poetenstift, eine Buchhandlung für Gelehrte und Künstler. In „Lindor, eine bürgerliche Geschichte“ (Aug. 1781) stellte er die Unbilden der Gesellschaft gegen ein junges Talent dar; im „akademischen Briefwechsel“ (Mai 1782) gab er Fragmente aus seiner eignen Geschichte. Alles das wurde in Weimar mit Begeisterung gelesen. „Du, vor dessen verwünschtem Scharfsinn kein Nebel schützt!“ schreibt ihm Wieland. Oft waren seine Anklagen gegen die Barbarei der deutschen Dichter nur Ausflüsse der üblen Laune: seine Abneigung gegen das regellose Treiben der sogenannten Genies war zum Krankhaften gesteigert.

Diese literarischen Arbeiten erschöpften seine Thätigkeit noch lange nicht. Heute verlangte Karl August von ihm ein Gutachten über Parcellirungen, über Laudemien, über Krappfabrik, über Ansiedlung der Mennoniten; morgen mußte er Goethe Geld schaffen. In „Herr Oheim der Jüngere“ (Nov. 1781) gab er ein Bild des umsichtigen Landwirths. Daneben hatte er doch in Darmstadt seine Amtsgeschäfte, mußte auch dort Denkschriften anfertigen, z. B. gegen den gestürzten Moser, und ließ sich selbst in ausgedehnte Speculationen ein: eine Fabrik für Kattundruck, eine Bleichanstalt und Baumwollenspinnerei, wozu er Arbeiter und Gerüthe aus Zürich kommen ließ. So geschah es, daß er seine Geschäfte nicht übersah und mit seinen Rechnungen in Verlegenheit kam: seiner unruhigen Geschäftigkeit fehlte das Maß.

Am ausgedehntesten war seine Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, hier galt er auch den eigentlichen Gelehrten, Camper im Haag, Blumenbach in Göttingen (geb. 1752) für ebenbürtig. Er warf sich mit einer wahren Leidenschaft auf Osteologie, Mineralogie, hatte überall seine Späher, ließ die ganze Rhein- und Neckargegend unterminiren, legte große Sammlungen

---

seine Gönner in Weimar studirte er eifrig den Homer. — Der Mittelpunkt der Künstlerwelt in Neapel war Hackert (geb. zu Prenzlau 15. Sept 1737, auf Sulzer's Empfehlung 1765 nach Paris, 1768 nach Italien; um seiner „Seeschlacht von Tschesme“ Colorit zu geben, läßt ihm Gr. Orloff 1771 eine Fregatte in die Luft sprengen), in Rom Angelika Kaufmann (geb. 30. Oct. 1741 in Graubündten, als berühmte Künstlerin zuerst 1769 in London anerkannt, heirathet 1782 in Rom den Maler Zucchi) und der Maler Müller (geb. 1750), Dichter des Faust, der Genoveva und anderer Kraftdramen, den man 1780, da er schwer krank lag, wider seinen Willen katholisch machte. — Leidenschaftlich schloß sich ihm Heinse an (geb. Febr. 1749), Dichter der Laidion, der mit Jacobi's Unterstützung Sept 1781 in Rom ankam und bis Nov. 1783 in Italien blieb, der erste enthusiastische Wallfahrer. Auch Klinger (geb. Febr. 1752) kam im Gefolge eines russischen Großfürsten Jan. 1782 daselbst an.

von Fossilien an, und trieb dann Handel damit. Krokodilköpfe und Knochen von Elephanten und Rhinocerossen wanderten auf seine Veranstaltung aus Sibirien und Afrika nach dem mittlern Deutschland. — Die sämmtlichen Freunde wußte er für diese Studien zu begeistern; am leidenschaftlichsten ging Goethe darauf ein, der Nov. 1781 in Jena bei Prof. Loder anatomische und osteologische Vorlesungen hörte und eine mineralogische Karte von Thüringen anfertigte.

Bei Goethe's Abneigung gegen alle Politik würde Weimar von den Welthändeln nichts erfahren haben, hätte nicht Wieland dafür gesorgt, sein Publicum mit dem Reich in Berührung zu halten. Wie früher im „Goldenen Spiegel" plauderte er jetzt im Mercur mit unbefangenem Behagen über alles was vorging. Vor einigen Jahren hatte er, halb launig halb ernst, das göttliche Recht der Gewalthaber vertheidigt — er war immer für die Sultane gewesen. „Wenn wir in der Weltgeschichte sehen, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man erwartet; wie ein Reich, dem der gewisse Untergang Jahre hindurch angedroht worden, die Weissagungen zu Schanden macht; wie oft die klügsten Maßregeln nichts, dagegen ein dummer Streich den besten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewicht hält: so leuchtet stark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie ist, welche macht, daß es so viel besser in der Welt geht, als es, unserer einfältigen Meinung nach, gehen sollte." Er hatte gefragt: „wie sollt' es wohl ein Volk anfangen, sich selbst zu regieren? und wenn es von Natur dazu unvermögend ist, wie kann man sagen, es habe dazu ein natürliches Recht?"

Der Aufsatz hatte den alten Freund und Mitherausgeber F. H. Jacobi, geb. 25. Jan. 1743, bestimmt, sich mit Wieland zu überwerfen. Bald darauf hatte er auch mit Goethe gebrochen; er verlor seine pfälzische Geheimrathsstelle, und lebte als wohlhabender Privatmann auf seinem Landgut Pempelfort bei Düsseldorf. Einige spätere Artikel brachten ihm jene Paradoxien wieder in Erinnerung und er fand nöthig, Jan. 1781 in Dohm's*) „deutschem Museum" zu antworten. „Ich möchte Herrn Wieland nicht gern etwas sagen, das einer Grobheit ähnlich sähe, und doch ist es unmöglich, von einer elenden Sophisterei anders als von einer elenden Sophisterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derselben

*) Geb. 11. Dec. 1751, wurde 1779 durch Herzberg Geh. Archivar und Kriegsrath in Berlin; er machte Sommer 1780 in Münster Jacobi's Bekanntschaft.

empfinden muß, nicht sehn zu lassen." „Niemand sagt gewöhnlich von einem schweren Körper, daß er das Recht habe, schneller zu fallen als der leichtere; vom Menschen, daß er das Recht der Sprache, des Denkens besitze: kurz, Niemand, der nicht den Begriff des Rechts zu vernichten gedenkt, kann ihn irgendwo hinbringen wollen, wo nur von wirkenden Ursachen, von blos physischen Gesetzen die Rede ist." Dieser Verwechselung von Recht und Gewalt habe sich zuerst Spinoza schuldig gemacht. — Wieland, der seine Einfälle längst vergessen hatte, suchte ihnen jetzt die Spitze abzubrechen; doch schrieb er im alten Sinne fort: im „Athenion" (Juli 1781) schilderte er die Verwirrung des Gemeinwesens, die entsteht, wenn man einem Philosophen die Regierung überträgt; in den „patriotischen Beiträgen zu Deutschlands höchstem Flor" verspottete er den Optimismus der Weltverbesserer.

Der Streit hatte einen historischen Hintergrund. Nach dem Tode seiner Mutter hatte Kaiser Joseph seine berühmten Reformen begonnen: Aufhebung der Klöster und der Leibeigenschaft, Ausgleichung der Stände und Stämme, Gleichheit der Gesetze, Ländervertheilung nach Zweckmäßigkeitsgründen u. s. w. Das aufgeklärte Publicum stimmte ihm jauchzend zu. „Sind wir nicht eins geworden nach der großen Reformation von 1781?" fragt Zimmermann. Klopstock's Entwurf einer Akademie blieb zwar unausgeführt, aber es hatte sich doch eine erhebliche Zahl von Schriftstellern in Wien zusammengefunden — Sonnenfels, v. Gebler, v. Retzer, v. Ayrenhoff, Alxinger, Denis, Mastalier — die mit den höchsten Kreisen in Verbindung standen; der große Schröder war April 1781 dahin übergesiedelt, die Musik stand in der schönsten Blüthe: schon begann Mozart's glänzende Laufbahn neben Haydn. Der Mercur und Wieland's Gedichte waren die Lieblingslectüre des gebildeten Wien, und jene Schriftsteller sämmtlich Wieland's Freunde und Correspondenten. Leider war nicht einer unter ihnen, der sich über die Mittelmäßigkeit erhob, und der eifrigste Aufklärer, mit dem Wieland am zärtlichsten correspondirte, ein ganz gemeiner Possenreißer. Blumauer, geb. 21. Dec. 1755, war 1772 zu Wien unter die Jesuiten getreten; seit Aufhebung des Ordens war er eifriger Freimaurer, wirkte für die Aufklärung, und ergötzte den Pöbel durch seine „travestirte Aeneide".

„Die Augen ganz Europa's," schreibt Wieland an Gebler, „sind auf unsern großen Kaiser geheftet, und alle Welt ist nach dem, was er in so kurzer Zeit bereits gethan, in der gerechtesten Erwartung, daß die Regierung Joseph's 2. der Nachwelt ebenso merkwürdig als die Epochen Alexanders, Augusts und Ludwigs 14. werden dürfe." „Noch beschäftigen ihn dringendere Bedürfnisse; der große Gedanke, ein genau zusammenhängendes Ganze aus seinen weitläufigen Staaten zu machen, erfordert seine ganze Aufmerksamkeit.

Aber gewiß kommt eine Zeit, wo er darauf denken wird, den glorreichen Arbeiten einer Regierung, die in den Annalen der Welt einzig ist, dadurch daß er auch den Musen einen ewig dauernden Tempel in seiner Kaiserstadt stiften wird, gleichsam die Krone aufzusetzen. Dann wird man nicht länger sagen können, daß es der deutschen Nation an einem allgemeinen großen Vereinigungspunkt fehle. Wien, das jetzt schon in so vielen Hinsichten die erste Stadt des deutschen Reichs ist, wird dann wirklich die Hauptstadt der Deutschen, der Brennpunkt, wo sich die größten Geisteskräfte vereinigen, und aus welcher Aufklärung, Geschmack und Gemeingeist über alle Theile der Nation sich verbreiten; kurz, Wien wird für Deutschland werden, was Paris und London für Frankreich und Großbritannien sind."

So dachte der sanguinische Mann noch 1786, als sich bereits herausgestellt hatte, daß unruhiger Thätigkeitstrieb einen festen Willen nicht ersetzen kann, wenn es sich darum handelt, auf den Trümmern alter gesetzlicher Einrichtungen eine neue Schöpfung zu begründen. Jacobi dagegen hatte von vornherein das Bedenken, daß willkürliche Verfügung über Recht und Sitte, auch bei wohlmeinenden Absichten, die wahre Grundlage alles politischen Lebens, die Freiheit untergräbt. Irre geworden durch seine Vorwürfe, gebrauchte dann Wieland sein gewöhnliches Mittel: er ließ in einem Gespräch (Walder und Diethelm) beide Ansichten vertreten. Es kam alles mögliche Vernünftige darin vor, die Klöster als Anstalten für Gelehrsamkeit, die Consequenz des Papstthums, die Poesie der Ritterzeit wurde anerkannt; aber das Ganze war nicht vernünftig; es fehlte der leitende Faden, und das Ergebniß lautete: „sorg' nicht um recht noch unrecht, gut noch faul; friß deinen Pudding, Sklav', und halt dein Maul!"

Für die deutsche Geschichtschreibung war es von unnennbarer Wichtigkeit, daß durch einen ernsten Fall die Aufmerksamkeit der Gelehrten und des Volks auf die ursprüngliche Natur der Rechtsbegriffe und Rechtsinstitutionen geleitet wurde. Bisher war eingehend nur das Ausland ins Auge gefaßt worden, hauptsächlich der Freiheitskampf Nordamerikas hatte das politische Interesse gefördert; der Quäker, der alles duzte, hatte in der deutschen Phantasie die ideale Maske des englischen Lords verdrängt. Unsere Historie war ursprünglich von der Theologie ausgegangen, wie es nach zwei Jahrhunderten theologischer Controversen natürlich war. Die Schule Mosheim's blühte schon (Planck), als, angeregt von den beiden Moser, die Juristen anfingen sich mit der Geschichte des deutschen Staatsrechts zu beschäftigen (Pütter); zugleich verarbeiteten Schulmänner und Professoren die Ereignisse nach dem Vorbild der Römer und Schotten in künstlerischer Darstellung, zur Rührung und Erbauung des Publicums. Dann erst regte sich Volkswirthschaft



und Statistik (Achenwall, Sprengel, Schlözer), in den innern Mechanismus des wirklichen Lebens einzudringen.

Lichtenberg behauptete, die Deutschen hätten noch keinen Geschichtschreiber gehabt, und würden nicht sobald einen bekommen. „Sie haben," sagt er, „nicht die Gelegenheit, alle Seelenkräfte so auszubilden, wie Männer, die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Ueppigkeit auf das Höchste gestiegen sind. Sie bearbeiten meistens nur eine Geisteskraft, und das Phlegma des Grüblers ist selten bei ihnen mit dem Witz und der Philosophie verbunden, die nöthig ist, die Sachen zusammenzubringen und dann stark und gut zu sagen. Eine gewisse Gefälligkeit gegen die Großen macht, daß sie das Meiste mit einer einschläfernden Unmaßgeblichkeit und feigen Unvorgreiflichkeit sagen. — Der eigentliche Professor oder Stubensitzer ist unter allen am wenigsten fähig, ein großer Geschichtschreiber zu werden, weil es kaum möglich ist, ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen sind, und von allerlei Stand, sich das Gefühl zu erwerben, das uns fast ohne nachzudenken von Begebenheiten urtheilen, oder wenigstens am rechten Ort suchen oder nach der rechten Richtung verfolgen lehrt. — Selbst der Mann, der Erfahrung hat, im gemeinen Leben danach verfährt, sie am Tisch und Spaziergängen äußert, wird sie oft nicht in sein Buch bringen, weil er glaubt, sie schicken sich nicht dahin. Denn es ist nur allzu gemein, daß kluge Leute beim Bücherschreiben ihren Geist in eine Form zwängen, die von einer gewissen Idee, die sie vom Stil haben, bestimmt wird, wie sie Gesichter annehmen, wenn sie sich malen lassen."

Bei dieser Behauptung übersah Lichtenberg einen Mann, der seit lange den geschichtlichen Sinn der Deutschen zu fördern sich bemüht hatte. Justus Möser, jetzt 62 J. alt, (geb. 14. Dec. 1720), Geh. Just.-Rath in Osnabrück, verfolgte noch immer die öffentlichen Vorgänge mit ernster Aufmerksamkeit, und ließ sich keine Bewegung des sittlichen, industriellen und politischen Lebens entgehen. Seine Geschichte der Hand- und Spanndienste, seine Bekämpfung des Inquisitionsprocesses, sein Nachweis, warum der deutsche Adel sich nicht nach Art des englischen entwickelt, gehören zu den Kunstwerken des edelsten Stils. Kein Deutscher jener Zeit hatte eine so gründliche Kenntniß des Rechtslebens, keinem war der Begriff so zum lebendigen Bild geworden, keiner hatte diese Kraft der Farbe, keinem war das ewige Gesetz der Geschichte so deutliche Gegenwart. Um seine Paradoxien nicht mißzuverstehen, muß man vieles abrechnen, was der Schalk oder der juristische Virtuose überm Herzen wegspricht; auch darf man die spätern Aufsätze, wo er aus Abneigung gegen die Revolution nicht selten über die Schnur hieb, mit den frühern nicht vermischen. Entscheidend ist für seine ganze Richtung der

Haß gegen die Phrase. Die Redensarten von allgemeinen Menschenrechten, allgemeiner Menschenliebe und bildloser Moralität, aus Weiße's Kinderbüchern und Gellert's Vorlesungen abstrahirt, verachtete er gründlich, und scheute sich, um den Menschen mit seinen mannigfaltigen Leidenschaften und Grillen als Naturwesen, mit seinen historischen Schranken als Bürger jenem blassen Ideal entgegenzustellen, nicht vor den härtesten, ja cynischen Consequenzen, wobei er auch wohl das Recht der Analogie in der Construction historischer Zustände übertrieb. Seine Behauptungen kann man oft in das Gegentheil umkehren, ohne daß damit ihr Recht verneint würde: den besten philosophischen Sätzen geht es nicht anders.

Etwas Paradoxie in der Bestreitung des subjectiven Rechtsgefühls liegt auch in dem hochwichtigen Aufsatz „über den Unterschied des wirklichen und des förmlichen Rechts", den er schrieb, als die Josephinischen Reformen begannen. „Was die Kirche oder eine Versammlung erwählter und berufener Bischöfe zuletzt für Wahrheit erklärt hat, das ist förmliche Wahrheit für alle diejenigen, so zu dieser Kirche gehören; und förmliches Recht ist für streitende Parteien, was ein erwählter oder verordneter Richter zuletzt dafür erkannt hat. In beiden kann die wirkliche Wahrheit oder das wirkliche Recht zum Grunde liegen, und es ist die höchste menschliche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es so sei. In der That aber kommt es hierauf nicht an; es thut im eigentlichen Verstand nichts zur Sache, ob die Bischöfe und Richter geirrt haben oder nicht; ihr letzter Ausspruch verwandelt wirkliches Weiß in förmliches Schwarz, und umgekehrt. Beide können, was förmliche Wahrheit betrifft, nicht irren, wenn alles ordentlich zugeht. Der Mensch würde nimmer aufhören zu zanken; jeder würde nach seinem eignen Begriff handeln wollen, und es würde daraus die größte Verwirrung entstehen, wenn man sich nicht endlich weislich darüber verstanden hätte: daß man dasjenige, was also ausgesprochen ist, für förmliches Recht halten und befolgen wollte. Einem Jeden bleibt dabei seine freie Meinung von dem wirklichen Recht, wenn er sich von dem förmlichen nicht überzeugen kann: — aber man achtet darauf nicht. — Alle Menschen können irren, der König wie der Philosoph, und letztere vielleicht am ersten, da sie beide zu hoch stehen, und vor der Menge der Sachen, die vor ihren Augen schweben, keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten können. Deswegen haben es sich alle Nationen zur Grundfeste ihrer Freiheit und ihres Eigenthums gemacht: daß dasjenige, was ein Mensch für Recht oder Wahrheit erkennt, nie eher als Recht gelten solle, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten."

Alle Popularschriftsteller aus Gellert's Schule hatten das Publicum vor Processen gewarnt; Möser hält es im Gegentheil für „eine edle Leiden-

schaft des Menschen, daß er für dasjenige, was ihm seiner Meinung nach zukommt, Gut und Blut einsetzt, und sich gegen alles, was ihn seiner Einsicht nach unterdrücken will, nach Kräften wehrt. Diese Leidenschaft muß nicht unterdrückt, sondern aufgemuntert werden, besonders bei Geringern, deren Menge den Staat unterhält, und die gar bald zu Grunde gehen würden, wenn sie sich heute ein Stück, morgen ein anderes, ohne darüber zu klagen, nehmen ließen."

„Meiner Meinung nach," schreibt Möser an Basedow, „sollten die Kinder durch die Geschichte sofort von dem Originalcontract, welchen die bürgerliche Gesellschaft, worin sie leben, errichtet hat, belehrt werden. Sie sollten frühzeitig lernen, was ein eigner, ein erbrechteigner Heerd sei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer solche an ihrer Stelle in dem engen Nationalausschuß führe; wieweit die Vollmacht dieses Stimmführers gehe, und wieviel sie von ihrem Eigenthum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Besten aufgeopfert haben. Sie sollten wissen, daß alles, was sie dereinst an der schuldigen Aufopferung ermangeln lassen, die erste politische Sünde, und alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der bestellten Obrigkeit genommen würde, das erste politische Verbrechen der letzteren sei. Die christlichen und moralischen Tugenden oder Untugenden sollten ihnen so vorgelegt werden, wie sie in jenem Fall das Verderben des Staats, in diesem aber die Sklaverei der Unterthanen beförderten, nach diesen beiden Hauptseiten sollten Lob und Tadel wirken." — — „Wir Menschen sind tenaces proprietatis viri; und wenn wir die Ehre nicht als ein Recht, als ein Resultat unseres Eigenthums im Staat besäßen, wir würden auf den Schimpf nicht viel geben. Kein Bauer läßt sich einen Daumenbreit von seinem Eigenthum nehmen; er läßt sich nicht einmal von seinem Pfarrer einen Schelm schelten. Allein er wird fortgehen und nichts sagen, wenn dieser ihn einen unbarmherzigen, einen unchristlichen Menschen nennt. — Warum? — Jene Benennung greift ihm in sein wahres Eigenthum."

Die „Osnabrückische Geschichte" war die erste ernsthafte Studie des deutschen Alterthums, die damals freilich mehr die Kenner als die Mehrzahl der Gebildeten belehrte. — „Schade," schreibt Mich. Ign. Schmid,*) als er

*) M. J. Schmid, geb. 30. Jan. 1736 zu Arnstein, war erst auf dem Gymnasium zu Würzburg, dann auf dem bischöflichen Seminar daselbst erzogen. Nachdem er einige Zeit Caplan in Haßfurt gewesen, übernahm er in Bamberg eine Informatorstelle bei einem H. v. Rotenhan, wo er sich feine Weltbildung aneignete und das wirkliche Leben kennen lernte. 1771 wurde er Bibliothekar der Universität Würzburg, und entwarf als Mitglied der Schulcommission einen Entwurf zur pädagogischen Reform.

1778 die „Geschichte der Deutschen" begann, die ihn bald darauf nach Wien in kaiserlichen Dienst brachte, an Möser, „daß ein Werk von solcher Stärke und Neuheit der Gedanken nicht weiter geführt ist. Daß die gute Zeit Deutschlands jene war, da das Faustrecht im Gange war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig lassen werden."

März 1780 sandte Möser seinem Verleger Nicolai den vorläufigen Schluß der „Osnabrückischen Geschichte", über den er nicht heraus kam. „Ich befürchte, daß manches, was zu veraltet ist, und doch zur Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienstmannschaft; und doch giebt mir dies allein den richtigen Faden. Mit der moralischen Schnur ist es Kinderei in der Geschichte; und alle reißen ab, außer jenem. — Einigermaßen beruhigt mich das Schauspiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutschland erlitten hat, jedem lebendig vormalt. — Unser ganzes Steuer- und Fuhrwesen, Adel und Leibeigenthum, kurz alles, was Freiheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt sich mit diesem einzigen Faden."

Mit der Composition war Moser später selbst nicht recht zufrieden: er fand es unzweckmäßig, die deutsche Geschichte mit dem Ursprung der Nation oder mit Karl dem Großen zu beginnen. „Es liegt vor Augen, daß sich mit dem Landfrieden von 1795 ein ganz neues Reich angefangen, und das alte völlig aufgelöst habe. Der wahre Publicist, wenn er die Rechte des Kaisers und der Reichsstände bestimmen will, geht nicht über jenen Landfrieden hinaus, und der Staatsmann benutzt die voraufgehenden Begebenheiten höchstens in dem Maß, wie Montesquieu die alten Gesetze und Winckelmann die halbverwitterten Bruchstücke der Kunst benutzt haben: mehrentheils nur zur Philosophie der Geschichte. — Meiner Meinung nach müßte eine Geschichte unsers heutigen deutschen Reichs mit dieser großen Conföderation anfangen, und dabei der Anfang und Fortgang sowie die gänzliche Zertrümmerung des ältern Reichs in eine einzige Handlung, in eine einzige Darstellung verwandelt werden. Aus der letztern ließe der Geschichtschreiber erst die Nothwendigkeit dieser neuen Vereinigung hervorgehn, zeigte dann ihre Formel, und brächte nun alles Uebrige, was seitdem vorgefallen ist, als Verbesserungen und Ver-

1772 veröffentlichte er eine „Geschichte des Selbstgefühls"; von der „Geschichte der Deutschen", erschienen bis 1794 6 Bd.: in übersichtlicher Kürze, in einem eleganten, etwas rhetorischen Stil, mit talentvoller Charakteristik der Personen und mit ernster Aufmerksamkeit auf die Culturentwickelung.

schlimmerungen des alten Systems bei. — Der Geschichtschreiber, der von hier ausginge, würde dadurch alle Vortheile gewinnen, die der Epopöendichter so früh genutzt hat; der Leser aber, der sein jetziges deutsches Vaterland kennen will, sogleich auf die rechte Bahn gerathen."

Der „classische" Geschichtschreiber der Nation zu werden, war einem Mann von entgegengesetzter Richtung bestimmt, der Möser's Forschungen nicht unbenutzt ließ, sie aber dem moralischen Zweck dienstbar machte. — Johannes Müller wurde 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen geboren. Seine Vorfahren gehörten seit vielen Geschlechtern zum Beamtenstand des Cantons, sein Vater war Diakonus. Sein Großvater mütterlicherseits hatte jeden freien Augenblick auf das Abschreiben helvetischer Urkunden und Gesetze gewandt, er zeigte seine Sammlung historischer Kupferstiche dem wißbegierigen Knaben, erzählte ihm die vorgestellten Geschichten, und bald war Johannes im Stande, sie wieder vorzutragen. Von seinen Schulkameraden seines schwachen Gesichts und seiner „zappelnden Lebhaftigkeit" wegen verspottet, lernte er auf der Schule hauptsächlich Latein sprechen, zu Hause las er viel, Hübner's biblische Historien, den Orbis pictus, Kaiser Octavianus u. a., hernach Heidegger's Acerra philologica; Namen und Jahrzahlen aller Fürsten der vier Weltmonarchien sowie die aller Bürgermeister und Bürgervorsteher von Schaffhausen wußte er auswendig, und konnte sie noch in den letzten Jahren seines Lebens ohne Fehler hersagen. Unter einem verdrießlichen Schulrector mußte er außer dem heidelberger Katechismus Cellarius' Wörterbuch und Baumeister's Definitionen der Logik memoriren. — Aug. 1769 ging er zur Universität Göttingen, wo Michaelis, der kritische Theolog, durch Gelehrsamkeit und derbe Späße seinen naiven Glauben erschütterte. Wunderlicherweise kam daneben seinen Aeltern das Gerücht zu Ohren, er lese keine andern als ascetische Bücher und besuche die Versammlungen der Brüdergemeinde. Die Neigung für Geschichte gewann die Oberhand, als Schlözer mit seinem energischen Naturell sich seiner bemächtigte. 28. Sept. 1770 schreibt er an seine Aeltern, er habe seine bisherige Hypochondrie überwunden: „Philosophie der Grazien, des Gefühls, der Empfindung steht dem Lehrer der Religion besser als alle 36 Quartanten, die Christian Wolf geschmiert hat, als der ganze Scot und Lombard." Doch trat er noch Dec. 1770 mit einer rechtgläubigen Disputation auf, und nannte 16. Juli 1771 Semler's „freie Untersuchung des Canons" einen der größten Unglücksfälle, welche die christliche Religion und Theologie seit dritthalbhundert Jahren betroffen, ein Zeichen, daß die Zeit des Abfalls und die Stunde der Prüfung nahe sei. „Der große und unsterbliche, aber etwas sonderbare und neuerungssüchtige Mann nimmt an, nur die Bücher der Bibel wären Gotteswort, die zunächst auf die

moralische Besserung des Menschen abzielen. Also lasse man künftig jeden selbst nach eigenem Geschmack entscheiden, was Gottes Wort und menschliche Zusätze sind!" — Diese Abneigung gegen die zersetzende Kritik ist der Grundzug seines Wesens. In allen Lebensperioden ist der Glaube an die Thatsachen mächtig über ihn; was diese untergräbt, macht ihm Pein. —

Göttingen hatte er so lieb gewonnen, daß er nur mit Widerstreben nach Schaffhausen zurückkehrte Oct. 1771. Juni 1772 erhielt er das Professorat der griechischen Sprache. Gleichzeitig erschien sein Bellum Cimbricum, auf Anregung Schlözer's unternommen, im Druck: das Probestück, mit dem er von der Theologie zur Geschichte überging. In diesem Versuch geht er mit der lateinischen Sprache gerade so um wie später mit der deutschen: er kargt merkwürdig mit der Zahl der Worte, nur die nothwendigsten Satztheile sind geblieben, die Sätze zusammenhanglos nebeneinander gestellt; hin und wieder hört man Cäsar und Tacitus heraus, dabei zeigt aber der Stil, so unschön er ist, doch eine gewisse Eigenthümlichkeit. Um nur sichere Thatsachen zu geben, hält er sich am liebsten an charakteristische Anekdoten; allgemeine Reflexionen vermeidet er. Schon in Göttingen hatte man ihm die Geschichte der Schweiz als seinen Lebensberuf dargestellt: in diese Arbeit vertiefte er sich nun mit leidenschaftlichem Eifer. Immer lagen Haufen von Handschriften, Chroniken, Urkunden auf seinem Tisch und in allen Ecken des kleinen Studirzimmers; durch die ganze Schweiz ging die gespannte Erwartung des vielversprechenden Werks. Zuweilen wird er in seinen Planen irre, wenn die kleinlichen Zänkereien in theologischen wie in politischen Dingen ihn ärgern: „Wenn ich durch unsägliche Mühe, durch tausend Hindernisse durchdringe, und Wahrheit finde und Wahrheit schreibe, wahrlich, Freund! ich will wetten, mein Buch wird verboten und verbrannt." Dann aber ergreift irgendein rührender Zug, den er in seinen Chroniken findet, seine Seele, und erwärmt sie zu neuer Begeisterung. „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländischen Geschichten und Rechten soll der vorige gar nicht gleichkommen. Ich will sie nicht als Schriftsteller blos, sondern als freier Bürger treiben. Ich möchte nicht nur die Annalen des Vaterlandes schreiben; ich wünschte mir durch Verdienste und Thaten auch einen Platz in denselben."

Mitte 1771 hatte ihn Schlözer zu Recensionen in die deutsche Bibliothek aufgefordert, einige derselben erschienen zu Anfang des folgenden Jahres, über Lessing's Berengarius, Semler's Tertullian und Füßli's Kirchengeschichte. Sie sind entschieden ketzerisch.*) In den Briefen an Nicolai

*) „Die unseligen symbolischen Bücher! Wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete!"

erscheint er als junger Renommist im Geschmack jener Periode. „Wir sollten endlich einmal auf Originalität der Gedanken und des Ausdrucks dringen. In diesem Stück und überhaupt im Enthusiasmus für die Freiheit bin ich ganz Brite. Das ist's, was mir den Aufenthalt in Helvetien ganz unausstehlich macht; hier scheint mir die Freiheit auszusterben. Ich verfluche alle Fesseln meines Geistes, alle demüthige Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denkungssklaverei ist mir ein Gräuel." Aug. 1772 schickte er an Nicolai eine Recension über ein gegen Semler gerichtetes Buch, sie war den berliner Aufklärern zu stark; weniger dem Inhalt als den Ausdrücken nach.*) Im Frühling 1773 besuchte er die helvetische Gesellschaft zu Schinznach; dort lernte er Bonstetten kennen, „damals einen

---

„Meine Grundsätze stimmen am meisten mit der Theologie überein, die Friedrich des Großen Priester predigen; die gewesen ist, ehe Moses war, und bleiben wird, wenn Athanas und Augustin zur Ehre des menschlichen Verstandes verwünscht werden. Ein Mann, der den Weltschöpfer verehrt und edel denkt, ist meiner Liebe würdig, er mag seine Glaubensbrüder sonst in Rom, in Wittenberg, in Zürich oder beim Dalai Lama haben . . . Das allein sind der Gottheit würdige Lehrsätze, die zur moralischen Verbesserung d. h. zur Glückseligkeit der Menschen beitragen. Nichts ist mir abgeschmackter als die Wundertheologie; das Geträtsch von dem Durchbruch, dem unwiderstehlichen Zug." — Lavater, der 1772 nach Schaffhausen kam, hat ihn auf den ersten Blick richtig beurtheilt. „Müller ist ein zwanzigjähriges monstrum eruditionis. Er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist. Sein Stil ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein."

*) Müller nahm davon Gelegenheit, an die aufgeklärten Geistlichen Berlins, welche seine Recension gemißbilligt, namentlich an Spalding zu schreiben und ihnen sein Glaubensbekenntniß auseinanderzusetzen. Es war ihm um so wichtiger, da er sich bereits damals um eine Stelle in Berlin bewarb. Freilich schrieb er 20. Dec. 1772 in sein Tagebuch: „Du kannst frei sein, o Mensch, warum willst du Königen dienen?" und an Füßli 1. Jan. 1773: „Ich habe jeden Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, abgeschworen, schwäre ihn an deinem Busen noch einmal ab, und schwöre dem Vaterland zu dienen, sollte es mich auch tödten." Indeß gingen die Unterhandlungen fort und es war eine Zeit lang Aussicht, daß sie sich erfüllten. Zedlitz ließ ihm durch Nicolai die Rectorstelle des joachimsthaler Gymnasiums mit 800 Thlrn. Gehalt und Aussicht auf baldige Erhöhung anbieten. Ehe dieser Brief ankam, hatte Müller in seiner Ungeduld 22. Nov. 1773 ein grobes Schreiben an Nicolai gerichtet: „Ich preise den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenso aufgeklärt ist, wo kein König herrscht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle, und mich nicht unter eines Einzigen Wort schmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, so gehe ich nach England." Dagegen aus Genf, 9. Juli 1774: „Ich sehe meine Stelle als einen bloßen Aufschub an und hoffe, nicht ohne Grund, in dieser Zeit mich geschickter zu machen, die gelehrten und politischen Verfassungen des preußischen Reichs einst mit philosophischem Auge zu beobachten."

um sieben Jahr ältern Jüngling, der mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft und einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte Blüte der schönsten Kenntnisse und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entstand gleich dem Blitz jene Freundschaft von der strengsten Tugend, denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben". (Worte der Selbstbiographie.) Der Briefwechsel wurde, wenigstens von Müller's Seite, so eifrig getrieben, daß er zuweilen, selbst in einer Periode, wo er einen Folianten nach dem andern excerpirte, dreimal die Woche schrieb; er enthält Spuren unerträglicher Sentimentalität: aber die Hauptsache, und das macht die „Briefe eines jungen Gelehrten" so interessant, ist der heftige Drang, sich über jeden Fortschritt seines Wissens mitzutheilen und den Freund zur Ausdauer auf dem Pfad des Ruhms anzustacheln. Bonstetten bemühte sich, zu Bern oder Genf einen Platz für ihn zu finden, wo er sich im Umgang mit der großen Welt ausbilden könne. Es fand sich eine Hauslehrerstelle bei dem Generalprocurator Tronchin zu Genf. 14. Jan. 1774 legte er seine Professur nieder.

In Genf wurde der junge Gelehrte in die Blüte der Gesellschaft eingeführt, auch bei Voltaire, den er zuerst Oct. 1774, dann öfters besuchte. Doch wurden die Verhältnisse zu seinen Schülern allmählich unbequem, er entschloß sich April 1775 seine Stelle aufzugeben und mit dem Amerikaner Kinloch das Landgut Chambesis zu beziehen. Der Ausbruch der amerikanischen Revolution rief Kinloch Juni 1776 in sein Vaterland zurück, seitdem lebte Müller in Genthod bei Bonnet, bis April 1777. Die Sommermonate brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in den Alpen zu; endlich setzte er sich auf dem Landgut des ältern Tronchin fest. Dies waren seine äußerlichen Verhältnisse bis zum 12. Febr. 1779, an welchem Tage sein Vater starb.

In dieser Periode entwickelt sich der leitende Gedanke seiner Politik: die Abneigung gegen die unbeschränkte Gewalt, der man nur durch das Gleichgewicht der Staaten entflieht, durch die Möglichkeit, den Herrn zu wechseln. Der Geschichtschreiber der Schweiz sieht die Gefahr der Weltmonarchie hauptsächlich in Oestreich; er sieht (an Schlözer, Aug. 1774) „die Armeen und Reichthümer von Habsburg den Grund einer gewaltigen Monarchie legen, die Freiheit am Ende ihrer großen im Osten angefangenen Laufbahn auf dem Flug nach andern Küsten begriffen. Europa aber sinkt zurück in die Nacht der Tyrannei." — „Seit wir Barbaren aus Norden den Thron der Cäsaren zerstört haben, war Europa noch nie so nahe an der Reunion aller Gewalt in einigen Despoten. Holland, die kleinen Staaten in Deutschland, Schweiz, Venedig, subsistiren in Furcht und aus Gnaden. Das Geschlecht

Habsburg an der Spitze der deutschen Völker und auf dem Thron der Czechen und Hunnen, mächtig von der Weichsel bis unweit der Tiber, gründet durch Armeen und Schätze, wie vormals durch Negociationen und Heirathen, eine neue Monarchie; wenn durch seine Waffen und Politik auf Absterben der großen fürstlichen Häuser in Deutschland dies weite Reich dem Kaiser unterworfen werden wird, so kann Wien Rom werden und der Adler sein Reich über den Ruinen der alten europäischen Verfassung aufbauen." — „Es ist eine Classe leidiger Tröster aus der Schule Rousseau's und einiger Encyklopädisten, welche von dem Naturrecht, einem Contract social, einer allgemeinen Gleichheit und den Vorzügen der Demokratie schreiben, wie Descartes von seinen Wirbeln, Grundsätze setzen, Folgen daraus ziehen, das große Schauspiel der Universalhistorie aber nur aus Bossuet und Iselin kennen. Ihre Chimären untergraben die Throne, denn sie entfremden den Verfassungen die Herzen der Unterthanen, sie machen auch letztere unglücklich durch unvorsichtige Empfehlungen gewisser zur Zeit unmöglicher Systeme und Grundsätze." — „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Liguen gegen das allgemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von fern ein Ganzes ohne die Lunette eigener Erfahrung in Details gesehen haben; es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang superficieller und blos allgemeiner Kenntnisse einschränke ... Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich sei, schreiben, ist eine Chimäre, welche Ihnen Rousseau beigebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als fünf Minuten subsistirt."

In der genfer Atmosphäre athmete er auf von der eintönigen Pfaffenwirthschaft, über die er sich in seinem Canton so häufig zu beklagen hatte. Er sprach nur französisch und fühlte sich schon dadurch den Gebildeten näher gerückt. Er verkehrte als Ebenbürtiger in einem auserwählten Kreise nicht blos von Denkern und Gelehrten, sondern, was ihm doch imponirte, von Edelleuten und Weltmännern. In sich selbst sucht er den werdenden Staatsmann. „Je regarde l'histoire du même point de vue que Macchiavel, comme un magazin d'expériences qui servent de base à la politique. Je me soucie peu des tems antérieurs au 16. siècle; ces intérêts ne subsistent plus et la découverte du nouveau monde a entièrement changé la face de l'ancien." Er kümmert sich um militärische und finanzielle Angelegenheiten; er studirt den Adam Smith; seine Lieblingsschriftsteller sind Weltmänner, die mit einer gewissen Paradoxie sich den Declamationen

der Moralisten widersetzen: so Helvetius, Montesquieu, Montaigne, vor allen Macchiavell, den man ihn sonst hassen gelehrt, den er aber jetzt als einen wahrhaft antiken Charakter bewundert. Am stärksten steigen ihm die Briefe Lord Chesterfield's zu Kopf, und er beschwört seinen Freund, ihm Gelegenheit zu geben, ein Staatsmann zu werden. „Solange ich nicht im Kreis politischer Geschäfte bin, bin ich nicht an meiner Stelle.“ „Mein Ehrgeiz kennt nur entfernte Grenzen, er schafft nach und nach meine Seele um, ich werde ein neuer Mensch voll Verachtung unnützer Literatur, voll Kenntniß der Völker, der Menschen und der Maximen des Lebens und der Regierung. Aber ich fühle meine Armuth an Grazien und die Schwere der Ketten, welche mich in der Mittelmäßigkeit zurückhalten.“ Er denkt nach, auf welchem Wege er sich am schnellsten die Gnade und das Vertrauen großer Regenten erwerben könne. „Ich will die Friedensschlüsse und die heutige Macht, Handlung und Statistik, besonders der großen Staaten, studiren, in den Memoires und Briefen der geschicktesten Negociatoren und Staatsmänner den Geist derselben kennen lernen, durch selbige und die Geschichte der Revolutionen mich mit dem Gang der Geschäfte familiarisiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, bei Demosthen, Rousseau und Pascal den Nachdruck, bei den schönen Geistern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Buffon und Maupertuis die Bilder, bei Shakspeare und Montaigne die Naivetät der Sprache erforschen; dann mich selbst übermeistern, ehe ich's an andern versuche, wenig oder nie von meinen Planen sprechen, in der Gesellschaft nicht sowohl mein Herz als meinen Observationsgeist handeln lassen, und mich bemühen, durch allerlei Aufmerksamkeiten zu gefallen; ich will mich hüten, zerstreut zu sein oder die Rede auf Literatur zu lenken. Es soll mir nichts unüberwindlich sein; so sieghaft herrscht die Ehrbegierde in mir, daß sie selbst das Feuer der Passionen nur alsdann entzünden wird, wenn sie mich zu einem Effort erhitzen sollen.“ „Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakspeare nicht Adversaria stappelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltener aufs Papier schreiben.“ Doch zeichnete er seit Mai 1774 nach dem Vorbild Macchiavell's alle politischen und moralischen Maximen, die ihm bei seiner Lectüre einfielen, in einen Folioband auf; diese Notizen setzen in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß sie von einem zweiundzwanzigjährigen Jüngling herrühren.*) Man forderte ihn auf, so weitläufige

*) „Ein alter Philosoph stach sich die Augen aus, damit er in seinen Speculationen nicht gestört würde. So wollen idealische Politiker der Menschen und gemeiner Wesen wahre Gestalt nicht sehen, damit ihre Träume ihnen selbst nicht unstatthaft er-

Studien nicht ungenutzt zu lassen. „Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte für Jünglinge und Männer schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. Er hat diese Vorlesungen viermal ganz oder größtentheils neu bearbeitet; oft nicht sowohl um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die

scheinen." — „Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einen Blick alles vereinigt, muß die Ebene im Detail gesehen werden, sonst verwirren sich die Objecte." — „Das Präliminarcapitel jeder wahren Politik ist die Beschreibung des Charakters der Nation; jedes Land trägt eine eigene Gattung Geschöpfe, und auch Fremde naturalisiren nach demselben. Ohne die physische moralische Naturgeschichte der Völker wird der Gesetzgeber im Geist und Detail immer irren." — „In der Moral sollte von Menschenliebe und andern Tugenden im Allgemeinen keine Rede sein, sondern von dem Detail der Pflichten jedes Bürgers in seiner besondern Lage. Allgemeine Moralien sind nur Uebungsplätze der Declamation. Eine brauchbare Moral fängt an mit Physiologie, fährt fort mit Psychologie (nicht mit jener transscendentalen über den Ursprung der Begriffe u. dgl., sondern mit Beobachtungen über unsere Kräfte und Gemüthsbewegungen), stellt hierauf die Lage vor, worin wir sind, nämlich den Bau der Gesellschaft überhaupt und unser Verhältniß zu unserm besondern Vaterland, und läßt aus dem allen von selbst fließen, was wir uns und andern schuldig sind." — „Cromwell sprach: man wird nur groß, wenn man nicht weiß, wie es kommt. Rom wurde groß, weil die Republik kein System, oder in Grundsätzen wenigstens solche Behutsamkeit hatte, daß dieselben alles Steife eines befolgten Systems verloren. Rom wurde also groß, weil seine Stifter, Gesetzgeber und Helden gerade alles das, was viele schmeichlerische Geschichtschreiber ihnen beimessen, nicht dachten. Also wird wohl das beste Staatssystem in klugen Anstalten nach vorkommenden Umständen, in decenter Unterwerfung unter die Allgewalt derselben und in der Standhaftigkeit in ihrer Ausführung bestehen." — „Es ist zur Erhaltung der Würde des Staats die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache. Das Wichtigste im Staatssystem ist das Entscheidende in Entschlüssen: daher einer der landverderblichen Grundsätze in der Schweiz der Grundsatz der goldnen Mittelstraße ist." „Nach und nach wird ein verdorbener Staat schwer verbessert, denn selten ist der Weise, und das verdorbene Geschlecht wird ihn nicht hören. Auf einmal kann die Kur allein durch eine gewaltsame Operation vorgenommen werden, dann muß sich einer zum Fürsten machen, durch Unterdrückung der alten Freiheit sich zur Alleinherrschaft den Weg bahnen, und hierauf dieselbe zur Reformation des Vaterlandes anwenden. So urtheilt auch Machiavelli. Cäsar muß nach diesem Vorsatz beurtheilt werden. Die Geschichtschreiber von mittelmäßigen Einsichten erschrecken vor allem, was außer der gewöhnlichen Kaste ist, daher sie solche Unternehmungen so falsch beurtheilen . . . So reist auch Europa durch Corruption zur Vereinigung der Obergewalt in Einem oder Wenigen. Der Menschenfreund kann in solchen Fällen der Unterjochung des Vaterlandes gelassen zusehen, und im Rath seines Eroberers zum Besten desselben rathen; der Geschichtschreiber kann in dieser Rücksicht die Stifter der Freiheit und derselben Zerstörer loben: beide waren zu ihrer Zeit nöthig und für die Nation wohlthätig. — Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu ver-

Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Zeitumständen ist. Schon damals hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer, die Anarchie, die Despotie, am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgendeiner einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätten, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechts ist, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können." „Es ist ein unbegreifliches Vergnügen, alle Zeiten und Völker zu durchwandern und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sei." „Besonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den Plan meiner Studien kommt, also daß ich alles Unzweckmäßige absondere, und aus allem ein Ganzes mache, und meine Schritte gleichsam zählen kann."

In diesen Vorlesungen wie in seinem Umgang war Müller durchweg ein Angehöriger der genfer Aristokratie; seit der demokratischen Staatsumwälzung von 1775 gehörte er zur conservativen Opposition. „Alle Ueberbleibsel

schieben. Ein Volk, welches diesen Grundsatz weiß, ruft die Noth herbei. — In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Krisis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, sind daher nachmals verderblich." — „Zum Untergang der Republiken bereiten Rousseau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg: denn das Feuer, mit welchem sie schreiben, erhitzt junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikanische Stolz; daher werden sich die Völker zu muthigen, enthusiastischen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entschließen — und desto leichter überwunden werden, da sie die Details und Conjuncturen, die die Zeit verändert, nicht Kälte noch Geschick haben einzusehn. Der Eroberer der Republik schmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Respect ihrer Männlichkeit zu erkennen, und erwärme dadurch die Declamatoren nach mehr. Diese werden das Land unter das Joch bringen; die Furchtsamen nicht." — „Wenn die alten Erfahrungen auf unsre Zeiten sollen angewendet werden können, so ist die große Kunst, jeder Sache ihren wahren Namen zu geben. Die Alten reden nicht eine metaphysische Sprache in abstrahirten Begriffen, und sind darum so evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselbe bilden."

der alten Aristokratie werden ausgerottet; alle Gewalt kommt an die Gemeinde. Die Hungrigen, welche die Menge ausmachen, werden künftig die Aufgeklärten und Reichen überstimmen. Allbereits verfällt alles Ansehen, sogar die tägliche Polizei, und aus dem Begriff oder Gefühl politischer Gleichheit entspringt unter dem Volk die Begierde, dem Reichen es in allem nachzuthun, woher Verachtung der Alten, Müßiggang, Verschwendung, Zwist in allen Häusern und großer Verfall aller Hantierungen entspringt; und ist wahrhaftig der Fall dieses Freistaats ein merkwürdiges Schauspiel!" —

Je mehr sich die Perspectiven in die allgemeine Geschichte erweiterten, desto deutlicher wurde ihm das Colorit für die heimischen Zustände. „Was mir Vergnügen macht, ist, daß ich vorsehe, wie alle, welche mich nicht kennen, mich für einen alten Mann ansehen werden. Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt, und den jungen Bürgern von Bern oder Schaffhausen ihre Gesetze und Ordnungen erklärt." „Mein Zweck ist nicht sowohl die Aufmerksamkeit zu befriedigen, als dieselbe zu reizen. In allem trachte ich den unverdorbenen Theil der Nation bei derjenigen Vaterlandsliebe zu erhalten, welcher wir unser Dasein schulden." Die schönen Stellen der Alten und Neuen zeichnet er auf; von jedem Actenstück macht er sich Notizen, auf jeder seiner Reisen führt er Tagebücher mit Beschreibungen und Empfindungen: „fast alles kommt hier und da in mein Werk." „Auch ist kein Capitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte." Bei der Verwilderung der deutschen Prosa leuchtete ihm die Wichtigkeit eines erhöhten, über die Sprache des Alltagslebens hinausgehenden Stils ein, für ein Werk, welches den Ruhm der Nation der Nachwelt überliefern sollte.*) Wie Klopstock für die Poesie, suchte er für die Prosa das Muster bei den Alten, und damals war Tacitus seine liebste Lectüre. „Gegenwärtig lese ich

*) „Dieser Rousseau lehrt mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen? und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gesammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt, so will denn ich — sprechen! In unsern Alpen rollt der Donner —" u. s. w

zum dritten Mal den Tacitus; je öfter er gelesen wird, desto mehr Stärke und Schönheit, desto mehr Superiorität über alle, welche in alten und neuen Zeiten Historie geschrieben haben, entdeckt man in diesem tiefsinnigen und schweren Schriftsteller." (20. März 1776.)*) Seit Sept. 1779 wandte er jeden Augenblick an, endlich den ersten Theil der Schweizerhistorie zum Druck zu rüsten, „welches mir so vorzüglich gelungen, daß er allem Vorigen in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden ist." Die züricher und berner Buchhändler hatten Bedenken wegen der Censur. Es gehört doch auch zur Geschichte der freien Schweiz, wenn wir hören, eine kräftige Darstellung der schweizer Großthaten des 14. Jahrhunderts, d. h. die Aufzählung der wahren Ursachen, warum die ungleich kleinere Zahl unserer Aelterväter die Oestreicher besiegt u. s. w., hätte zu den verbotenen Dingen gehört, und sei mit der allgemeinen Formel beseitigt worden: man müsse den alten Mist nicht aufrühren! „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz sei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit schreiben dürfte!" Endlich besorgte Bonstetten den Verlag in Bern und begleitete seinen Freund nach Schaffhausen, dort trennten sie sich Sept. 1780, und Müller, der Schweiz überdrüßig, machte eine Reise durch Deutschland, um in Berlin eine Anstellung zu suchen.

Er hatte Friedrich nie aus den Augen verloren, und die rühmende Erwähnung desselben in der Vorrede war nicht ohne Nebenabsicht. In Halberstadt, wo er zuerst bei Gleim, ihm schon von der Universitätszeit befreundet, Rasttag machte, war alles voll seines Ruhmes. Da er wußte, daß der König keine deutschen Bücher las, gab er einen kleinen Band historischer Versuche französisch heraus, die einen Auszug aus seinen Vorlesungen über allgemeine Geschichte, Betrachtungen über Bern und eine Schilderung der genfer Unruhen enthielten. Ende October ging er nach Berlin, wurde Herzberg und Zedlitz vorgestellt, und täglich wuchs die Zahl seiner Bekanntschaften. — Alembert schrieb an den König, 9. Febr. 1781: „Man hat mir gemeldet, es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweiz in deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte ins Französische übersetzt, sie sei voll Philosophie und voll dreister Wahrheiten; der Verfasser sei im Stande, französisch zu schreiben, habe Lust, sich in den Staaten Ew. Majestät zu fixiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen." Infolge dessen ließ der König ihn kommen, 12. Febr. 1781. Diesen größten

*) Später nahm er es übel, wenn man ihn einen Nachahmer des Tacitus nannte; z. B. 1782: „Die Begierde, zu schreiben wie Tacitus, wenn sie mir gleich von Mehreren und rühmlich zugeschrieben worden, ist gänzlich unbegründet; ich habe diesen Schriftsteller seit 1776 nie, damals aber nur einmal gelesen." So schnell vergaß er!

Tag seines Lebens — einen ausgenommen — hat Müller in den gleichzeitigen Briefen mehrfach beschrieben, am frischesten an Bonstetten . . . „Je fus devant lui. Sa physiognomie semblait d'abord cachée; je ne pus la saisir; mais bientôt, je ne sais à propos de quelle chose que je disais, le roi leva la tête, sa physiognomie fut comme celle du dieu de Cithère: Bonstetten, je n'ai jamais vu de vieillard plus jeune, jamais des yeux plus vifs, des traits plus fins, un visage plus doux. O Fréderic, Fréderic, je ne t'oublierai jamais tel que je te vis dans ce moment divin; dussé-je vivre cent ans et ne te revoir jamais, je me souviendrai toujours que j'ai vu César et Alexandre! Je suis amoureux du roi. J'ai les yeux baignés de larmes en t'écrivant ce que tu vins de lire. De quoi ne parlait-il pas? u. s. w. Il parle de tout avec infiniment de grace et d'esprit, avec une dignité dont je ne m'aperçus qu'après l'avoir quitté, mais surtout avec une bonté enchanteresse.“ Als Müller heraus kommt, ist er so trunken, daß er niemand erkennt: „je ne pus pas lier deux phrases. J'étais comme hors de moi-même. Et à présent je suis inconsolable, je voudrais presque ne l'avoir jamais vu, puisque je ne puis pas le voir toujours.“ Dann: „Je ne puis me consoler; le regard de Fréderic a pénetré dans le fond de mon ame. J'irai demain voir le husard de la chambre, je le supplierai de me faire revoir le roi, s'il est possible, pour un instant“ u. s. w. — Das Gefallen war nicht gegenseitig. — „Ce Mr. Meyer“ (!), schreibt Friedrich 24. Febr., „a été ici. Je vous confesse que je l'ai trouvé minutieux; il a fait des recherches sur les Cimbres et sur les Teutons, dont je ne lui tiens aucun compte, il a encore écrit une analyse de l'histoire universelle dans laquelle il a studieusement répété ce qu'on a écrit et dit mieux que lui.“

Unter diesen Umständen stand Müller's Hoffnungen eine arge Enttäuschung bevor. Zedlitz bot ihm eine Lehrerstelle mit 200 Thlrn. an demselben Gymnasium an, dessen Rectorat ihm vor neun Jahren war angetragen worden. Er war in nicht geringer Verlegenheit: in Genf hatten seine „historischen Versuche“ böses Blut gemacht, seine Schilderung der schweizer Demokratie hatte bittere Gegenschriften hervorgerufen, in denen man ihn beschuldigte, ein Schmarotzer der Aristokratie zu sein, und so war ihm die Rückkehr unbequem. Er schied aus Berlin in einer Mischung von Wehmuth und Entzücken. „Tout me semblait affreux, parce que ce n'était plus Berlin; mon ami, je n'ai de ma vie été aussi heureux qu'à Berlin. La raison fait le caractère de l'esprit national; quant aux plaisirs, c'est leur séjour. On ne voit partout que de la grandeur“ u. s. w. In Braunschweig wird er vom Herzog, an den er durch den Prinzen von Preu-

ßen empfohlen war, zuvorkommend empfangen; es sind lauter Festtage; endlich muß er doch scheiden; er kommt durch preußisches Gebiet. „Wie lachte mein Herz beim Anblick des ersten Zollhauses auf diesem gesegneten Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben." (29. März.) Dann in Halberstadt selige Tage mit Gleim, der ihm auch praktisch aus aller Verlegenheit half, mit Göcking, mit Klamer Schmidt, „dem deutschen Petrarca". Man spricht nur von dem Glück, ein Preuße zu sein; Genf ist in Verachtung.

Gleim, jetzt 62 J. alt, von seiner Nichte gepflegt, hatte noch immer die Leidenschaft, junge Genies an sich zu ziehn, sie reichlich zu unterstützen, und mit ihnen für Liebe zu schwärmen. Er stand noch mit ihnen allen in Briefwechsel, so mit G. Jacobi, dem ältern Bruder, der 1784 Professor in Freiburg wurde, mit Heinse, der in Italien schwärmte; auch neue Talente waren aufgetaucht, besonders Mathisson (geb. bei Magdeburg 1761); in der horazischen Lebensweisheit wie in der Begeisterung für den Preußenkönig stand er mit den Berlinern (Ramler, der Karschin) auf gleichem Boden; der „Grenadier" regte sich bei ihm ebenso oft als der rosenumkränzte Bacchusdichter. „Am Charfreitag muß man hübsch fromm sein," schrieb er an Müller, „darum schicke ich Ihnen — Uz'ens Gedichte!" Im Ganzen überzeugt, das goldene Zeitalter bereits erlebt zu haben, war er doch empfänglich für jede frische Regung. Auf Müller hielt er große Stücke; er empfahl ihn wiederholt dem Prinzen von Preußen; nur war er ungehalten, wenn Müller in seiner Unruhe drei, vier Entwürfe zugleich in's Auge faßte.

Schon von Braunschweig aus hatte Müller an den Kurfürsten von Hessen geschrieben; zu ihm ging er jetzt. Kaum in Kassel angekommen, ist sein Herz aufs neue erobert, diesmal durch General Schlieffen (26. Mai): „Aus Besagtem ist leicht einzusehn, daß ich gern ein Hesse würde ... Es ist wahrscheinlich, daß ich die übrige Zeit meines Lebens hier zubringen werde"; und von Friedrich, dem größern Cäsar: „er ist gut gesinnt; aber sein Staat, glaube es mir, nun ich abwesend freier spreche, ist wahrhaftig noch nicht fest gegründet." — Schlieffen schaffte ihm eine Pension von 400 Thlrn., wofür er die Verpflichtung übernahm, von Zeit zu Zeit die antiquarische Gesellschaft, an deren Spitze der Landgraf stand, zu unterhalten. „Ich bin wie neu geboren; ich gleiche der Mainatur." Selbst die militärische Wirthschaft entzückte den Republikaner, der in seinem Auditorium nichts als Uniformen vor sich sah.*)

*) „Auch Abends bringe ich eine oder zwo Stunden im Club mit vielen Offiziers zu: denn das gestehe ich, daß ich zum Offizier allezeit noch eine besondere Vorliebe habe; dieser Stand ist fast noch allein offen, unerschrocken, treugesinnt und unsern Vorältern ähnlich."

Von dieser Zeit an hat Müller mit bewundernswürdiger Ausdauer sämmtliche Schriftsteller des Alterthums in chronologischer Reihenfolge durchgelesen und excerpirt, nicht etwa blos die Historiker, sondern Dichter, Philosophen, Grammatiker, kurz die gesammte Literatur. In seinen Heften war ein Schatz von Gelehrsamkeit, über den in diesem Umfange vielleicht kein Schriftsteller jener Periode disponiren konnte.

14. Aug. 1781 hielt Müller die Antrittsrede. Die Grundlage seiner Vorlesungen waren die genfer Manuscripte, doch mit unzähligen neuen Excerpten bereichert und in der Form noch mehr zusammengedrängt. „Alle meine alten Vorstellungen werden gleichsam in den Tiegel gebracht; ich sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft." — Der französische Stil ist wie der deutsche; Worte, Sätze und Gedanken sind nicht selten erstaunt sich zusammenzufinden, der unruhige Hinblick auf die entlegensten Gebiete der Geschichte giebt der Darstellung etwas Verwaschenes. „Es ist eine Zeit erschienen," sagt er beim Uebergang in die moderne Geschichte, „welche an bewundernswürdigen Veränderungen wie an Größe des Schauplatzes alle vorigen Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt. Wann war ein Jahrhundert an Unternehmung reicher, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen menschlichen Geschlechts und Gährung aller Verfassungen, Religionen, Sitten, Künste und Wissenschaften lebhafter, aber auch drohender für unser künftiges Alter und für unsere Söhne und Enkel! Denn wenn unter den gewalthabenden Monarchen ein einziger die Kriegskunst vernachlässigte, oder wenn in einer schwarzen Stunde drei bis vier des Umsturzes der europäischen Verfassung einig werden wollten, durch wen, wie könnte derselben Noth und Fall aufgehalten werden?" — Unter den kleinen Vorlesungen behandelt die bemerkenswertheste den Einfluß der Alten auf die Neuen. Die Lobrede auf die Renaissance, auf das Zeitalter der Medici und Leo's 10. ist nicht blos geistvoll, sondern auch wahr empfunden: man versteht die Abneigung gegen die Reformation, durch welche das Aufblühen der Künste und Wissenschaften unterbrochen wurde. „Par toute l'Europe, engourdie dans une épaisse barbarie, l'on commence à sentir quelques marques de vie, partont un torrent de lumières força la digue que lui opposaient les préjugés et l'ignorance; le goût du bon et du beau éclaira le monde: ces beaux jours durèrent jusqu'à ce que les controverses replongèrent l'Europe en 200 ans de barbarie. N'en déplaise aux réformateurs, mais le public édifié comme il doit être du Corpus theologicum de Heidegger, de la Summa Controversiarum de Hoornbeck, sait bon gré à Lorenzo, de nous avoir conservé Horace." Die Alten werden gegen den Vorwurf gerechtfertigt, republikanische Gesinnungen zu verbreiten; sie zeigen vielmehr,

„que le meilleur gouvernement est celui qui, fort par son principe, ne redoute ni la liberté du particulier, ni les ruses de l'ennemi, parce qu'il est fondé sur de bonnes armes et sur les lois d'une discipline exacte.“ Bei der unbedingten Anerkennung der Renaissance erklärt sich auch die Begeisterung für Macchiavelli. „De tous les grands hommes, Macchiavel est celui qui a été le moins compris et le plus calomnié. Tandis que le Pédans se morfondaient à exprimer en beau latin des choses futiles, et qu'ils écrivaient de gros livres sur les habillemens, les utensiles, les bijoux, l'étiquette et d'autres précieuses bagatelles de l'antiquité, Macchiavel, sachant que l'art de régner doit être fondé sur une grande expérience dans les affaires modernes et sur une lecture continuelle de choses anciennes, fit pour le gouvernement civil et militaire ce que Descartes depuis a fait pour la philosophie naturelle. Il en établit les principes, non point sur des chimères spéculatives, sur un contrât social qui n'exista jamais, mais sur la pratique de tous les tems. Il observa que celle de ses contemporains n'était pas bonne; il le leur dit sans fronder les constitutions de gouvernement, avec la simplicité d'un homme de génie, avec la gravité d'un Romain.“ Im Gegensatz gegen die concrete Politik des Florentiners vertieft man sich jetzt in leere Abstractionen. „Rien au monde est aussi nuisible dans les affaires d'état que l'ignorance de l'esprit primitif des usages et des loix: mais les philosophes trouvent plus commode d'imaginer des gouvernemens que d'étudier ceux qui existent; leurs spéculations, dépourvues de la lumière de l'expérience, ne valent pas mieux que les tourbillons de Descartes; plus on s'y applique et plus on se trompe sur les matières d'état; ces visions détruisent l'amour de la patrie; la vraie histoire fait que l'on ne s'étonne de rien, elle rend propre à tout.“

Nicht umsonst ist Müller soviel Raum gewidmet: man lernt viel von ihm über den Genius des Zeitalters. — Mehr noch als alle seine Zeitgenossen besaß Müller ein Gemüth, in dem jede große Bewegung schnell nachzitterte; in einfachen Verhältnissen, in der Familienpietät, in der Freundschaft treu, hingebend und aufopferungsfähig, hatte er in größern Dingen nicht die Kraft, das einmal gewonnene Gefühl so festzuhalten, daß es einem neuen stärkern Widerstand geleistet hätte. Dasselbe Feuer, mit dem er die Eindrücke der Natur, mit dem er große und schöne Züge in dem Buch der Geschichte auffaßte und darstellte, mit dem er sich jedem, der ihm liebevoll entgegenkam, an die Brust warf, dasselbe Feuer erfaßte ihn bei jeder imponirenden Erscheinung und trieb ihn augenblicklich zur schrankenlosen Vergötterung. Wenn er schon in seiner Freundschaft fortwährend in die Stimmung leidenschaftlicher

Liebe übergeht, so hat seine Begeisterung für Friedrich den Großen, dann für Napoleon etwas Ausschweifendes, Besessenes: sie unterhalten sich eine Stunde freundlich mit ihm und ziehen ihm dadurch die Seele aus der Brust, er verliert ihnen gegenüber das Urtheil und den Willen. So etwas begegnet ihm selbst minder bedeutenden Männern gegenüber, wenn sie es einen Augenblick verstehn, durch eine Idee oder auch nur durch ein Bild den Funken des Enthusiasmus in seine Seele zu werfen. Nun kann es nicht fehlen, daß bei dieser Vorschnelligkeit der Empfindung häufig die bittersten Enttäuschungen eintreten, und diese wirken dann wieder auf die Stimmung der Seele zurück. Wer schnell in Enthusiasmus geräth, verzweifelt leicht, am leichtesten, wenn er sich mit unbedingtem Glauben den Thatsachen gefangen gegeben hat. Nach der Schlacht bei Jena war ihm nicht blos der preußische Staat unrettbar verloren, sondern er sah darin den Finger Gottes, den man leicht in jedem rohen Zufall herausfindet, wenn man selbst keinen starken Willen hat. Dann überkommt ihn die Weissagung, er fühlt sich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes über die gemeinen Urtheile der Sterblichen entrückt; aber wenn ein neuer Eindruck, eine neue angebliche Thatsache ihn überwältigt, ist die frühere Stimmung vergessen. So mancher Stelle in seinen Briefen fehlt nur wenig zu einem schwungreichen Gedicht, und dabei sieht er mitunter richtig voraus, was kein anderer um ihn bemerkt; aber es ist ein fremder Geist, der über ihn kommt und aus ihm weissagt: der Geist der großen Alten, die sein Gemüth und seine Einbildungskraft erfüllen, aber sein Urtheil und seinen Willen nicht gestählt haben. Oeftere Enttäuschung hat ihm Mistrauen gegen die Stimme seines Innern eingeflößt, und wenn er sich dennoch zum Sprechen entschließt, so empfindet man die Gewalt, mit der es ihn fortreißt, zugleich aber das schmerzliche Vorgefühl, daß ihm selbst das Gesicht nicht zugute kommt. Derselbe Widerspruch ist in seinem praktischen Leben. Sanguinisch und sorglos bis zum Kindischen in allen irdischen Angelegenheiten, vertieft er sich zuweilen wieder in eine ängstliche Berechnung; er denkt mit Unruhe an den nächsten Tag und dessen Bedürfnisse, und ist nie mehr einem Kinde vergleichbar, als wenn er mit anscheinender Weltklugheit Plane für die weite Zukunst schmiedet.

Wie sehr sich nicht blos Müller über sein staatsmännisches Talent geirrt, sondern auch Männer, die wohl wußten, was es damit auf sich habe, liegt auf der Hand. Nie war ein Mann weniger zum Politiker geeignet. So laut er von der frühesten Jugend an gegen den Zeitgeist Zeugniß ablegte, so leicht wurde er von jeder Strömung mit fortgerissen. Auch in seinem Urtheil, wo es sich um vergangene Dinge handelt, wird man oft durch die seltsamsten Widersprüche befremdet. Jede Thatsache hat verschiedene

Seiten, und wenn man ihnen gegenüber nicht auf einem festen Standpunkt steht, so wird man bald durch die eine, bald durch die andere geblendet. In seinem Gemüth an den engen Kreis seiner nächsten Freunde, seiner Heimath, seiner Familientraditionen gebannt, erstieg er durch seine wissenschaftlichen Forschungen eine Warte, die unendlich hoch über das Gewühl der Parteien hinausragte. Beides zu vermitteln, ist ihm nicht gelungen. Es waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens, zwischen denen seine Seele in den heftigsten Schwingungen zitterte: heute hoffnungsreich revolutionär, morgen ein verbitterter Anwalt alles Alten, weil es alt war; heute ein Apostel der Freiheit und Humanität, morgen Christ und Mystiker; heute Weltbürger in der verwegensten Bedeutung, morgen nichts als treuherziger Eidgenosse. Die Farbe kam niemals aus seiner Einsicht, sondern aus seinem Gemüth und dessen unmittelbaren Beziehungen.

Der neue Landesherr war, gegen die Sitte seines Hauses, katholisch; er stand mit den Stiftern gegen die kaiserlichen Reformen im Bunde; er war leidenschaftlicher Soldat. Müller hatte das Elend protestantischer Spießbürgerei in seiner Heimath kennen gelernt, in Joseph sah er den Erbfeind der Eidgenossenschaft und den Bewerber um die Universalmonarchie. Das waren äußere Berührungspunkte; die innere Wendung zu vermitteln, diente der Verkehr mit seinem Amtsgenossen Forster, der damals einer ganz mystischen Richtung verfallen war.

Georg Forster war 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben, einem Dorf bei Danzig, geboren. Sein Vater Reinhold, ein leidenschaftlicher, unternehmender Mann, dessen wissenschaftlicher Drang in der armen Dorfpfarre keine Befriedigung fand, wurde 1765 von der russischen Regierung beauftragt, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga zu bereisen. Er nahm den Knaben mit, der früh in der Naturgeschichte und in fremden Sprachen unterrichtet war. Da die Reise nicht den gewünschten äußern Erfolg hatte, begab sich Forster mit seinem Sohn nach England, wo ihm 1772 der Auftrag wurde, Cook auf seiner zweiten Weltumseglung als Naturforscher zu begleiten. Von dieser Reise brachte der junge Georg, der wieder mitgegangen war, 1775 umfassende Kenntnisse und Lebensanschauungen, aber auch eine Krankheit mit, die ihn sein ganzes Leben nicht verließ. Der Ertrag der Reise wurde durch Streitigkeiten Reinhold Forster's mit der britischen Regierung verkümmert: er gerieth in immer größere Noth und mußte endlich in den Schuldthurm wandern. Seiner bedrängten Lage durch Verkauf der gesammelten Naturalien und durch Verbindung mit den deutschen Höfen und Akademien aufzuhelfen, wurde Georg Oct. 1778 nach dem Continent geschickt. Der junge Weltumsegler wurde überall mit großer Aufmerksamkeit empfangen, am herzlichsten von Jacobi,

mit dem er eine innige Freundschaft schloß. Ende 1778 fand er eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte in Kassel; Juli 1779 folgte ihm sein Freund, der Physiker Sömmering aus Thorn (geb. 1755) dahin, den er in London kennen gelernt und für die Maurerei gewonnen hatte; gleichzeitig gelang es ihm, den Vater aus der Schuldhaft zu befreien und ihm eine Professur in Halle auszuwirken. — Goethe lernte er noch in demselben Jahr kennen, und blieb seitdem in fortwährendem Verkehr mit Weimar; ebenso mit Göttingen, er gab mit Lichtenberg (geb. 1 Jul. 1742) 1780—1785 das „Magazin der Wissenschaften" heraus. — Der neue College Müller war ihm zuerst als spottender Voltairianer unbequem, bald aber tauschten sie ihre hypochondrischen Grillen aus, und fanden sich bei den Rosenkreuzern zusammen. — Die Sehnsucht nach dem Unsichtbaren, Göttlichen regte sich damals hastiger, unruhiger leidenschaftlicher als jetzt; weil ihr in den sittlichen Zuständen ein schwächerer Widerhalt geboten war.

Im Katechismus besser bewandert als unsere Großväter, fassen wir in der Regel das Glaubenssystem unserer großen Dichter und Philosophen schärfer ins Auge, und wenn wir auch nur selten soweit gehn, wegen starker Aeußerungen gegen das Christenthum ihren Werth geringer anzuschlagen, so gilt es doch für ein historisches Moment, das bei ihrer Schätzung in Betracht kommt, das, je nachdem wir uns selbst gegen die Kirche stellen, mit Tadel, Bedauern oder Beifall angemerkt wird. — Eine andere Gruppe, die sich des Christenthums annahm, möchte man unbesehen zu Vorläufern unserer heutigen Rechtgläubigkeit stempeln. Gereicht ihnen das bei frommen Seelen zum Ruhm, so hat es andrerseits Aergerniß gegeben, und man hat Lavater, Jacobi, Hamann, Schlosser, Claudius, Jung, Stolberg u. s. w., ohne viel Unterschied zu machen, als Feinde der Aufklärung geächtet. Bei näherem Zusehn findet man, daß es sich um äußerst verschiedene Physiognomien handelt, und daß der Contrast zwischen den beiden Gruppen nicht so gar groß ist. Beide gingen nicht von einem fertigen Glaubenssystem aus, sie waren Suchende, und wenn ihre Forschung sie auf sehr abweichende Pfade lenkte, so kreuzten sich diese oft genug. So hält sich Herder im Ganzen als Pantheist und Naturgläubiger zu Goethe gegen Jacobi; dann aber regt sich in ihm der an der Bibel aufgewachsene und an Salbung gewöhnte Pfarrer, und er spricht sich bei weitem positiver aus als Jacobi, dessen Glaube nur Sehnsucht nach dem Glauben ist. Jeder von ihnen hat mannigfaltige Stadien durchgemacht, und man kann den

Lauf ihres Denkens mit einer mehr oder minder excentrischen Ellipse vergleichen, deren Brennpunkte Christus und Spinoza sind.

Lavater, geb. 15. Nov. 1741, seit 7 Jahren in enthusiastischem Verkehr mit Goethe, ihm und dem Hofe noch näher getreten durch die letzte Schweizerreise, mühte sich noch immer um unmittelbares Schauen der Gottheit. „Was ich mache?“ schreibt er, 39 J. alt, 19. März 1781 an Jacobi. „Ich trotte als Prediger meinen Gang ziemlich mechanisch und geistlos fort — als Mensch genieß' ich tausend genossene und ungenossene Freuden ... als Christ sehn' ich mich immer, erwarte und ahnde Handauflegung eines Mannes, dem ich den Schuhriemen zu lösen nicht werth bin, den ich noch nicht kenne, den nur Gott kennt. Ich ruf' ihn nicht herbei, geh' ihm nicht entgegen, aber er wird mir erscheinen, und bis er kommt, bin ich nichts als ein armer Tagelöhner. Aber was in mir ist, ist größer als was in der Welt!... O könnt' ich ein einziges Wort sagen, das ewig und unwandelbar ist! Ein solches Wort ist Pfand der Unsterblichkeit, und welchem Sterblichen wäre nie ein solch Wort auf die Zunge gekommen!“

22. März fand in Straßburg bei der schönen Gräfin Branconi, die eine schwärmerische Neigung für Lavater gefaßt hatte, eine Zusammenkunft mit Cagliostro*) statt. Dieser sagte ihm: „Sind Sie von uns beiden am besten unterrichtet, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch ich Sie nicht.“ Am andern Morgen schickte ihm Lavater einen Zettel mit den Fragen: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? wie haben Sie diese erlangt? worin bestehen sie?“ worauf die Antwort erfolgte: „In verbis. In herbis. In lapidibus.“ — Dennoch sagte noch 5 J. später Lavater: „O daß er einfältig und demüthig wäre wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit des Herrn — wer wäre größer als Er!“ — Sein Anhänger Tobler, der jener Zusammenkunft beigewohnt, kam 1. Mai nach Weimar und brachte Lavaters Briefe und Gedichte mit: als „Urkunden seines Herzens“ „seinen Freunden gewidmet“.

„Ich danke Dir, du Menschlichster!“ schreibt Goethe 25. Juni, „für Deine gedruckten Briefe. Das Menschliche darin ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese als Du sie geschrieben hast, daß ich den innern Zusammenhang der mannigfaltigen Aeußerungen erkenne: denn für den eigentlichen Menschenverstand, was man ge-

*) Geb. 8. Juni 1743. Er kam aus Rußland, und fand in Straßburg, wo er sein System der ägyptischen Maurerei einrichtete, begeisterten Empfang. Von da ging er mit dem Cardinal Rohan nach Paris, kehrte aber noch in demselben Jahr nach Straßburg zurück, wo diesmal Aerzte und Geistliche seine eifrigen Widersacher wurden. — Ueber die Branconi vgl. G. L. 2, S. 756—7. Sie wohnte später in Lungenstein am Harz, und wurde von Goethe häufig besucht.

wöhnlich so nennt, ist und bleibt hierin, wie in all Deinen Sachen, vieles unverständlich. Selbst Deinen Christus habe ich noch nie so gern als in diesen Briefen angesehn und bewundert. Es erhebt die Seele, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück; denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nöthig, da Du Deinen Glauben wiederholend predigst, Dir auch den unsern als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meers vielleicht einmal überspruden, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." „Auch Deine Poesien sind mir als Aufschluß Deines Innersten und als Bild Deines äußern Lebens sehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht hast Du sie Deinen Freunden gewidmet: denn sie schließen sich so an Deine Individualität an, daß jemand, der Dich nicht liebt und kennt, eigentlich nichts damit zu machen weiß. Ich hab' es etlichemal versuchen wollen, in Gegenwart guter Menschen, denen Du aber fremd bist, einige von diesen Gedichten zu lesen, und habe recht gefühlt, wie das Eigenste davon gar nicht übergeht." — „Gegen die geheimen Künste bin ich mißtrauisch. Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Cloaken minirt, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihre bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Boden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht, und hier wunderbare Stimmen gehört werden." —

Lavater ließ sich nicht warnen. Bald darauf schickte er an Goethe einen wahnwitzigen Bericht über den „Spiritus Gablidne", den Geist eines

Kabbalisten, der Wunder that und Orakel ertheilte. Später suchte er sich zu rechtfertigen: er sammele gern Phänomene aller Art, um entweder die Größe oder die Kleinheit des Menschen kennen zu lernen, seine Kraft oder seine Kunst, Kraft ohne Kraft nachzuäffen. Zwanzig solcher Aufsätze von Atheisten, Deisten, Schwärmern, Herrnhutern, Mystikern, Theosophen, Kabbalisten, Geistersehern, Entzückten befänden sich als Collectaneen unter seinen Papieren. — „Ich hielt die Hauptsache an sich für möglich, d. h., ich hielt und halte noch für möglich, daß völlige Ueberzeugungen in einen nicht unredlichen und nicht unweisen Mann kommen können, daß es eine Art von Mittelgeistern, Dämonen, Vielwissern geben könne, welche sich auf irgend eine Weise dem Menschen oder gewissen Menschen mittheilen und verborgene oder zukünftige Dinge offenbaren. — Ich suspendire also mein Urtheil, lasse die Sache völlig dahingestellt, lege sie bis zu weitern Aufschlüssen meinen Collectaneen bei, und gehe völlig unbekümmert meinen Gang fort."

Das ist der classische Ausdruck für den reinen Empirismus, der ganz vergißt, daß auf einfältige Fragen einfältige Antworten erfolgen müssen, einerlei, wen man fragt. Für den Empiriker hat aber das Dunkle der Natur den meisten Reiz, weil es nichts zeigt als Anekdoten. Alles wofür sich kein vernünftiger Grund angeben läßt, wird mit heiliger Scheu als neue Selbstoffenbarung der Natur belauscht.

Als vorübergehendes Entwickelungsmoment in der Seele eines bedeutend angelegten Menschen, dessen Imagination stärker ist als der Verstand, kann man sich solche Zustände schon denken. Das Merkwürdige war, daß bei Lavater dieser fieberhafte Drang das ganze Leben durch aushielt; ja er zehrte sich darüber auf, soviel sanguinische Heiterkeit ursprünglich in ihm lag. Aber es hatte noch eine andere Wirkung: da er nicht blos Suchender, sondern auch Lehrer der Religion war, so mußte er vor sich und der Welt eine doppelte Rolle spielen; er mußte, wo er Glauben bei Andern erwecken wollte, die Miene eines Befriedigten annehmen. „Kreuzigt den Schwärmer im dreißigsten Jahr!" sagt Goethe in einem spätern Epigramm.

Im innersten Grund waren diese religiösen Visionen eine übersteigerte poetische Anschauung, die, weil sie nicht gesättigt genug war, ihm eine Qual bereitete, deren er sich durch jedes Mittel entledigen mußte. Der echte Dichter weiß sich frei zu machen. — „Ich bin," schreibt Goethe 4. Nov., „geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eignes beschränktes Selbst zu einem Swedenborg'schen Geisteruniversum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Excremente durch eine feine Gährung abgesondert, und der reinlichste

Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde." — Die feine Gährung, welche die Excremente des Aberglaubens ausscheidet, ist eben die **Poesie**, die wahre Magie der Individualisirung, welche durch keine andere zu ersetzen ist. Wenn **Lavater**, im Gefühl, sich nur in Abstractionen zu bewegen, ausruft: „Ich rufe die Luft an, wenn ich Gott außer Christo anrufe! ich liebe ein Ideal, wenn ich Gott außer Christo liebe!" — so ist das nur ein Ausweg, auf den der Mangel an schöpferischer Kraft verfällt, statt der poetischen Hypostasis die äußere Inspiration zu suchen. Er war ein unfertiger Dichter, und da ihm seine Vision keine Freiheit, keinen Frieden gab, glaubte er nur halb daran. Die Schwäche seines wundersüchtigen Glaubens war eine Schwäche seiner schöpferischen Kraft.

Auch die geduldigsten Freunde **Lavaters** wurden stutzig, als 1782 ein neues Werk erschien: „**Pontius Pilatus** oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen". — Das Buch, das sich allmälig auf 4 Bde. ausdehnte, sollte sein ein „Alles in Einem — ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches Ecce homo! ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unsers Geschlechts, lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen, für Kaltblütige und Warmblütige, Schwärmer und Weltweise, dichterische und undichterische Menschen." — „Es ist ein Werk, das sehr Vieles für sehr Viele enthält; aber sehr wenigen, auch weisen und guten Menschen ganz tauglich, ganz genießbar sein kann. Die, so es ganz genießen können, gehören in den engsten Kreis meiner Freunde oder der sympathetischen Seelen. Es ist Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, und ohne das Medium meines Selbst eine im Ganzen ungenießbare Speise. Wer dies Buch haßt, muß mich hassen. Wer dies Buch liebt, muß mich lieben. Wer's nur halb genießen kann, kann auch meinen Geist und Herz nur halb genießen." — Er suchte seine christliche Intoleranz mit menschlicher Liberalität zu versöhnen: „Zu mir **Menschen**, Joh. Casp. Lavater, hat jeder Mensch freien, ungehinderten Zutritt; ich darf keinen auch nur mit einer Miene persönlich drücken um deswillen, weil er nicht gleich mit mir denkt. Vom unthätigsten Quietisten bis zum werkheiligsten Pietisten, vom bilderhassenden Mystiker an bis zum sinnlichst liebenden Herrnhuter, vom Socinianer und Deisten bis zum decidirtesten Atheisten, hat alles freien Zutritt zu mir: was Menschengestalt und Menschencharakter hat, hat Anspruch auf meine Menschheit. Wer zu mir kommt, den darf ich nicht hinausstoßen, ausgenommen er kommt in der Qualität eines **christlichen** Bruders, und verwirft positiv und klar die Lehre Christi; — als Mitglied der Societät, die Christum anerkennt und seine

und seiner Apostel Autorität als Orakel der Gottheit verehrt, als solcher darf ich ihn als solchen nicht aufnehmen."

Schon der Anfang des Buches verdroß Goethe aufs äußerste. „Die Geschichte des guten Jesus," schreibt er 6. April 1782 an Fr. v. Stein, „habe ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte ... Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, giebt es aber am Ende für nichts als was es ist, so geht's hin, und das Publicum nimmt insofern Antheil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisirens allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, Heil und Seligkeit daran; da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich ... Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Freilich ist's tausenden so gegangen."*)

Dem Verfasser selbst schreibt er 29 Juli: „Da ich zwar kein „Widerchrist", kein „Unchrist", aber doch ein decidirter „Nichtchrist" bin, so hat mir Dein Pilatus einen widrigen Eindruck gemacht, weil Du Dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst ... Wir berühren uns beide so nahe als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sicheren Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins: ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart, ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblick wirklich: ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Ideen und Empfindungen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit: mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter auferstehet; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.

*) Nach einem längern Verkehr mit Oeser in Leipzig schreibt Goethe um dieselbe Zeit: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt."

Du findest nichts schöner als das Evangelium: ich finde tausend geschriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was Dein Buch enthält, was es uns als unwidersprechlich auffordernd ins Gesicht sagt?"

Man sieht, wie schwer es ihm fällt, dem alten Freunde hart zu begegnen. Auch über Lavater's Bekenntnisse spricht er sich 4. Oct. nachsichtig aus. — „Was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint nur der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt als was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstigt als was ihn ergötzt und seine Seele erweitert — und so wird meistentheils, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das, was wir an seinen Handlungen gesehn, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chymisch hinzugethan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein. — Daß Du mir nach einmal den innern Zusammenhang Deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen; wir werden ja nun wohl bald einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch soviel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft! Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir; in unsers Vaters Apotheke sind viel Recepte."

Es ist der wundersüchtigen Menge nicht sowohl um das Heilige zu thun, als um das Eigenartige; des ewigen Einerlei müde, wollte man um jeden Preis der Tyrannei des Alltagsverstandes entfliehn, wäre es auch in die Krankenstuben des Irrsinns; man wäre jedem Propheten gefolgt, der Neues erzählte, auch wenn er im Namen des Teufels auftrat. „Wir leben in einer auffallenden Epoche," schreibt Jacobi an Lavater: „noch nie sind die wichtigsten Dinge von so verschiedenen Seiten angesehn worden."

Oct. 1782 kam der Alchymist Obereit nach Weimar, 57 J. alt, der seit frühster Jugend, erst als Barbier, dann als Arzt ganz Deutschland durchzogen hatte. 1775 schrieb er eine „Vertheidigung der Mystik," 1777 erzählte er unter dem Titel „Theantis" seinen eigenen späten Liebesroman; 1781 ver-

öffentlichte er gegen Zimmermann „die Einsamkeit der Weltüberwinder nach inneren Gründen erwogen von einem lakonischen Philosophen", und setzte in Dresden, Hannover und Leipzig seine Versuche fort, bis ihn Wieland nach Weimar einlud. „Ungeachtet er so ziemlich wie ein Goldmacher aussieht," schreibt dieser, „ist der Mensch eine von den wohlmeinendsten Seelen in der Welt, ist in omni scibili et quibusdam aliis bewandert, und hat es dahin gebracht, daß er hier zwar für einen Geisterbanner, Schatzgräber und Physiognomen, aber auch zugleich für einen sehr weisen Mann passirt." „Das Mystische," schreibt Herzagin Amalie „wird so Mode bei uns, daß alle Damen sich mit mystischen Wahlgerüchen parfümiren." „Sobald man übrigens," setzt Wieland hinzu, „merkte, daß er weder Spaß noch Gold machen könne, haben ihn unsere Altessen zwar wie ein Wunderthier fandirt, aber gleich wieder fahren lassen." — Er blieb nach einige Zeit, kam nach zwei Jahren wieder, und lebte einsam in Jena, bis er endlich März 1786 in Meiningen eine bleibende Zuflucht fand.

Nicht blos in Weimar war das „Mystische Mode". Ermüdet von der wolffischen Terminologie suchten die nüchternsten Menschen ihren Weisheitsdienst in den Hallen der Isis und des Osiris zu befriedigen. Bald hoffte man von der Maurerei die Kunst Geld zu machen, Geister zu beschwören, das Leben zu verlängern; bald wollte man die Menschheit im Allgemeinen beglücken: die überspannte Einbildungskraft nahm in Ermangelung eines wirklichen Inhalts mit dem schaalsten Spiel vorlieb: Illuminaten und Rosenkreuzer waren darin verwandt. Die Gebildeten hielten sich an Lessing's „Ernst und Falk"; so Goethe, der 1780 eingeweiht war, Klopstock, Voß, Stolberg, Herder, der übrigens mit seiner Maurerei, auch gegen Bode, sehr zurückhielt. v. Gaué, vom wetzlarer Ritterorden, schrieb „Briefe über das Ganze der Maurerei". Wezel in Wien „Kakerlak oder Geschichte eines Rosenkreuzers", Sintenis in Zerbst „Veit Rosenstock"; Gurlitt „Maurerreden"; Kaufmann, der „Gottesspürhund" suchte die Herrnhuter mit den Rosenkreuzern zu verbinden; Plessing aus Wernigerode, aus Goethe's Harzreise bekannt, später von Hamann bearbeitet, studirte den Osiris und andere mystische Alterthümer; Kleuker (geb. 27. Oct. 1749, seit 1778 Rector in Osnabrück, verheirathet Sept. 1784), Herder's Freund, veröffentlichte nach dem französischen Theosophen St. Martin ein „Magikon oder geheimes System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen"; später „Salomonische Denkwürdigkeiten"; der zweideutige Stark, der 1781 eine Zeit in Berlin sich aufhielt, wühlte in sämmtlichen Logen. Dann fing man an die Geschichte der Templer, aus denen die Maçonnerie hervorgegangen sein sollte, zu studieren; v. Anton, Advocat in Görlitz, machte den Anfang, ihm entgegnete Nicolai, und das veranlaßte Herder März 1782 zu einer Gegenschrift. Herder hielt mehr von der Sache, als er um seines Amts willen

gestehn mochte. Gleichzeitig vollendete er seine „Briefe über das Studium der Theologie" und schrieb „Vom Geist der hebräischen Poesie, eine Anleitung für Liebhaber der ältesten Geschichte des menschlichen Geschlechts"; gegen den Rationalismus wie gegen die Wortgläubigkeit. Indem er alle dogmatische Auslegung verwirft und sich nur an das Poetische hält, entdeckt er die Verwandtschaft der Bibel mit dem Homer. Herder, geb. 25. Aug. 1744, war damals 38 J. alt; er fiel den besten Freunden bald durch die Amtsmiene, bald durch einen Ausbruch seiner bittern Laune zur Last. „Ich habe," schreibt er Nov. 1782 an Hamann, „hier keine Seele, die mein Innerstes berührt, als mein Weib; von allen andern bin ich beinahe los oder es dient nur zur Verwirrung."

Arge Zustände brachte die Rosenkreuzerei in Kassel hervor: zu den eifrigsten Anhängern gehörten damals Forster und Sömmering; sie scheinen sich in schlimme Dinge eingelassen zu haben. „Wie sehr ich Schwärmer gewesen," erzählt Forster später, „welch hohen Grad ich erstiegen, das konnten, weil ich für Pflicht hielt es zu verbergen, wenig Menschen wissen. Ich habe alles geglaubt." — Der Glaube machte ihn nicht glücklich. „Ruhe des Geistes," schreibt er an Jacobi, der allen Zumuthungen, dem Orden beizutreten, mit Festigkeit widerstand, „freudige, heitere Empfindung des Daseins sind so von mir gescheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu sehen hofft. Muthlosigkeit, Trübsinn und Zweifel haben sich meiner Seele bemeistert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen." „Europa scheint auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Thron bis zum Bauer sind alle Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken; keiner mehr als unsre vorgeblichen Gottesgelehrten: von ihnen kann man wohl sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrte je waren, unwissender im Geist der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es ist den Ungläubigen unsrer Tage nicht zu verargen, wenn sie die Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten derselben nicht schätzen."

Diese Muthlosigkeit erregte sogar Jacobi's Staunen, der doch darin wahrlich etwas leisten konnte.*) Dagegen hatte sich J. Müller bei den Rosenkreuzern zu einer

*) „Ich habe wieder das Fieber bekommen," schreibt er 4. April an Kleuker, „und hinterher plötzlich ein solches Verschwinden der Kräfte, ein solches Trauern des ganzen Menschen, daß es schwer zu ertragen war ... Während meiner Krankheit habe ich einige neue metaphysische Knoten geschlungen ... Wenn ein Gott ist, so muß es noch eine andere Offenbarung geben als die Offenbarung der Natur ... Unmöglich

ganz ähnlichen Stimmung steigern lassen. — „Es verfolgt mich," schreibt er an seinen Bruder 22. Febr. 1782, „seit einiger Zeit ein Ueberdruß des Lebens, den ich kaum bezwingen kann. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der vollkommenen Einsamkeit, in der ich lebe.*) Ich darf keinen Augenblick vom Buch wegsehn, ich muß meiner ganz vergessen, und mich in die Vorwelt hineinfühlen, wenn ich nicht entsetzliche Stunden haben will." „Au milieu de tous mes plans, je ne puis que m'apercevoir chaque jour que je meurs. Je suis poursuivi par une tristesse involontaire qui me fait ardemment souhaiter la fin de ma vie." Diese Stimmung ist es, welche die Sehnsucht nach einer Religion erweckt, und aus der Sehnsucht geht bei einem empfänglichen Gemüth leicht Inspiration hervor. Aber es ist interessant, wie Müller diese Stimmung mit seinen Studien in Zusammenhang zu setzen weiß. Es war zuerst die Lectüre Platon's, die ihm die Idee des Uebersinnlichen näher führte.**) „Er wird in der Geschichte meines Geistes Epoche

kann ich durch blos historische Mittel zur Erkenntniß des Unbegreiflichen gelangen; unmöglich kann es eine allgemeine Offenbarung im eigentlichen Verstand geben; alle Offenbarung, die nicht blos individuell ist, kann nur eine menschliche sein, keine göttliche. Hier dämmert mir etwas, das der christlichen Lehre sehr zustatten kommen möchte."

*) Schlözer schreibt ihm 18. Oct.: „Eine Zulage wünsche ich Ihnen sehr, damit Sie heirathen können, sonst leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schicksal. Ach eine gescheidte Frau ist auch für die gelehrte Profession eine herrliche Meuble!" — Müller an seinen Bruder, 23. Nov.: „Ich bin im Grunde des Apostels Meinung, daß nicht heirathen besser ist; besonders für den gelehrten Stand, und in unsern Zeiten: erstlich weil sich nach der Beobachtung aller großen Staatsmänner Europa zu Revolutionen bereitet, in welchen immer besser ist, nur für sich sorgen zu dürfen; zweitens weil die allgemein werdenden Sitten dieser Zeit eine solche Menge Bedürfnisse aufbringen, daß viele Hausväter kaum mehr auskommen können. Hierdurch wird man zu vielerlei Niederträchtigkeiten gezwungen, und also ist wohl am besten, so lange zu warten als möglich." — „Nichts danke ich Bonstetten mehr," als daß er 1773 mich verhindert hat an einer Heirath; ich wollte damals heirathen; ich danke Gott für den Freund, welcher mich frei erhalten hat. Nun bin ich entschlossen, sofern Menschen sich entschließen können, solange ich lebe, niemals eigen zu werden, und übe mich in der Selbstüberwindung und Aufopferung des mächtigsten Triebes der Menschen, damit ich ungestört möge die Wahrheit erforschen, und nichts Aeußerliches mich abhalte sie zu sagen, damit ich auch weniger Anhänglichkeit an das Irdische habe und jeden Augenblick zum Tod bereitwilliger sei. Lieber, je mehr ich die Menschen erforscht, um so geringer ist meine Meinung von dem gegenwärtigen Geschlecht; eben darum bin ich weit entfernt, mich durch neue Bande an dasselbe knüpfen zu wollen."

**) Was sein eigentliches religiöses Bedürfniß war, findet man schon in einem Brief 16. Juli 1779: „Grenzen hat des Menschen Glück und Wissen nicht; aber sein Geist. Ich glaube die Unsterblichkeit, ungeachtet ich sie nicht zur Aufmunterung guter Thaten brauche, weil dies System mir die Traurigkeit nimmt, mit welcher ich das Ende meiner Untersuchungen erwarten müßte."

machen. Er begriff, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich ist, Uebersinnliches zu erklären oder zu beweisen, und bewies doch, daß eine unsterbliche Seele ist. Und wie nahm er sich hierbei? So daß er durch die Macht seiner Worte in allen lebendigen Seelen ein solches Gefühl ihrer selbst erweckte, daß, da ich ihn las, mir ebenso unmöglich schien an der Seele zu zweifeln als an der Hand. Ja wahrlich: sintemal wir vom Geist einen Begriff haben, muß es Geister geben, ihr Begriff ist ihr Beweis. Denn Homer, die Gallier, die Irokesen glauben es; woher haben sie das, sie, diese unspeculativen Menschen? Sie haben es aus der Urquelle von Licht und Geist, aus der sie flossen." — „Im Geräusch der Welt (9. März 1782) unter mühsamen Studien hatte ich nie zusammenhängend über die christliche Religion gedacht: mir schien unmöglich, von dem, was außer dem Kreis der Sinne liegt, etwas zu wissen. Als ich nach Kassel kam, unternahm ich, ohne Rücksicht auf Höheres, alle Alten, so viel ihrer übrig sind, in der Ordnung, wie einer nach dem andern gelebt und geschrieben, zu lesen und alle Facta aufs genaueste zu excerpiren: denn ich wollte mir ein wahres, vollständiges Gemälde des politischen, militärischen und moralischen Zustandes aller Zeiten und Nationen entwerfen. Als ich aber Plato, Aristoteles und andere weise Männer kennen lernte, nahm ich lebhaften Antheil an ihren Untersuchungen, bewunderte das Ringen des Geistes nach den wichtigsten Erkenntnissen, und bejammerte, daß die Zweifelhaftigkeit, in der man endlich blieb, nicht eine Wirkung der Schwäche der Philosophen, sondern der Natur dieser Wahrheiten selbst ist. Als ich nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte bis auf Augustum endlich übersah, konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erstaunenswürdigster Uebereinstimmung zur Zubereitung und Beförderung dessen diente, was die Bibel als den Rath Gottes angiebt. Wenn ich tausend Strahlen bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beisammen, so müßte ich wohl diese Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien, zumal die eignen Worte Jesu ... Und hier breche ich ab, wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eignen ganzen Lebens erhellte." Er setzt in der Nachschrift hinzu: „dieser Brief, so wahr er ist, gefällt mir nicht, weil er mit einer Feder geschrieben ist und nicht mit Flammen; Sie sehen daraus wohl meine Geschichte, aber nicht meine Empfindung."

Diese Religiosität nahm eine unerwartete Wendung. Zu Anfang des Jahres begann Müller nach unbenutzten Quellen einen Vortrag über die

Gründung des Kirchenstaats. Alle frühern Geschichtschreiber „ont été avenglés par l'esprit de parti, ils ont été Gnelfes ou Ghibelins, Catholiques on Protestans: l'historien doit oublier qni il est, ce qn'il croit; il ne doit envisager que son objet, il ne doit parler qn'anx penples à venir.“ — „Wollen Sie wetten?“ schreibt er 19. März an Herder, den er kurz vorher in Weimar besucht hatte, „die Hierarchie bricht noch nicht! ihre Stunde ist noch nicht gekommen.“ „En répétant mes recherches il m'arriva de trouver ce qne je ne cherchais pas, en composant il m'arriva de dire ce que je ne voulais par dire, le sujet m'emporta. Je fus comme possédé du pape: en ouvrant les yenx, cette idée me vint la première, je m'endormais avec elle, je ne pus ni lire ni écrire, ni parler d'autre chose.“ — „Die Ideen drängen sich; was ich von Rom sage, ist nur der Anfang; vielleicht gehe ich weiter und schreibe über die germanische Freiheit, über das gemeine Interesse für Bourbon, Hohenzollern, Konstantinopel und Rom ... Mein Leben soll der guten Sache heilig sein!“

Was man zu finden im Voraus überzeugt ist, findet man sicher. Es galt, den Uebergriffen des Kaiser Joseph entgegenzutreten; in den Mitteln war man nicht wählerisch. — Endlich sind die „Reisen der Päpste“ gedruckt (3. April); „Jacta alea est! man könnte die Schrift betiteln: wider das dumme Jubelgeschrei des Publicums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus. Sr. Heiligkeit von Rom, Sr. Unheiligkeit von Potsdam und einigen verständigen Reichsfürsten kann sie nicht misfallen.“ — Das Buch besteht aus einer Reihe von historischen Anekdoten aus der Periode 451—1244, der leitende Faden zeigt sich nur in der Auswahl. Zunächst hat dem Geschichtschreiber Roms Folgerichtigkeit imponirt, wie man überhaupt dasjenige am meisten achtet, dessen Mangel man in sich selbst am lebhaftesten empfindet. „Es können die sieben Hügel sich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, so lange Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht.“ — In der Zeit Gregor's 7. war Europa vom Islam bedroht. „Das Evangelium wurde von rohen Barbaren vertheidigt, von Fürsten ohne Kriegskunst, von getrennten Völkern, von Seelen kalt wie ihr Norden .... Ein Joch konnte der Kaiser geben; eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückt Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und ersticken; erheben, begeistern kann sie nicht. Ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker; allen gab er seine

Seele, alsdann sprach er zu den Königen: bis hierher sollt ihr herrschen .... Standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken, gebrauchte er kühn die Zeit und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Macht beruht auf des Geistes Kraft und Muth; die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei müssen Gregorium verdammen, die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht .... Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne Papst war die Kirche gleich wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte. Von dem an war eine Freistaft wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Vorher als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen: aus keiner andern Ursache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Dictator Cäsar, die Römer einem einigen Menschen über Millionen, beides in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne." —

„Die Religion,"– schreibt er an Gleim 15. Mai, „ist unstreitig durch den Papst erhalten worden. Als das römische Menschengeschlecht fast nicht anders als das vor der Sündfluth verging, bedurften die Barbaren, feinerer Gefühle unfähig, eines Vormunds, der aus dem gelehrtesten alten Land, von unverletzlicher Würde, und als Priester zur Erhaltung des Glaubens interessirt wäre. Ohne ihn wären uns die Kenntnisse der Vorwelt fremd. Ich bin so neu nicht, daß ich nicht wissen sollte, welcher Mittel der Papst sich manchmal bedient hat; aber was liegt daran? sagt Paulus: zum Vorwand oder in Wahrheit wird Christus verkündigt." — Und an Jacobi, der gleichfalls remonstrirt: „Zuerst werde der Tod verhindert; nichts ist unheilbarer als der Tod. Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen halte ich für den Tod; Unterwerfung des deutschen Reichs im Herzen von Europa unter Einen für den Vorboten des Todes. Also bleibe weder Freiheit, noch Herrschaft, noch

Meinung, noch Leidenschaft, noch Privatvortheil, noch allgemeines Interesse zu solchem Zweck ungenützt. Also streite der Glaube, streite die Philosophie u. s. w. in dem glorwürdigsten Kampf der sterbenden Freiheit. In allen Geschäften werde zuerst gefragt, nicht: wer hat Recht? es ist bisweilen dunkel; sondern die erste Frage sei: was will der furchtbarste Gewalthaber? Hierauf, wer ein freier Mann ist, auf die Seite der Gegenpartei! dies so lange, bis es das Interesse der Tauben sein wird, einen Preis zu setzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers." —

11. Mai schickte er Exemplare nach Rom, z. B. an den Cardinal Albani: „Votre Excellence verra bien que je considère les intérêts dn St. Siége comme étant les mêmes avec ceux de la liberté générale et de la religion; la conr de Rome ne devrait pas négliger de déterminer l'opinion du siècle en faveur de ses droits. Je n'ai guère vu d'ouvrage bien écrit, qni cût tâché de détromper le public, avenglé aujonrd'hui sur les desseins secrets de cenx qui vont envélopper l'église, la noblesse, les petits princes et les républiqnes dans le même asservissement. An contraire les plns illustres écrivains employent leur esprit à nons faire prendre les fers qu'on nons prépare, pour des conronnes de fleurs dont l'humanité désinteressée de certains princes vent bien décorer notre siècle philosophiqne. Votre Excellence voit elle même ce qui doit arriver, si le pouvoir des armes est soutenu par toute la force du génie, tandis que cenx dont le ponvoir est fondé sur l'opinion ne se donnent ancune peine ponr qne l'opinion pnbliqne leur soit favorable. J'espère qne Dien, qui déjà plusieurs fois sanva l'Europe d'un jong nniversel, vondra bien avoir encore pitié de sa liberté expirante. Millo idées me sont vennes sur ces affaires présentes, qni, si elles étaient aussi bien presentées qne j'en suis profondément pénétré, ne laisseraient pas de ramener pent-être nn assez grand nombre de gens. Il se peut cependant qne je n'en exécnte aucune; et je m'en vais dire à V. E. ponrqnoi. Deux partis divisent le monde, l'un qui attaqne avec tons les avantages que donne la pnissance et la force des passions; l'autre plns juste, mais plns divisé, plns faible, qne je défends. Vons voyez pour qnel parti penche mon coenr. Mais si ce parti ne vent pas que mes talens soient consacrés à la canse, serait-il sage de me broniller avec l'antre?" — Mit Enthusiasmus schreibt er 27. Mai an Bonstetten von der vaticanischen Bibliothek: „La Germanie ne me convient pas. Les lettres y sont pen honorées . . C'est que le militaire absorbe tont, et il y a nn fatras d'étiqnettes, qui met nne barrière insurmontable entre les ordres. Quant aux affaires, tous les gonvernemens sont corrompus,

le peuple n'est occupé que de sa misère.“ — **Nun eröffnet sich ihm eine glänzende Aussicht**: „On me représente un accueil distingué, l'aisance, une charmante société, l'estime qu'ont les grands de ce pays-là pour les lettres, enfin la ville parle pour elle même. A tout moment j'attends la résolution de Sa Sainteté. Ce qui me fait pencher pour Rome, c'est le prodigieux développement du génie de Winckelmann, depuis qu'il y fut.“ Bonstetten soll namentlich Folgendes ins Auge fassen: „dans quel sens Fénélon a-t-il dit à Ramsay, que pour être chrétien philosophe, il faut être catholique? Ramsay s'est fait catholique là dessus.“ — Also hat er sich doch die Sache ernstlich überlegt! — Erst 21. Nov. schreibt er an Gleim: „Auf den Punkt in Rom zu leben, wie einst Winckelmann, habe ich mich bedacht und es abgeschlagen, weil ein Geschichtschreiber das öffentliche Zutrauen genießen muß!“

Sehn wir hier einen schwachen Charakter aus scheinbar logischer Consequenz auf zweideutige Wege gerathen, so machten die Uebergriffe des Kaisers auch freie und unabhängige Gemüther stutzig. Gleich nach den „Reisen der Päpste“ vertheidigt Justus Möser das Cölibat der Geistlichkeit aus politischen Gründen; freilich mit ironischen Seitenblicken, wofür ihm die Anhänger Roms nicht danken konnten. „Die Ordensleute,“ setzt er hinzu, „sind selbst schuld an ihrem Unglück; die Zeit, worin sie es allein waren, die lesen und schreiben konnten, ist nicht mehr, und die veränderten Bedürfnisse des Staats erfordern etwas mehr als Latein: aber sie haben nicht eingelenkt; sie sind, nachdem sie die Jesuiten, ihren rechten Arm, verloren und darüber frohlockt haben, wo nicht in allen Wissenschaften, doch gewiß in der Politik Jahrhunderte hinter den Laien zurück.“ Auch er bezeichnet die römische Kirche als ein Schutzmittel gegen den Despotismus. Unter der Maske eines römischen Politikers bekämpft er die Lehren des Febronius von 1763: „Ihr Dr. Luther war auch einer von den deutschen Gelehrten, der blos die Wahrheit suchte, und die Gründe, welche man zum Schein in eine Kriegserklärung setzt, von denjenigen nicht unterschied, die man im Cabinet hat: sonst würde er seine Verbesserungen gewiß nicht bis auf eine völlige Trennung erstreckt haben.“ Doch wendet er sich gegen einen wohlmeinenden Schriftsteller, der von einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen träumt. Der dogmatische Unterschied freilich würde nicht unüberwindlich sein: „auf eine oder die andere Art würden sich die Spitzen mancher schönen Streitfrage abrunden lassen, so daß man nicht mehr davon behielte, als zur Schärfung des Verstandes und zur Erweckung nützlicher Leidenschaften nöthig wäre; denn etwas Wetteifer wird doch beibehalten werden müssen, um die religiösen Empfindungen nicht einschlafen zu lassen; vielleicht würden auch einige Heiligen dem jetzigen Be-

dürfniß unserer Empfindsamkeit gerade recht kommen. — Allein wie wir die Verschiedenheit unserer politischen Interessen vereinigen werden, das sehe ich nicht. — Jetzt wird die protestantische Kirche allein von der Bibel beherrscht, einem Fürsten, der ruhig auf dem Thron sitzt, nicht den geringsten Aufwand erfordert, sich von jedem Menschen sprechen, und Keinen ohne Trost von sich läßt. So bequem und wohlfeil hat es die katholische Kirche nicht, sie hat ein Oberhaupt mit dem repräsentirenden Charakter der Gottheit; dieses erfordert allein 72 Cardinäle und eine Suite. — — O lieber Pater! ich fürchte, ich fürchte, es wird nichts daraus; wir sind zu sehr an unsern guten Herrn und an die Freiheit gewöhnt."*)

Jacobi hatte gleich als er die „Reisen der Päpste" erhielt, eine preisende Anzeige aufgesetzt; in Hamburg hatte man sie aus Rücksicht auf den Kaiser zurückgewiesen. Ganz stimmte er freilich mit Müller nicht überein: „Religion," schreibt er ihm 14. Mai, „ist Quelle der Bildung gewesen überall; Quelle der Freiheit aber nirgend. — Ich hoffe nichts von unsern Pfaffen, denn sie haben alle Heiligkeit verloren; nichts von unsern Rittern, denn sie sind, was sie bei jeder sinkenden Nation gewesen, der verdorbenste Theil ... Um so mehr haben wir den unbändigsten Despotismus und mit ihm die platte Vernichtung alles Guten zu befahren." — Aber er konnte dem Drang nicht widerstehn, und schrieb „Etwas das Lessing gesagt, ein Commentar zu den Reisen der Päpste." Lessing hatte gesagt, die Gründe des Febronius gegen die päpstliche Gewalt gälten doppelt und dreifach gegen die Fürsten. — Jacobi sprach sich, wie Müller, gegen die gewaltsamen Neuerungen des Kaisers aus. Jetzt wolle der große Haufe mit Gewalt jeden Irrthum unterdrücken; die Lichter auslöschen, damit es Tag werde. Gewalt könne nie Gutes hervorbringen, jeder Widerstand gegen Gewalt sei gut. Die gesellschaftliche Ordnung sei nur dazu, das Eigenthum zu sichern und die Leidenschaften im Zaum zu halten, nicht die Vernunft zu organisiren. Nur dem Verbrechen gelte der Zwang. Kräfte zu entwickeln sei er nicht im Stande, da diese nur aus der innern Bewegung des freien Geistes entspringen. Das Ursprüngliche könne nie durch ein künstliches Räderwerk ersetzt werden. Keine Staatsverfassung

---

*) Mit tiefem Ernst nahmen zwei wissenschaftliche Bücher die Untersuchung auf: Planck's (geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen, 1780 Prediger in Stuttgart, 1784 Prof. in Göttingen, wo er 31. Aug. 1833 stirbt) „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs", 3 Bde., später fortgesetzt; und Spittler's (geb. 10. Nov. 1752 zu Stuttgart, 1777 Repetent in Tübingen, 1779 Prof. in Göttingen) „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (vorher: „Geschichte des kanonischen Rechts bis zum falschen Isidor"): jenes in die Details eingehend, dieses aus gründlichen Studien auf einen engen Raum zusammengedrängt, in der einfachsten Form für Weltmänner geschrieben.

könne die Tugend selbst zum Gegenstand haben. Förderung der Menschheit sei nie vom Despotismus zu erwarten, auch wo er die Maske des bien public aufstecke. Um die Glückseligkeit der Menschen zu vollenden, müßte sich ein allgemeines Mittel finden, ihre Natur von Grund aus zu verbessern. Erst dann wären wir unendlich elend, wenn wir, beschaffen wie wir sind, hier zur Ruhe und Zufriedenheit gelangten; und der ist der größte Widersacher unsers Geschlechts, der uns dies zu hoffen und zu wünschen verführt."

Jacobi glaubte für die Freiheit geschrieben zu haben; zu seinem größten Verdruß nahm man allgemein die Schrift für eine Apologie des Katholicismus. Er wollte verzagen. „Mir fehlt zu einem Schriftsteller," äußert er gegen Campe, „neben vielen andern Dingen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande diesen Fehler zu verbessern, denn ich kann nicht schreiben ohne eine gewisse Begeisterung, und diese verläßt mich, sobald ich aus meinem Kopf heraus in andere Köpfe denken soll."

Die Lebhaftigkeit, mit welcher protestantische Schriftsteller sich des Papstthums annahmen, erregte in Berlin argen Anstoß. Die Stadt Friedrich des Großen betrachtete sich mehr und mehr als Metropole der Aufklärung und des Protestantismus; wenn der alternde König sich wenig darum kümmerte, so war Minister Zedlitz desto eifriger. Ein Schöngeist aus der Grazienzeit, Leuchsenring aus Darmstadt (Goethe's „Peter Brey", 37 J. alt), flüsterte um diese Zeit den berliner Aufklärern das Geheimniß zu, es bestehe eine Verschwörung, Deutschland wieder katholisch zu machen. Ausdrücklich zur Vertheidigung der protestantischen Freiheit wurde Jan. 1783 die „Berliner Monatschrift" gegründet. Zwei Schulmänner standen an der Spitze: Biester aus Lübeck (34 J.) und Gedike aus der Mark (28 J.), Director des Fr.-W.-Gymnasiums. Der eine wurde gleich darauf k. Bibliothekar, der andere Oberschulrath. Schulmänner waren es hauptsächlich, die sich ihrem Unternehmen anschlossen: z. B. Büsching, seit 1766 Director des Gr. Klosters, geb. 27. Sept. 1724, Schüler Baumgarten's in Halle, Gatte einer gekrönten Dichterin, früher Pfarrer in St. Petersburg; durch sein „Handbuch der Geographie" (seit 1755) Begründer dieser Wissenschaft für Deutschland; äußerst fruchtbarer Schriftsteller.*)

*) Wesentlich im Sinne der Berliner waren die „Staatsanzeigen" des Prof. Schlözer in Göttingen, der, 47 J. alt, mit seiner Tochter Dorothea 12. April 1782 auf der Rückkehr aus Italien (wo er mit Heinse und Klinger verkehrt) in

Neben den Schulmännern standen die Geistlichen: an ihrer Spitze der ehrwürdige **Spalding**, 69 J. alt, eine stattliche, vornehme Erscheinung. Er hatte nach dem Tod zweier Frauen im 61. J. die dritte geheirathet. Eben war er im Begriff, „vertraute Briefe über die Religion“ herauszugeben, die mehrere Auflagen erlebten: eine Abwehr unbesonnener Angriffe gegen das Christenthum und eine Geschichte seiner eignen religiösen Bildung: die nützlichste Methode zum Dienst der Religion sei, wenn man das erste und hauptsächliche Geschäft daraus mache, das innere Gefühl des Wahren und Guten bis zur herrschenden Empfindung in den Menschen aufzuwecken. — Ihm schloß sich sein Schwiegersohn **Sack** an, 45 J. alt, 1777 als Hofprediger aus Magdeburg nach Berlin berufen; ferner Propst **Teller**, 49 J., aus Leipzig, seit 1767 in Berlin, der 1781 mit Spaldings Hilfe die Einführung des rationalistisch verbesserten Gesangbuchs in Berlin durchsetzte. — Mit ihnen gingen der berühmte Kritiker, Prof. **Semler** in Halle (58 J.); Abt **Jerusalem** in Braunschweig, 74 J. († 2. Sept. 1789), Kanzler **Cramer** zu Kiel, 60 J., Klopstock's Freund, Fortsetzer des Bossuet († 12. Juni 1788), Pastor **Zollikofer** in Leipzig u. A.

Alle diese Männer hatten früher ihren Mittelpunkt in der Allg. d. Bibl. gefunden, deren Herausgeber, der Buchhändler **Nicolai**, jetzt 50 J. alt, sich seit Lessing's Tod als den eigentlichen Vertreter des gesunden Menschenverstandes in Deutschland betrachtete, obgleich sein Ansehn bereits sehr im Sinken war, da er sich durch seine anmaßenden Urtheile und seinen höhnischen Ton

---

Darmstadt bei **Merck** einsprach und sich über die Italiener höchst verächtlich äußerte. Ueberhaupt wichen seine Ansichten von denen des weimarer Kreises sehr erheblich ab: „Sie Historiker,“ hatte er 1774 an seinen Schüler J. **Müller** geschrieben, „schwärmen noch für die Griechen? Packvolk waren diese Griechen, wie weiland polnische Conföderirte!“ 1782 hatte er das Lehrbuch der Staatengeschichte geschrieben. Eine gesunde derbe Natur, durchaus ehrlich, aber voller Leidenschaft, griff er mit einer Rührigkeit ohne Gleichen überall ein, wo es sich um ein allgemeines Interesse handelte, und war wegen seiner Kampflust nicht blos bei den Gelehrten sondern auch bei den Potentaten gefürchtet. Im Lauf der ganzen deutschen Geschichte hat nie ein Journal so bedeutend gewirkt als die „Staatsanzeigen“ (1783—1793), wegen des unerschrocknen Freimuths, womit er jede Thorheit, die sich sonst im Dunkel der Cabinete versteckte, ans Licht der Oeffentlichkeit zog. Weit entfernt vom Radicalismus war er sogar der aufgeklärten Despotie nicht abgeneigt, wenn sie nur wirklich zum Besten des Volks verwaltet wurde; als hinreichende Gegenwirkung gegen den Mißbrauch derselben betrachtete er die öffentlichen Besprechungen, und pflegte zu sagen, daß Despotie und Statistik sich nicht vertrügen. In der Form geschmacklos bis zur Rohheit, wußte er sich doch durch die Entschiedenheit seiner Sprache Geltung zu verschaffen. Seine Gelehrsamkeit war lange nicht so systematisch als z. B. die seines Collegen **Pütter**, aber er ersetzte diesen Mangel oft durch divinatorischen Scharfsinn. —

mit aller Welt überworfen hatte. Wenn ihm die Verbesserung der Philosophie sehr am Herzen lag, so war seine eigentliche Stärke die Sammlung von Anekdoten und Notizen; seine Beschreibung von Berlin und Potsdam hatte ihn den preußischen Ministern bekannt gemacht. Er war früher wenig aus Berlin herausgekommen, fast nur auf die leipziger Messen; um seine Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren, machte er April 1781 eine längere Reise durch Süddeutschland, Oestreich und die Schweiz, deren Beschreibung „nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten" er nun herauszugeben begann: es wurden allmälig 10 Bde. daraus. Für die Kenntniß der damaligen Cultur ist es von Nutzen, Nicolai hat mit großem Fleiß gesammelt: damals gab es in Süddeutschland Aergerniß, und prägte das Bild eines Berliners, der über alles abspricht ohne etwas zu verstehn, der Einbildungskraft ein. Der berliner Reisende sah mit einer Mischung von Erstaunen und Mißfallen, daß es in Deutschland noch Länder gab, die nicht blos katholisch, sondern bigott katholisch waren, und diese Entdeckung theilte er seinen gebildeten Landsleuten in großer Ausführlichkeit mit. Uebrigens stehn ganz artige Sachen darin, und die Beobachtungen sind mitunter frappant.

Den alten Freunden war er durch seine ewigen Klopffechtereien lästig geworden. „Nicolai," schreibt Mendelssohn (geb. 6. Sept. 1729), „sehe ich des Jahres kaum so oft, als Theile von seiner Bibliothek erscheinen. Unsere Freundschaft ist noch immer dieselbe, allein unser Hausstand und unsere Geschäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit auseinander. Unser Geschmack und unsere Neigungen, denen man in Erholungsstunden nachzugehn pflegt, mögen sich auch zum Theil verschiedentlich modificirt haben ... Nicolai ist ein Mann von überhäuften Geschäften, und die Besorgung der Bibliothek ist eine so weitläufige und mühsame Arbeit geworden, daß er sie einem andern hat auftragen müssen. Er selbst besieht die einlaufenden Recensionen etwa wie ich die abgelieferten seidenen Waaren, mit flüchtigem Auge, eine und die andere Lage, ob die Arbeit regelmäßig sei. Denken Sie Sich hiernächst 80—90 Gelehrte in ganz Deutschland zerstreut, jeder mit seiner Hypochondrie und Laune, Eigenliebe und Eitelkeit, die sich lieber einen Fetzen aus seinem besten Sonntagsrock ausschneiden als eine Zeile in einem Manuscript ausstreichen läßt . . . Geben Sie Acht, am Ende geht es den Recensenten wie den Zöllnern, königlichen Accisebeschauern, Tabaksreutern, Kaffeeriechern: rechtschaffene Männer entsetzen sich, mit ihnen in öffentlicher Verbindung zu stehn."

In den Sachen selbst war er mit Nicolai einig: Wolffianer, Moralist, Mann des Common sense; aber er mißbilligte alle Controversen. Mendelsohn, 54 J. alt, war als Verfasser des Phädon, als Urbild des Nathan, als jüdischer Sokrates in ganz Deutschland eine angesehene Figur;

aufgeklärte Fürsten ließen ihn kommen; Semler widmete ihm ein Buch, womit jener gar nicht zufrieden war, Herder schrieb ihm Liebesbriefe, als dem besten Freunde Lessing's, Kant, Hamann u. s. w. schenkten ihm wenigstens Beachtung. Den Aufklärern war er ein leuchtendes Beispiel, daß man vollkommen sein könne ohne christliche Dogmatik. — Er war von kleiner Statur, sehr hager, verwachsen. Seine Gesichtsfarbe war dunkel und kränklich; sein Haar schwarz und kraus, seine Nase römisch groß. Den Mund hatte er immer, sanft lächelnd, etwas offen. Morgens im Hause am frühesten wach, um 4—5, dachte, las oder schrieb er bis 8—9, dann ging er auf das Comtoir bis Mittag. Nachmittags war er bis 4 wieder mit Handlungsangelegenheiten beschäftigt. Um diese Zeit fanden sich Freunde und Schüler in seiner Wahnung ein, mit denen er sich nun bis 8 unterhielt. — Sein Hausarzt, Dr. Marcus Herz, Kant's Schüler und Anhänger, suchte durch geschmackvolle Vorlesungen die Berliner zu bilden, und machte, seitdem er 1. Dec. 1779 die bildschöne Henriette Lemos (geb. 5. Sept. 1764) geheirathet, gestützt auf seine ausgebreitete Praxis, ein grosses Haus. Diese junge Dame war mit Mendelssahn's Tächtern, Dorathea (geb. 24. Oct. 1762, verheirathet 1778 an den Kaufmann Veit) und Henriette eng befreundet. Zu den Hausfreunden gehörte ferner der reiche Daniel Itzig, der eine Reihe schöner, musikalisch gebildeter Töchter hatte: eine derselben wollte Leuchsenring entführen, und überwarf sich darüber mit Moses.

Mendelssohn hatte das besondere Talent, sich mit jedem, er machte Theolog, Philosoph, Staatsmann, Kaufmann u. s. w. sein, über das Fach desselben zu unterhalten, als wenn es sein eignes wäre: er sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, so leicht und so deutlich über das Dasein Gottes als über ein neues Muster zum Seidenstaff. — Er hatte von Natur eine starke Anlage zur Satire, aber er war immer auf seiner Hut, so daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, um nicht Anstoß zu geben. — Im Umgang war er höflich und selbst ceremoniell; alle Aeußerlichkeiten und Titulaturen beobachtete er mit einer an Aengstlichkeit streifenden Genauigkeit. — Nie behauptete er in seinen Gesprächen etwas als gewiß, alles was er äußerte war problematisch. Er war der Ansicht, daß die meisten gelehrten Streitigkeiten auf mißverstandenen Worten beruhten. „So oft die Vernunft so weit hinter dem gesunden Menschenverstand zurückbleibt oder gar von ihm abschweift, wird der Weltweise seiner Vernunft nicht trauen, sondern ihr Stillschweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, sie in die betretene Bahn zurückzuführen und den gesunden Menschenverstand zu erreichen .... Wenn ich Gründe genug für und wider einen philosophischen Grundsatz gesammelt habe, so lasse ich den Eindruck, den sie einzeln

auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhang und bringe sie solchergestalt vor den Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes .... Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf Seiten des letztern ist, und die Vernunft muß sehr entscheidend sprechen, wenn ich ihn verlassen und der Vernunft folgen soll."

„Lessing war der Meinung, man müsse einer im Schwange seienden Uebertreibung eine andere entgegensetzen. Aus diesem Grundsatz getraue ich mir alle Paradoxen zu erklären, die in seinen Schriften vorkommen. Mich dünkt aber, dies Princip gelte nur für die Conversation, wo es die Unterhaltung belebt, wenn jede Partei etwas über die Schnur haut." — Damit leitete Mendelssohn eine kleine Antwort ein, welche er Jan. 1783 im Dt. Mus. gegen „etwas, das Lessing gesagt", veröffentlichte. „Die Gründe gegen den Papst können nicht dreifach, sondern höchstens einfach gegen die Fürsten gelten. Das Interesse der menschlichen Gesellschaft und des Fürsten sind nicht so geradezu in allen Fällen widersprechend, als das Interesse der Menschheit und des römischen Clerus. Ich billige nicht jede Reform, die wir jetzt in Oestreich zu Stande kommen sehn, ich halte manches für Eingriff in die Rechte der Einzelnen; aber ich applaudire doch von Herzen den Sturz der römischen Hierarchie, von deren Vortheilen in unserer und der künftigen Zeit mich Müller durch seine meisterhafte Schilderung des Guten, das sie ehemals gestiftet, nicht überzeugt hat."

Er fragt Jacobi, den er für einen Demokraten hält: „Können wir unsere Monarchien in Volksregierungen verwandeln?" und wenn wir können, sollen wir es? Mich dünkt, wir würden das Uebel entsetzlich verschlimmern. Wozu also eine Declamation, die zu nichts führen kann? Wir sagen dem Kranken blos, daß er gefährlich krank sei; nicht was er zu thun habe, um gesund zu werden oder nur weniger zu leiden. Lieber mag er sich gesund dünken, als eine Wahrheit hören, die ihm nicht nützen kann. — Daß vollkommen tugendhafte Charaktere sich leichter unter einem Despoten bilden können, scheint mir ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Lessing hat in dieser Rücksicht sehr wohl gethan, seinen Nathan in die Türkei zu versetzen."

„Dieser Bemerkung," erwidert Jacobi Febr. 1783, „hätte die zweite beigesellt werden können, daß er ihn zum Juden macht. Wie der Gegner die Sache stellt, so müßte wenigstens im größten Theil von Europa die vollkommene Tugend sich am mehrsten bei den Juden finden, und in dem Betracht ihr Zustand zu beneiden sein. Wir wissen aber leider nur von einem Mendelssohn. — Bei körperlichen Schäden sagt man, daß die Wunde, die unfühlbar wird, der kalte Brand ergriffen habe. Wer nur wieder

Schmerz erregen könnte, hätte schon zum Theil geholfen. Aber von der Hilfe abgesehn, ist sogar ein hoffnungsloser Schmerz besser als ertödtetes Gefühl." — „Den Despotismus," schreibt er an Forster, „der sich einzig und allein auf Aberglauben gründet, halte ich für weniger schlimm als den weltlichen. Jener entzieht dem Verstande die Erleuchtung nur gleich einer Wolke, die vor die Sonne tritt, gebildet aus Dünsten, die schon da waren. Diese Dünste steigen auf, solange der faule Boden, der sie aushaucht, nicht verbessert ist. Geht die Verbesserung des Bodens vor sich, so sind die Dünste bald zerstreut. Der weltliche Despotismus hingegen greift die Vernunft in ihrem Keim an, indem er die Handlungen einschränkt. Zudem raubt der Aberglaube, solange weltlicher Despotismus nicht mit ihm gemeine Sache macht, dem menschlichen Charakter nicht, wie dieser, alle Würde, sondern gestattet ihm Entwickelung in reichem Maße."

Wie eifrig er sich der Religion annimmt, so bekämpft er doch den Staat, der dieselbe künstlich zu stützen sucht. „Eine Staatsverfassung," sagt er gegen J. Müller, „darf auf Religion und Tugend förmlich weder gegründet sein, noch dieselben sich zum Ziel setzen. Tugend und Religion sind die Sache des Menschen und nicht des Bürgers; sie sind zu edel, um Räderwerk in einer Maschine zu vergänglichen Zwecken vorzustellen. Und das ist vollends widersinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer solchen Maschine jene Triebfedern selbst in Bewegung setzen will. So lange in diesem Cirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Sie sinkt als Dienerin des Staats hinunter bis zum Menschenwerk, zum Betrug, zum Gespött der Vernunft. Wahre Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte sie dieselbe nie beherrschen. — So lange unsere Priester uns nach dem Himmel sehen heißen, weil er uns die Erde düngt, den Geist erniedrigen zum Koth; so lange sie die Finsterniß nur schmücken wollen mit dem Licht, und anstatt den Satan zu vertilgen, ihn befreunden wollen mit der Gottheit: so lange hasse ich sie mehr als ich den Gotteslängner hasse."

Nicht viel anders sprach sich Mendelssohn (April 1783) in einem Werk aus, welches bestimmt war, Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) zu ergänzen, seinem Volk die staatsbürgerlichen Rechte zu erwerben, und es selber in die allgemeine deutsche Bildung einzuführen, wofür Mendelssohn durch Uebersetzungen und Erläuterungen der biblischen Bücher schon viel gethan: „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum". „In Absicht auf Gesinnungen kann der Staat wie die Kirche nur unterrichten, belehren, aufmuntern, aber weder belohnen, noch strafen, noch zwingen; denn die Gesinnungen leiden keinen Zwang. — Der

Staat hat es nur mit Handlungen zu thun; gesetzwidrige Handlungen straft er. Die Kirche darf auch dies Strafrecht nicht ausüben, denn sie kennt keine Handlung ohne Gesinnung. Kirchliche Gewalt und Macht sind Redensarten, von denen ich mir keinen deutlichen Begriff machen kann."

„Vielleicht," ruft er den Rabbinern zu, die das Recht des Bannes begehren, „ließt ihr euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahn bethört, daß sich Religion nur durch Macht erhalten, daß sich wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständniß die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Die Macht zu verfolgen war euch das wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gott eurer Väter, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Folgt dem Beispiel der Liebe, wie ihr bisher dem Beispiel des Hasses gefolgt seid! Wollt ihr von Andern geschont und geduldet sein, so schont und duldet euch unter einander!" „Das Judenthum kennt keinen Kampf zwischen Vernunft und Religion. Es weiß von keiner offenbarten Religion in dem Verstand, in welchem dies von den Christen genommen wird; es hat keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Es weiß nur von einer göttlichen Gesetzgebung. Auf Vernunft und historische Wahrheit gründen sich die dem Moses offenbarten Gesetze; keines derselben lautet: du sollst glauben oder nicht glauben! sondern: du sollst thun oder nicht thun! — Auf das Gesetz ist der Jude verpflichtet, nicht auf den Glauben. An das Gesetz soll er sich um so strenger halten, da er verfolgt wird, auch wo er es nicht mehr versteht; denn das Gesetz ist unauflöslich. Schicket euch in die Sitten und die Verfassung des Landes, der ihr angehört, aber haltet standhaft an der Religion eurer Väter.*) Von dem Gesetz dürfen wir mit gutem Gewissen nicht weichen: was nützen dem Staat Bürger ohne Gewissen!" Allen Mitbürgern aber unumschränkte Glaubensfreiheit und völlig gleiche Staatsbürgerrechte zu gewähren, ist allgemeine Menschenpflicht; das wird nach Principien der wolffischen Logik erwiesen.

Auf die Bildung der Juden wirkte das Buch nur langsam; desto eifriger wurde es vom Rationalismus acceptirt. „Ich halte es," schreibt Kant 18. Aug. 1783, „für die Verkündigung einer großen, obzwar langsam fortrückenden Reform. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zu-

*) „Ich habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von ich weiß nicht welchem Geschichtsforscher hat einbilden lassen."

getraut hätte.*) Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch unsererseits die Kirche endlich darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigt, von der ihrigen absondern, was endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."

Ein Vorwurf, der von verschiedenen Seiten erhoben wurde (z. B. von Michaelis in Göttingen), schnitt Mendelssohn ins Herz, weil er ihn nicht widerlegen konnte: das wirkliche Judenthum lehre und übe das Gegentheil von den Grundsätzen, die er gepredigt! — Von einer andern Seite griff ihn Hamann in „Golgatha und Scheblimini" an, einer kleinen Flugschrift, die Aug. 1783 begonnen, aber erst ein Jahr später fertig wurde. Golgatha ist Symbol des Christenthums, Scheblimini (ein Lieblingspsalm Luthers) Symbol des Lutherthums. Er suchte nachzuweisen, daß Handlungen und Gesinnungen nicht von einander zu trennen seien, daß sowohl Staat als Kirche beides zum Gegenstand haben; er spottete über die Ideen des Naturrechts und Naturstandes, von denen Mendelssohn ausging, über seine empfindsame Philanthropie; über die Idee, Gott zum Pädagogen zu machen; das Judenthum enthalte allerdings keine vollendete Offenbarung, es sei nur, vermittelst der Propheten, die historische Basis des Christenthums. Die kleine Schrift enthielt einzelne tiefe Blicke, bei der verworrenen Darstellung konnte sie aber wenig verstanden werden. Der Prophetenton, zu welchem Hamann sich gern steigerte, verführte ihn nicht selten zu Invectiven, die eigentlich nicht beabsichtigt waren. So mußte es Mendelssohn sehr verletzen, daß er ihn ohne weiteres zum Atheisten stempeln wollte.

Hamann (geb. 27. Aug. 1730) hatte verschiedene Gründe, auf Berlin zu grollen. Als Packhofsverwalter in Königsberg stand er unter der französischen Regie in Berlin, die sein Gehalt stark beschnitt und ihn in drückende Armuth versetzte: Klagen der „armen Zöllner" und „Pfuy gegen die Chaldäer im Reich" mischen sich wunderlich zwischen die Stoßseufzer eines Christen und

*) Es darf nicht verschwiegen werden, daß Kant eine ebenso gründliche Abneigung gegen die Juden hegte, als Lessing Vorliebe gezeigt hatte. Seine Schriften strotzen von Ausfällen; hier nur einen, aus der „Anthropologie": „Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust derselben durch die Vortheile der Ueberlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, ersetzt."

die Anklagen gegen die Babylonier der Aufklärung. „Habe keine Lust ein Deutscher zu sein!" sagt er einmal: „bin, ohne Ruhm zu melden, nichts mehr noch weniger als ein Ostpreuße." Seit Jahren lebte er im Concubinat,*) was aber seine Freunde — Kraus, Scheffner, Hippel, auch Kant nicht hinderte mit ihm zu verkehren; selbst eine vornehme Dame, die Gräfin Keyserlingk, interessirte sich für den seltsamen Weltweisen; außerdem zog er gern glaubensdurstige junge Leute an sich, z. B. Plessing. Mit Herder, Kleuker, seit 1782 auch mit Jacobi stand er im eifrigsten Briefwechsel. Seine Lectüre war fast ebenso umfassend als J. Müller's, nur ungeordnet und regellos: neben den Alten und Orientalen hatte er die sämmtlichen Franzosen durchgearbeitet, Voltaire, Diderot, Raynal, Chamfort, eine besondere Vorliebe hatte er für den verwilderten Retif de la Bretonne, wie für alles Realistische. „Ich habe soviel Langeweile und so wenig Muße," schreibt er an Jacobi, „daß ich nicht weiß, wo ich diese hernehmen und was ich mit jener anfangen soll. Mein ganzes Lesen ist mehr Betäubung als Cultur. So lang' ich ein Buch in der Hand habe, genieße ich; lege ich es weg, bin ich gleich einem Mann, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, denn nachdem er sich beschaut, geht er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Kurz, ein so hungriger Leser wie mein Magen hat keinen Gaum eines Kunstrichters, sondern er verschlingt und verdaut mehr als er schmeckt und unterscheidet . . . Ueberall ist meine Weide . . Ich lese den ganzen Tag, was mir in die Hände kommt, weil ich nichts anderes zu thun habe noch zu thun verstehe, und mache mir den Kopf vollends wüst." „Ich bin sehr genau, alles in Einnahme und Ausgabe zu bringen, schreibe jedes Buch und jeden Brief, jeden Besuch, den ich bekomme und abstatte, in meinen Hauskalender."

Mit Mendelssohn hatte er in Berlin wie in Königsberg freundlich verkehrt, es that ihm wehe, ihn anzugreifen, aber er konnte nicht widerstehen, wenn der „furor uterinus" ihn ergriff. Uebrigens wurde Mendelssohn von der entgegengesetzten Seite, von den Radicalen ebenso stark angefochten; hatte er doch in „Jerusalem" kurzweg behauptet: „ohne Gott, Vorsehung und

*) „Ein geheimer Instinct führte ein Landmädchen in meines Vaters Haus. Ihre blühende Jugend, eichenstarke Gesundheit, mannfeste Unschuld, Einfalt und Treue brachte in mir eine solche hypochondrische Wuth hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlstand, noch Arznei, Fasten, neue Reisen und Zerstreuungen überwältigen konnten. Diese Hamadryade wurde die liebste und beste Stütze meines alten, gelähmten, verlassenen Vaters, und seine Pflegetochter, der ich ihn und sein ganzes Haus anvertrauen konnte. Sie wurde nach seinem bittern Tod meine Haushälterin, und ist die Mutter meiner vier natürlichen und Gottlob gesunden und frischen Kinder."

künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen."

Dagegen verfügte er über eine geschlossene Schaar treuer Anhänger. An der Spitze stand Engel, 42 J. alt, seit 1776 in Berlin, mit dem grämlichen Ramler (58 J.) officieller Festredner, Mitglied der Akademie, Erzieher des Kronprinzen, Commentator Lessing's, ehemals durch den „Philosophen für die Welt" Cicerone aller geschmackvoll stilisirenden Popularphilosophen, durch seine „Anfangsgründe der Poetik" wie durch die „Mimik" Rathgeber der Schauspieler, ebenso von Musikern und Malern als Kunstrichter respectirt; dramatischer Dichter und Logiker fürs Haus. Mit ihm im engen Bunde Garve in Breslau, 41 J. alt, von einer schweren Krankheit langsam dem Tode näher geführt, die er aber mit edlem Heldenmuth ertrug. Er hatte auf einem Besuch in Weimar Juni 1781 viel Beifall gefunden. Seine Hauptthätigkeit bestand in Uebersetzungen: Adam Smith, die Ethik des Aristoteles und Cicero's Pflichtenlehre, wozu Friedrich der Große ihn angeregt; die Anmerkungen dazu, sowie die kleinen Abhandlungen in der „Bibl. der schönen Wiss." galten im gewählten Publicum für mustergiltig. — Der Herausgeber dieser Bibliothek, Weiße in Leipzig, 57 J. alt, lebte fast nur noch für den Kinderfreund, von dem alljährlich ein Band erschien; die Dichtkunst hatte er ganz aufgegeben; bei einem Besuch, den er 1782 mit seiner Familie in Berlin machte, schwelgte er in den Herrlichkeiten der preußischen Residenz. — Ein eifriger Mitarbeiter der Berl. Mon. Schr. war Prof. Eberhard in Halle, 45 J. alt, dessen „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" — gewissermaßen eine Ergänzung zu Sulzer — eine Auflage nach der andern erlebte. Er stand im Ruf, die unverfälschte wolffische Lehre am treuesten bewahrt zu haben, wachte auch sehr darüber, wenn sie von auswärts angefochten wurde. Aber er war kein einseitiger Dogmatiker, er schrieb eine „Geschichte der empfindsamen Liebe", und, um sich von dem Verdacht freigeistiger Gesinnungen zu reinigen, einen Roman in Briefen, „Amyntor", 1782, der von Moralität und Gottesfurcht so strotzt, daß einem recht schlecht dabei wird. — Einen ähnlichen Eindruck, obgleich aus dem entgegengesetzten Grund, macht ein anderer gleichzeitiger Roman „Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit" 1782, eine scheußliche Ehestandsgeschichte, die mit Wahnsinn endigt, von Wezel (36 J. alt): gar nicht ohne realistisches Talent, wie auch die frühern Versuche desselben Verfassers Tobias Knaut, Belphegor, Peter Merks, die wilde Betty. Wezel schrieb auch einen Versuch über die Menschenkenntniß; er zog sich 1786 nach Sondershausen zurück und wurde endlich aus Hochmuth irrsinnig. — Auch „Julchen Grünthal" (1784), die Geschichte eines Mädchens aus den bessern Ständen, die in einer Pensionsanstalt erzogen,

als gemeine Buhlerin endet, von Helene Unger, der Gattin des bekannten berliner Buchhändlers, leistet nach dieser Richtung einiges: übrigens wurde das Buch von A. W. Schlegel sehr gerühmt.

Als man den sittlichen Gesetzen noch arglos gegenüberstand, suchte man im Roman nichts weniger als eine Schilderung des wirklichen Lebens; man dachte sich, wie im Mährchen, eine eigene poetische Sphäre aus, verliebte Schäfer, Ritter, Räuber, Wilde. Seitdem man aber anfing über das Verhältniß der innern zur äußern Welt zu reflectiren, stieß das Gefühl, das sich nun zuerst in seiner Berechtigung begriff und gewissermaßen anstaunte, überall auf Schranken, die es einengten, auf Herkommen, Vorurtheile, sittliche Ueberlieferungen und Gesetze; bald gewann es den Muth, die Giltigkeit derselben in Frage zu stellen, und benutzte den Roman zur Kritik des wirklichen Lebens.

Eins der viel gelesensten Bücher jener Tage, „Karl von Karlsberg oder das menschliche Elend", 1783 — 1786, beschreibt in 6 Bdn. alle Greuel der damaligen Zeit, von den Laudemien bis zur Onanie, in der wohlmeinenden Absicht, auf ihre Verbesserung hinzuarbeiten: für die Culturgeschichte ist ist es trotz seiner geschmacklosen Form nicht zu umgehen; der Verfasser, Salzmann, geb. 1. Juni 1744 in Erfurt, hatte in seiner Vaterstadt friedlich eine Pfarrerstelle bekleidet, bis ihn die Lectüre Rousseau's und Basedow's in die pädagogischen Reformen trieb. Er legte 1781 seine Stelle nieder, schrieb das „Krebsbüchlein, eine Anweisung zur vernünftigen Kinderzucht", ging ins dessauer Philanthropin und gründete 1784 die berühmte Anstalt in Schnepfenthal. — Jung-Stilling, Goethe's ehemaliger Schützling, jetzt Professor der Volkswirthschaft in Heidelberg (43 J. alt), schrieb eine Reihe christlicher Romane zur Abwehr aller ketzerischen Richtungen: „Florentin von Fahlendorn" 1781, „Leben der Theodore von der Linden" 1783, „Theobald oder die Schwärmer" 1784. — Müller von Itzehoe, 39 J. alt, Verfasser des „Siegfried von Lindenberg", schrieb „Papiere aus der Mappe des braunen Mannes", zur Empfehlung des gesunden Menschenverstandes und der Ehrbarkeit. — Das bedeutendste dieser Bücher war „Anton Reiser". In diesem „psychologischen Roman" hat Moritz, geb. 15. Sept. 1757 zu Hameln, seine eigene Geschichte erzählt, und darin einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des Pietismus geliefert.

Sein Vater hatte nach einem sehr dürftigen und dabei wilden Leben einen Edelmann kennen gelernt, den Führer einer pietistischen Secte, welcher Ertödtung und Verleugnung aller Eigenheit und Eingehn in das Nichts das Ziel des Lebens war. Jener Edelmann versammelte sein Gesinde täglich zu einer Art Gottesdienst, der darin bestand, daß sie sich alle um einen Tisch

setzten, mit geschlossenen Augen, den Kopf auf den Tisch gelegt, eine halbe Stunde warteten, ob sie etwa die Stimme Gottes oder das innere Wort in sich vernehmen würden; wer dann etwas vernahm, machte es den Uebrigen bekannt. Das führte nicht blos zur Lieblosigkeit gegen alle, die das innere Wort nicht vernahmen, sondern auch zu einer beständigen Lüge gegen sich selbst. „Weil seine Träume," erzählt Anton Reiser, „sehr lebhaft waren und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen schienen, so fiel es ihm ein, daß er auch wohl am hellen Tage träume und die Leute um ihn her nebst allem was er sah Geschöpfe seiner Einbildungskraft sein könnten. Das war ihm ein erschreckender Gedanke, und er fürchtete sich vor sich selber, so oft er ihm einfiel." — Der Knabe wurde veranlaßt, sich durch allerlei eingebildete Veränderungen seines Seelenzustands in seinen eignen Augen sowohl als in den Augen Anderer interessant zu machen. Es schmeichelte ihm, wenn erwachsene Leute sich um seine Seele kümmerten; und darum war er unerschöpflich in Klagen, daß er sich in einem Zustand der Leere, der Trockenheit befinde, daß er keine rechte Sehnsucht nach Gott in sich verspüre u. s. w., um sich alsdann einen Rath ausbitten zu können, der ihm immer mit vieler Wichtigkeit ertheilt ward. Freilich sind die Launen der Heiligen schwer zu berechnen, und der gottesgelahrte Edelmann fand sich schließlich zu der Versicherung gemüssigt, allen Kennzeichen nach habe der Satan seinen Tempel in Anton's Herzen schon soweit aufgebaut, daß er schwerlich wieder zerstört werden könne. Anton eilte dann wohl, seine Seele zu retten, er betete des Tages unzählige Male im Winkel auf seinen Knien und erträumte sich zuletzt eine feste Ueberzeugung von der göttlichen Gnade und eine solche Heiterkeit der Seele, daß er sich schon im Himmel glaubte und sich manchmal den Tod wünschte, ehe er wieder von diesem guten Wege abkommen möchte.

Ursprünglich zum Hutmacher bestimmt, kommt er im 14. J. auf die Schule zu Hannover. Die Gewohnheit, in einer eingebildeten Welt zu leben, erklärt die fieberhafte Romanleetüre, die ihn nun ergreift, die fieberhafte Neigung zum Theater; und daß er deshalb in Verachtung geräth, treibt ihn zu einem andern Extrem. Mit einem geheimen Vergnügen bemerkt er, daß es ihm gelingt sich durch das Schlechte bemerklich zu machen: er sucht seinen Lehrern und Vorgesetzten als verlorner Bösewicht interessant zu werden. In dieser Zeit wird er mit Hamlet, Lear, Werther bekannt und bemüht sich, in derselben Weise zu dichten; doch als höchstes Ziel schwebt ihm die Kunst des Schauspielers vor, der dem Publicum die wildesten Empfindungen öffentlich ausdrücken und dafür Beifall erwarten darf. In der That entflieht er, nachdem er mit einigen Selbstmordversuchen coquettirt, erst nach Erfurt, dann nach Leipzig, um daselbst Schauspieler zu werden. Die Lügen, die er sich auf

dieser abenteuerlichen Reise zu Schulden kommen läßt, sind wahrhaft erstaunlich. „Der Gedanke an die Unwahrheit der Sache fiel ihm fast gar nicht mehr bei, und da er blos in der Ideenwelt lebte, so war ihm alles das wirklich, was sich einmal fest in seine Einbildungskraft eingeprägt hatte. Ganz aus allen Verhältnissen mit der wirklichen Welt hinausgedrängt, drohte die Scheidewand zwischen Traum und Wahrheit bei ihm den Einsturz. Dabei war es merkwürdig, wie er sich selbst die Lügen, ehe er sie sagte, in Wahrheit zu verwandeln suchte, und wie jesuitisch er dabei sich selber täuschte." U. s. w. Da die Sache mit dem Theater sich zerschlug, wurde er Herrnhuter und trat in die Brüdergemeinde zu Barby. Er fand soviel Unterstützung, zwei Jahre lang in Wittenberg Theologie zu studiren. Von da ging er an das Philanthropin zu Dessau, verließ es jedoch bald wieder, und wurde 1778 als Lehrer am Waisenhaus zu Potsdam angestellt: erst 21 J. alt. Da sein Wunsch, zu einer Pfarre berufen zu werden, sich nicht erfüllte, verdüsterte sich sein Gemüth bis zu den Grenzen des Wahnsinns.

„Reiser," berichtet ein Zeitgenosse, „hatte von Kindheit auf zu wenig Existenz gehabt. Er fühlte in seiner Jugend durch ein jedes fremde Schicksal sich selbst entrissen, spielte stets in Gedanken eine Rolle, und war selten in der wirklichen Welt zu Hause; stets quälten ihn Leiden der Einbildungskraft. Seine Seele wirkte äußerst schnell auf seinen Körper; daher war er gemeiniglich bald, was er sich zu sein einbildete, krank oder gesund. — Im ewigen Kampf mit sich selbst, war er nicht leichtsinnig genug, ganz den Eingebungen seiner Phantasie zu folgen, und hatte doch auch wieder nicht Festigkeit genug, um irgend einen reellen Plan durchzusetzen. — So oft er eine neue Laufbahn betrat, hatte er die größten Erwartungen von dem, was nun kommen würde; seine Phantasie war beschäftigt und Reiser glücklich. Bald aber verschwand der Reiz der Neuheit, das Alltägliche machte ihm Langeweile, seine Phantasie hatte keinen Spielraum mehr; er fand, daß nicht alles so war, wie er es sich geträumt hatte. Dann wurde er nachlässig, mißmuthig, unzufrieden mit sich selbst. Um von seinen unangenehmen Gefühlen loszukommen, entschloß er sich plötzlich zu irgend einer Reise. — Schnell sprang er von einem Extrem zum andern, und bei der heitersten Aussicht zog sich am Ende immer wieder das schwarze Melancholische vor seine Seele. Alle seine Empfindungen, wenn sie auch noch so sanft und ruhig anhuben, endigten gemeiniglich auf eine düstre Weise; daher in seinen Gedichten fast immer Tod und Grab. — Der Gedanke, wegen einer Sache lächerlich gemacht zu werden, war ihm der allerunangenehmste. Leicht konnte man ihn leiten, wenn man ihn von dieser Seite angriff, obgleich er sich sonst aus den Meinungen der Welt nichts machte." „Ohne eigentlich gelehrte und gründliche Studien, besaß er das Talent, sich

schnell mit der Wissenschaft, die er lehren oder über die er schreiben wollte, zur Nothdurft bekannt zu machen, sich das Fremde anzueignen, das Wichtigere herauszufinden, Lücken der Einsicht durch ein gewisses Halbdunkel der Einsicht unmerklich zu machen, dem Alten und Bekannten durch den Reiz der schönen Darstellung den Schein der Neuheit zu geben."

1780 wurde Moritz Conrector am Grauen Kloster zu Berlin; er führte sich durch „Unterhaltungen mit seinen Schülern" ein, ein Paar Töne niedriger als der „Philosoph für die Welt": „von der Liebe zu Gott, bei einem Spaziergang", „vom rechten Gebrauch der Zeit", „die Schöpfungsfeier", „vom Ebenbild Gottes" u. s. w. Es folgte eine staunenswerthe Fruchtbarkeit: moralische Schauspiele, Tagebücher eines Freimaurers, Anleitung zum Briefschreiben, Sprachlehre für Damen, über den märkischen Dialekt u. s. w. 1782 machte er eine Reise nach England, das er zu Fuß durchstreifte und in Briefen an Gedike beschrieb. Nach seiner Rückkehr begründete er das „Magazin für Erfahrungsseelenlehre", das zehn Jahre fortdauerte, und Mittelpunkt für alle Neugierigen wurde, die über die Wunderlichkeiten ihres Herzens und ihrer Sinne etwas erfahren wollten. Lavater und Nicolai begegneten sich friedlich darin, wie sie im physiognomischen Beobachten wetteiferten; jeder, der eine neue auffallende Beobachtung gemacht zu haben glaubte, war willkommen.

In diesem Gebiet der empirischen Psychologie konnte der Pietismus seinen alten Neigungen in neuer Form nachhängen. Hatte er in Herrnhut und Berleberg auf geheime Sünden und geheime Ergüsse des heiligen Geistes gelauscht, so beobachtete er jetzt Wallungen des Bluts, Einflüsse des Wetters, Regungen der Sympathie und Antipathie, galvanische Schwingungen u. s. w. Das junge Geschlecht konnte kein Ende finden, immer merkwürdigere Gefühle in sich zu entwickeln, und in Ermangelung vorhandener Gefühle sich künstlich in einen erhöhten Seelenzustand, d. h. in ein lügenhaftes Phantasieleben heraufzuschrauben. Man legte dies Gefühl noch casuistischer auseinander als die Moralisten die Pflicht, denn diese schrieben doch nur vor, wie man handeln solle: hier dagegen spielte die Empfindung ins Gebiet der Pflicht herüber, und eine schöne Seele mußte sich jeden Augenblick darüber beunruhigen, ob sie auch schön, edel und eigen empfinde. Ebenso aufmerksam betrachtete man die Andern: daraus gingen Mißverständnisse hervor, Verkennungen, Empfindlichkeiten, kurz die ganze Litanei von kleinlichen Zügen, die man nur einem Verliebten in der Unsicherheit seines Herzens verzeiht. Der Durst nach ununterbrochner Seligkeit untergrub das gesunde Selbstgefühl, aus der Ueberschätzung des Gefühls entsprangen gebrochne Existenzen. — „Es geht den empfindseligen Seelen wie den tiefgrübelnden Köpfen: je tiefer sie trinken, desto eher werden sie nüchtern. Die Süßigkeiten des Lebens verlieren am ersten

ihren Geschmack, der sich leicht gewöhnt und länger erhält an bittern und sauern Getränken." — Es ist Hamann, der das sagt. „Im Kreuz," setzt er hinzu, „wie es unsere Religion schön sinnlich und bildlich nennt, liegt ein großer Genuß unsrer Existenz und zugleich das wahre Triebrad unsrer verborgenen Kräfte. — Die beste Erziehungsanstalt ist wohl der liebe Tod für unser ganzes Geschlecht."

Auch Kant hatte viel über diese Krankheit des Zeitalters nachgedacht. „Der innere Sinn (das Gemüth)," heißt es in der Anthropologie, „giebt nicht ein Bewußtsein dessen, was der Mensch thut, sondern was er leidet, inwiefern er durch sein eigenes Gedankenspiel afficirt wird . . . Aber sehr erklärlich ist der Hang, das Spiel der Vorstellungen des inneren Sinnes für Erfahrungskenntniß anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung ist; oft auch sich selbst mit einer gekünstelten Gemüthsstimmung hinzuhalten, vielleicht weil man sie für heilsam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anschauungen sich zu hintergehen. Nachgerade glaubt der Mensch, was er selbst vorsätzlich in sein Gemüth hineingetragen hat, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben . . . Wir spielen oft mit dunkeln Vorstellungen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand beleuchtet . . . Diese Verstimmung des Gemüths kann nicht füglich durch vernünftige Vorstellungen gehoben werden, der Hang, in sich selbst gekehrt zu sein, kann sammt den daher kommenden Täuschungen des inneren Sinnes nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt, und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußern Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird."

Aehnlich dachte Goethe, der dem ungestümen Herzensdrang, wie er ihn früher im Faust und Werther geschildert, durch unbefangene und wissenschaftliche Anschauung von Natur und Kunst, durch Beachtung der sittlichen Gesetze und durch Betheiligung an den wirklichen Geschäften, eine Grenze zu geben suchte. Wenn er im Egmont die Schuld der Vereinzelung nicht anders als äußerlich bekennen will, so enthält Tasso bereits eine herbe Selbstkritik; und Meister spricht das Ideal deutlich aus: das Individuum muß im Weltverkehr ergänzt, aus seiner Einseitigkeit befreit, durch universelle Bildung zur Harmonie mit den Dingen und mit sich selbst erzogen werden. Das Glück liegt in der Einheit mit sich selbst und diese wird nur durch Bildung vermittelt, die sich bescheidet. Denn den Gedanken des Glücks, die Reflexion auf sich selbst aufzugeben, war er keineswegs gemeint.

Wenn nur harmonische Bildung immer dazu führte, die Persönlichkeit ganz zu vergessen! wie man sich im gesunden Zustand des Körpers nicht er-

innert. In dem Streben, sich als schöne Seele zu genießen und auch von Andern als schöne Seele gewürdigt zu sein, war man vielmehr geneigt, fortwährend auf das zu reflectiren, was reife Bildung vergessen lehrt. Die Tagebücher, in denen die schöne Seele, was sie jeden Augenblick bewegte und bestimmte, mit ängstlicher Selbstspiegelung aufzeichnete, waren nicht der Weg zur freien Bildung.

Was in Jacobi's Briefen unmännlich und darum unerträglich erscheint, kann bei edlen Frauen, denen der große Weltverkehr verschlossen ist, einen reizenden und gefälligen Eindruck machen: schlimm ist es nur, wenn der allgemeine Bildungsgang den schönen Seelen eine Wirksamkeit eröffnet, welche die Verhältnisse verkehrt, und ihnen selbst mit der Unbefangenheit die Anmuth raubt. — Im Kreise der schönen Seelen nimmt Jacobi's Freundin, Fürstin Galizin, die erste Stelle ein.

Amalie v. Schmettau, Tochter eines östreichischen Feldmarschalls, geb. 27. Aug. 1748, nach dem Tode ihres Vaters 1751 einer katholischen Erziehungsanstalt in Breslau übergeben, kam 1760 in das geräuschvolle Haus ihrer jungen und lebenslustigen Mutter in Berlin. In einem Pensionat lernte sie französisch parliren, tanzen, singen, spielen, und las französische Romane und Voltaire's Schriften. Auf einer Reise nach Aachen lernte sie den russischen Fürsten Galizin kennen, und heirathete ihn Aug. 1768. In St. Petersburg bei Hofe vorgestellt, folgte sie 1769 ihrem Gemahl auf den Gesandtschaftsposten nach Paris, wo sie mit den Encyclopädisten, namentlich Diderot, vertrauten Umgang pflegte.

Es ist noch nicht genug beachtet, daß unsere „schönen Seelen" von der französischen Bildung ausgingen. So feindlich dieselbe dem Christenthum entgegentrat, so war doch manches in ihr, was an die gleichzeitige pietistische Bewegung erinnerte, und die Virtuosität, mit der z. B. Rousseau in seiner Seele immer neue Entdeckungen macht, hätte ein Herrnhuter beneiden können.*) Die Fürstin Galizin hatte die Sensualisten studirt, ehe sie die Bibel entdeckte; sie war in der Analyse geübt und verstand das Gefühl zu zersetzen, bevor sie das Gefühl als eine weltbewegende Macht aussprach. Sie war eine schöne Seele, als sie noch in den Banden der pantheistischen Philosophie lag

*) Folgende Stelle aus der Neuen Heloise zeichnet Frl. Albertine v. Grün in Gießen, eine schöne Seele aus Merck's Freundeskreise, 1782 als ganz aus ihrem Herzen geschrieben auf: „Cest là, mon féal, qu' à genoux devant votre dame et maîtresse, vos deux mains dans les siennes, vous lui jurerez foi et loyauté à toute épreuve, non pas à dire amour éternel, engagement qu'on n'est pas maître ni de tenir ni de rompre, mais vérité, sincérité, franchise inviolable."

und vom Christenthum nichts wissen wollte; damals noch weit liebenswürdiger als später, obgleich sie immer liebenswürdig blieb.

Fürst Galizin kam 1773 als Gesandter nach dem Haag, wo Hemsterhuys, geb. 1720, Sohn des berühmten Philologen, sich bald als Hausfreund einfand. Sein Streben war, Plato und Spinoza, den Sensualismus und Idealismus zu versöhnen, und in diesem Sinn wirkte er auf seine Freundin Amalie ein, die er seine Diotima nannte, und der er seine spätern Dialoge Sur les desirs, Sur l'homme et ses rapports u. s. w. widmete. — Ihrem Gatten wurde sie immer mehr entfremdet; mit Einwilligung desselben zog sie auf einen Meierhof in Scheveningen, mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt, wo Hemsterhuys täglich mit ihr correspondirte.

Einige Proben dieses Briefwechsels. Febr. 1777: „Je ne suis pas la dupe de votre ruse, vous voulez me faire répéter ce que vous aimez à entendre, et vous savez que je ne demande pas mieux que d'avoir une bonne occasion de vous dire: je vous aime. Vous faites une partie essentielle de mon bonheur, surtout depuis que j'ai su armer mon coeur contre les traits aigus que votre trop riche imagination lui lance et qui ne sont plus dangereux pour l'amitié, depuis que l'amitié elle-même prend soin d'en prévenir ou d'en guérir l'effet.“ Nachdem dann wochenlang ein Zärtlichkeitskampf fortgesponnen war, schrieb sie, April 1777: „Diotime ne connait qu'un seul lieu, auquel le devoir la forcerait de sacrifier ses penchants, s'ils étaient en concurrence, c'est à celui qui la lie, non à un époux, ce titre d'institutions de la société ne serait pas même assez respectable pour elle en comparaison du lien sacré que dieu et la nature seuls nouèrent, mais au père de ses enfans, parce que son coeur lui dit que ces êtres, du bonheur desquels la nature la chargea, pour ainsi dire, constituent le premier de ses devoirs, et qu'une partie de ce bonheur pour eux tient à l'affection réciproque de leurs parents.“

1779 besuchte sie Münster, um die Schulreformen des Minister von Fürstenberg kennen zu lernen; dieser und seine Umgebung zog sie bald so an, daß sie beschloß sich in Münster niederzulassen. Von da schrieb sie 17. Nov. 1779 an Hemsterhuys: „Vous n'avez pas eu le courage d'avouer une bonne fois que vous vous êtes trompé; ce défaut de courage a nécessité la suite de détours qu'il a fallu pour éviter une explication nette. Il m'a jeté dans l'abîme où nous avons vécu trop longtemps, mais enfin, puisqu'il fallait un jour en sortir, félicitez-vous d'avoir affaire à une amie assez juste pour faire pencher la balance du total du coté de vos bonnes qualités et n'abusez plus de ces dispositions. Je vous

ai rendu votre liberté et j'ai repris la mienne, tout détour est donc désormais superflu et serait par conséquence inexcusable. Assez et trop longtemps j'ai assujetti mon sort, désormais je prétends le gouverner seule. Assez et trop longtemps j'ai sacrifié mon temps, mes facultés et mon bonheur à nos tristes jeux, désormais je prétends les employer plus noblement, me livrer au travail et à des devoirs sérieux avec une tête libre, et rayer de l'amitié tout ce qui ne favoriserait pas ce but, tout ce qui ne rend pas réciproquement plus heureux et meilleur. Ce dessein est si fermement pésé et résolu qu'il n'est aucun effort humain capable de m'en détourner d'un seul pas.".

Fürstenberg, der eifriger Katholik war, aber Mathematik und empirische Psychologie für die Grundlage aller gesunden Erkenntniß hielt, gewann großen Einfluß über sie. Durch ihn wurde sie mit Jacobi bekannt, den ihre leidenschaftliche Art zuerst abstieß, der aber bald in einen lebhaften Verkehr mit ihr und mit Hemsterhuys kam: bald waren sie in Münster, bald in Pempelfort zusammen. Der Fürstin Hauptinteresse war jetzt die Erziehung, mit der sich ganz Deutschland eifrig beschäftigte.

„Die Fürstin," erzählt Jacobi, „glaubte ihre Zöglinge in dem Jahrhundert, worin sie lebten, isoliren zu müssen, um ihnen Gewohnheiten und Grundsätze ganz anderer Zeiten einzupflanzen und auf diese Weise sie geschickt zu machen, dereinst mit Nachdruck die ersten Schritte einer Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit zu thun. Die Kinder wurden zu allerhand Uebungen angehalten und lebten in einem beständigen Zwang, dessen Fortsetzung die eigene Neigung erzeugen sollte."*) — Im Anfang gegen ihre Methode mißtrauisch, übergab er ihr bald den eignen Sohn zur Erziehung, und die Zärtlichkeit wurde groß: „Liebe Amalie!" heißt

*) „Wir sollen," schreibt er an Herder, „gesundere Luft athmen in derselben verpesteten Atmosphäre! ich möchte wissen, ob sich etwas Tolleres errasen ließe. Das zu allem Guten Richtungslose, Zug, Bild und sinnlichen Anlaß Versagende in unsern Tagen, und das Reizende und Züchtigende darin zu allem Niedrigen und Schlechten liegt wie ein Berg auf mir, und drückt mich täglich bei dem Anblick meiner Kinder, daß ich oft laut aufschreien möchte. Und das Einzige, was wir noch haben, Wissenschaften, Philologie, Reste der Vorwelt, das soll nun auch noch weggeplaudert werden! Bahrdtische Offenbarungen an die Stelle der göttlichen!" — Lichtenberg eiferte gegen die sentimentale Verzärtelung der Kinder, den Wahn, ihnen die Sachen spielend beibringen zu können; er wie Möser waren für Strenge. — Basedow hatte sich 1778 vom dessauer Philanthropin zurückgezogen, aber die Anstalt blühte fort. Campe hält 1777—1787 ein Pensionat in Hamburg; seine Kinderschriften wetteiferten mit Weiße und v. Rochow; Pestalozzi, dessen Institut seit 1775 immer mehr sich hob, schrieb 1781 „Lienhard und Gertrud."

es immer. — Eine schwere Krankheit machte sie gleich darauf zur Christin, und zwar zur Katholikin. Eine freudige Ueberraschung war für Jacobi ein Brief von Goethe.

„Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann noch zu heilen bemüht ist."

Mit diesen Worten gedachte Goethe 2. Oct. 1782 von Jacobi, dem er eine alte Geldschuld abtrug, an die ihn dieser erinnern lassen, in Frieden zu scheiden. Jacobi betrachtete es freudig als Wiederannäherung, und brach sogar, als Goethe ihm seine Iphigenie schickte, noch einmal in die glühende Zärtlichkeit des Jahres 1774 aus. Aber Goethe war ein Anderer geworden. Während sich in Jacobi die Wertherstimmung fixirte, hatte er Frieden in der Anschauung und dem Studium der Natur gefunden. Es war zugleich ein Gegensatz der Menschen: für Jacobi war die Gefühlsschwelgerei ein Bedürfniß, Goethe glühte nur von innerer Wärme, und mühte sich niemals, sie durch künstliche Erregung zurückzurufen; in jedem Augenblick wahr gegen sich selbst, verlor er nie die Haltung, und hatte die seltene Gabe, auch Unrecht mit Anstand zu thun. „Das Sehnsüchtige, das in mir lag," erzählt Goethe später, „das ich in frühern Jahren vielleicht zu sehr gehegt, wollte dem Manne nicht mehr ziemen."

„Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Heerde siehst, so denkst Du nicht, daß soviel Schlacken darin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel Unart weiß sich auch da noch zu verstecken!" So erläutert Goethe dem alten Freunde seine gegenwärtige Stimmung. — „Seit einigen Tagen," schreibt er 17. Nov. 1782 an Fr. v. Stein, „seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben wurden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich soll." . . „Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehn, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird. Ich sehe es als einen Wink des Schicksals an." „Ich wäre der undankbarste Mensch," schreibt er 15. März 1783 an Kästner, „wenn ich nicht bekännte, daß meine Lage weit glücklicher ist als ich es verdiene. Freilich schont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kann's

denn wohl geschehn, daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal mißmuthig wird." — Seit der Geburt eines Erbprinzen, 2. Febr., hatte sich der Hof in Weimar sehr geändert. Zwischen dem herzoglichen Paar war ein besseres Verhältniß; die verwittwete Herzogin halte sich nach Tiefurt zurückgezogen, wo sie hauptsächlich Wieland und Oeser empfing; es war stiller geworden und Goethe legte sich mit Ernst auf seine Amtsgeschäfte.

Mai 1783 unternahm Herder, nachdem er den alten Gleim in Halberstadt aufgesucht, eine Fahrt nach Hamburg, um Klopstock's persönliche Bekanntschaft zu machen. Der Patriarch der deutschen Dichtkunst, jetzt 59 J. alt (geb. 2. Juli 1724) lebte mit seiner Nichte, Fr. v. Windhem, in stolzer Zurückhaltung, aus der Ferne von Adel und Volk sehr gefeiert. Von den alten Anhängern hatte am treuesten Graf F. L. Stolberg zu ihm gehalten (geb. 7. Nov. 1750), jetzt Oberschenk in Eutin. Mit seinem ältern Bruder (Amtmann zu Tremsbüttel) gemeinsam hatte er Gedichte herausgegeben, treuherzig, ritterlich, sittlich; jetzt arbeitete er an jambischen Strafgedichten und übersetzte den Aeschylus. 11. Juni 1782 heirathete er die 16jährige Hofdame Agnes v. Witzleben, ein edles, liebliches Mädchen. Ein Hochzeitsgedicht, welches ihm Voß schickte, erneuerte die alten Bundeserinnerungen.

Voß (geb. 20. Febr. 1751) war durch die Odyssee berühmt geworden; sein Schulamt in Otterndorf drückte ihn, hauptsächlich wegen des ungesunden Klimas, obgleich Ernestine, sein gutes Weib, ihm treu zur Seite stand. Er mußte sich durch Uebersetzungen erhalten; Gleim ließ ihm öfters Hilfe zukommen. Nun verschaffte ihm Stolberg ein Rectorat in Eutin, wohin er 1. Juli 1782 abreiste. In Hamburg war große Zusammenkunft: Klopstock, Claudius, Schönborn, Campe, Schwager Boie, Amtmann zu Meldorf, die Stolbergs. In Eutin fand er die Verhältnisse erst sehr ärmlich, doch besserten sie sich allmälig, und der Verkehr mit Stolbergs wurde, trotz der lächerlichen Standesunterschiede in Eutin, durch die beiden Frauen sehr herzlich. In seinem Schulamt fühlte er sich wohl; als rechtgläubiger Philolog ließ er keine Realien zu. Strenger Rationalist, verachtete er die Empfindsamkeit ebenso als den Unglauben und die „Muckerei"; von den Compositionen seiner Lieder waren ihm die von Abr. Schulz (geb. 1740) am liebsten, weil sie ohne virtuosenhafte Zusätze, „ohne die seiltänzerischen Buhlerkünste des Modegeschmacks" den reinen Ausdruck der Empfindung gaben; er war ihm auch persönlich befreundet. Aug. 1783 erschien der Anfang der „Luise". Zu Klopstock hielt er warm und treu.

Klopstock machte auf Herder einen sehr guten Eindruck; noch inniger war der Verkehr mit Claudius (geb. 15. Aug. 1740), der mit seiner treuen Rebekka und einer zahlreichen Kinderschaar noch immer in beschränkten Ver-

hältnissen in Wandsbeck unweit Hamburg lebte. Sie disputirten viel über Seelenwanderung; Claudius war nicht mehr der alte unbefangene Humorist; St. Martin's mystisches Werk Des Erreurs et de la Vérité, das er zum Aergerniß des aufgeklärten Publicums 1782 übersetzte, hatte ihn in das Irrgewebe religiöser Grübeleien eingeführt. — Schon im 3. Bde. des „Asmus" (so taufte er seine gesammelten Werke) finden sich Spuren der neuen Richtung; so in dem Aufsatz über das Gebet: „das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache . . . Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herrn Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab allen Respect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ, und das ganze Thor auf den Berg trug." — Das Zeichen des Kreuzes schließt den Band.

Im 4. Bde. (1783) ist der Schalk mit der Schellenkappe ganz verschwunden; Asmus macht durchweg ein ernstes, mitunter bekümmertes Gesicht; er beschäftigt sich nur noch mit solchen Werken, die ihn in seiner Lebensrichtung kräftigen: Hamann, Lavater, Jacobi, Herder, die Kirchenväter und Mystiker; als seine Bestimmung faßt er auf: „nicht das große Thema des Christenthums zu dociren, sondern darauf aufmerksam zu machen; durch Scherz und Ernst an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, und durchs Factum zu zeigen, daß man nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand, und doch ein rechtgläubiger Christ sein könne. Das ist das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe." — Am klarsten ist sein Gedankengang in des Schneider Asmus Brief an den gelehrten Vetter Andres über den Erlöser: — „der bei Gott und Gott war, und wohl hätte mögen Freude haben (sic), der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte, und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! . . . Man könnte sich für die bloße Idee brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein." — Ferner heißt es: „Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft: und so muß es sein, wenn etwas daraus werden soll."

„Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sicht-

bar ist, das Auge abwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens werth wären; sie sollen unsere Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an Einen, der noch schöner ist, erinnern, und uns das Herz nach ihm verwunden: aber wenn sie das gethan haben, dann haben sie das Ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen." — Allein auch im Menschen ist ein Zwiespalt. „Man tröstet sich mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriirt über das Hohe seiner Vernunft. Aber grade hier ist es, wo einem die Thränen in die Augen treten, wenn man gewahr wird; wie das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist . . . Die Vernunft ist ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirn." — „Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an Größeres und Besseres glauben können." — „Wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet." —

Die Allg. Dt. Bibl. erkannte die „edle Wärme des Herzens" bereitwillig an: „aber uns dünkt, daß der Verfasser sich den Aufwallungen seiner Empfindung oft zu sehr überläßt, sie zu sehr auf Kosten der deutlichen Begriffe erhebt. Es kann eine Zeit lang angenehm sein, in süßer Phantasie herumzuwallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer oder zu etwas noch Aergerem. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?"

Von Wandsbeck aus schrieb Herder 29. Mai an Jacobi; es war ganz der Brief eines Verliebten. „Ich fliehe die Worte, Ihnen dolmetschen zu wollen, wie nahe ich Sie meinem beinahe öden und scheuen Herzen zu bringen wünsche." Jacobi antwortete 8. Juni in gleichem Ton, mit gleichen Klagen: „Es ist schwer, den Muth zu finden, der eine solche Ohnmacht, ein solches reines Gefühl des Nichtseins ertragen läßt! Wenn die Träume des Kranken vor den Träumen des Gesunden nicht mehr schnell verschwinden; wenn der Mensch zu zweifeln anfängt, ob in diesen mehr Wahrheit sei als in jenen; wenn er sich so ganz und überall den Gefangenen der Erde fühlt; eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Schatten unter Schatten, ein Traum von Träumen — Lieber! ich schluchze an Deinem Halse — denn der Unwandelbare Ewige Lebendige verbirgt sich meinem Auge, und sein Bild im

Wandelbaren Endlichen verlor ich unter meinen Leiden, meinem Forschen. — Nur dies Einzige: daß ich dennoch eine Ahnung von Ihm habe, den nichts Endliches mir vorstellt; daß ich, zuwider allen meinen deutlichen Begriffen, Freiheit wittre und Urkraft . . . dies Einzige ist der Schimmer, der mir leuchtet und mich in der Ferne eine Hilfe sehn läßt, deren Erwartung mich vielleicht zum Schwärmer brandmarkt, aber ohne die ich völlig trostlos wäre." — „Ihr alle, die ihr eines festen Glaubens euch erfreut, und durch den Glauben wißt, ihr müßt doch auch die Mittel dazu kennen, und die Mittel zu den Mitteln."

In derselben Noth wendet er sich an Hamann. „Wir mögen es angreifen wie wir wollen, wir bleiben abhängige Wesen. Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind öde und leer, und der Grund aller speculativen Philosophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hineinsehen. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir geschah, da ich jenes Loch zuerst gewahr wurde, und nun weiter nichts als einen ungeheuern finstern Abgrund vor mir sah . . . Wenn Sie mich verstehn, so ertheilen Sie angemessnen Rath dem Rechtschaffenen, der an diese öde Stelle hingeängstigt wurde und sich umsieht nach Rettung, allein noch aufrecht gehalten und gestärkt durch fromme Ahnung. — Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es. Welche von beiden Klarheiten ist die wahre? die des Verstandes, die zwar feste Gestalten, aber hinter ihnen nur einen bodenlosen Abgrund zeigt? oder die des Herzens, welche zwar verheißend aufwärts leuchtet, aber bestimmtes Erkennen vermissen läßt? — Kann der menschliche Geist Wahrheit ergreifen, wenn nicht in ihm jene beiden Klarheiten zu Einem Licht sich vereinigen? Und ist diese Vereinigung anders als durch ein Wunder denkbar?"

Was ihm Hamann erwiderte, konnte ihn nicht sehr aufklären: „An ein wenig Unzufriedenheit mit unserer Philosophie fehlt es mir auch wohl nicht . . . dessen ungeachtet scheint mir jenes ungeheure Loch, jener finstre Abgrund ein wenig à la Pascal ergrübelt zu sein. Nicht daß ich an den Tiefen der menschlichen Natur den geringsten Zweifel hätte; aber diese Schlünde zu erforschen oder den Sinn zu solchen Gesichten auch andern mitzutheilen, ist mißlich . . . Werdet wie die Kinder! heißt schwerlich soviel als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Gesetz und Propheten gehn auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Ich denke ebenso von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz — ich traue ihr nichts als Erkenntniß des Irrthums zu, halte sie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. Der letzte Zweck des Forschens ist,

was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt. — Ich habe aber diese Untersuchung ganz aufgegeben, und halte mich jetzt an das sichtbare Element, die Sprache. Ohne Wort keine Vernunft, keine Welt. Hier ist die Quelle der Schöpfung und Regierung: was man in morgenländischen Cisternen sucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieser Schlüssel verwandelt unsre besten Weltweisen in sinnlose Mystiker, die einfältigsten Galiläer und Fischer in die tiefsinnigsten Forscher und Herolde einer Weisheit, die nicht irdisch, menschlich und teuflisch ist, sondern einer heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, . . . und diese Philosophie läßt keinen Rechtschaffenen, der an öde Stellen und Wüsten hingeängstet wird, ohne Hilfe und Trost."

Noch weniger konnte ihm Herder Genüge thun, der seinen Klagen nur mit einem leeren Wiederhall begegnete. Gleich nach seiner Rückkehr nach Weimar schrieb ihm dieser: „Ich sank in mein hiesiges Schattenleben, eine verdrießliche Art elender Nichtigkeit, geschäftloser Geschäftigkeit zurück, aus der ich mich vielleicht, so lange ich hier bin, nicht erholen werde. Bei der Wärme Ihres Herzens fühlte ich um so mehr die Kälte des meinen, dessen Flamme beinahe bis zur todten Kohle erstickt ist." — Doch wurde es besser, als Goethe von einer längern Fahrt (Ilmenau, Brocken, Halberstadt, Göttingen, Kassel) nach Weimar zurückkehrte. „Von meinem Leben," schrieb Goethe 12. Nov. an Jacobi, „ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herder so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehn mußten."

„Goethe schickt sich," berichtet Wieland 5. Jan. 1784 an Merck, „überaus gut in das, was er anzustellen hat, er ist im eigentlichen Verstand l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgebunden hat. Mir thuts zuweilen im Herzen weh, zu sehn, wie er bei dem allem Contenance hält, and den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Doch meldet gleichzeitig Goethe seiner Mutter: „ich wüßte mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht;" und an Knebel: „die Geschäfte, die Wissenschaften, ein Paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in den ich mich klüglich verschanzt habe." „In meinen Speculationen bin ich glücklich, ich hoffe den Ariadnefaden bald zu besitzen, mit dem man sich aus diesen anscheinenden Verworrenheiten herausfinden kann."

Bei seinem Studium der Knochenlehre hatte Goethe schon lange gemuthmaßt, daß alle Abtheilungen des Geschöpfs bei allen Thieren aufzufinden sein

müßten; es hatte ihn gequält, daß man dem Menschen das Zwischenkieferbein (os intermaxillare) absprach, welches der Affe besitzt. Endlich, 27. März 1784, konnte er an Herder schreiben: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich aufs eiligste mit einem Glück bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht, das os intermaxillare des Menschen! Ich verglich mit Loder Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es! . . Ich habe eine solche Freude, daß sich in mir alle Eingeweide bewegen . . Der Mensch ist aufs Nächste mit dem Thier verwandt . . . Und so ist jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man im Großen und Ganzen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe." In diesem Sinn verfaßte er eine kleine Schrift, die Merck, welcher Juni 1784 Camper im Haag besuchte, diesem großen Anatomen übermitteln sollte. Camper wollte die Wahrheit der Entdeckung nicht gelten lassen, was Goethe's Glauben an die Fachgelehrten zuerst erschütterte. Gleichviel! das Interesse liegt nur darin, mit welcher Innigkeit Goethe in den Sachen lebte.

Gleich darauf kam von Sömmering ein Elephantenschädel an, der ganz Weimar in Bewegung setzte: „man hört," schreibt Herzogin Amalie, „von nichts als von Knochen und Gerippen!" Und Schlosser an Merck: „daß Sie die Knochenlehre so standhaft verfolgen, freut mich für Sie und die Knochen; das ist doch das Letzte, was vom Menschen und Thier übrig bleibt. Ich bin immer froh, wenn Menschen ein Steckenpferd reiten." — Wieland gesteht: „für eure Elephantenknochen hat mir Madre Natura den Sinn versagt. Indeß begreife ich doch ungefähr, wie ein ganz vernünftiger Mann ein ebenso großes Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Wallfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer, den ganzen Tag an Ausrundung einer Stanze zu arbeiten."

Bei den Knochen blieb es nicht; Goethe machte mineralogische Spazierfahrten, trieb in den ilmenauer Bergwerken Geologie und hatte über die Entwickelung der Felsen eigene Gedanken. Alle diese Studien hatten aber nur den einen großen Zweck, den Goethe so schön in dem Spruch ausdrückt: „willst Du ins Unendliche schreiten, geh' nur ins Endliche nach allen Seiten!" — Einen vorläufigen Abschluß des gemeinsamen Suchens sollten die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" bilden, deren 1. Bd. April 1784 erschien: Herder hatte sie schon früher den Freunden vorgelesen und ihren Beifall gefunden.

„Die Natur ist in jedem Punkt mit ihrer unzertrennlichen Fülle so ganz,

als ob keine andern Punkte der Bildung, keine Weltatome wären. Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmälig gebildet. Das Licht der einen Sonne des Wahren und Guten bricht sich auf jedem Planeten verschieden, so daß sich keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen kann. Weil eine Sonne sie alle erleuchtet, so läßt sich hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege, der Vollkommenheit näher. Jetzt wollen wir nur Menschen sein, d. h. ein Ton, eine Farbe in der Harmonie der Sterne."

Herder beginnt mit der eigenthümlichen Stellung unseres Planeten zum Sonnensystem, der Ekliptik, der Kugelgestalt; er geht zu den Revolutionen der Erde über, bevor der Mensch geschaffen war: „er, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr auserlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüthe der Erdschöpfung konnte nichts anderes als das letzte Schooßkind der Natur sein." „In allen Geschöpfen ist eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur roher und verworrner. Im Blick des ewigen Wesens, der alles im Zusammenhange sieht, hat vielleicht die Gestalt der Schneeflocke, wie sie sich erzeugt, noch immer ein analoges Verhältniß mit der Bildung des Embryo im Mutterleibe. Der Mensch ist die Form, in der sich alle Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln. Aus Luft und Wasser sehe ich gleichsam die Thiere aus Höhen und Tiefen zu dem Menschen kommen, und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern."

Das unterscheidende Merkmal des Menschen ist der aufrechte Gang. Dies schöne Aperçu hetzt Herder zu Tode; aus ihm leitet er Sprache, Vernunft, Scham, Freiheit, Religion her. „Das gebückte Thier empfindet dunkel, den Menschen erhob Gott, daß er, selbst ohne es zu wissen und zu wollen, Ursachen der Dinge nachspähe, und dich finde, du großer Zusammenhang aller Dinge." „Das Innere der Natur erkennt der Mensch nicht, da er keine Kraft eines Dinges von Innen ansieht, ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren, denn du bist gestaltlos, obgleich die erste einzige Ursache aller Gestalten. Indeß ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir erbaut, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten . . . Eine höhere Gestalt als die unsrige kennen wir nicht, und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Zur Humanität ist der Mensch gebildet; er hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt."

„Durch den Zusammenhang mit den unter uns stehenden Wesen werden

wir darauf gewiesen, auch ein unsichtbares Reich der Kräfte anzunehmen, das in aufsteigender Reihe in demselben Zusammenhang steht. Unsere Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume. Die Natur wirft Schritt vor Schritt das Unedle weg, bildet dagegen das Geistige aus, und so können wir an ihrer Künstlerhand hoffen, daß auch unsre Knospe der Humanität in jenem Dasein in ihrer eigentlichen wahren göttlichen Menschengestalt erscheinen werde." „Wenn der Mensch die Kette der Erdorganisationen als ihr höchstes und letztes Glied schließt, so fängt er eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als niedrigstes Glied an, und ist der Mittelring zwischen zwei in einander greifenden Systemen der Schöpfung. Es läßt sich nicht wohl vorstellen, daß der künftige Zustand dem jetzigen so ganz unmittheilbar sein sollte, wie das Thier von Menschen gern glauben möchte; doch soll er sich nicht hineinschauen, sondern hineinglauben." Dem Gleichniß von Raupe und Schmetterling wird ahnungsvolle Bedeutung beigelegt: daß der Uebergang von Leben zu Leben etwas anderes sei, als der Uebergang aus dem Tode, vergißt Herder, wie denn überhaupt das ganze Buch mehr aus Bildern und Gleichnissen, als aus Deductionen und Beschreibungen zusammengewebt ist; es eröffnet eine Welt von Aussichten, man trägt aber nicht einen einzigen bleibenden, wissenschaftlich begründeten Satz davon. Für eine stoffbegierige Zeit war der Gewinn dennoch nicht klein.

10. Mai 1784 schickte Herder die „Ideen" Hamann, „seinem liebsten, besten, ältesten Freunde". „Die Grundlage ist so weit und tief umher geholt, daß mir vor der Ausführung des Baues selbst graut. Gott wird den guten Willen für die That nehmen. Keine Schrift in meinem Leben habe ich unter soviel Kümmernissen und Ermattungen geschrieben." „Ich bin mir selbst ganz unkenntlich worden, meine Flügel sind gelähmt, ihre Schwingen ausgerupft, und ich stehe wie Kleist's lahmer Kranich am dürren Meeresufer. Meine Bande mit Menschen sind ziemlich abgeschnitten oder durch den Fraß der Zeit verzehrt. Den Winter über hat sich Goethe, der auch in seiner Seele, aber großmüthiger als ich, leidet, sehr freundlich und mit alter Brudertreue zu uns gethan, aber alles ohne mich zu erquicken und zu erwärmen."

Hamann war nicht recht befriedigt. „Sie scheinen mir noch nicht mit der Reife, Ruhe und Humanität, welche ein solcher Gegenstand verdient, geschrieben zu haben. Vom Himmel muß unsere Philosophie anfangen, und nicht vom Theatro anatomico und den Sectionen eines Cadavers."

29. Mai bis 3. Juni 1784 kamen die beiden Grafen Stolberg mit ihren Frauen auf der Reise nach Karlsbad durch Weimar: die Damen fanden viel Beifall, und Goethe, der erst mit dem alten Freunde Fritz lebhaft

gestritten, erkannte bald seine Herzensgüte: „es ist gar hübsch, daß ich noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet werde." *) 7. Juni bis 18. Juli war Goethe auf dem Ausschußtag in Eisenach; neben seinen Berufsgeschäften arbeitete er am Meister; die Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen gab ihm neuen Stoff. Fritz v. Stein, der ihn auch hier begleitete, forderte ihn auf, die Frau Rath in Frankfurt zu besuchen, aber Goethe konnte sich nicht entschließen: „So hast Du meine Natur an Dich gezogen," schreibt er 14. Juni an Frau v. Stein, „daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrig bleibt." — „Meine Nähe zu Dir fühl' ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich hab' ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe den Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar, ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen, ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen." — „Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge, ich vertrau' es dem Felsen, damit der Ein-

*) Voß bezog Mai 1784 das Stolberg'sche Haus in Eutin. „Er ist," schreibt Claudius gleich darauf an Herder, „keine weiche, gefällige Haut, die für andere Leute sanft und lustig anzufühlen ist; er hat seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder giebt nichts darauf. Aber er ist ein ehrlicher Kerl, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder Andere beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein langer, wohlgewachsener, hübscher Geselle." — Noch im Sommer richtete sich Gerstenberg häuslich in Eutin ein, und vollendete dort sein wunderliches Drama „Minona oder die Angelsachsen", in welchem die römische Uebercultur mit der poetischen Barbarei des Nordens in Contrast gesetzt werden sollte: trotz einzelner glücklicher Anschauungen wegen seiner Formlosigkeit ein verfehltes Werk. Ebenso d. j. Cramer (geb 7. März 1752), der aus dem Französischen übersetzte, und, wie in Göttingen, Unfrieden säte; auf einige Zeit auch Abr. Schulz, der Juli 1784 seine Frau verlor. — Stolbergs kehrten im Sept. zurück, Fritz zum Kummer seiner guten Frau immer von Reisesehnsucht verzehrt. — Nach dem Tode des Fürsten, im Sommer des folgenden Jahrs, wurde er mit der Trauerbotschaft nach St Petersburg geschickt, von wo er 16. Dec. 1785 zurückkehrte, nachdem er Hamann in Königsberg besucht. Ueber sein Trauerspiel „Timoleon" schreibt Goethe: „Ich bin soweit verdorben, daß ich gar nicht weiß, was diesem guten Mann und Freunde Freiheit heißt. Was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher." Voß urtheilte ebenso Der reizbare und von seinen Schulgeschäften gedrückte Mann hatte auch mit Klopstock über den Hexameter und die Grammatik heftige Streitigkeiten; auch mit Stolberg hätte er sich beinahe überworfen, als er ihm Sept. 1786 mit einer Ilias-Uebersetzung Concurrenz machte; doch benahm sich Stolberg zuletzt sehr edel. Stolberg wurde Anf. 1786 Landdrostin Neuenburg, wo er in zufriedner Stimmung „die Insel" dichtete. —

same rathe, was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt." — „Jetzt erst wird mir deutlich, wie Du meine Hälfte bist. Ich bin kein einzelnes selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist. Wie freu' ich mich Dir ganz anzugehören." —

Als Goethe 19. Juli nach Weimar zurückkehrte, war auch Freund Knebel aus Anspach wieder angekommen*); er hatte die Menschen in Weimar besser und glücklicher gefunden. Beide lebten nun mit Wieland, Herder und Fr. v. Stein, mit Oeser und Lichtenberg, der eben geheirathet hatte und seine junge Frau in Weimar vorstellte, im innigsten Verkehr: Herder's Ideen bildeten den Mittelpunkt der Gespräche. „Es wischten sich," schreibt Knebel, „alle Flecken der Vergangenheit gänzlich von meinem Herzen und ich erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme seines Daseins und seines Herzens."

8. Aug. ging Goethe nach dem Harz, wo er zwischen den Felsen wie sein späterer Montanus herumstöberte; 17. Aug. nach Braunschweig wegen des Fürstenbundes. Den Herzog von Braunschweig fand er zugeknöpft, und wußte nicht, was er aus ihm machen sollte. Karl August ennuyirte sich, weil er nicht rauchen konnte; bei Hof wurde französisch gesprochen und zur Uebung schrieb Goethe auch seine Briefe in dieser Sprache: „Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie, une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux guérir." — Dazwischen Verse voll süßester Empfindung: „Gewiß, ich wäre schon so ferne ferne, soweit die Welt nur offen liegt, gegangen, bezwängen mich nicht übermächtige Sterne, die mein Geschick an Deines angehangen, daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne; mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen allein nach Dir und Deinem Wesen drängt, mein Leben nur an Deinem Leben hängt." — „Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken von hohem Glück mit Göt-

*) Er hatte sich 30. Juni bis 14. Juli in Waltershausen bei der Familie Kalb aufgehalten, und brachte dieselbe nach Weimar mit. Von Eleonore, der Frau des verabschiedeten Präsidenten, schreibt er: „sie ist ein Lamm von Herzen und Unschuld. Schade, daß sie so wenig Anreizungen zu äußerer Thätigkeit findet. Ihr Charakter ist zu hold, zu bescheiden und furchtsam, um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von Außen, um zu süßer Fruchtbringung hervorgelockt zu werden. Reine kindliche Wahrheit und Gutesverlangen hab' ich nie auf einem Gesicht mehr ausgedrückt gefunden; jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu."

ternamen nennt, die Harmonie der Treue, die kein Wanken, die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt, das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken, das Dichtern nur in schönen Bildern brennt, das hatt' ich all in meinen besten Stunden in ihr entdeckt und es für mich gefunden."

Jene Ottaven waren zu Fragmenten eines größern Gedichts bestimmt, in welches des Dichters Glaubensbekenntniß und die zartesten Schwingungen seines inneren Lebens hineingeheimnißt werden sollten — beiläufig die erste und glänzendste Anwendung der Ottave in einem größern Gedicht. — Die Zueignung zu demselben (8. Aug.) schildert, wie die Göttin der Wahrheit, nach der er schon als Knabe mit heißen Herzensthränen sich gesehnt, ihm den Schleier der Dichtung übergiebt „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit!" „Ein jedes Auge," sagte er zur Göttin, „glaubt auf Dich zu zielen, fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein. Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, da ich Dich kenne, bin ich fast allein!" — Nur den Freunden — Fr. v. Stein, Herder und Knebel mochte er sich anvertrauen.

Von den „Geheimnissen" selbst wurde nur der erste Gesang März des f. J. fertig. Seine Beziehungen zum Freimaurerorden, dem er seit 4 J. angehörte, Herder's „Ideen", Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" hatten den Grundton gegeben. „Es glaube Keiner," heißt es darin, „daß mit allem Sinnen das ganze Lied er je entziffern werde." Doch hat er es später selbst erläutert. — In einem Zauberschloß, dem mittelalterlichen Montserrat nachgebildet, versammeln sich zwölf Apostel, die Vertreter der verschiedenen Religionen, die einzeln unvollkommen, durch den schönen Zusammenklang der Farben das vollkommene Bild der Humanität darstellen. Ihr Meister und Mittler Humanus oder der Sohn des Menschen, dem sie alle, obgleich unter sich verschieden, nach einer gewissen Seite hin ähnlich sind, will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so betäubt als erbaut, die Geschichte seiner vergangenen Zustände. Diese erzählt jedoch er nicht allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeit in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Auskunft geben. Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich naht, ja sich mit ihm vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenhang Humanus wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. Die Handlung ereignet

sich in der Charwoche. Das Kennzeichen der Gesellschaft ist ein Kreuz mit Rosen umwunden. Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilger Bruder Marcus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, solange sie auf der Erde verweilt, vorzustehn. —

1. Sept. brach Goethe mit dem Herzog aus Braunschweig auf, besuchte den Harz und war 16. Sept. in Weimar. Noch in Braunschweig hatte er die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des alten Freundes Jacobi empfangen.

Jacobi war durch den Verlust seiner geliebten Gemahlin Betty, 13. Febr. 1784, tief erschüttert.*) An Heinse, der nach vierjährigem Aufenthalt in Italien Nov. 1783 wieder zu ihm gekommen war, und an seinem großen Künstlerroman „Ardinghello“ arbeitete, hatte er wenig Freude: „ich glaube nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil sein Herz echter, reiner Liebe unfähig ist.“ Heinse selbst reute es, nach Deutschland zurückgekehrt zu sein, „wo so manche Gespenster und Nachtvögel spuken, wo das Licht der Sterne erster Größe auf weitere Nebel und Wolken wenig wirkt, und Mondfinsternisse und Kometen die armen Indianer in Angst und Schrecken setzen.“ Ein Laudanum philosophischer Streitigkeiten mußte ihn zerstreuen.

Durch Elise Reimarus, welche Mendelsohn März 1783 in Berlin kennen gelernt, hatte Jacobi erfahren, derselbe gehe damit um, eine Charakteristik Lessing's zu schreiben. Als Beitrag schickte er ihm einen Bericht über sein letztes Gespräch mit Lessing, worin sich dieser als Spinozist bekennt, begleitet von einer Erläuterung des spinozistischen Systems, und der Art, wie er sich selber aus dem mit mathematischer Gewißheit erkannten Reich der Nothwendigkeit durch einen Schwung (Salto mortale) des Glaubens oder des Bedürfnisses in das Reich der Freiheit rette. Während Herder

*) „Unsere Heilige ist an ihrem Ort. Ich bete zu ihr und sie hilft mir . . . Betty lebt! O daß ich es aussprechen könnte, wie es in meiner Seele tönt: sie lebt! . . . Ich habe nun, was ich so oft vom Himmel forderte, ein Zeichen der Unsterblichkeit und Gottes! Und sie, deren ganzes Wesen Aufopferung war, die Unsträfliche, die Heilige, sie starb, um dieses Zeichen mir zu lassen, damit ich ewig bei ihr bleibe! . . Mit der innigsten Empfindung habe ich tausendmal zu ihr gesagt: Betty, Du bist ein göttliches Geschöpf! Aber ich selbst verstand nicht den ganzen Inhalt meiner Rede. Und sie fuhr fort, immer göttlicher zu werden, bis die Hülle von ihr abfiel, und der Geist mir vor den Augen stand.“

über die Nachricht, Lessing sei ein Glaubensgenosse, ein Pantheist gewesen, hoch erfreut war, wollte Mendelssohn in seiner Antwort, 1. Aug. 1784, nicht viel Werth darauf legen;*) er selbst erklärte sich aufs Aeußerste gegen Spinoza. „Den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorschlag bringen, lasse ich an seinen Ort gestellt sein. Er ist völlig im Geist Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, den Zweifel durch den Glauben niederzuschlagen. Der christliche Philosoph darf sich den Zeitvertreib machen, den Naturalisten zu necken, ihm Zweifelsknoten vorzuschlagen, die ihn aus einem Winkel in den andern locken, und seinen sichersten Griffen entschlüpfen; meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben," (der Beweis wäre ihm schwer gefallen!) „besiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe also einen Grund mehr, Ueberzeugung zu suchen."

Jacobi empfing dies Schreiben in Hofgeismar, wo er sich zwei Monate bei der Fürstin Galizin aufhielt. Als Antwort schickte er 5. Sept. ein Sendschreiben an Hemsterhuys, gegen welchen er im Namen Spinoza's die Consequenz des Systems zu vertheidigen sucht. Den Einwand, daß man ja die Erscheinungen der Freiheit handgreiflich vor Augen habe, läßt er nicht gelten: „wir sehen ja auch die Sonne sich um die Erde bewegen. Es kommt nicht auf die Erscheinung an, sondern auf das, was ist. Die Freiheit ist unleugbar, aber sie besteht nicht in der chimärischen Fähigkeit, wollen zu können. Das Wollen ist nur in dem wirklich vorhandenen bestimmten Willen. Einem Wesen ein Vermögen wollen zu können, zuschreiben, ist ebenso als wenn man ihm ein Vermögen, dasein zu können, zuschriebe, kraft dessen es von ihm abhinge, sich das wirkliche Dasein zu verschaffen. Die Freiheit des Menschen ist das Wesen des Menschen selbst, d. h. der Grad seines wirklichen Vermögens oder der Kraft, mit welcher er das ist, was er ist. Insofern er allein nach den Gesetzen seines Wesens handelt, handelt er mit vollkommener

*) „Lessing's Einfall ist ganz in seiner Laune; einer von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinauszuspringen, und eben deswegen nicht von der Stelle kam. Mir ist niemals eingefallen, auf meine eignen Schultern steigen zu wollen, um freiere Aussicht zu haben. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehn, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehrsten aber waren freilich unterhaltende Grillen, Gedankenschwärmer, die einen Augenblick leuchten, prasseln und dann verschwinden." — „Was soll ich sagen?" schreibt Dr. Reimarus. „Die Neigung zu Paradoxien, alles zu behaupten oder zu bestreiten, macht endlich Zweifelsucht eingewurzelt, und dagegen das klare judicium veri et falsi verlieren."

Freiheit. Gott, der nicht anders handeln kann als nach dem Gesetz seines Wesens, besitzt die absolute Freiheit. Diese Betrachtung wird die Einbildungskraft nicht abhalten, sich gegen die Wahrheit aufzulehnen, wie gegen jede geometrische Wahrheit. Aber wenn man näher zusieht, so wird man finden, daß das (vermeintliche) Bewußtsein der Freiheit nichts ist als das Bewußtsein der vollendeten Handlung. En un mot, nous savons à mesure que nous faisons, voilà tout."

Soweit spricht Jacobi als Spinoza; nun aber tritt er in seinem eignen Namen freudig den Worten des Gegners bei: „un seul soupir de l'ame qui se manifeste de tems en tems vers le meilleur, le futur et le parfait est une démonstration plus que géometrique de la divinité; la conviction du sentiment, dont toute autre conviction n'est que dérivée, naît dans l'essence et ne saurait être communiquée; la raison confond les dogmatistes et la nature confond les Pyrrhoniens. — Das Gefühl, welches dieser Ueberzeugung zu Grunde liegt, muß es nicht in allen Menschen sich finden? und sollte es nicht möglich sein, in denen, welche desselben beraubt zu sein scheinen, es mehr oder weniger frei zu machen?"

Als Goethe 16. Sept. nach Weimar zurückkehrte, war Jacobi mit seiner Schwester bereits angekommen: „Er ist ein edler, sanfter, ernster und lieber Mensch," schreibt Knebel an seine Schwester; „er soll mir wie ein Zwillingsbruder gleichen, so daß mir eine vorzügliche Liebe zu ihm erlaubt ist." Auch Herder lernte ihn jetzt erst persönlich kennen und war entzückt. „C'est un homme très-intéressant," schreibt Goethe an Fr. v. Stein, „et il a gagné." Er bedauert ihre Abwesenheit: „il m'est impossible de parler de toi à qui que ce soit, je sais que je dirais toujours trop peu, et je crains en même temps de trop dire. Je voudrais que tout le monde te connût pour sentir mon bonheur que je n'ose prononcer. C'est un crime de lèze-amitié que j'existe avec un homme comme Jacobi, avec un ami si vrai, si tendre, sans lui faire voir le fond de mon ame, sans lui faire connaître le trésor dont je me nourris. J'espère que la Herder lui parlera de toi et il lui dira ce que je n'ose lui dire." — Auch Oeser und die Gräfin Werther nahmen an dem geistreich aufgeregten Verkehr theil, ebenso Claudius, der 21. Sept. ankam, sich aber nicht recht finden konnte: er sehnte sich wie ein Vertriebener nach Hause. Die Fürstin Galizin, auf die man gleichfalls gerechnet hatte, blieb zu allgemeinem Bedauern aus, dagegen traf eine andere schöne Seele ein: Elise v. d. Recke, Tochter des kurländischen Grafen Medem, geb. 20. Mai 1754, aus Familienrücksichten 1771 vermählt, nach sechsjähriger Ehe geschieden. Schwere Unglücksfälle hatten ihrer Seele eine ernste Stimmung gegeben, als Lag-

liostro Febr. 1779 in Mitau erschien: die gute Elise verlockte er durch den Erwerb eines höhern Tugendlebens und durch die Verheißung einer himmlischen Weihe, die sie in den Umgang mit den Verklärten einführen würde. In der Frauenloge, welcher Cagliostro's Maitresse vorsaß, an welcher aber die gesammte Aristokratie theilnahm, hörte sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den mystischen Reden des Charlatans zu, welche ihre Schwester, die schöne, liebenswürdige, etwas leichtfertige Dorothea (geb. 1760), schrecklich langweilten. Die Letztere heirathete 1779 den Herzog von Kurland, welcher sich bereits von zwei Gemahlinnen getrennt hatte. Mit ihm machten die beiden Damen 1784 eine Reise nach Karlsbad. Unterwegs hielten sie sich in Berlin auf, wo Spalding, Nicolai, Teller, Biester ihre mystischen Neigungen aufs lebhafteste bekämpften. Von da nach Weimar, wo hauptsächlich Bode ihr Aufschlüsse über Cagliostro gab, und ihre spätere offene Absagung vorbereitete.

Voll von erquickenden Eindrücken reiste Jacobi 29. Sept. aus Weimar ab; man war nicht recht ins Klare gekommen, worin er eigentlich von Spinoza abwich; man ging an die Quelle selbst. Erst jetzt beginnt das eigentliche Studium Spinoza's, den Goethe gemeinsam mit Herder, Knebel und Fr. v. Stein vornahm.

„Ich kann nicht sagen," erzählt er später, „daß ich jemals die Schriften dieses vortrefflichen Mannes in einer Folge gelesen, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden habe. Aber wenn ich hineinsehe, glaube ich ihn zu verstehn, d. h. er ist mir nie mit sich in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen. Mein Zutrauen ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte. Man denke aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich buchstäblich dazu bekennen mögen. Daß Niemand den Andern versteht, daß Keiner bei denselben Worten dasselbe wie der Andere denkt, hatte ich allzu deutlich eingesehn, und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, daß er von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehn, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Cultur sich zu dem Gipfel des Denkens herangehoben. Seine alles ausgleichende Ruhe contrastirte mit meinem alles umfangenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnesart. Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bindungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, gerieth ich an seine Ethik. Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was in dasselbe hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung

meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort: Wer Gott recht liebt, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe, mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? mir recht aus dem Herzen gesprochen ist." — „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Diese schwere Aufgabe zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zur Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindungen vorausahnen, und um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll."

„Wer darf ihn nennen? und wer bekennen: ich glaub' ihn? wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub' ihn nicht? — Drängt nicht alles nach Haupt und Herzen Dir? und webt in ewigem Geheimniß unsichtbar sichtbar neben Dir? Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles!"

Aber es drängt den Menschen, wenigstens den Spuren des Waltenden im Verborgenen nachzuspüren. „Als er hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen Religionen stimmen mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehn, daß es besser sei, den Gedanken von dem Unfaßlichen abzuwenden. Er glaubte in der Natur etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deshalb unter keinen Begriff gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsers Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete . . . . Jenes Dämonische steht mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen. Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe."

Es ist wunderbar, wie Goethe sein Gepräge allen Umgebungen aufdrückte. Vom 28. Nov. 1784 lesen wir in einer Herzensergießung Knebel's an seine Schwester: „Wir sollten nie feste Wünsche des Herzens machen. Das Schicksal hat seine eigne Art, zu erfüllen, die oft von der, wie wir's wünschten, sehr verschieden ist. Das Leben ist voll eitel Müh und Stückwerk; indem wir's als solches betrachten, kommt uns noch hier und da unerwartet eine stille Freude entgegen. — Der Mensch ist weder zum Glück noch zum Unglück geschaffen; er ist geschaffen, daß er da sei; die Ordnung der Dinge rief ihn hervor. Jedem ist nach seinem Maß eine gute Portion Glück zugetheilt, das er sich nicht gegeben hat; jedem eine fast unvermeidliche Portion Elend. Selbst dem Unglücklichsten ist oft da Hilfe, Glück und Genuß zugetheilt, wo wir es nicht errathen, kaum selbst für ihn fühlen können — z. B. die Zufriedenheit, die ein Mathematiker bei einem schwer aufgelösten

Problem findet; während dem Glücklichen ein unvermeidlich Elend kommt, wo er es nicht voraussehn konnte. Dieses Gesetz erhält den Menschen in einer steten Achtsamkeit und Spannung. Er hat stets Ursache zu hoffen und zu fürchten, das Unwahrscheinlichste ist doch möglich und hat sich schon ereignet, und das Glück, worauf er am sichersten baute, ist vor seinen Augen verschwunden. Durch diese Nothwendigkeit zieht sich ein elektrischer Faden, der das Gute von den Dingen zu erhalten sucht und an sich reißt, und das Böse von sich stößt. Das ist die Kraft des Geistes. Sie beweist sich darin, daß sie das Gute fixirt und deshalb, obgleich allem zufälligen Glück bereit, dennoch nichts zuläßt, was ihr das Gefühl davon zu einer andern Zeit benehmen könnte. Dadurch erhält sie sich in der glücklichen Flut des Daseins gemächlich und bewußt, sind hingegen die Wasser enger und trüber und sinken zur Ebbe, so wird sie nicht so leicht mit vom Ufer weggetrieben. Sie hat sich vieler dauerhaften Dinge bemeistert, die ihr das Schicksal nicht nehmen kann, ihr Geist selbst ist frei und thätig, wie Ulyß in den Meereswogen; sie hat ruhig dulden gelernt und wird also zur Zeit des zögernden Schicksals nicht erdrückt." — „Die Fluten des Lebens sind in der Jugend gefälliger; das Leben wird strenger, je länger es sich lebt. Es wird immer weniger gleichgiltig gegen das, was man sich erwirbt, weil es fühlt, daß es immer weniger zu verlieren hat. Wem es zu sehr durch die Finger sieht zur Zeit, da er noch zu erwerben hat, dem ist es nicht gewogen; es arbeitet darauf, vollkommene Greise zu haben." —

Liegt aber in dieser Lebensweisheit, die dem Greisen ziemt, wirklich die bewegende Macht der Erde? Ist der Schmerz, die Enttäuschung, der Verlust so sehr zu fürchten, daß man, um ihm zu entgehn, jedes ernste Wagniß vermeiden soll? — Freilich nach dem Monde zu greifen, fällt nur dem Kinde ein, das vom Raum noch keinen Begriff hat, die Sehnsucht ist nur für Werdende, und den Schülern seines Werther und Faust, die den Ungestüm des Herzens weder zu bändigen noch zu befriedigen die Kraft hatten, durfte Goethe mit Recht die Vernunft der Natur entgegenhalten, aus der doch allein auch das Herz quillt: er wußte wohl, das Leben sei schön, trotz aller Irrungen und Widersprüche. Aber daß er keine andre Lösung fand, als Ergebung in die Unvollkommenheiten der Welt, die als Erscheinung immer Bruchstück bleibt; keine als Flucht vor dem Schicksal: das hinderte ihn, den höchsten Gipfel der Dichtkunst zu ersteigen. Dort lernt man den tragischen Schmerz ertragen, um des Lebens willen den Kampf, ja die Zerstörung nicht zu scheuen. In Willen und Schicksal, Schuld und Vernichtung liegt mehr als ein flüchtiges Spiel der Erscheinungswelt; in dieser Schule geht viel zu Grunde, in vollem Ernst zu Grunde; aber was das Leben der

Menschheit den Göttern nähert, wird nur in dieser Schule gewonnen. Durch die Kraft eines genialen Herzens und eines andächtigen Auges hat uns Goethe aus der Lazarethluft pietistischer Selbstquälerei befreit, unser Gemüth und unsre Zunge mit Liebe erfüllt, uns vom Berge die Fülle der Welt gewiesen und auf den griechischen Himmel gedeutet: aber jener träumerisch schöne Himmel der Griechen ist doch nur vorübergehend der Wahnplatz unserer Götter, und in die Tiefen des Lebens einzudringen trug er Scheu.

So blieb die Natur und die Einsicht in ihr Gesetz, das jeden gleich behandelt, der Mittelpunkt seines Strebens. Sein Freund und Schüler, Karl August, der dieser Wissenschaft bis in sein Lebensende nachging, dankt (8. Dec. 1784) dem Schicksal, den Zugang zu derselben jetzt auch dem Ungelehrten geöffnet zu haben: „sie ist ja menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr ergiebt; sie fängt an leicht zu werden, so daß auch trägere Menschen sich dazu einladen lassen; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche, das Geheimnißvolle, das Zauberhafte ihnen so nahe, ja deutlich, ja bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er mich immer auf dem ruhigen Weg leite, den der Naturforscher vorschreibt."

„Die Wirklichkeit mit ihren Schranken umlagert den gebundnen Geist!" so empfand der Idealismus, dem in der damaligen Naturwissenschaft nur die atomistische Zersetzung und die mathematische Formel entgegentrat. Der Dichter, in dem ein tieferes Naturgefühl lebte, suchte sich auf eigne Hand das Leben der Natur zu versinnlichen: dieser Drang war die Seele seines Faust, er athmete in all seinen Liedern, vom Fischer und Erlkönig bis zu den philosophischen Xenien, und seinem reinen Auge enthüllte sich der Makrokosmus, in dem Werther nur ein ewig gebärendes, ewig wiederkehrendes Ungeheuer sah, vor dem noch Faust schaudernd zurückbebte, „ein furchtsam weggekrümmter Wurm", in seiner leuchtenden Göttergestalt. Das Studium der Natur war für ihn eine Stufe in dem Suchen nach Gott, in dem Streben, das Zufällige von den Erscheinungen abzustreifen, das Sinnliche in das Gebiet des Geistes aufzunehmen und die ganze Natur mit ewigem Leben zu erfüllen. „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, desto mehr erkennen wir Gott, und mit stets erhöhter Ueberzeugung müssen wir denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zurufen: Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige!"

„Spinoza's Substanz," so meldet Herder 20. Dec. das gemeinsame Glaubensbekenntniß an Jacobi, „ist das ens realissimum, in dem sich alles, was Wahrheit, inniges Leben und Dasein ist, intus und radicaliter

vereinigt, ja durch welches es nur gedacht werden kann. Mache mir also nicht das Wesen zum abstracten Begriff, das nur allein da ist, durch welches ich nur sofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieser ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne. Gott ist freilich außer Dir und wirkt zu, in und durch alle Geschöpfe (den extramundanen Gott kenne ich nicht), aber was soll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir ist, und Du sein Dasein auf unendlich innige Art fühlst und schmeckst, und er sich selbst auch in Dir als in einem Organ seiner tausendmillionen Organe genießt. Du willst Gott in Menschengestalt, als einen Freund, der an Dich denkt. Bedenke, daß er alsdann auch menschlich, d. h. eingeschränkt an Dich denken muß, und wenn er parteiisch für Dich ist, es gegen andere sein wird. Er spricht zu Dir, er wirkt auf Dich aus allen edlen Menschengestalten, die seine Organe waren, und am meisten durch das Organ der Organe, das Herz der geistigen Schöpfung, seinen Eingebornen. Aber auch durch ihn nur als Organ, sofern er wie wir sterblicher Mensch war; und auch in ihm die Gottheit zu genießen, mußt Du selbst Mensch Gottes, d. h. es muß etwas in Dir sein, das seiner Natur theilhaftig wird. Du genießest also Gott immer nach Deinem innersten Selbst, und so ist er als Quelle und Wurzel des geistigsten, ewigsten Daseins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Dies ist die Lehre aller Apostel, Weisen und Propheten; nur nach verschiedenen Zeiten und nach dem Maß der Tiefe von der Erkenntniß und Genußkraft eines Jeden anders gesagt. Ist der Friede Gottes im Herzen eines einzelnen Wesens, dem er sich mittheilt, höher als alle Vernunft, wie unendlich höher muß er über alle Denkkraft und die Bewegungen aller einzelnen Wesen in dem sein, der das Herz aller Herzen, der höchste Begriff aller einzelnen Vorstellungsweisen und der innigste Genuß aller Genußarten ist, die in ihm Quelle, Wurzel, Summe, Zweck und Mittelpunkt finden. — Mich macht diese Philosophie sehr glücklich; könnte ich nur meinen innersten Sinn aufschließen, sie ganz und unverrückt zu genießen!"

Um dieselbe Zeit trug Goethe — wahrscheinlich in Gemeinschaft mit Fr. v. Stein — die Resultate seiner spinozistischen Studien aphoristisch zusammen; er fand den Aufsatz 40 J. später in den Papieren der Herzogin Amalia, und erkannte wohl die Handschrift, konnte sich aber des Inhalts nicht mehr entsinnen.

„Natur! — Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hereinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind, und ihrem Arm entfallen. — Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremd. Sie spricht unauf-

hörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie. — Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Jedes ihrer Werke hat ein eignes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles Eins aus. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillstehn geheftet. — Sie hat sich einen eignen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. — Auch das Unnatürlichste ist Natur; wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht. — Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen. — Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. — Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, und schüttelt ihn immer wieder auf. — Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht. — Man gehört ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie macht alles was sie giebt zur Wohlthat, denn sie macht es unentbehrlich. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. — Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammenzuziehn. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. — Alles ist immer da in ihr; Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht; Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe; trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. — Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben. Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen, und ist immer dieselbe."

„Wenn im Unendlichen dasselbe sich wiederholend ewig fließt, das tausendfältige Gewölbe sich kräftig in einander schließt: strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn."

Der Pantheismus drückt nicht blos ein System des Denkens aus, sondern eine eigenthümliche Sinnesart. Es giebt eine andere Anschauung des Lebens, ob man Gott in der Substanz (dem Leben) oder in der moralischen Weltordnung sucht. Um sich in dem System des Idealismus zu orientiren, ist es zweckmäßig, einen Blick in die Gemüthsart des Gründers desselben zu thun.

„Glücklich zu sein," sagt Kant, „ist nothwendig das Verlangen jedes vernünftigen aber endlichen Wesens. Zufriedenheit mit seinem ganzen Dasein ist nicht etwa ein ursprünglicher Besitz, sondern ein durch seine endliche Natur selbst ihm aufgedrungenes Problem. — Schmerz ist was unmittelbar mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen; Lust, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten. Wir sind aber unaufhaltsam im Strom der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen. Leben ist ein continuirliches Spiel des Antagonismus von Lust und Schmerz; jedem Vergnügen muß der Schmerz vorhergehn. Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen, zwischen einem und dem andern muß sich der Schmerz einstellen. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen, den wir irriger Weise für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise, mit immer dazwischen eintretendem Schmerz, einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben. — Sein Leben fühlen ist nichts anderes, als sich continuirlich gedrungen fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustand herauszugehn, der also ein ebenso oft wiederkehrender Schmerz sein muß. Hieraus erklärt sich der ängstliche Druck der Langenweile für alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen). Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes. Hieraus erklärt sich, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden; weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit

auf einen Schmerz wäre, über den wir wegzusein uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen, man jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch lebenssatt zu werden."

„Zufriedenheit während des Lebens ist dem Menschen unerreichbar. Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehn kann. Im Leben zufrieden zu sein, wäre Stillstand der Triebfedern oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine solche kann ebensowenig mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen bestehn, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen Körper, auf den, wenn nicht durch den Schmerz ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt. — Es ist aber ungereimt, über dem Schmerz, der nie als mit dem Leben aufhören soll, zu brüten. Man soll sich nichts zu Gemüthe ziehn: was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden. Man kann und soll beschwerliche aber nothwendige Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune: denn alles dies verliert seinen Werth, wenn es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird."

„Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, gar keinen eignen Werth, und nur was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet ist, einen Werth habe, den nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann, der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben bekümmert ist, wird das Lebens nie froh werden."

Kant's Größe würde man aus seinen kritischen Schriften nur unvollkommen würdigen. Er war der geistige Bildner seiner Provinz; was in dem folgenden Geschlecht an Manneskraft in derselben so herrlich hervortrat, hat von seinem Geist Gepräge und Richtung empfangen. Nicht seine Tugendsprüche waren die Hauptsache, sondern seine eigne Achtung gebietende Persönlichkeit: diese eigne Mischung von heiterm Ernst und strömendem Humor, dieser großartige unbarmherzige Sinn für die Wahrheit, der, richtig verstanden, in der That der Kern aller echten Sittlichkeit ist, und diese Milde gegen alles Lebendige. Der Vergleich mit Gellert liegt nahe, aber bald zeigt sich der Gegensatz. Der leipziger Moralist lehrte weichliche Ergebung, der Philosoph von Königsberg männliche Arbeit; für den Kampf des Lebens suchte er seine Schüler zu stählen.

Erst im 46. J. erhielt er eine Professur (geb. 22. April 1724); er eröffnete seine Vorlesungen 20. Aug. 1770 durch die Dissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher die Ansicht, daß die Begriffe Zeit und Raum nicht den Dingen, sondern dem Denken angehören, bereits entschieden ausgesprochen war. Bei derselben respondirte ihm Dr. Marcus Herz, der gleich darauf nach Berlin ging.

Etwa ein Jahr nach ihrer Trennung entschuldigt Kant sein Stillschweigen gegen M. Herz mit dem Plan zu einem neuen Werk, „die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft". „In der Unterscheidung des Sinnlichen vom Intellectuellen in der Moral und den daraus entspringenden Grundsätzen hatte ich es schon vorher ziemlich weit gebracht; die Principien des Gefühls, des Geschmacks und der Beurtheilungskraft mit ihren Wirkungen hatte ich auch schon vorlängst zu meiner ziemlichen Befriedigung entworfen. Indem ich nun den theoretischen Theil in seinem ganzen Umfang durchdachte, bemerkte ich, daß mir noch etwas Wesentliches mangele, welches ich bisher außer Acht gelassen hatte, und welches in der That den Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß der bis dahin sich selbst noch verborgenen Metaphysik ausmacht. Ich frug mich innerlich selbst: auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand? . . . Wodurch werden uns die Dinge gegeben, wenn nicht durch die Art, womit sie uns afficiren? und wenn solche intellectuelle Vorstellungen auf unserer innern Thätigkeit beruhen, woher kommt die Uebereinstimmung, die sie mit den Gegenständen haben sollen, die doch dadurch nicht etwa hervorgebracht werden? und die Axiome der reinen Vernunft, woher stimmen sie mit diesen überein, ohne daß diese Uebereinstimmung von der Erfahrung hat dürfen Hilfe entlehnen? In der Mathematik geht dieses an, weil die Objecte nur dadurch als Größen vorgestellt werden, daß wir ihre Vorstellungen erzeugen. Allein im Verhältniß der Qualitäten, wie mein Verstand a priori sich selbst Begriffe von Dingen bilden soll, mit denen nothwendig die Sachen einstimmen sollen, wie er reale Grundsätze über ihre Möglichkeit entwerfen soll, mit denen die Erfahrung getreu übereinstimmen muß, und die doch von ihr unabhängig sind: diese Frage hinterläßt immer eine Dunkelheit."

„Indem ich auf solche Weise die Quellen der intellectuellen Erkenntniß suchte, ohne die man die Natur und Grenzen der Metaphysik nicht bestimmen kann, bemühte ich mich alle Begriffe der reinen Vernunft in eine gewisse Zahl von Kategorien zu bringen, wie sie sich durch einige wenige Grundgesetze des Verstandes von selbst in Classen eintheilen. Ich kann sagen, daß es mir im Wesentlichen gelungen ist, und daß ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft vorzulegen, wovon ich den ersten Theil binnen

etwa drei Mongten herausgeben werde. — In einer Gemüthsbeschäftigung so zärtlicher Art ist nichts hinderlicher, als sich mit Nachdenken, das außer diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüth muß in den ruhigen oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu irgend einer zufälligen Bemerkung, die sich darbieten möchte, offen, ob zwar nicht immer angestrengt sein. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Gegenstand immer von andern Seiten zu erblicken, und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Beobachtung zu einer allgemeinen Ansicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpunkte nehme, die wechselsweise einer das optische Urtheil des andern verificiren."

Mit den drei Monaten wurde es nichts. 5 J. später, 24. Nov. 1776, schreibt er an Herz: „Ich empfange von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu sein scheine, und bin doch niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen. Die Materien häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehn pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden; aber sie werden insgesammt durch den Hauptgegenstand zurückgehalten. Es gehört Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu befolgen, und oft bin ich durch Schwierigkeiten angereizt worden, mich andern angenehmeren Materien zu widmen, von welcher Untreue aber mich die Wichtigkeit des Geschäfts zurückgezogen hat. . . Um den ganzen Umfang des Feldes der reinen Vernunft, die Abtheilungen und Grenzen nach sichern Principien zu verzeichnen, und die Marksteine so zu legen, daß man künftig mit Sicherheit wissen könne, ob man auf dem Boden der Vernunft oder der Vernünftelei sich befinde, dazu gehört eine förmliche neue Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind, nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigener technischer Ausdrücke bedarf." —

Es war Hume, der seine frühern metaphysischen Voraussetzungen erschütterte. „So weit die Geschichte der Metaphysik reicht, hat sich keine entscheidendere Begebenheit zugetragen als der Angriff dieses Mannes. Er brachte kein Licht, aber er schlug einen Funken, bei welchem man wohl ein Licht hätte anzünden können, wenn er einen empfänglichen Zunder gefunden hätte. — Hume ging von einem einzigen Begriff der Metaphysik aus, der Verknüpfung von Ursache und Wirkung, und forderte die Vernunft, die da vorgiebt, ihn in ihrem Schooß gezeugt zu haben, auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denkt, daß etwas so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas Anderes nothwendig gesetzt werden müsse? Denn das sagt der Begriff der Ursache. „Wie ist es möglich," fragte der scharf-

sinnige Mann, „daß, wenn mir ein Begriff gegeben ist, ich über denselben hinausgehe und einen andern damit verknüpfen kann, der in jenem gar nicht enthalten ist? und zwar so, als wenn dieser nothwendig zu jenem gehörte? Nur Erfahrung kann uns solche Verknüpfungen an die Hand geben, und alle jene vermeintliche Nothwendigkeit ist nichts als eine lange Gewohnheit, etwas wahr zu finden." Hieraus schloß er, die Vernunft habe gar kein Vermögen, solche Verknüpfungen auch nur im Allgemeinen zu denken, weil ihre Begriffe alsdann bloße Erdichtungen sein würden, und alle ihre vorgeblich a priori bestehenden Erkenntnisse wären nichts als falsch gestempelte gemeine Erfahrungen, welches ebensoviel sagt, als es gebe überall keine Metaphysik. — Die Gegner des berühmten Mannes hätten, um der Aufgabe Genüge zu thun, sehr tief in die Natur der Vernunft eindringen müssen, welches ihnen ungelegen war. Sie erfanden daher ein bequemeres Mittel, ohne alle Einsicht trotzig zu thun, nämlich die Berufung auf den gemeinen Menschenverstand. In der That ist es eine große Gabe des Himmels, einen geraden Menschenverstand zu besitzen; aber man muß ihn durch Thaten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn als auf ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehn, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeiten, dabei es der schaalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopf getrost aufnehmen kann. Und beim Licht besehn ist diese Appellation nichts anderes als eine Berufung auf das Urtheil der Menge, ein Zuklatschen, über das der Philosoph erröthet, der populäre Witzling aber triumphirt und trotzig thut."

„Die Einwürfe des Hume waren es, was mir zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach, und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab. — Ich versuchte zuerst, ob sich sein Einwurf nicht allgemein vorstellen ließe, und fand bald, daß der Begriff der Verknüpfung von Ursache und Wirkung bei weitem nicht der einzige sei, durch den der Verstand a priori sich Verknüpfungen der Dinge denkt, vielmehr, daß Metaphysik ganz und gar aus solchen bestehe. Ich suchte mich ihrer Zahl zu versichern, und da dieses mir nach Wunsch, nämlich aus einem einzigen Princip, gelungen war, so ging ich an die Deduction dieser Begriffe, von denen ich nunmehr versichert war, daß sie nicht von der Erfahrung abgeleitet, sondern aus dem reinen Verstande entsprungen seien."

So entstand die Tafel der Kategorien, das Register, in welches die tiefsinnigen Forschungen eines großen Lebens gereiht wurden. — Die „Kritik

der reinen Vernunft" erschien Ostern 1781: eine der größten Thaten des Jahrhunderts, die sich eigentlich der Literaturgeschichte zu entziehn scheint. Da aber nicht blos alles, was Kant gedacht, sondern mehr als ein Menschenalter deutschen Denkens und Dichtens in diesem Knotenpunkt sich verzweigt, so sei es uns vergönnt, wenigstens einen Blick in das Labyrinth zu werfen.

„Es war eine Zeit, wo die Metaphysik die Königin aller Wissenschaften genannt wurde: jetzt klagt sie, wie Hekuba, verstoßen und verlassen. Diese Gleichgiltigkeit, mitten im Flor der Wissenschaften, die gerade diejenige trifft, auf deren Kenntniß, wenn dergleichen zu haben wäre, man unter allen am wenigsten Verzicht thun würde, ist ein Phänomen, das Aufmerksamkeit verdient. Sie ist die Wirkung nicht des Leichtsinns, sondern der gereiften Urtheilskraft des Zeitalters, welches sich nicht länger durch Scheinwissen hinhalten läßt. — Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Wenn sich selbst Religion und Gesetzgebung derselben entziehn wollen, erregen sie Verdacht wider sich. — Daß der Geist des Menschen metaphysische Untersuchungen einmal ganz aufgeben werde, ist ebensowenig zu erwarten, als daß wir, um nicht immer unreine Luft zu schöpfen, das Athemholen einmal lieber ganz und gar einstellen würden. Die Gleichgiltigkeit des Zeitalters gegen die Metaphysik ist vielmehr eine Aufforderung an die Vernunft, das beschwerlichste ihrer Geschäfte, nämlich das der Selbsterkenntniß, aufs Neue zu übernehmen."

Diese Aufgabe hat sich die Kritik der reinen Vernunft gestellt: „ich erkühne mich zu sagen, daß nicht eine einzige metaphysische Aufgabe sei, zu deren Auflösung hier nicht wenigstens der Schlüssel dargereicht worden." Nicht als sollte die Erkenntniß über die Grenzen möglicher Erfahrung hinaus erweitert werden: „wovon ich vielmehr gestehe, daß das mein Vermögen gänzlich übersteigt."

Die Frage: wie kann durch reine Vernunft das Wissen vermehrt werden? läßt sich bestimmter so formuliren: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Denn analytische Urtheile, welche nach dem Satz des Widerspruchs blos deutlicher machen, was in dem Begriff bereits liegt, erweitern denselben nicht, und Erfahrungsurtheile schließen die Allgemeinheit aus. — Daß Erweiterung des Wissens möglich ist, zeigt die Mathematik, über welche allgemeine Uebereinstimmung herrscht, während die Metaphysik noch keinen positiven Satz besitzt, der als Erweiterung des Wissens rechtsgiltig anerkannt wäre. — In welchen Grenzen ist sie möglich?

Für den Menschen geschieht alle Erfahrung durch das Medium der Sinnlichkeit: ob diese Bedingung für alle denkbaren Wesen gelte, darüber können wir nicht urtheilen: es kann sein, es kann nicht sein. — Sinnlichkeit

ist das Vermögen, Vorstellungen zu bekommen durch die Art, wie wir von den Gegenständen afficirt werden. Vermittelst der Sinnlichkeit werden uns Anschauungen gegeben, von denen jede Erkenntniß ausgeht. Isolirt man die Sinnlichkeit von allem, was der Verstand dabei denkt oder was zur Empfindung gehört, so bleiben zwei reine Formen der Anschauung, Raum und Zeit. Vermittelst des äußern Sinnes stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesammt im Raum vor; der innere Sinn giebt keine Anschauung von der Seele selbst, er nöthigt uns aber, alles was zu der Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorzustellen. Raum und Zeit sind nicht Begriffe, die definirt werden könnten, sondern reine Anschauungsformen, sie gehn nicht von den Gegenständen aus, sondern sie gehören unserer Sinnlichkeit an. Die Sinnlichkeit projicirt ihre eignen Affectionen in ihre eignen aprioristischen Formen; die Vorstellungen oder Erscheinungen sind nur in ihr, daß ihnen Gegenstände correspondiren, ist nur ein Verstandesschluß. —

Wäre es Kant darauf angekommen, die Natur der sinnlichen Anschauung erschöpfend zu zergliedern, so hätte er nicht von Sinnlichkeit gesprochen, was eine Abstraction des Verstandes ist, sondern von den Sinnen: wo sich über die Genesis der Raum-Anschauung mehr hätte berichten lassen. Ihm lag aber nur an dem negativen Resultat: daß Raum und Zeit, die unübersteiglichen Grenzen unserer Erkenntniß, nicht den Dingen, sondern dem Medium unserer Erkenntniß angehören; daß die Erscheinungswelt, der einzige Gegenstand unseres Wissens, und an deren wissenschaftlicher Erkennbarkeit zu zweifeln Kant nicht einfiel, neben sich einer andern Welt Platz läßt, die völlig außer unserm Wissen fällt, weil sie nicht in Raum und Zeit aufgeht. Der Eifer, womit die Idealität dieser Anschauungsformen betont wird, verräth nur den Eifer, mit dem Kant insgeheim einer Idee nachgeht, die ihm allein am Herzen liegt: der Idee der Freiheit, welche der Verstand mit mathematischer Strenge aus der Erscheinungswelt, d. h. aus der Erkenntniß, die auf Raum und Zeit sich gründet, ausschließen muß. Als es später zur Construction dieser Idee kommt, zeigt er sich freudig überrascht, wie alles zusammenstimmt: für den aufmerksamen Beobachter ist die Ueberraschung geringer, denn er merkt, daß die Idee der transcendentalen Freiheit die Idee der transcendentalen Idealität von Raum und Zeit eingegeben hat: freilich nicht als Real- sondern als Ideal-Grund. Wenn die Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? sämmtlichen Theilen seines Systems die Form giebt, so erhalten sie ihren Inhalt sämmtlich durch die Frage: wie ist neben dem Causalnexus Freiheit möglich? —

Wie kommen wir nun dazu, Erkenntnissen, die sich auf den Raum be-

ziehn, objective Giltigkeit zuzuschreiben? wie es die Mathematik thut; da der Raum doch nur eine Form unserer Sinnlichkeit ist. — Die Mathematik erkennt, indem sie ihren Begriff in der Anschauung a priori construirt. — Allein wie kann Anschauung des Gegenstandes vor dem Gegenstande vorausgehn? — Nur so, daß sie selbst nichts anderes enthält, als die Form der Sinnlichkeit, die in meinem Subject vor allen wirklichen Eindrücken vorhergeht, dadurch ich von Gegenständen afficirt werde.

Die Sache der Sinne ist, anzuschauen; die des Verstandes, zu denken. Denken heißt, Vorstellungen in einem Bewußtsein vereinigen. Von aller Erfahrung giebt die Sinnlichkeit die reinen Formen, der Verstand die reinen Begriffe, nach denen die Formen geordnet, gewissermaßen buchstabirt werden.

Unsere Vorstellungen mögen entspringen, woher sie wollen, ob sie durch den Einfluß äußerer Dinge oder durch innere Ursachen gewirkt seien, sie mögen a priori oder empirisch entstanden sein, so gehören sie doch als Modificationen des Gemüths zum innern Sinn, und als solche sind alle unsere Erkenntnisse zuletzt der formalen Bedingung des innern Sinnes, nämlich der Zeit unterworfen, als in welcher sie insgesammt geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht werden. — Der Träger der Zeit ist das Selbstbewußtsein. — Ohne das Bewußtsein, daß das, was wir denken, dasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor dachten, würde alle Reproduction in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein. Dies Bewußtsein ist es, was das Mannigfaltige, nach und nach Angeschaute, in eine Vorstellung vereinigt. Erscheinungen sind nichts als sinnliche Vorstellungen, wir müssen sie nothwendig auf einen Gegenstand beziehn, in dem sie ihre Einheit finden: dieser Gegenstand ist für uns nichts anderes als die formale Einheit des Bewußtseins in der Synthesis des Mannigfaltigen. Wir sagen: wir erkennen den Gegenstand, wenn wir in dem Mannigfaltigen synthetische Einheit bewirkt haben.

Das Bewußtsein seiner selbst, nach den Bestimmungen unsers Zustandes bei der innern Wahrnehmung (der innere Sinn) ist blos empirisch, jederzeit wandelbar, es kann kein stehendes oder bleibendes Selbst in diesem Fluß innerer Erscheinungen geben, und wir sind durch das Denkgesetz gezwungen, dasselbe auf ein transcendentales, vor aller besondern Erfahrung vorhergehendes Selbstbewußtsein zu beziehen. Es ist schlechthin nothwendig, daß in meiner Erkenntniß alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein meiner selbst gehöre. Das ist der erste synthetische Grundsatz unsers Denkens überhaupt. Das stehende und bleibende Ich ist die Basis aller Erfahrung, alles Uebergangs von der Anschauung durch die Einbildungskraft zum Begriff.

Die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein. Der Verstand ist jederzeit geschäftig, die

Erscheinungen in der Absicht zu durchspähen, an ihnen irgend eine Regel aufzufinden. Die Gesetze, die wir durch Erfahrung lernen, sind nur besondere Bestimmungen höherer Gesetze, die a priori aus dem Verstand herkommen. Der reine Verstand ist in den Kategorien das Gesetz der synthetischen Einheit aller Erscheinungen, und macht dadurch Erfahrung ihrer Form nach erst möglich; er ist selbst die Gesetzgebung für die Natur, d. h. ohne ihn würde es überall nicht Natur geben. Die Art, wie das Mannigfaltige der sinnlichen Vorstellung zu einem Bewußtsein gehört, geht vor aller Erkenntniß des Gegenstandes, als die intellectuelle Form derselben vorher. So tritt in der reinen Naturlehre der Verstand aus seinen eignen Gesetzen gar nicht heraus.

Wenn eine Erkenntniß objective Realität haben, d. h. sich auf einen Gegenstand beziehn soll, so muß der Gegenstand auf irgend eine Art gegeben werden können: ohne das sind die Begriffe leer, und man hat zwar gedacht, in der That aber durch dieses Denken nichts erkannt, sondern mit Vorstellungen blos gespielt. Einen Gegenstand geben, d. h. unmittelbar in der Anschauung darstellen, ist nichts anderes, als dessen Vorstellung auf Erfahrung, es sei wirkliche, oder mögliche, beziehn. Die Möglichkeit der Erfahrung ist also das, was allen unsern Erkenntnissen a priori objective Realität giebt. Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung.

Die Erfahrung beginnt mit der sinnlichen Raumanschauung; der Verstand rubricirt sie nach seinen Kategorien; die Einbildungskraft gestaltet sie zu Bildern oder Schematen; der innere Sinn setzt sie in Rapport zum Selbstbewußtsein und dessen Form, der Zeit; ein Register des Geistes fängt immer das andere auf, ohne daß der Geist je aus sich selbst heraustträte. — So gelangen wir endlich zu den höchsten Grundsätzen aller Erfahrung.

Alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst, und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung, d. h. eine Art, wie der Gegenstand existirt. Entstehn und Vergehn sind nicht Veränderungen desjenigen, was entsteht oder vergeht. Veränderung ist eine Art zu existiren, welche auf eine andere Art zu existiren eben desselben Gegenstandes folgt. Daher ist alles, was sich verändert, bleibend, und nur sein Zustand wechselt. Substanzen in der Erscheinung sind die Substrate aller Zeitbestimmungen. — Alle Substanzen, sofern sie zugleich sind, stehn in durchgängiger Wechselwirkung. — Alles was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt. — Wenn es nun ein nothwendiges Gesetz unserer Sinnlichkeit, mithin eine formale Bedingung aller Wahrnehmungen ist, daß die vorige Zeit die folgende nothwendig bestimmt (indem ich zur folgenden nicht anders gelangen kann als durch die vorhergehende), so ist es auch ein unent-

behrliches Gesetz der empirischen Vorstellung der Zeitreihe, daß die Erscheinungen der vergangenen Zeit das Dasein in der folgenden bestimmen. Nur an den Erscheinungen können wir die Continuität im Zusammenhang der Zeiten empirisch erkennen. Die Zeitfolge ist das einzige empirische Kriterium der Wirkung in Bezug auf die Ursache, die vorhergeht. Die Zeit zwischen der Ursache und deren unmittelbaren Wirkung kann verschwindend sein, aber das Verhältniß der einen zur andern bleibt immer der Zeit nach bestimmbar. — Die Causalität führt auf den Begriff der Handlung, diese auf den Begriff der Kraft und dadurch auf den Begriff der Substanz.

„Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes durchmessen. Dieses Land ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name!), umgeben von einem weiten und stürmischen Ocean, dem Sitz des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder birgt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflicht, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann. Ehe wir uns auf dieses Meer wagen, untersuchen wir noch einmal unsern Besitztitel auf das durchmessene Land."

Alles, was der Verstand aus sich selbst schöpft, ohne es von der Erfahrung zu borgen, hat er dennoch zu keinem andern Behuf, als lediglich zum Erfahrungsgebrauch. Die Grundsätze des reinen Verstandes enthalten nichts als das Schema zur möglichen Erfahrung; er kann von ihnen nur einen empirischen Gebrauch machen, er kann a priori niemals mehr leisten, als die Form einer möglichen Erfahrung überhaupt zu anticipiren; und da dasjenige, was nicht Erscheinung ist, kein Gegenstand der Erfahrung sein kann, so kann er die Schranken der Sinnlichkeit, innerhalb deren uns allein Gegenstände gegeben werden, niemals überschreiten. Seine Grundsätze sind blos Principien der Exposition der Erscheinungen: aber innerhalb der Erscheinungswelt sind sie völlig objectiv und unumstößlich.

Aber das Denken ist die Handlung, gegebene Anschauung auf einen Gegenstand zu beziehn. Die Erscheinungswelt führt uns auf den Begriff eines derselben zu Grunde liegenden wirklichen Gegenstandes, des Dinges an sich, das außerhalb der Erfahrung liegt; auf den Begriff einer intelligiblen Welt. Dieser Begriff entsteht nur aus der Abstraction von der Sinnlichkeit, er ist nicht positiv, sondern nur ein Grenzbegriff, um die Anmaßungen der Sinnlichkeit einzuschränken. Er ist nicht der Begriff von einem Object, sondern die unvermeidlich mit der Einschränkung unserer Sinnlichkeit zusammenhängende Frage: ob es nicht von jener ihrer Anschauung ganz ent-

bundene Gegenstände geben möge? welche Frage nur unbestimmt beantwortet werden kann, nämlich daß sie nicht schlechthin abgeleugnet, in Ermangelung eines bestimmten Begriffs aber auch nicht als Gegenstände für unsern Verstand behauptet werden können. Die Vorstellung ist für uns leer und dient zu nichts, als die Grenzen unserer Sinnlichkeit zu bezeichnen, und einen Raum übrig zu lassen, den wir weder durch mögliche Erfahrung noch durch den reinen Verstand ausfüllen können. Der Verstand begrenzt die Sinnlichkeit, ohne sein eignes Feld zu erweitern. „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht und brauche es nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders als in der Erscheinung vorkommen kann."

Ein Beispiel wird die Sache am besten erläutern, wenn man sich daneben an Goethe's Polemik gegen die Physiker erinnert, welche nur an der Schaale der Natur zu haften, den Kern aber niemals finden zu können behaupten: die Erörterung des Begriffs Materie. „Was der Materie innerlich zukommt, suche ich in allen Theilen des Raums, den sie einnimmt, und in allen Wirkungen, die sie ausübt: die freilich nur immer Erscheinungen äußerer Sinne sein können. Ich habe also zwar nichts schlechthin, sondern lauter comparativ Innerliches, das selber wiederum aus äußern Verhältnissen besteht. Allein das schlechthin, dem reinen Verstand nach Innerliche der Materie ist auch eine bloße Grille: denn diese ist überall kein Gegenstand für den reinen Verstand; das transcendentale Object aber, welches der Grund dieser Erscheinung sein mag, die wir Materie nennen, ist ein bloßes Etwas, wovon wir nicht einmal verstehn würden, was es sei, wenn es uns auch Jemand sagen könnte. Denn wir können nichts verstehn, als was ein unsern Worten Correspondirendes in der Anschauung mit sich führt. — Wenn die Klagen: wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein! soviel bedeuten sollen als: wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen! so sind sie ganz unbillig und unvernünftig; denn sie wollen, daß man ohne Sinne doch Dinge erkennen, mithin anschauen könne; folglich daß wir ein von dem menschlichen nicht blos dem Grad, sondern sogar der Anschauung und Art nach gänzlich unterschiedenes Erkenntnißvermögen haben, also nicht Menschen, sondern Wesen sein sollen, von denen wir selbst nicht angeben können, ob sie einmal möglich, viel weniger, wie sie beschaffen seien. Ins Innre der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehn werde. Jene transcendentalen Fragen aber, die über die Natur hinausgehn, würden wir bei alledem doch niemals beantworten können, wenn uns auch die ganze Natur aufgedeckt wäre, da es uns nicht einmal gegeben ist, unser eignes Ge-

müth mit einer andern Anschauung als der unsers innern Sinnes zu beobachten."

Beobachtung und Zergliederung! — „Es kann der Einbildungskraft vielleicht verziehen werden, wenn sie bisweilen schwärmt, d. h. sich nicht behutsam innerhalb der Schranken der Erfahrung hält; denn wenigstens wird sie durch einen solchen freien Schwung belebt und gestärkt, und es wird immer leichter sein ihre Kühnheit zu mäßigen als ihrer Mattigkeit aufzuhelfen. Daß aber der Verstand schwärmt, kann ihm niemals verziehn werden; denn auf ihm beruht allein alle Hilfe, um der Schwärmerei der Einbildungskraft, wo es nöthig ist, Grenzen zu setzen. — Er fängt es sehr unschuldig und sittsam an. Zuerst bringt er die Elementarerkenntnisse, die ihm vor aller Erfahrung beiwohnen, aber dennoch in der Erfahrung alle Anwendung haben müssen, ins Reine. Allmälig läßt er diese Schranken weg; und was sollte ihn auch daran hindern? da der Verstand ganz frei seine Grundsätze aus sich selbst genommen hat. Und nun geht es zuerst auf neu erdachte Kräfte in der Natur, bald hernach auf Wesen außerhalb der Natur; mit einem Wort, auf eine Welt, zu deren Einrichtung es uns an Bauzeug nicht fehlen kann, weil es durch fruchtbare Erdichtung reichlich herbeigeschafft, und durch Erfahrung zwar nicht bestätigt, aber auch niemals widerlegt wird. — Die leichte Taube, indem sie im freien Flug die Luft theilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde. Ebenso verließ Plato die Sinnenwelt, weil sie dem Verstand so vielfältige Hindernisse legt, und wagte sich jenseit derselben auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verstandes. Er bemerkte nicht, daß er durch seine Bemühungen keinen Weg gewinne, denn er hatte keinen Widerhalt, gleichsam zur Unterlage, worauf er sich steifen und woran er seine Kräfte anwenden konnte, um den Verstand von der Stelle zu bringen."

Den Grund des Irrthums zu suchen, ist der erste Schritt, die Wahrheit zu finden. — Keine Kraft der Natur kann von selbst von ihren eignen Gesetzen abweichen. Daher würden weder der Verstand für sich allein, noch die Sinne für sich allein irren: in den letzteren ist ohnehin gar kein Urtheil, weder ein wahres noch ein falsches. Der Irrthum wird nur durch den unbemerkten Einfluß der Sinnlichkeit auf den Verstand bewirkt, wodurch geschieht, daß subjective Gründe des Urtheils mit objectiven zusammenfließen. — Der gemeine Schein liegt nur im Mangel an Achtsamkeit; es giebt aber eine andere Welt des Scheins, die der menschlichen Vernunft unvermeidlich anhängt, und selbst, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird, ihr vorzugaukeln. Die Ursache ist, daß in unserer Vernunft Maximen ihres Gebrauchs liegen, welche das Ansehen objectiver Grundsätze

haben, und wodurch es geschieht, daß die subjective Nothwendigkeit einer gewissen Verknüpfung unserer Begriffe zu Gunsten des Verstandes für eine objective Nothwendigkeit der Bestimmung der Dinge an sich gehalten wird. Eine Illusion, die gar nicht zu vermeiden ist, so wenig wir vermeiden können, daß sich die Sonne um die Erde zu drehen scheint, obgleich wir durch diesen Schein nicht getäuscht werden.

Die Erfahrung giebt immer nur Bruchstücke; das Ganze aller möglichen Erfahrung ist selbst keine Erfahrung, und dennoch ein nothwendiges Problem für die Vernunft, zu dessen bloßer Vorstellung sie ganz anderer Begriffe nöthig hat als jener reinen Verstandesbegriffe. Sie enthält in sich den Grund zu Ideen, d. h. nothwendigen Begriffen, deren Gegenstand gleichwohl in keiner möglichen Erfahrung gegeben werden kann. Die Form, in der sie sich über die Grenzen der Sinnenwelt, vom Bedingten ins Unbedingte, vom Bruchstück zum Ganzen erhebt oder zu erheben meint ist der Schluß.

Nach Plato sind die Ideen Urbilder der Dinge selbst, nicht blos Schlüssel zu möglichen Erfahrungen. Er bemerkte sehr wohl, daß unsere Vernunft ein weit höheres Bedürfniß fühle, als blos Erscheinungen nach synthetischer Einheit buchstabiren, um sie als Erfahrung lesen zu können. Er fand, seine Ideen in allem, was praktisch ist, d. h. auf Freiheit beruht. Wer die Begriffe der Tugend aus Erfahrung schöpfen wollte, würde aus ihr ein nach Zeit und Umständen wandelbares, zu keiner Regel brauchbares zweideutiges Unding machen. Daß der Idee der Tugend in der Erfahrung nichts entspricht, beweist gar nicht etwas Chimärisches in diesem Gedanken. Im Gegentheil ist der Geistesschwung des Philosophen, von der copeilichen Betrachtung des Physischen der Weltordnung zu der architektonischen Verknüpfung derselben nach Zwecken, d. h. nach Ideen hinaufzusteigen, eine Bemühung, die Achtung und Nachfolge verdient. In Betracht der Natur giebt uns Erfahrung die Regel an die Hand und ist der Quell der Wahrheit; in Ansehung der sittlichen Gesetze aber ist Erfahrung die Mutter des Scheins, und es ist höchst verwerflich, die Gesetze über das, was ich thun soll, von demjenigen herzunehmen oder dadurch einschränken zu wollen, was gethan wird.

Ob wir gleich von den transcendentalen Vernunftbegriffen sagen müssen: sie sind nur Ideen! so werden wir sie doch keineswegs für überflüssig und nichtig anzusehen haben. Wenn schon durch sie kein Object bestimmt werden kann, so können sie doch dem Verstand zum Kanon seines Gebrauchs dienen; sie können von den Naturbegriffen zu den praktischen einen Uebergang möglich machen. — Wir werden durch einen nothwendigen Vernunftschluß auf sie gebracht.

Die reine Vernunft fordert, daß wir zu jedem Prädicat eines Dings

sein ihm zugehöriges Subject, zu diesem aber, welches nothwendigerweise wiederum ein Prädicat ist, fernerhin sein Subject, und so fort ins Unendliche oder so weit wir reichen, suchen sollen. Aber hieraus folgt, daß wir nichts, wozu wir gelangen können, für ein letztes Subject halten sollen, und daß das Substantiale niemals von unserm noch so tief eindringenden Verstande, selbst wenn ihm die ganze Natur aufgedeckt wäre, gedacht werden könne, weil die Natur unsers Verstandes darin besteht, alles discursiv, d. h. durch Begriffe zu denken.

Nun scheint es, als ob wir in dem Selbstbewußtsein dieses Substantiale haben, und zwar in einer unmittelbaren Anschauung; denn alle Prädicate des innern Seins beziehn sich auf das Ich als Subject, und dieses kann nicht weiter als Prädicat eines andern Subjects gedacht werden. Also scheint hier die Vollständigkeit in der Beziehung der gegebenen Begriffe als Prädicate auf ein Subject nicht blos Idee, sondern der Gegenstand in der Erfahrung gegeben zu sein. Allein diese Erwartung wird vereitelt. Denn das Ich ist gar kein Begriff, sondern nur Beziehung der innern Erscheinungen auf das unbekannte Subject derselben. Die Identität des Bewußtseins meiner selbst in verschiedenen Zeiten ist nur eine formale Bedingung meiner Gedanken und ihres Zusammenhangs; die bloße Form des Bewußtseins, welche die Vorstellungen des innern Seins begleitet. Es ist nicht viel damit gewonnen, aus dem Begriff des Selbstbewußtseins den Begriff der Seele zu fixiren. Wenn wir z. B. aus dem Begriff der Seele als Substanz auf Beharrlichkeit derselben schließen wollen, so kann dies von ihr doch nur zum Behuf möglicher Erfahrung gelten. Nun ist die subjective Bedingung aller unserer möglichen Erfahrung das Leben: folglich kann nur auf die Beharrlichkeit der Seele im Leben geschlossen werden, denn der Tod des Menschen ist das Ende aller Erfahrung. Also fällt die ganze rationale Psychologie als eine alle Kräfte der menschlichen Vernunft übersteigende Wissenschaft, und es bleibt uns nichts übrig als unsere Seele an dem Leitfaden der Erfahrung zu studiren und uns in den Schranken der Fragen zu halten, die nicht weiter gehn, als mögliche innere Erfahrung ihren Inhalt darlegen kann.

Gleichwohl haben diese Untersuchungen einen wichtigen kritischen Nutzen: sie sichern uns vor der Gefahr des Materialismus. Die Materie, deren Gemeinschaft mit der Seele so großes Bedenken erregt, ist nichts anderes als eine Vorstellung des äußern Sinnes. Niemand weiß etwas von der absoluten und innern Ursache äußerer Erscheinungen, Niemand kann wissen, worauf die Wirklichkeit der äußeren Erscheinungen im jetzigen Zustand beruhe, mithin auch nicht, ob die Bedingung aller äußern Anschauung nach demselben aufhören werde. Der Begriff der Unsterblichkeit kann weder gewiesen noch widerlegt werden.

Wie die Erscheinungen des innern Sinns als Seele, so werden die Erscheinungen des äußern Sinns als Welt zu einer Idee der Vernunft. Die Vernunft erzeugt keinen Begriff, sondern bemüht sich nur, den Verstandesbegriff von den unvermeidlichen Einschränkungen einer möglichen Erfahrung frei zu machen, indem sie zu einem gegebenen Bedingten absolute Totalität der Bedingungen, d. h. das Unbedingte fordert. Ihre Ideen sind nichts als bis zum Unbedingten erweiterte Kategorien: wozu sich nur diejenigen eignen, deren Synthesis eine Reihe ausmacht. So entstehn die Fragen: hat die Welt eine Grenze im Raum? einen Anfang und ein Ende in der Zeit? Giebt es in ihr ein absolutes Anfangen durch Freiheit, oder steht alles unter dem Netz des Causalzusammenhangs? Ruht sie auf einem schlechthin nothwendigen Wesen oder in sich selbst?

Hier zeigt sich ein eignes Phänomen der menschlichen Vernunft: Satz und Gegensatz können mit gleicher Vollgiltigkeit bewiesen werden. Durch einseitiges Beharren hier oder dort wird die Vernunft in Versuchung gebracht, sich entweder einer skeptischen Hoffnungslosigkeit zu überlassen, oder einen dogmatischen Trotz anzunehmen und den Kopf steif auf gewisse Behauptungen zu setzen, ohne den Gründen des Gegentheils Gehör und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Beides ist der Tod einer gesunden Philosophie. Wenn wir unsere Vernunft nicht blos zum Gebrauch der Verstandesgrundsätze auf Gegenstände der Erfahrung anwenden, so entspringen vernünftelnde Lehrsätze, die in der Erfahrung weder Bestätigung hoffen, noch Widerlegung fürchten dürfen, und deren jeder nicht allein an sich selbst ohne Widerspruch ist, sondern sogar in der Natur der Vernunft Bedingungen seiner Nothwendigkeit antrifft, nur daß unglücklicherweise der Gegensatz ebenso giltige und nothwendige Gründe der Behauptung auf seiner Seite hat. Aber weder der Dogmatiker noch der Empiriker hört auf den Gegner.

Der Dogmatiker hat für sich ein gewisses praktisches Interesse, seine Verknüpfungen scheinen Grundsteine der Moral und Religion zu sein; er ist ferner populärer, weil er dem Gesetz der Analogie nachgeht. Wenn der Empiriker sich damit begnügte, den Vorwitz und die Vermessenheit der ihre wahre Bestimmung verkennenden Vernunft niederzuschlagen, welche mit Einsicht und Wissen großthut, da wo Einsicht und Wissen aufhören, so würde man ihn billigen müssen. Wenn er aber selbst dogmatisch wird, und dasjenige dreist verneint, was über die Sphäre seiner anschauenden Erkenntniß ist, so fällt er selbst in den Fehler der Unbescheidenheit. — Könnte sich ein Mensch von allem Interesse lossagen, und die Behauptungen der Vernunft, gleichgiltig gegen alle Folgen, blos nach dem Gehalt ihrer Gründe in Betracht ziehn: so würde ein solcher, gesetzt daß er keinen Ausweg wüßte, anders aus dem

Gedränge zu kommen, als daß er sich zu der einen oder der andern der streitenden Lehren bekannte, in einem unaufhörlich schwankenden Zustand sein. Heute würde es ihm überzeugend vorkommen, der menschliche Wille sei frei; morgen, wenn er die unauflösliche Naturkette in Betracht zöge, würde er dafür halten, die Freiheit sei nichts als Selbsttäuschung. Wenn es nun aber zum Handeln käme, so würde dies Spiel der blos speculativen Vernunft wie Schattenbilder eines Traums verschwinden, und er würde seine Principien blos nach dem praktischen Interesse wählen.

Dieses dialektische Spiel der Ideen scheint unauflöslich; aber kein Vorschützen einer unergründlichen Tiefe der Aufgabe kann uns von der Verbindlichkeit lösen, sie zu beantworten, weil derselbe Vernunftbegriff, der uns in den Stand setzt, zu fragen, uns auch tüchtig machen muß, auf die Frage zu antworten: indem der Gegenstand außer dem Begriff gar nicht angetroffen wird. Wenigstens das muß bestimmt werden: woher kommen euch die Ideen, deren Auflösung euch in solche Schwierigkeiten verwickelt? — Euer Gegenstand ist blos in euerm Gehirn, ihr habt nur dafür zu sorgen, mit euch selbst einig zu werden. — Die dogmatische Auflösung ist nicht etwa ungewiß, sondern unmöglich. Die kritische hat nur die Frage selbst zum Gegenstand: die beiden streitenden Theile, die einander so schön widerlegen können, müssen endlich überführt werden, daß sie um nichts streiten, und daß ein gewisser transcendentaler Schein ihnen da eine Wirklichkeit vorgemalt habe, wo keine anzutreffen ist. — Dieser Schein entspringt daher, daß man die Idee der absoluten Totalität, welche nur als eine Bedingung der Dinge an sich gilt, auf Erscheinungen angewandt hat, die nur in der Vorstellung und, wenn sie eine Reihe ausmachen, im successiven Regressus, sonst aber gar nicht existiren. So z. B. ist aller Anfang in der Zeit und alle Grenze des Ausgedehnten im Raum. Raum und Zeit aber sind nur in der Sinnenwelt. Mithin sind nur Erscheinungen in der Welt bedingterweise, die Welt selbst aber weder bedingt, noch auf unbedingte Art begrenzt.

Der Hauptpunkt, in dem sich alle Fäden des Systems verzweigen, ist die Untersuchung der Freiheit. — Im praktischen Leben versteht man darunter nur die Unabhängigkeit der Willkür von der Nöthigung durch Antriebe der Sinnlichkeit; in der Metaphysik dagegen das Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen, dessen Causalität also nicht wiederum unter einer andern Ursache steht, welche sie der Zeit nach bestimmte. Die Freiheit in diesem Sinn ist eine Idee, welche die reine Vernunft sich schafft; die nichts von der Erfahrung Entlehntes enthält, und deren Gegenstand auch in keiner Erfahrung gegeben werden kann, weil die Möglichkeit aller Erfahrung auf dem Begriff der Causalität beruht. — Der Begriff der Freiheit setzt voraus,

daß in unserer Willkür eine Causalität liege, unabhängig von den Naturursachen und selbst wider ihre Gewalt etwas hervorzubringen, was in der Zeitordnung nach empirischen Gesetzen bestimmt ist.

Ist die Grenze unsers Erkennens — die Erscheinungswelt — auch Grenze des Seins, so ist der Begriff der Freiheit nicht zu retten. Alsdann ist Natur die vollständige und an sich hinreichend bestimmende Ursache jeder Begebenheit, und die Bedingung derselben ist jederzeit nur in der Reihe der Erscheinungen enthalten, die sammt ihrer Wirkung unter dem Naturgesetz nothwendig sind. Das Gesetz, daß alles was geschieht eine Ursache habe, daß diese Ursache, d. h. die Handlung, da sie in der Zeit vorhergeht, gleichfalls durch eine Ursache bestimmt ist: dies Gesetz, durch welches Erscheinungen allererst eine Natur ausmachen und Gegenstände der Erfahrung abgeben können, ist ein Verstandesgesetz, von welchem es unter keinem Vorwand erlaubt ist abzugehn oder irgend eine Erscheinung davon auszunehmen: weil man sie sonst außerhalb aller möglichen Erfahrung setzen und sie zu einem bloßen Gedankending und Hirngespinst machen würde. Eine ursprüngliche Handlung, wodurch etwas geschieht, was vorher nicht war, ist von der Causalverknüpfung der Erscheinungen nicht zu erwarten. Aus dem Naturgesetz folgt, daß jede Handlung, die in einem Zeitpunkt vorgeht, unter der Bedingung dessen, was in der vorhergehenden Zeit war, nothwendig sei. Da nun die vergangene Zeit nicht mehr in meiner Gewalt ist, so muß jede Handlung, die ich ausübe, durch bestimmende Gründe, die nicht in meiner Gewalt sind, nothwendig sein, d. h. ich bin in dem Zeitpunkt, darin ich handle, niemals frei. Einem Wesen, dessen Dasein in der Zeit bestimmt ist, Freiheit beilegen, ist ein leerer und nichtiger Begriff.

Es ist ein elender Behelf, von einer comparativen Freiheit zu reden, insofern die bestimmenden Beweggründe der Natur des Menschen angehören. So meint man jenes schwere Problem, an dessen Auflösung Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben, mit einer Wortklauberei zu beseitigen. Die Wahrheit zu finden, muß man etwas mehr in die Tiefe graben.

Jede wirkende Ursache muß einen Charakter haben, d. h. ein Gesetz ihrer Causalität. Ein Subject der Sinnenwelt hat zunächst einen empirischen Charakter, wodurch seine Handlungen als Erscheinungen mit andern Erscheinungen nach beständigen Naturgesetzen in Verbindung stehn, und von ihnen, als ihren Bedingungen, abgeleitet werden können. Aber das Vernunftgesetz, überall auf das Unbedingte auszugehn, zwingt uns, zugleich einen intelligibeln Charakter anzunehmen, dadurch das Subject zwar die Ursache jener Handlungen als Erscheinungen ist, der aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst nicht Erscheinung ist. Der

intelligible Charakter würde unter keinen Zeitbestimmungen stehn, denn die Zeit ist nur die Bedingung der Erscheinungen; in ihm würde keine Handlung entstehn oder vergehn, mithin würde er nicht dem Gesetz aller Zeitbestimmung unterworfen sein, daß alles was geschieht in den Erscheinungen des vorigen Zustandes seine Ursache antreffe. Die Causalität desselben, sofern sie intellectuell ist, stünde gar nicht in der Reihe empirischer Bedingungen, welche die Begebenheit in der Sinnenwelt nothwendig machen.

Der Mensch ist eine von den Erscheinungen der Sinnenwelt, und insofern auch eine der Naturursachen, deren Causalität unter empirischen Gesetzen stehn muß. Als eine solche hat er einen empirischen Charakter, wie alle andern Naturdinge. Bei den andern Naturdingen finden wir keinen Grund, irgend ein Vermögen uns anders als sinnlich bedingt zu denken. Allein der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich durch Sinne kennt, erkennt sich selbst auch durch blaße Apperception, und zwar in Handlungen und innern Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindruck der Sinne zählen kann, und ist sich selbst freilich eines Theils Phänomen, andern Theils aber — nämlich in Ansehung der Vernunft — ein blos intelligibler Gegenstand. Daß die Vernunft Causalität habe, wenigstens wir uns eine dergleichen an ihr vorstellen, ist aus den Imperativen klar, welche wir in allem Praktischen den ausübenden Kräften als Regeln aufgeben. Das Sollen drückt eine Art von Nothwendigkeit und Verknüpfung mit Gründen aus, die in der ganzen Natur sonst nicht vorkommt. Der Verstand kann von dieser nur erkennen, was da ist, oder gewesen ist, oder sein wird; es ist unmöglich, daß etwas darin anders sein soll als es in allen diesen Zeitverhältnissen in der That ist. Das Sollen drückt eine mögliche Handlung aus, davon der Grund ein blaßer Begriff ist, dahingegen von einer Naturhandlung der Grund jederzeit eine Erscheinung sein muß.

Alle Handlungen des Menschen in der Erscheinung sind aus seinem empirischen Charakter und den mitwirkenden andern Ursachen nach der Ordnung der Natur bestimmt, und wenn wir alle Erscheinungen seiner Willkür bis auf den Grund erforschen könnten, so würde es keine einzige menschliche Handlung geben, die wir nicht mit Gewißheit vorhersagen und aus ihren vorhergehenden Bedingungen als nothwendig erkennen könnten. In Ansehung dieses empirischen Charakters giebt es also keine Freiheit. — Bisweilen aber finden wir, oder glauben wenigstens zu finden, daß die Ideen der Vernunft wirklich Causalität in Ansehung der Handlungen der Menschen bewiesen haben. Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Wahrnehmung bei Seite gesetzt, ist zunächst zu untersuchen, was wir darunter verstehn.

Die reine Vernunft, als ein blos intelligibles Vermögen, ist der Zeit-

8*

form und mithin auch den Bedingungen der Zeitfolge nicht unterworfen. Die Causalität der Vernunft im intelligibeln Charakter hebt nicht etwa zu einer gewissen Zeit an, um eine Wirkung hervorzubringen. Man kann von ihr nicht sagen, daß vor demjenigen Zustand, darin sie die Willkür bestimmt, ein anderer vorhergehe, darin dieser Zustand selbst bestimmt werde. Sie ist die beharrliche Bedingung aller willkürlichen Handlungen, unter denen der Mensch erscheint. Jede derselben ist im empirischen Charakter des Menschen vorherbestimmt, ehe noch sie geschieht. In Ansehung des intelligibeln Charakters, wovon jener nur das sinnliche Schema ist, gilt kein Vorher oder Nachher, und jede Handlung, unangesehen des Zeitverhältnisses, darin sie mit andern Erscheinungen steht, ist die unmittelbare Wirkung des intelligibeln Charakters der reinen Vernunft, welche mithin frei handelt, ohne in der Kette der Naturursachen durch äußere oder innere, aber der Zeit nach vorhergehende Gründe dynamisch bestimmt zu sein.

So sieht man auch in jedem moralischen Urtheil die Vernunft als eine Ursache an, welche, bei Gelegenheit einer tadelnswerthen That, das Verhalten des Menschen habe anders bestimmen können und sollen. Und zwar sieht man die Causalität der Vernunft als ganz vollständig an, wenn auch alle sinnlichen Triebfedern dagegen sein sollten. Es wird vorausgesetzt, die Vernunft verändere sich nicht, in ihr gehe kein Zustand vorher, der den folgenden bestimme; sie ist in allen Handlungen des Menschen in allen Zeitumständen gegenwärtig und einerlei, selbst aber ist sie nicht in der Zeit und geräth etwa in einen neuen Zustand, darin sie vorher nicht war. Daher kann man nicht fragen: warum hat sich die Vernunft nicht anders bestimmt? sondern nur: warum hat sie die Erscheinungen durch ihre Causalität nicht anders bestimmt? — Darauf aber ist keine Antwort möglich. — Wir können im Urtheil über freie Handlungen nur bis an die intelligible Ursache, aber nicht über dieselbe heraus kommen. Warum der intelligible Charakter gerade diese Erscheinungen und diesen empirischen Charakter unter vorliegenden Umständen gebe? das zu beantworten, ja nur zu fragen überschreitet so weit alles Vermögen unserer Vernunft, als ob man früge: woher der transcendentale Gegenstand unserer äußern sinnlichen Anschauung gerade nur Anschauung im Raum und nicht irgend eine andere giebt.

Es war nicht die Absicht, die Wirklichkeit der Freiheit darzuthun, indem wir aus der Erfahrung niemals auf etwas, was gar nicht nach Erfahrungssätzen gedacht werden muß, schließen können. Nicht einmal ihre Möglichkeit sollte bewiesen, es sollte nur gezeigt werden, daß die transcendentale Idee der Freiheit, auf welche die Vernunft nothwendig kommen muß, an sich dem Verstandesbegriff der Causalität nicht widerstreite. — —

Die letzte der Fragen, welche die reine Vernunft zu stellen genöthigt ist, richtet sich auf Gott. „Wenn Etwas, was es auch sei, existirt, so muß eingeräumt werden, daß irgend etwas nothwendigerweise existire: das ist das Argument, worauf die Vernunft ihren Fortschritt zum Urwesen stützt. — Ungeachtet dieses dringenden Bedürfnisses der Vernunft, etwas vorauszusetzen, was dem Verstande zu der durchgängigen Bestimmung seiner Begriffe zu Grunde liegen könne, bemerkt sie doch das blos Gedichtete einer solchen Voraussetzung viel zu leicht, als daß sie dadurch allein überredet werden sollte, ein Selbstgeschöpf ihres Denkens für ein wirkliches Wesen anzunehmen, wenn sie nicht durch andres gedrungen würde, irgendwo ihren Ruhestand in dem Regressus vom Bedingten, das gegeben ist, zum Unbedingten zu suchen, das zwar an sich und seinem bloßen Begriff nach nicht als wirklich gegeben ist, welches aber allein die Reihe der zu ihren Gründen hinausgeführten Bedingungen vollenden kann. — Die ganze Aufgabe des transcendentalen Ideals kommt darauf heraus, entweder zu der absoluten Nothwendigkeit einen Begriff, oder zu dem Begriff von irgend einem Dinge die absolute Nothwendigkeit desselben zu finden. Beides übersteigt gänzlich alle äußersten Bestrebungen, unsern Verstand über diesen Punkt zu befriedigen, aber auch alle Versuche, ihn wegen dieses seines Unvermögens zu beruhigen. Die unbedingte Nothwendigkeit, die wir, als den letzten Träger aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit macht lange nicht den schwindeligen Eindruck auf das Gemüth, denn sie mißt nur die Dauer der Dinge, aber trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen, daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, ohne das, was blos durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin Ich denn? — Hier sinkt alles unter uns, und die größte Vollkommenheit wie die kleinste schwebt ohne Haltung blos vor der speculativen Vernunft, die es nichts kostet, die eine wie die andere ohne das mindeste Hinderniß verschwinden zu lassen."

„Ich mag einen Begriff von einem Dinge annehmen, welchen ich will, so finde ich, daß sein Dasein niemals von mir als schlechterdings nothwendig vorgestellt werden könne, und daß mich nichts hindere, das Nichtsein desselben zu denken. Ich muß zu dem Existirenden etwas Nothwendiges annehmen, kann mir aber kein Ding als an sich nothwendig denken, d. h., ich kann das Zurückgehn zu den Bedingungen des Existirens niemals vollenden, ohne ein nothwendiges Wesen anzunehmen; ich kann aber von demselben niemals anfangen." — Sämmtliche „Beweise" für das Dasein Gottes lassen sich

auf den „ontologischen" zurückführen, einen Trugschluß, der auf die Verwechselung eines realen und eines logischen Begriffs im Worte „Sein" herauskommt. „Es ist etwas ganz Unnatürliches und eine bloße Neuerung des Schulwitzes, aus einer ganz willkürlich entworfenen Idee das Dasein des ihr entsprechenden Gegenstandes ausklauben zu wollen." „Der Begriff eines höchsten Wesens ist eine in mancher Hinsicht sehr nützliche Idee; sie ist aber eben darum, weil sie blos Idee ist, ganz unfähig, unsere Erkenntniß in Ansehung dessen, was existirt, zu erweitern; sie vermag nicht einmal soviel, daß sie uns in Ansehung der Möglichkeit eines Mehreren belehrte. Sie ist nichts anderes, als ein regulatives Princip der Vernunft, alle Verbindung in der Welt so anzusehn, als ob sie aus einer allgenugsamen nothwendigen Ursache entspränge, um darauf die Regel einer systematischen Einheit in der Erklärung derselben zu gründen."

Wir können nicht blos einen allgewaltigen Welturheber annehmen, sondern wir müssen es, aber ohne durch diese Annahme unsere Erkenntniß zu erweitern. Wir setzen etwas voraus, wovon wir gar keinen Begriff haben, das wir uns also nur nach der Analogie vorstellen können, nach der Analogie der menschlichen Intelligenz. Denn ich habe gar keinen Begriff von meinem Verstande als dem, der so ist, wie der meinige. Jede Vorstellung Gottes ist anthropomorphistisch; läßt man diese Analogie fallen, so bleibt nichts als ein Deismus übrig, aus dem man nichts machen, der uns zu nichts nützen und zu keinem Fundament der Religion und Sitte dienen kann. — Alle Versuche eines blos speculativen Gebrauchs der Vernunft sind in Ansehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer innern Beschaffenheit nach null und nichtig; und wenn man nicht moralische Gesetze zum Grunde legt oder zum Leitfaden braucht, kann es überall keine Theologie der Vernunft geben. Die Speculation dient nicht dazu, den Begriff Gottes positiv zu geben, sondern nur die Anmaßungen der Gegner, die ihn widerlegen wollen, zurückzuweisen. — —

Wir hatten einen Thurm im Sinne, der bis an den Himmel reichen sollte, das Material reichte aber nur zu einem Wohnhause aus, welches zu unsern Geschäften auf der Ebene der Erfahrung gerade geräumig, und sie zu übersehn hoch genug war. — Die „reine Vernunft" bedarf einer strengen Disciplin. Bisher ist sie einer solchen Demüthigung darum entgangen, weil bei der Feierlichkeit und dem gründlichen Anstand, womit sie auftritt, Niemand auf den Verdacht eines leichtsinnigen Spiels mit Einbildungen statt Begriffen, mit Worten statt Sachen, leichtlich gerathen konnte.

Wenn man zur Erklärung von Naturerscheinungen zu Gott seine Zuflucht nimmt, so ist es nur ein Geständniß, man sei mit seiner Philosophie zu

Ende. Die Endabsicht der Speculation betrifft drei Gegenstände: Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. In Ansehung aller drei ist das blos speculative Interesse der Vernunft sehr gering, weil man von allen Entdeckungen, die hierüber etwa zu machen sein möchten, doch keinen Gebrauch machen kann, der in concreto, d. h. in der Naturforschung, seinen Nutzen bewiese. Sie sind an sich betrachtet ganz müßige und dabei äußerst schwere und ermüdende Anstrengungen unserer Vernunft. — Wenn sie uns demnach zum Wissen gar nicht nöthig sind, und uns gleichwohl durch unsere Vernunft dringend empfohlen werden, so wird ihre Wichtigkeit wohl eigentlich nur das Praktische angehn. Die Naturanlage unserer Vernunft zielt dahin ab, unsern Begriff von den Fesseln der Erfahrung und den Schranken der bloßen Naturbetrachtung so weit loszumachen, daß er wenigstens ein freies Feld vor sich eröffnet sehe, ohne welches praktische Principien sich nicht zu der Allgemeinheit ausbreiten könnten, deren die Vernunft in moralischer Absicht bedarf. Ihre ganze Zurüstung ist darauf gerichtet: was zu thun sei, wenn der Wille frei, wenn ein Gott und eine künftige Welt ist. Da dies nun unser Verhalten in Beziehung auf den höchsten Zweck betrifft, so ist die letzte Absicht der Natur bei der Einrichtung unserer Vernunft eigentlich aufs Moralische gestellt. —

Nachdem Kant soweit gekommen, stimmt er plötzlich einen andern Ton an: froh gleichsam, endlich dem Labyrinth der Speculation entronnen zu sein, wird er bequem, populär, man möchte sagen leutselig.

„Die praktische Freiheit kann durch Erfahrung bewiesen werden. Denn nicht blos das was reizt, d. h. die Sinne unmittelbar afficirt, bestimmt die menschliche Willkür, sondern wir haben ein Vermögen, durch Vorstellungen von dem, was selbst auf entfernte Art nützlich oder schädlich ist, die Eindrücke auf unser sinnliches Begehrungsvermögen zu überwinden; diese Ueberlegungen aber von dem, was in Ansehung unsers ganzen Zustandes begehrungswerth, d. h. gut ist, beruhen auf der Vernunft. Diese giebt Gesetze, welche Imperative, d. h. objective Gesetze der Freiheit sind, und welche sagen, was geschehen soll, ob es gleich vielleicht nie geschieht, und sich darin von Naturgesetzen unterscheiden. Ob aber die Vernunft selbst in diesen Handlungen, dadurch sie Gesetze vorschreibt, nicht wiederum durch anderweitige Einflüsse bestimmt sei, und das, was in Absicht auf sinnliche Antriebe Freiheit heißt, in Ansehung höherer und entfernter wirkender Ursachen nicht wiederum Natur sein möge, das geht uns im Praktischen nichts an. Wir erkennen die praktische Freiheit durch Erfahrung als eine von den Natururſachen, nämlich eine Causalität der Vernunft in Bestimmung des Willens, indeß die transcendentale Freiheit eine Unabhängigkeit dieser Vernunft selbst von allen bestimmenden Ursachen der

Sinnenwelt fordert, mithin aller möglichen Erfahrung zuwider zu sein scheint, und also ein Problem bleibt."

„Der praktische Begriff der Freiheit hat mit dem speculativen, der den Metaphysikern gänzlich überlassen bleibt, gar nichts zu thun. Woher mir ursprünglich der Zustand, in welchem ich jetzt handeln soll, gekommen sei, kann mir ganz gleichgiltig sein; ich frage nur, was ich nun zu thun habe? und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Voraussetzung und eine Idee, unter der allein ich die Gebote der Vernunft als giltig ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Skeptiker gesteht, daß, wenn es zum Handeln kommt, alle sophistische Bedenklichkeiten wegen eines allgemein täuschenden Scheins wegfallen müssen. Ebenso muß der entschlossenste Fatalist, der es ist, so lange er sich der bloßen Speculation ergiebt, dennoch, sobald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, als ob er frei wäre; und diese Idee bringt auch wirklich die damit einstimmige That hervor, und kann sie auch allein hervorbringen. Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen. Auch wer jedes Menschen Handlung, so abgeschmackt sie erscheinen mag, aus dem Grund seiner besondern Stimmung rechtfertigt, setzt im Grund seiner Seele voraus, daß der Verstand nach objectiven, jederzeit giltigen Gründen sein Urtheil zu bestimmen das Vermögen habe; mithin nimmt er Freiheit zu denken an. Ebenso muß er auch Freiheit des Willens im Handeln voraussetzen, wenn er im Leben den ewigen Gesetzen der Pflicht gemäß verfahren und nicht ein Spiel seiner Instincte und Neigungen sein will, ob er schon zu gleicher Zeit sich selbst diese Freiheit abspricht, weil er seine praktischen Grundsätze mit den speculativen sonst nicht in Einstimmung zu bringen vermag; — woran aber, wenn es auch Niemandem gelänge, in der That nicht viel verloren sein würde."

In diesem Sinn ist auch der Glaube an Gott, die Hoffnung auf ein Jenseits zu fassen. „Das Wort Glauben geht nur auf die Leitung, die mir eine Idee giebt, und den subjectiven Einfluß auf die Beförderung meiner Vernunfthandlungen, die mich an derselben festhält, ob ich gleich von ihr nicht im Stande bin, in speculativer Absicht Rechenschaft zu geben."

„So bleibt uns, nach Vereitelung aller ehrgeizigen Absichten einer über die Grenzen aller Erfahrung herumschweifenden Vernunft, noch genug übrig, daß wir damit in praktischer Absicht zufrieden zu sein Ursache haben. Zwar wird freilich sich Niemand rühmen können, er wisse, daß ein Gott und daß ein künftiges Leben sei: denn wenn er es weiß, so ist er gerade der Mann, den ich längst gesucht habe. Nein die Ueberzeugung ist nur moralische Gewißheit, und da sie auf subjectiven Gründen (der moralischen Gesinnung) beruht, so darf ich nicht einmal sagen: es ist moralisch gewiß, daß ein Gott

sei u. s. w.; sondern ich **bin** moralisch gewiß u. s. w.; d. h. der Glaube an einen Gott und eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung so verwebt, daß, so wenig ich Gefahr laufe, die erstere einzubüßen, ebensowenig besorge ich, daß mir der zweite jemals könne entrissen werden."

„Ist das aber alles, was reine Vernunft ausrichtet, indem sie über die Grenzen der Erfahrung hinaus Aussichten eröffnet? nichts mehr als zwei Glaubensartikel? Soviel hätte auch wohl der gemeine Verstand ausrichten können, ohne den Philosophen zu fragen! — Allerdings entdeckt die tiefste Metaphysik nur, daß die Natur in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner parteiischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen sei, und daß in Ansehung der wesentlichen Zwecke die höchste Philosophie es nicht weiter bringen könne, als was die Natur auch dem gemeinsten Verstand hat angedeihen lassen." — —

Daß **Kant** im Ton mitunter stark wechselt, sieht man leicht: bald ist er der feinste, gewandteste Dialektiker, der den Abgrund zu ermessen nicht die mindeste Scheu trägt; bald der derbe Praktiker mit dem breiten und geraden Verstand, der mit Achselzucken von der Tiefe sich abwendet. Diese beiden Register seiner Stimmung sind nicht ganz ausgeglichen, und vergebens würde man ableugnen wollen, daß mehr als die Stimmung von dieser Abweichung getroffen wird, bei der unerhörtesten Consequenz in den Denkformen.

Am lebendigsten ist er, wenn er die gemeine Vorstellung analysirt; daß er es für nöthig hielt, überall die Gründe seines Verfahrens anzugeben, hat später bei der Gründung seiner Schule sehr genutzt, für den Anfang machte es die Darstellung etwas schwerfällig. Auch sieht man bei der Kritik mitunter, daß er 57 J. alt war und seit 33 J. Collegien gelesen hatte: das ewige Register der Kategorien und die zahlreichen Kunstausdrücke schaden dem Schriftsteller; für die Gründung der Schule war es wiederum sehr wichtig, daß man ein ganzes Vocabularium auswendig zu lernen hatte. Jetzt, da die Schule vergangen ist, muß man bei der Lectüre oft abstrahiren: dann aber wird man Fr. Schlegel von Herzen Recht geben müssen, daß Kant auch als Schriftsteller zu unsern ersten Classikern gehört. Unserer wissenschaftlichen Sprache hat er das feste Gepräge gegeben: wir alle denken in seiner Weise, mit seinen Worten, ohne es zu wissen. Aber ihn selbst muß man vor Augen nehmen, um das Wehen eines hohen Geistes zu empfinden.

Die Dedication der „Kritik", an **Zedlitz**, ist vom 29. März 1781; 6. April schreibt **Hamann**: „Menschlichem Vermuthen nach wird das Buch Aufsehen machen, im Grunde aber möchten sehr wenig Leser dem scholastischen Inhalt gewachsen sein. Mit dem Fortgang wächst das Interesse, und es giebt reizende und blühende Ruheplätze, nachdem man lange im Sande gewatet.

Ueberhaupt ist es reich an Aussichten, und Sauerteig zu neuen Gährungen in und außerhalb der Facultät." „Hume ist mein Mann, weil er wenigstens das Princip des Glaubens veredelt und in sein System aufgenommen; seine Dialogen schließen mit der jüdischen und platonischen Hoffnung eines Propheten, der noch kommen soll. Kant ist mehr ein Cabbalist, der einen Aion zur Gottheit macht, um die mathematische Gewißheit festzusetzen. Ohne es zu wissen, schwärmt er ärger als Plato in der Intellectualwelt." — 1. Juli bringt er eine Anzeige zustande, die er aber, um Kant nicht zu schaden, vorläufig bei Seite legt. „Sind ideae matrices und ideae innatae nicht Kinder eines Geistes? Entspringen Sinnlichkeit und Verstand, als die zween Stämme der menschlichen Erkenntniß, aus einer gemeinschaftlichen uns unbekannten Wurzel, wozu eine so gewaltthätige, unbefugte Scheidung dessen, was die Natur zusammengefügt hat?" „Der neue kritische Fußsteig scheint ebenso unbequem zu einer Heerstraße, als eine Tänzerlinie zum gemeinen Fußsteig zu sein." „Wenn meine Uebersetzung des Hume herauskommt, will ich dem englischen und preußischen Kritiker mit einmal antworten, mit denen beiden ich in Ansehung der Kritik völlig einig bin, aber desto mehr von ihrer mystischen oder skeptischen Synthese abweiche." *) Kant stutzte über diese Aeußerung: „er wußte gar nicht, wie er zur Mystik kam. Mich hat es gefreut, daß La-

*) Die „Metakritik" erschien Oct. 1784. „Bei mir ist nicht sowahl die Frage: was ist Vernunft? sondern: was ist Sprache? und hier vermuthe ich den Grund aller Paralogismen und Antinamien, die man jener zur Last legt; daher kommt es, daß man Wärter für Begriffe, und Begriffe für die Dinge selbst hält. In Worten und Begriffen ist keine Existenz mäglich, welche blas den Dingen und Sachen zukommt. Kein Genuß ergrübelt sich, und alle Dinge, salglich auch das Ens Entium ist zum Genuß da, nicht zur Speculation. Durch den Baum der Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzagen; und soll uns dieser nicht lieber sein wie jener? wollen wir denn immer dem Exempel des alten Adam vielmehr salgen als uns an seinem Beispiel spiegeln, keine Kinder werden, nicht wie der neue Adam Fleisch und Blut an- und das Kreuz auf uns nehmen? Alle Terminologie der Metaphysik läuft auf dies histarische Factum hinaus, und sensus ist das Principuum alles intellectus . . . *Ουδεν και παντα*! . . . Er schuf den Menschen sich zum Bilde, wir sind seines Geschlechts, die Differentia specifica liegt blos darin, daß wir noch in der Mache sind und unser Leben noch verbargen ist, mit Christa in Gatt. Unsere Vernunft muß warten und haffen, Dienerin, nicht Gesetzgeberin der Natur sein wollen. Niemand kann sein Herz und seinen Magen sehn, und ein zu starkes Gefühl ihres Daseins ist eben kein Zeichen ihrer Gesundheit, noch ein angenehmes Bewußtsein. Erfahrung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Flügel oder Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte ist das Fundament und der Boden, jene mägen noch sa trügen und diese noch sa einfältig sein, so zieh' ich sie allen Luftschlössern vor. *Δου μοι που στω* — nur keine geläuterte und abgezogene und leere Wörter — die scheu' ich wie tiefe stille Wasser und glattes Eis."

vater eine gleichförmige Sprache mit Kant führt; ein neuer Beweis für mich, daß alle Philosophen Schwärmer sind und umgekehrt, ohne es zu wissen."

In demselben Sinn beschuldigte die erste Recension, welche 19. Jan. 1782 in den Gött. Gel. Anz. erschien, halb von Garve, halb von Feder, die Kritik der reinen Vernunft, in einer schwer verständlichen Sprache nichts anderes zu lehren als den Berkeley'schen Idealismus. Diese und ähnliche Vorwürfe abzuwehren, schrieb Kant 1783 die „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik", welche schon darum populärer waren, weil sie seine Ueberzeugungen genetisch vortrugen. — Die Formel aller echten Idealisten sei: „alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ist nichts als Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit;" der Grundsatz dagegen, der sein System durchgängig bestimme: „alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit." Sein kritischer Idealismus lehre also gerade das Gegentheil des schwärmerischen Idealismus; er verhalte sich zur gewöhnlichen Metaphysik wie Chemie zur Alchymie, wie Astronomie zur Astrologie. „Mancher Naturalist der reinen Vernunft möchte wohl vorgeben, er habe das, was hier so weitschweifig vorgetragen worden, längst durch den Wahrsagergeist seiner gesunden Vernunft nicht blos vermuthet, sondern auch gewußt und eingesehen: daß wir nämlich mit all' unserer Vernunft über das Feld der Erfahrungen nie herauskommen. Allein da er sich, wenn man ihm seine Vernunftprinzipien allmälig abfragt, gestehen muß, daß darunter viele sind, die er nicht aus Erfahrung geschöpft hat, die also von dieser unabhängig sind: mit welchen Gründen will er den Dogmatiker in Schranken halten? der sich dieser Begriffe und Grundsätze über alle mögliche Erfahrung hinaus bedient, darum eben, weil sie unabhängig von dieser erkannt werden. Und selbst er, dieser Adept der gesunden Vernunft, ist so sicher nicht, ungeachtet aller seiner angemaßten wohlfeil erworbenen Weisheit, unvermerkt über Gegenstände der Erfahrung hinaus in das Feld der Hirngespinnste zu gerathen. Auch ist er gemeiniglich tief genug darin verwickelt, ob er zwar durch die populäre Sprache, da er alles blos für Wahrscheinlichkeit, vernünftige Vermuthungen oder Analogie ausgiebt, seinen grundlosen Ansprüchen einigen Anstrich giebt."

„An eine neue Wissenschaft, die gänzlich isolirt und die einzige ihrer Art ist, mit dem Vorurtheil gehen, als könne man sie vermittelst seiner sonst erworbenen vermeinten Erkenntnisse beurtheilen, obgleich die eben es sind, an deren Realität zuvor gänzlich gezweifelt werden muß, bringt nichts anderes zuwege, als daß man allenthalben das zu sehen glaubt, was einem schon sonst bekannt war, weil etwa die Ausdrücke jenem ähnlich lauten, nur daß einem

alles äußerst verunstaltet, widersinnig und kauderwelsch vorkommen muß, weil man nicht die Gedanken des Verfassers, sondern immer nur seine eigenen durch lange Gewohnheit zur Natur gewordene Denkart dabei zu Grunde legt." — Wer nun die Erläuterung selbst wieder dunkel findet, „der mag bedenken, daß es eben nicht nöthig sei, daß jeder Metaphysik studire, daß es manches Talent gebe, welches in gründlichen Wissenschaften, die sich mehr der Anschauung nähern, ganz wohl fortkommt, dem es aber mit Nachforschungen durch lauter abgezogene Begriffe nicht gelingen will, und daß man seine Geistesgaben in solchem Fall auf einen andern Gegenstand wenden müsse."

Mit besonderer Freude begrüßte Kant seines Freundes, des Hofpredigers Schulz, „Erläuterungen zur Kritik der reinen Vernunft" (1784), die in der That in der Stimmung des Publicums einen Wendepunkt bezeichnen. Nicht wenig wurde diese Popularität durch die kleinen Aufsätze gefördert, in welchen Kant für den Liberalismus Partei nahm. So Dec. 1784 in der Berl. Mon. Schr.

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Ihr Wahlspruch: sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verstandes zu bedienen! — Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen gern zeitlebens unmündig bleibt. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, so brauche ich mich nicht selbst zu bemühen. Daß der größte Theil der Menschen den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst übernommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht, und sorgfältig verhüten, daß diese ruhigen Geschöpfe einen Schritt außer den Gängelwegen thun, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchten. Nun ist zwar diese Gefahr so groß nicht, denn sie würden durch einige Mal Fallen wohl endlich gehn lernen; allein ein Beispiel dieser Art macht doch schüchtern, und schreckt gemeiniglich von allen fernern Versuchen ab."

Nicht auf des Einzelnen Aufklärung ist hinzuarbeiten, sondern des Publicums. Auch dieses „kann nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen, sondern neue Vorurtheile werden wie die alten zum Leitband des gedankenlosen Haufens dienen." „Zu dieser Aufklärung wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste: die Freiheit, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Ge-

brauch zu machen.“ Alle Gesetze, die dieser Freiheit im Wege stehen, sind null und nichtig, „sollten sie auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verschwören; das folgende in einen Zustand zu versetzen, darin es ihm unmöglich werden muß, in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur.“ — Die Freiheit ist am unverfänglichsten in einer festgefugten Staatsordnung. Nur ein Friedrich kann sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsonnirt soviel ihr wollt, nur gehorcht! — „So zeigt sich hier ein befremdlicher Gang menschlicher Dinge; sowie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft diesem Raum, sich nach all' seinem Vermögen auszubreiten.“ — In demselben Sinn schreibt Wieland gleichzeitig: „Nicht die wohlmeinenden Leute, die der Welt ihre Gesichte und Träume, nicht die Forscher, die ihr die Resultate ihrer Beobachtungen mittheilen, noch die Sophisten, stören den Frieden der bürgerlichen Gesellschaft: sondern die sich einen Gerichtszwang über den menschlichen Verstand anmaßen, die Formelnschmiede und Ketzermacher. „Laßt Glauben mit Unglauben, Sinn mit Unsinn kämpfen, ohne euch jemals einzumischen; das geheime Werk der Vorsehung kann nur durch dieses unaufhaltsame Treiben, Arbeiten, Gähren und Ringen aller Kräfte zustande kommen.“

Nov. 1784 veröffentlichte Kant in der Berl. Mon. Schr. die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ „Was man sich auch metaphysisch für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt. Es läßt sich hoffen, daß wenn die Geschichte das Spiel der Freiheit im Großen betrachtet, sie einen regelmäßigen Gang entdecken könne, und daß, was von Einzelnen regellos in die Augen fällt, an der ganzen Gattung als eine stetig fortgehende obgleich langsame Entwickelung der ursprünglichen Anlagen werde erkannt werden können.“

„Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man das Thun und Lassen der Menschen auf der großen Weltbühne betrachtet, und bei anscheinender Weisheit im Einzelnen, doch endlich alles aus Thorheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus Bosheit und Zerstörungstrieb zusammengewebt findet. Da der Philosoph bei Menschen und ihrem Spiel im Großen keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, bleibt ihm keine Auskunft als zu versuchen, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem wider-

sinnigen Gang menschlicher Dinge entdecken könne, aus welcher von Geschöpfen, die ohne eignen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plan der Natur möglich sei." — Als Leitfaden für einen solchen Versuch findet Kant folgende Grundsätze.

„Alle Naturanlagen eines Geschöpfs sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig zu entwickeln. Am Menschen sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abzielen, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zustande zu bringen, ist die ungesellige Geselligkeit der Menschen. Der Mensch hat die Neigung, sich zu vergesellschaften, weil er in einem solchen Zustand sich mehr fühlt; er hat aber auch den Hang sich zu vereinzelnen, weil er in sich die Eigenschaft antrifft, alles blos nach seinem Sinn richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er seinerseits zum Widerstand geneigt ist. Dieser Widerstand ist es, welcher alle Kräfte des Menschen weckt, ihn dahin bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden, und getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Genossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. Ohne jene, an sich zwar eben nicht liebenswürdigen Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen nothwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben; die Menschen, gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größern Werth verschaffen, als dieses ihr Hausvieh hat; sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks nicht ausfüllen. Dank also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht."

„Der Mensch ist ein Thier, das, wenn es unter andern seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung Anderer; und ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf einen Herrn, der ihn nöthige, einem allgemein giltigen Willen zu gehorchen. — In einem solchen Gehege thun dieselben Neigungen, welche sie hindern, in wilder Freiheit neben einander zu bestehn, nachher die beste Wirkung: so wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daß ein jeder dem

andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen."

„Dieselbe Ungeselligkeit, welche die Menschen in Staatsverbände trieb, ist wieder die Ursache, daß ein jedes Gemeinwesen im äußern Verhältniß, d. h. als Staat in Beziehung auf Staaten, in ungebundener Freiheit steht, und folglich einer von dem andern eben die Uebel erwarten muß, welche die einzelnen Menschen drückten. Die Natur treibt durch die Kriege, durch die überspannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Noth, die dadurch endlich ein jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber, nach vielen Verwüstungen und Revolutionen, nach selbst durchgängiger Erschöpfung der Kräfte, zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne soviel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustand der Wilden hinauszugehn, und in einen Völkerbund zu treten, wo jeder Sicherheit und Recht nicht von eigner Macht, sondern von gesetzlicher Entscheidung erwartet."

„Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehn, um eine innerlich und zu diesem Zweck auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann. Man sieht, auch die Philosophie kann ihren Chiliasmus haben. Vielleicht sind manche Schwärmer nur darum verlacht worden, weil sie die Ausführung zu nahe glaubten." (Lessing!) „Eine solche Verfassung muß die höchste Aufgabe für die Menschengattung sein. Ihre vollkommene Auflösung ist freilich unmöglich, weil ein der Menschengattung angeborner böser Hang durch die allgemeine Vernunft wohl gebändigt, aber nicht getilgt wird: aus so krummem Holz, als woraus der Mensch gemacht ist, kann etwas ganz Gerades nicht gezimmert werden. Nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur auferlegt."

„Wenn man von der griechischen Geschichte anhebt — als derjenigen, wodurch uns jede andere ältere oder gleichzeitige aufbehalten worden, wenigstens beglaubigt werden muß; — wenn man derselben Einfluß auf die Bildung und Mißbildung des römischen Staats, der den griechischen verschlang, und dessen Einfluß auf die Barbaren, die jenen wiederum zerstörten, bis auf unsere Zeit verfolgt, so wird man einen regelmäßigen Gang der Verbesserung der Staatsverfassung in unserm Welttheil, der wahrscheinlich allen andern dereinst Gesetze geben wird, entdecken. Indem man ferner allenthalben nur auf die bürgerliche Verfassung und deren Gesetze, und auf das Staatsverhältniß Acht hat, insofern beide durch das Gute, welches sie enthielten, eine Zeit lang dazu dienten, Völker (mit ihnen auch Künste und Wissenschaften) emporzuheben

und zu verherrlichen, durch das Fehlerhafte aber, das ihnen anhing, sie wiederum zu stürzen, so doch, daß immer ein Keim der Aufklärung übrig blieb, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende noch höhere Stufe der Verbesserung vorbereitete, so wird sich ein Leitfaden entdecken, der zur Erklärung des so verworrenen Spiels menschlicher Dinge dienen kann."

Schon jetzt sind die Staaten in einem so künstlichen Verhältniß gegen einander, daß keiner in der innern Cultur nachlassen kann, ohne gegen die andern an Macht und Einfluß zu verlieren. Jede Beeinträchtigung der bürgerlichen und Verkehrsfreiheit sowie der Aufklärung beeinträchtigt zugleich die Kraft des Staats nach Außen hin. Diese Aufklärung und mit ihr ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach auf die Regierungsgrundsätze selbst Einfluß haben. Ohnehin werden bei den verwickelten Culturverhältnissen Kriege u. s. w. immer schwieriger. Das Gefühl der Einheit regt sich durch mehrere Welttheile, und es ist Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand dereinst einmal zu Stande kommen werde.

Aber bis dahin? — „Ehe dieser letzte Schritt geschehn, erduldet die menschliche Natur die härtesten Uebel, unter dem betrüglichen Schein äußerer Wohlfahrt. — Befremdend bleibt es immer, daß die ältern Generationen nur scheinen um der spätern willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben; daß nur die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe von Vorfahren, freilich ohne Absicht, gearbeitet."

Das ist es nicht allein. Wo bleibt in dem goldenen Zeitalter, in welchem der Krieg im Princip überwunden ist, das nothwendige Motiv der Entwickelung der menschlichen Kräfte? — Kant selbst findet nöthig anzumerken, dieser höchste weltbürgerliche Zustand der öffentlichen Sicherheit dürfe „nicht ohne Gefahr sein, damit die Kräfte der Menschheit nicht einschlafen": „da ein langer Friede Eigennutz und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkart des Volks zu erniedrigen pflegt." Ueber das „goldene Zeitalter", wo jeder Wunsch Erfüllung ist, spricht er sich verächtlich aus, da nur Handlungen dem Leben Werth verleihen.

In einem spätern Aufsatz „über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" erläutert Kant den Mythus vom Sündenfall, als die erste Entwickelung der Freiheit aus ihrer ursprünglichen Anlage in der Natur der Menschen; als das Heraustreten des Menschen aus den Gängelwegen des Instincts, der göttlichen Leitung, in die bedenkliche Sphäre der Wahl; aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit. „Ob der Mensch durch diese Veränderung gewonnen oder verloren habe, kann nicht mehr die Frage

sein, wenn man auf die Bestimmung seiner Gattung sieht, die in nichts als im Fortschreiten zur Vollkommenheit besteht. Indeß ist dieser Gang, der für die Gattung ein Fortschritt vom Schlechtern zum Bessern ist, nicht eben das Nämliche für das Individuum. Ehe die Vernunft erwachte, war noch kein Verbot und also keine Uebertretung; als sie ihr Geschäft anfing und mit der Thierheit ins Gemenge kam, mußten Uebel und Laster entspringen, die dem Stand der Unwissenheit fremd waren. Der erste Schritt aus diesem Stande war ein Fall. Die Geschichte der Natur fängt vom Guten an, denn sie ist das Werk Gottes; die Geschichte der Freiheit vom Bösen, denn sie ist Menschenwerk. Für das Individuum, welches im Gebrauch seiner Freiheit blos auf sich selbst sieht, war bei einer solchen Veränderung Verlust; für die Natur, die ihren Zweck mit dem Menschen auf die Gattung richtet, war sie Gewinn."

Diese Ansichten waren in hartem Widerspruch gegen Herder's Ideen, mit welchen sich auseinanderzusetzen Kant für nothwendig hielt. Es geschah Jan. 1785 in der neugegründeten Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" — herausgegeben von dem Philologen Schütz (geb. 19. Mai 1747 zu Duderstädt) und dem Juristen Hufeland (geb. zu Danzig 19. Oct. 1760)*), der gleichzeitig „Vorlesungen über die Grundsätze des Naturrechts" veröffentlichte. „Es ist, als ob das Genie des Verf. nicht etwa blos die Ideen aus dem weiten Feld der Wissenschaften und Künste sammelte, um sie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, sondern als verwandelte er sie nach einem gewissen Gesetz der Assimilation auf eine ihm eigne Weise in seine specifische Denkungsart, wodurch sie von denjenigen, dadurch sich andere Seelen nähren und wachsen, merklich unterschieden und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte heißt, etwas ganz anderes sein als was man gewöhnlich unter diesem Namen versteht: nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender viel umfassender Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauch derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wohl geradezu in denselben antreffen würde." Zum Schluß wünscht er, daß der geistvolle Verf. in der Fort-

*) Sein Bruder, der berühmte Arzt, war 12. Aug. 1762 geb. — Die A. L. Z. war ursprünglich durch Wieland veranlaßt.

setzung „seinem lebhaften Genie einigen Zwang auflege, und daß Philosophie, deren Besorgung mehr im Beschneiden als Treiben üppiger Schößlinge besteht, ihn nicht durch Winke sondern bestimmte Begriffe, nicht durch gemuthmaßte sondern beobachtete Gesetze, nicht vermittelst einer durch Metaphysik oder durch Gefühle beflügelten Einbildungskraft, sondern durch eine im Entwurf ausgebreitete aber in der Ausübung behutsame Vernunft zur Vollendung seines Unternehmens leiten möge."

Aufs äußerste aufgebracht, nannte Herder gegen Jacobi u. a. diese Kritik eine „hundelende, eiskalte Knechtsschwärmerei". „Es ist sonderbar," schreibt er an Hamann, „daß die Metaphysiker wie Kant auch in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, die historische Flamme recht groß zu machen; laß sie in ihrem kalten, leeren Eishimmel speculiren!" —

Der 2. Bd. der „Ideen", Aug. 1785, war voll von Invectiven gegen Kant's Lehrsätze, — namentlich den von dem Zweck der Gattung — sein Name freilich war gar nicht erwähnt. In der Vertheidigung der Natur gegen die zersetzende Macht der Idee scheut Herder keine Consequenz. „Es ist ein grausamer Frevel der sogenannten gebildeten Nationen, die Wilden cultiviren zu wollen. Nur was einem Volk eigenthümlich und ursprünglich, ist seine Bildung. Die Natur hat entweder allenthalben ihren Zweck erreicht, oder sie erreichte ihn nirgend. Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben ein individuelles Gut. Die Völker, von denen wir glauben, daß die Natur sie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebsten. Der Zweck des Geschlechts ist: Humanität und Glückseligkeit auf dieser Stelle, in diesem Grad, als dieses und kein anderes Glied der Bildungskette, die durchs ganze Geschlecht reicht. Wo und wie du geboren bist, o Mensch, da bist du, der du sein sollst: verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus, sondern schlinge dich an sie." — In diesem Sinn brandmarkte Herder später die ganze römische Geschichte als einen unausgesetzten Frevel; in diesem Sinn faßte er die Antike nicht als das Ideal, dem wir nachstreben sollen, sondern als das individuelle Naturproduct eines bestimmten Stammes, als einen Ton aus dem Accord des Ganzen.

Kant's Erwiderung war: „In allen Epochen der Menschheit, so wie zu derselben Zeit in allen Ständen, findet allerdings eine Glückseligkeit statt, die gerade den Begriffen und der Gewohnheit des Geschöpfs an die Umstände, darin es geboren und erwachsen ist, angemessen ist. Aber nicht dieses Schattenbild der Glückseligkeit, welches sich ein Jeder selbst macht, sondern die dadurch ins Spiel gesetzte, immer fortgehende Cultur durch Freiheit ist der Zweck

der Vorsehung." „Wenn Menschengattung das Ganze einer ins Unbestimmbare gehenden Reihe von Zeugungen bedeutet, und es wird angenommen, daß diese Reihe der Linie ihrer Bestimmung, die ihr zur Seite läuft, sich unaufhörlich nähert: so ist es kein Widerspruch, zu sagen, daß sie in all ihren Theilen dieser asymtotisch sei und doch im Ganzen mit ihr zusammenkomme, d. h., daß kein Glied aller Zeugungen des Menschengeschlechts, sondern nur die Gattung ihre Bestimmung völlig erreiche. Die Bestimmung des menschlichen Geschlechts im Ganzen ist unaufhörliches Fortschreiten, und die Vollendung derselben ist eine bloße, aber sehr nützliche Idee von dem Ziel, worauf wir unsere Bestrebungen zu richten haben."

Hier ist also der Plan der „Natur", d. h. Gottes, lediglich auf die Gattung und deren unendlichen Proceß gerichtet; das Individuum wird ihr geopfert. Das ist der historische Standpunkt. Ganz anders sieht es auf dem moralischen aus. Diesem war die „Grundlage zur Metaphysik der Sitten" gewidmet, April 1785, der abgerundetsten Schrift, die wir von Kant haben. Er ging nicht darauf aus, einen neuen Inhalt der Moral zu entdecken, sondern nur eine neue, allgemein giltige Formel, und knüpfte, wie überall, an die gemeine Vorstellung an. So lange die Welt steht, redet man von Pflichten; was denkt man sich dabei? — Vielleicht, wenn es der Philosophie gelingt, die gemeine Vorstellung über sich selbst zu orientiren, wird sie auch den wahren und bleibenden Inhalt in ihr entdecken. Sie hat sich aber bei dieser Untersuchung nicht an die Handlungen der Menschen, sondern an ihre Urtheile zu halten.

Was ist der Maßstab der Menschen, wenn sie vom Standpunkt der Moral eine Handlung beurtheilen? Nicht der Erfolg, nicht die Geschicklichkeit, mit der man ihn herbeiführt, nicht der Zweck, sondern einzig die Güte des Willens, die sich in der Handlung zeigt. Die Güte des Willens liegt in der Reinheit der Triebfeder; eine Handlung mag ihrem Inhalt nach noch so vortrefflich sein, sie wird vom moralischen Standpunkt nicht geachtet, wenn irgend ein selbstisches Motiv, Furcht, Lust oder Neigung mitwirken. Obgleich es in der Beobachtung schwer, ja unmöglich ist, die wahre Maxime zu erkennen, obgleich man aus der Erfahrung weder bei Andern noch bei sich jemals erkennen kann, ob irgend eine Handlung aus einem völlig reinen Motiv entsprungen ist, obgleich uns daher die eigentliche Moralität jeder einzelnen Handlung gänzlich verborgen bleibt: so zweifelt doch Niemand an der Richtigkeit dieses Maßstabs.

Auch für die Natur scheint die Güte des Willens das einzig Werthvolle zu sein, denn wäre es ihr nur auf Erreichung der Zwecke angekommen, so würde sie auch die Wahl der Mittel übernommen und bei den Menschen wie

bei der ganzen übrigen Welt sie dem Instinkt anvertraut haben. In der That finden wir, daß je mehr eine cultivirte Vernunft sich mit Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgiebt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen und zwar den versuchtesten, wenn sie nur aufrichtig genug sind es zu gestehn, ein gewisser Haß der Vernunft entspringt, weil sie finden, daß sie sich durch den Gebrauch derselben mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen als an Glückseligkeit gewonnen haben; ja sie beneiden wohl gar den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des Instinkts näher steht.

Wäre Glückseligkeit das höchste Gut, so hätte die Natur, indem sie dem Menschen Vernunft gab, ihren Zweck verfehlt: zur Güte des Willens dagegen war allerdings Vernunft nöthig, denn die Vernunft giebt das Gesetz, dessen Aufnahme in den Willen die Güte desselben ausmacht. Achtung vor dem Gesetz ist die einzige unbezweifelte moralische Triebfeder. Achtung ist an sich so wenig ein Gefühl der Lust, daß man sich ihr in Ansehung eines Menschen nur ungern überläßt; sie gilt nur dem Gesetz, welches uns zwar auch demüthigt, insofern wir ihm gegenüber die Unzulänglichkeit unserer Natur empfinden, uns aber zugleich über uns selbst erhebt: denn sie entspringt daraus, daß wir uns das Gesetz selbst gegeben haben und daß es wie für uns so für Alle verpflichtend ist. Allgemeingiltigkeit und Autonomie sind die Kennzeichen des echten moralischen Gesetzes.

Mit allen diesen Sätzen soll der gemeinen Vorstellung nichts Neues gelehrt, sie soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, was sie sich unter Moral denkt, wenn sie sich überhaupt etwas denkt. Nicht ohne Bewunderung sieht man, wieviel im gemeinen Verstand das praktische Urtheil vor dem theoretischen voraus hat. Ja die Philosophie könnte die Menschen gar wohl im Stand der Unschuld lassen, wenn dieser nicht durch Vernünftelei und Sophismen so leicht unterbrochen würde. Nicht ein neues Princip der Moral zu finden, sondern das Ewige, Unvergängliche gegen die Angriffe der Vernünftelei zu sichern, ist die Aufgabe der echten Moralphilosophie.

Das Princip der Moral entspringt nicht aus der Erfahrung. Es ist nicht davon die Rede, ob dies oder das geschehe, sondern die Vernunft, unabhängig von allen Erscheinungen, gebietet, was geschehn soll; sie gebietet Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gesehn, an deren Thunlichkeit sogar der, welcher alles auf Erfahrung gründet, sehr zweifeln möchte. Selbst der Heilige des Evangeliums muß zuvor mit unserm Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt. Das Gesetz entspringt lediglich aus der Vernunft, aus einer Vernunft, die nicht blos für Menschen, sondern an und für sich selbst gilt.

Ein jedes Ding der Natur wirkt nach Gesetzen. Nur ein vernünftiges Wesen hat das Vermögen nach der Vorstellung der Gesetze d. h. nach Principien zu handeln. Dies Vermögen heißt der Wille. Bei Menschen wird er durch die Vernunft nicht unbedingt bestimmt; er ist noch subjectiven Triebfedern unterworfen, die nicht immer der Vernunft gemäß sind. Hier nun wird das Verhältniß der objectiven Gesetze zu einem nicht durchaus guten Willen vorgestellt als die Bestimmung des Willens zwar durch Gründe der Vernunft, denen aber dieser Wille seiner Natur nach nicht nothwendig folgt. Dadurch entspringt der Begriff des Sollens, des Gebots, des Imperativs. Der Imperativ ist die Formel, das Verhältniß objectiver Gesetze überhaupt zu der subjectiven Unvollkommenheit des Willens dieses oder jenes vernünftigen Wesens z. B. des menschlichen Willens auszudrücken, und zwar ist derjenige Imperativ, welcher eine Handlung als für sich selbst ohne Beziehung auf einen andern Zweck als objectiv nothwendig vorstellt, der kategorische.

Die Erfahrung lehrt nichts von einem solchen Imperativ; aber wir haben den Vortheil, aus dem bloßen Begriff auch den Inhalt, die Formel desselben zu finden. Denn da der Imperativ außer dem Gesetze nur die Nothwendigkeit der Maxime enthält, diesem Gesetze gemäß zu sein, das Gesetz aber keine Bedingung enthält, auf die es eingeschränkt wäre, so bleibt nichts als die Allgemeinheit eines Gesetzes überhaupt übrig, welchem die Maxime der Handlung gemäß sein soll, und welche Gemäßheit allein den Imperativ als nothwendig vorstellt. Der kategorische Imperativ ist also nur ein einziger und zwar dieser: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde. Oder bestimmter ausgedrückt: handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte. —

Nur in etwas, dessen Dasein in sich selbst einen absoluten Werth hat, kann ferner der Grund eines möglichen kategorischen Imperativs liegen. Nun existirt als einziger Zweck an sich selbst die vernünftige Natur. Giebt es also einen kategorischen Imperativ, so muß er lauten: Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden Andern zugleich als Zweck, niemals blos als Mittel brauchst. Da unter diesem Gesetz alle vernünftigen Wesen stehen, so führt uns die Idee in ein „Reich der Zwecke" — der praktische Ausdruck für den speculativen der „intelligibeln Welt". Moralität besteht in der Beziehung aller Handlung auf die Gesetzgebung, dadurch allein ein Reich der Zwecke möglich ist. In diesem Reich giebt es keinen Marktpreis, alles hat seinen unbedingten Werth, d. h. seine Würde. Sittlichkeit und die Menschheit, sofern sie derselben fähig ist, ist dasjenige, was allein Würde hat.

Ein solches Reich der Zwecke würde durch Maximen, deren Regel der kategorische Imperativ allen vernünftigen Wesen vorschreibt, wirklich zu Stande kommen, wenn sie allgemein befolgt würden. Allein obgleich das vernünftige Wesen darauf nicht rechnen kann, so bleibt doch jenes Gesetz: handle nach Maximen eines allgemein gesetzgebenden Gliedes zu einem blos möglichen Reich der Zwecke! in seiner vollen Kraft. Und hierin liegt eben das Paradoxon: daß blos die Würde der Menschheit, als vernünftiger Natur, ohne irgend einen andern dadurch zu erreichenden Zweck oder Vortheil, mithin die Achtung für eine bloße Idee, dennoch zur unnachlässigen Vorschrift des Willens dienen soll, und daß gerade in dieser Unabhängigkeit der Maxime von allen solchen Triebfedern die Erhabenheit derselben besteht.

Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigenthümliches Gesetz, auch ihr eigenthümliches Gericht. Wenn man beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arznei, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und thun sie es nicht, so würde, wenn auch das physische Leben dabei einige Kraft gewönne, das moralische ohne Rettung dahinschwinden. Alles Empirische ist, als Zuthat zum Princip der Sittlichkeit, der Lauterkeit der Sitten höchst nachtheilig. Wider diese niedrige Denkungsart kann man nicht zuviel Warnungen ergehn lassen, indem die menschliche Vernunft in ihrer Ermüdung gern auf diesem Polster ausruht, und in dem Traume süßer Vorspiegelungen, die sie doch statt der Juno eine Wolke umarmen lassen, der Sittlichkeit einen Bastard unterschiebt, der allem ähnlich sieht, was man daran sehen will, nur der Tugend nicht, für den, der sie einmal in ihrer wahren Gestalt erblickt hat. So deutlich und scharf sind die Grenzen der Sittlichkeit und der Selbstliebe abgeschnitten, daß selbst das gemeinste Auge den Unterschied gar nicht verfehlen kann.

Zur Erklärung der Autonomie des Willens ist der Begriff der Freiheit der Schlüssel. Freiheit ist nichts anderes, als die Eigenschaft des Willens, sich selbst ein Gesetz zu sein. Eben das ist die Formel des kategorischen Imperativs, also ist ein freier Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen einerlei. Wenn Freiheit des Willens vorausgesetzt wird, so folgt die Sittlichkeit sammt ihrem Princip daraus, durch bloße Zergliederung ihres Begriffs. — Es zeigt sich hier, man muß es gestehn, ein Art von Cirkel. Wir nehmen uns in der Ordnung der wirkenden Ursachen als frei an, um uns in der Ordnung der Zwecke unter sittlichen Gesetzen zu denken, und wir denken uns nachher als diesen Gesetzen unterworfen, weil wir uns die Freiheit des Willens beigelegt haben. — Doch können wir uns in der Praxis von der Last befreien, welche die Theorie drückt.

Ein jedes Wesen, das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum in praktischer Rücksicht wirklich frei, d. h. es gelten für dasselbe alle Gesetze, die mit der Freiheit unzertrennlich verbunden sind, ebenso, als ob sein Wille auch an sich selbst für frei erklärt wäre. Nun müssen wir jedem vernünftigen Wesen, das einen Willen hat, nothwendig auch die Idee der Freiheit leihen, unter der es allein handle; sein Wille kann nur unter der Idee der Freiheit ein eigener Wille sein. Der Rechtsanspruch selbst der gemeinsten Vernunft auf Freiheit des Willens gründet sich auf das Bewußtsein und die zugestandene Voraussetzung der Unabhängigkeit der Vernunft von blos subjectiv bestimmenden Ursachen. Der Mensch, der sich auf solche Weise als Intelligenz betrachtet, setzt sich dadurch aus der Sinnenwelt heraus in eine ganz andere Ordnung der Dinge. Weil aber die Verstandeswelt den Grund der Sinnenwelt, mithin auch der Gesetze derselben, enthält, also in Ansehung meines Willens, der ganz zur Verstandeswelt gehört, unmittelbar gesetzgebend ist, so werde ich mich als Intelligenz der Vernunft, und also der Autonomie des Willens unterworfen erkennen. Da ich mich aber zugleich als Glied der Sinnenwelt anschaue, so erscheint mir das Causalgesetz der Vernunft als Gebot. Das moralische Sollen ist also eigenes nothwendiges Wollen als Gliedes einer intelligibeln Welt, und wird nur sofern vom Menschen das Sollen gedacht, als er sich zugleich wie ein Glied der Sinnenwelt betrachtet.

„Die Causalität ist ein Verstandesbegriff, der seine Realität durch Erfahrung beweist; die Freiheit nur eine Idee der Vernunft. In praktischer Absicht ist aber der Fußsteig der Freiheit der einzige, auf welchem es möglich ist, von der Vernunft bei unserm Thun und Lassen Gebrauch zu machen; daher wird es der subtilsten Philosophie unmöglich, die Freiheit hinwegzuvernünfteln. Dadurch, daß die praktische Vernunft sich in eine Verstandeswelt hinein denkt, überschreitet sie nicht ihre Grenzen; wohl aber, wenn sie sich hineinschauen, hinein empfinden wollte; wenn sie sich zu erklären unterfinge, wie Freiheit möglich sei. Freiheit ist eine bloße Idee, deren objective Realität auf keine Weise nach Naturgesetzen dargethan, die also niemals begriffen werden kann. Sie gilt nur als nothwendige Voraussetzung der Vernunft in einem Wesen, das sich eines Willens, d. h. eines vom bloßen Begehrungsvermögen noch verschiedenen Vermögens bewußt zu sein glaubt. Es bleibt nichts übrig, als Vertheidigung, d. h. Abtreibung der Einwürfe derer, die tiefer in das Wesen der Dinge geschaut zu haben vorgeben, und die Freiheit dreist für unmöglich erklären. Wir begreifen zwar nicht die Nothwendigkeit des moralischen Imperativs, aber wir begreifen doch seine Unbegreiflichkeit, und mehr darf man nicht verlangen."

Gleichwohl konnte sich Kant nicht versagen, immer von Neuem wieder an die Erforschung dieses eigentlichen „Dinges an sich" zu gehn; so in der „Kritik der praktischen Vernunft" (1788), die im Uebrigen nicht viel Neues enthält. Er schildert das Causalgesetz, wie es das Subject in der Welt der Erscheinung empfindet: „aber ebendasselbe Subject betrachtet auch sein Dasein, sofern es nicht unter Zeitbedingungen steht, und in diesem Dasein ist ihm nichts vorhergehend vor seiner Willensbestimmung, sondern jede Handlung und überhaupt jede dem innern Sinn gemäß wechselnde Bestimmung seines Daseins, selbst die ganze Reihenfolge seiner Existenz als Sinnenwesen ist im Bewußtsein seiner intelligiblen Existenz nichts als Folge. In diesem Betracht kann das vernünftige Wesen von einer jeden gesetzwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich als Erscheinung in dem Vergangenen hinreichend bestimmt und sofern unausbleiblich nothwendig ist, mit Recht sagen, daß es sie hätte unterlassen können: denn sie mit allem Vergangenen, das sie bestimmt, gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den es sich selbst verschafft, und nach welchem es sich die Causalität jener Erscheinungen selbst zurechnet. — Hiermit stimmen auch die Richtersprüche desjenigen wunderbaren Vermögens in uns, welches wir Gewissen nennen, vollkommen überein": — es verurtheilt in der bösen That nicht blos die böse That an sich, sondern den eignen bleibenden Charakter, den es mit Schauder erst aus der That erkennt, und den es — ohne zu wissen warum? — als eigne Schuld empfindet. — Die Erklärung sieht mystisch aus, ohne darum weniger tief oder weniger richtig zu sein.

„Man muß also einräumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkart, wie sie sich durch innere und äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkenden äußeren Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- und Sonnenfinsterniß ausrechnen könnte, und dennoch behaupten, daß der Mensch frei sei. Wenn wir nämlich noch eines andern Blicks (der uns aber freilich gar nicht verliehen ist), nämlich einer intellectuellen Anschauung desselben Subjects fähig wären, so würden wir inne werden, daß diese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung dessen, was nur immer das moralische Gesetz angehn kann, von der Spontaneität des intelligibeln Subjects abhängt. In Ermangelung dieser Anschauung versichert uns das moralische Gesetz, daß alles, was aus unsrer Willkür entspringt, eine freie Causalität zum Grunde habe, welche von früher Jugend an ihren Charakter in ihren Erscheinungen (den Handlungen) ausdrückt: eine Beschaffenheit des Willens, die wir als Folge freiwillig angenommener böser und unwandelbarer Grundsätze empfinden."

Ganz consequent ist es, wenn in der „Anthropologie" später gesagt wird: „Der Mensch, der sich eines Charakters bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann annehmen, daß die Gründung desselben, gleich einer Art Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche ihm unvergeßlich mache. Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustand des Instinkts auf einmal erfolgt, bewirken. Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während man an einem andern arbeitet; die Gründung eines Charakters aber ist absolute Einheit des innern Princips des Lebenswandels überhaupt."

Auch in der „Kritik der praktischen Vernunft" wird auf die Ideen vom höchsten Gut, von der Unsterblichkeit der Seele*) und von Gott kein großes Gewicht gelegt: sie sind nothwendig, um dem Streben der Vernunft nach dem Unbedingten zu genügen, aber sie lehren uns nichts. Im Gegentheil ist es erst das moralische Gesetz, welches dem Begriff Gottes einen realen Inhalt giebt: eine oberste Natur, die eine dem moralischen Gesetz gemäße Causalität hat. „An Gott zu glauben, ist moralisches Bedürfniß, aber nicht Pflicht." „Durch den Begriff des höchsten Gutes, als das Object der reinen praktischen Vernunft, führt das moralische Gesetz zur Religion, d. h. zur Erkenntniß aller Pflichten als göttlicher Gebote. Die Moral ist nicht die Lehre, wie wir uns glücklich machen, sondern wie wir der Glückseligkeit würdig werden sollen. Nur wenn Religion dazu kommt, tritt auch die Hoffnung ein, der Glückseligkeit dereinst in dem Maß theilhaftig zu werden, als wir darauf bedacht gewesen sind, ihrer nicht unwürdig zu sein." „Es ist etwas sehr Erhabenes in der menschlichen Natur, unmittelbar durch ein reines Vernunftgesetz zu Handlungen bestimmt zu werden;" aber wenn er nur daran festhält, so darf der Rechtschaffene wohl sagen: „ich will, daß ein Gott, daß außer der Naturverknüpfung noch ein Dasein in einer reinen Verstandeswelt sei; ich beharre darauf und lasse mir diesen Glauben nicht nehmen; denn dies ist das Einzige, wo mein Interesse, weil ich von demselben nichts nachlassen darf, mein Urtheil unvermeidlich bestimmt, ohne auf Vernünfteleien zu achten, so wenig ich auch darauf zu antworten oder ihnen scheinbarere entgegenzustellen im Stande sein würde." —

*) Die übrigens nicht als eine Zukunft, sondern außerhalb der Bestimmungen der Zeit gedacht wird. Werke Bd. 8, S. 263.

Der eigentliche Zweck dieser ganzen Moralphilosophie ist nicht Bereicherung des speculativen Wissens, sondern Läuterung des Urtheils. Man soll sich daran gewöhnen, die trübe Mischung von Motiven zu verbannen, welche den Charakter schwächen und unsicher machen, welche die Wahrheit gegen sich selbst und Andere beeinträchtigen. — Ist nun das Urtheil der Moral, wonach die Güte des Willens das einzig Werthvolle ist, das höchste Urtheil über die Handlungen der Menschen? Kant läßt es zweifelhaft, denn in seiner Philosophie der Geschichte tritt ein anderer Maßstab auf; in der That würde es wenig fruchtbar sein, an die Würdigung Cäsar's und Alexander's, an die Würdigung Romeo's und Hamlet's den Maßstab des kategorischen Imperativs zu legen. Die Philosophie der Geschichte sucht den Zweck der Menschheit in dem Progreß der Gattung, die Kritik der praktischen Vernunft in dem guten Willen des Individuums; es wird in Kant's Philosophie selbst noch ein dritter Maßstab sich entwickeln, der ästhetische. Sie mit einander zu einigen hat er nicht versucht. — Daß in der Richtung seiner Moral, die mit seiner individuellen Natur zusammenhängt, etwas Einseitiges liegt, zeigt die Härte seines Kampfs gegen die gesammte Gefühlswelt.

„Zufriedenheit bedeutet nur ein negatives Wohlgefallen an seiner Existenz, in welchem man nichts zu bedürfen sich bewußt ist. Unabhängigkeit von Neigungen, wenigstens als bestimmenden Bewegungsursachen unsers Begehrens, ist der einzige Quell einer auf keinem besondern Gefühl beruhenden, intellectuellen unveränderlichen Zufriedenheit. Die Neigungen wechseln, wachsen mit der Begünstigung, die man ihnen widerfahren läßt, und lassen immer ein noch größeres Leere zurück, als man auszufüllen gedacht hat. Daher sind sie einem vernünftigen Wesen jederzeit lästig. Neigung ist blind und knechtisch, sie mag nun gutartig sein oder nicht, und die Vernunft, wo es auf Sittlichkeit ankommt, muß nicht blos den Vormund derselben vorstellen, sondern, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, als reine praktische Vernunft ihr eignes Interesse ganz allein besorgen. Selbst das Gefühl des Mitleids und der weichherzigen Theilnehmung, wenn es vor der Ueberlegung, was Pflicht sei, vorhergeht und Bestimmungsgrund wird, ist wohldenkenden Personen lästig, da es ihre überlegten Maximen in Verwirrung bringt."

„Der moralische Zustand, darin der Mensch jedesmal sein kann, ist Tugend, d. h. moralische Gesinnung im Kampf, und nicht Heiligkeit im vermeintlichen Besitz einer völligen Reinheit der Gesinnung. Es ist Schwärmerei und Steigerung des Eigendünkels, wozu man die Gemüther durch Aufmunterung zu Handlungen, als edler, erhabener und großmüthiger stimmt, dadurch man sie in den Wahn versetzt, als wäre es nicht Achtung vor dem Gesetz, dessen Joch sie, wenngleich ungern, tragen müßten, und welches sie

immer noch demüthigt, indem sie es befolgen; es wäre nicht Pflicht, was den Bestimmungsgrund ihrer Handlungen ausmacht: sondern als wären diese Handlungen baares Verdienst. Daraus entsteht eine windige, überfliegende, phantastische Denkart, sich mit einer freiwilligen Gutartigkeit des Gemüths, das weder Sporn noch Zügel bedürfe, zu schmeicheln, und darüber ihre Schuldigkeit zu vergessen. Nicht allein Romanschreiber oder empfindelnde Erzieher, sondern bisweilen selbst Philosophen haben moralische Schwärmerei statt nüchterner aber weiser Disciplin der Sitten eingeführt. Zu allen guten Handlungen werden wir, wenn wir recht suchen, ein Gesetz der Pflicht finden, welches gebietet und nicht auf unser Belieben ankommen läßt, was unserm Hange gefällig sein möchte; überall eine Schuld, die wir zu bezahlen haben. Das ist die einzige Darstellungsart, welche die Seele moralisch bildet, weil sie allein fester und genau bestimmter Grundsätze fähig ist. Sehnsucht nach unersteiglicher Vollkommenheit bringt Romanhelden hervor, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwänglich Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, frei sprechen."

„Alle Gefühle, vornämlich die, welche ungewohnte Anstrengung bewirken sollen, müssen in dem Augenblick, da sie in ihrer Heftigkeit sind und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung thun; sonst thun sie nichts: indem das Herz natürlicherweise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war. Grundsätze müssen auf Begriffe errichtet werden; auf alle andern Grundlagen können nur Anwandlungen zu Stande kommen, die der Person keinen moralischen Werth, ja nicht einmal eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtsein seiner moralischen Gesinnung, das höchste Gut des Menschen, gar nicht stattfinden kann."

„Das Princip der Apathie, daß nämlich der Weise niemals im Affect, selbst nicht in dem des Mitleids mit den Uebeln seines besten Freundes sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener Grundsatz, denn der Affect macht blind. Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war weise, um provisorisch, ehe die Vernunft zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen Anreizes als einstweiliges Surrogat zur Belebung beizufügen. Denn übrigens ist Affect für sich allein betrachtet jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen. — Leidenschaften sind nicht blos, wie die Affecte, unglückliche Gemüthsstimmungen, die mit viel Uebeln schwanger gehn, sondern auch ohne Ausnahme böse, und die gutartigste Begierde ist, sobald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht blos

pragmatisch verderblich, sondern auch moralisch verwerflich. Gleichwohl haben die Leidenschaften auch ihre Lobredner gefunden: ohne sie sei nie etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden, und die Vorsehung selbst habe sie weislich als Springfedern in die menschliche Natur gepflanzt. Solche Aeußerungen mögen dem Dichter verziehen werden, aber der Philosoph darf sie nicht an sich kommen lassen."

Die Haltung seines Denkens im Großen ist so erhaben, daß es eine grenzenlose Thorheit wäre, zu behaupten, nur sein Kopf sei dabei betheiligt gewesen: aber bei seiner Strenge in wissenschaftlichen Dingen lag ihm daran, das Denken soviel als möglich zu isoliren. In einer Zeit, wo alle Welt geschäftig war, über das eigne Innere zu grübeln und dasselbe aufzuschließen, hielt Kant strenge zurück; sein Leben war methodisch geregelt, bestimmte Stunden waren dem Nachdenken überwiesen; wenn er spazieren ging oder einige Freunde zur heitern Tischgesellschaft bei sich hatte, ließ er die Stunden der Erholung durch metaphysische Fragen nicht stören; ungestüme Verehrer, die in seine Geheimnisse eindringen wollten, verwies er an den Hofprediger Schulze. Auf Polemik ließ er sich fast niemals ein, in der Regel las er die Schriften seiner Gegner gar nicht, sondern schickte sie dem „neugierigen alten Mann", der einen wahren Heißhunger nach neuen Büchern hatte. Auch andere philosophische Werke las er wenig; er hatte den Schwerpunkt seines Denkens so sicher in sich selbst, daß ihn wenig kümmerte, was andere dachten. Desto eifriger studirte er alles, was seine reale Kenntniß vermehren konnte, Naturwissenschaft, Geographie u. s. w. Seinen Anhängern ließ er mitunter einige wohlwollende Worte zukommen, ohne zwischen ihnen viel Unterschied zu machen; aber diese Briefe sind weder sehr gemüthlichen noch sehr speculativen Inhalts: dem getreuen Tieftrunk meldet er, er habe die ihm zugeschickten märkischen Rübchen mit großem Wohlgeschmack verzehrt, den getreuen Herz ersucht er wiederholt um Recepte gegen Verstopfung; in dieser Unpersönlichkeit sind die kantischen Briefe einzig in unserer Literatur. So heiter er im Umgang war, und so wenig er Geselligkeit entbehren konnte, so blieb er doch auch den nächsten Freunden gegenüber auf dem Standpunkt kühler Höflichkeit, selbst in den äußern Formen; ein Bedürfniß, sein Inneres mitzutheilen oder solche Mittheilungen zu empfangen, hatte er nicht. Endlich, was bei der starren Form seines Moralsystems doch in Anschlag gebracht werden muß, er verbrachte den langen, methodisch geregelten Gang seines Lebens als unverheiratheter Mann, frei von Selbstsucht wie von Schwäche, und kannte daher manche Bedürfnisse des Gefühls, manche Conflicte verschiedenartiger Pflichten nicht aus jener unmittelbaren Erfahrung, die auch der Theorie wenigstens die Farbe giebt.

Wie nothwendig es war, der Empfindelei und den laxen Gesinnungen seichter Philanthropie durch strenge Grundsätze entgegenzuwirken, lehrt jeder Blick auf die populäre Literatur jener Tage. Es war die Zeit der Illuminaten, welche die Methode der Jesuiten für Aufklärung und Philanthropie auszubeuten vermeinten. Der Orden war Mai 1776 gestiftet, von Professor Weishaupt*) in Ingolstadt (geb. 6. Febr. 1748) und v. Knigge (geb. zu Hannover 16. Oct. 1752), Verfasser mehrerer psychologischer Romane; er wurde 1. März 1785 in Bayern verboten und die Anhänger verfolgt. Ein anderer Abenteurer, Wekherlin (geb. 7. Juli 1739), machte wie sein Landsmann Schubert als Journalist („Graues Ungeheuer" 1784—87) und durch Pasquille die Reichsstädte Süddeutschlands unsicher.

Noch in spätern Zeiten beschrieb Goethe den Eindruck, den die Halsbandgeschichte April 1785 auf ihn gemacht. „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben aufhielt, als die erste Nachricht zu uns gelangte, gestanden, ich sei ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen. Einem thätigen productiven Geist wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle."

Auch Wieland bemerkt um dieselbe Zeit, „daß illuminirte Bauern und begeisterte Knipperdollinge gefährliche Sachwalter der Menschheitsrechte sind, und daß es besser ist, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als diesen Zeitpunkt durch Mittel beschleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen schlimmer und verderblicher sein würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt."

„Wenn seichte Philosophie und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben, so sehnen sich die Menschen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen in Kinderthorheit. Man will lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber

*) Selbst Jacobi, sein leidenschaftlicher Gegner, nennt ihn einen Mann von vorzüglichen Gaben und ungemeiner Energie. „Nicht wenige Stellen in der Apologie des Mißvergnügens und des Uebels beweisen eine Seele, welche die Natur schön und edel gebildet hatte; sie beweisen, daß Weishaupt viel zu gut für den Versuch war, aus dem Geist unserer Zeit, der ein Gespenst ist, ein lebendiges handelndes Wesen zu machen. Aber selbst bei diesem Mißgriff hat er sich genommen wie ein Mann."

im Schlaraffenlande, als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlichern Ungeziefer Einhalt zu thun. Tödtet jenes nicht, ohne für dieses gesichert zu sein!" — So äußerte sich Mendelssohn Aug. 1785 in den „Morgengedanken" über das Dasein und die Eigenschaften Gottes. „Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeit ist; sie hat noch allzusehr den Geruch der Schule, in welcher ich mich gebildet habe. Ich begnüge mich, meinen Freunden und Nachkommen Rechenschaft zu hinterlassen von dem, was ich für wahr gehalten habe." „Die alten bekannten Gründe, so schlußrichtig sie mir vorkommen, sind den Sophisten unseres Jahrhunderts zu Spott und Mähre geworden. Was nicht quer durch den Sinn fährt und wie ein Wetterschlag erschüttert, macht keinen Eindruck mehr, und die Arbeit der Penelope von Neuem anzufangen, alle Schlupfwinkel und Irrgänge der Sophisterei durchzugehn und das Ungeheuer zu bekämpfen, dazu bin ich zu alt und zu steif." —

Garve, Gleim, die Reimarus traten auf seine Seite; Kant verglich sein Verfahren mit dem Versuch, den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch zu verstopfen. Hamann schreibt: „es ist eitel Taschenspielerei mit seinem Suchen und Finden der Wahrheit, es ist keine Kunst, zu finden, wenn man die Sache selbst hingelegt hat, wo man sie hernehmen will." Nicht anders urtheilte Herder: „es ist sonderbar, daß in dem alten Mann der versteckte Haß gegen die Christen immer mehr hervortritt; allenthalben bringt er, wo mit der eiskalten wolffischen Philosophie nicht weiter auszukommen ist, die Christen als geborne Schwärmer ins Spiel."

Noch ehe er die Schrift seines Gegners gelesen, trat Jacobi mit „Briefen über Spinoza" hervor. Sie enthielten, chronologisch geordnet, die sämmtlichen Actenstücke, die in dem Briefwechsel mit Moses angewachsen waren. Die Sätze, die er zu beweisen unternahm, waren: „Spinozismus ist Atheismus". „Die Leibnitz-Wolffische Philosophie ist nicht minder fatalistisch als die Spinozistische". „Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus." „Wir können nur in identischen Sätzen fortschreiten. Jeder Beweis setzt etwas schon Erwiesenes voraus, dessen Princip Offenbarung ist." „Das Element aller menschlichen Erkenntniß ist der Glaube." — Seine Polemik war anmaßend, hastig und zum Theil sophistisch; auf Rührung berechnet, wo er den Verstand zu überzeugen hatte, und stark mit Autoritäten gewürzt. Aber in das Wesen Spinoza's hatte er tiefe Blicke gethan, wenn er auch durch Uebertragung der ruhevollen mathematischen Form in seine aufgeregte Gemüthssprache die Färbung wesentlich veränderte.

„Ich kenne die Natur des Willens, ihre innere Möglichkeit und deren Gesetze nicht. Aber ich fühle eine solche Kraft als mein innerstes Leben,

und lerne im Gebrauch derselben, was mir Fleisch und Blut allein nicht offenbaren. Auf diesen Gebrauch finde ich alles bezogen in Natur und Schrift, alle Verheißungen und Drohungen. Daneben lehren mich Natur und Geschichte, daß des Menschen Thun viel weniger von seinem Denken abhängt als umgekehrt, und von dieser Erkenntniß glaube ich nicht, daß sie nur das Leben bringe, sondern im Gegentheil." — „Mein großes Thema werde ich behalten, jene Worte Pascal's: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raison confond les Dogmatistes. Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le dogmatisme; nous avons une idée de la vérité, invincible à tout le Pyrrhonisme. Wir erschaffen und wir unterrichten uns nicht selbst, sind auf keine Weise a priori, und können nichts rein und vollständig a priori wissen; nichts erfahren ohne Erfahrung. — Kann lebendige Philosophie je etwas anderes als Geschichte sein? Wie die Gegenstände, so die Vorstellungen; wie die Vorstellungen, so die Neigungen und Leidenschaften; wie die Neigungen und Leidenschaften, so die Handlungen; wie die Handlungen, so die Grundsätze und die ganze Erkenntniß. Was hat der Lehre eines Helvetius, eines Diderot, den schnellen allgemeinen Eingang verschafft? Nichts anderes, als daß diese Lehre die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in sich faßte. Die Philosophie kann ihre Materie nicht erschaffen; diese liegt immer da in gegenwärtiger oder vergangener Geschichte. Aus vergangener Geschichte philosophiren wir nur schlecht, wenn sie Erfahrungen enthält, die wir nicht wiederholen können. Nur über das, was uns vorliegt, urtheilen wir mit Zuverlässigkeit. Was einem jeden Zeitalter vorliegt, das kann es beobachten, zergliedern, auf die einfachsten Grundsätze zurückführen. Auf diese Weise hat ein jedes Zeitalter, wie seine eigne Wahrheit, ebenso auch seine eigne lebendige Philosophie, welche die herrschende Handlungsweise dieses Zeitalters in ihrem Fortgang darstellt. — Die Geschichte der Menschen entspringt nicht aus ihrer Denkungsart, sondern ihre Denkungsart aus ihrer Geschichte." — „Alle Nationen waren überzeugt, Religion sei das einzige Mittel, der elenden Natur des Menschen aufzuhelfen. Unterwerfung unter ein höheres Ansehn, strenger Gehorsam ist der Geist jeder Zeit gewesen, welche große Thaten, große Gesinnungen, große Menschen hervorbrachte. Der heiligste Tempel der Spartaner war der Furcht geweiht."

„Es giebt eine unmittelbare Gewißheit, welche nicht allein keiner Beweise bedarf, sondern schlechterdings alle Beweise ausschließt und ihren Grund in sich selbst hat. Die Ueberzeugung durch Beweise ist eine Gewißheit aus zweiter Hand und kann nie sicher sein. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entspringt, Glaube ist, so muß die Ueberzeugung aus Vernunftgründen selbst aus dem Glauben kommen und ihre Kraft von

ihm allein empfangen. Durch den Glauben wissen wir, daß wir einen Körper haben, und daß außer uns andere Körper und andere denkende Wesen vorhanden sind. So haben wir denn eine Offenbarung der Natur, welche nicht allein befiehlt, sondern alle und jeden Menschen zwingt, zu glauben und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen."

Er begann nun (Oct. 1785) eine Fehde der widerlichsten Art. Sämmtliche Berliner fielen mit den boshaftesten Anschuldigungen über Jacobi her, eine wüste Klätscherei ging durch ganz Deutschland, und Jacobi hatte nicht Haltung genug, in seiner Antwort die Persönlichkeiten zu vermeiden, die ihn selbst so sehr aufgeregt hatten: sie war larmoyant, anmaßend und kleinlich. „Was mir bevorsteht, weiß ich. Ich bin allein gegen eine Legion, und die Menge läßt sich von der Menge leicht bethören."

Lavater, mit ihm in gleicher Verdammniß, konnte ihm wenig Trost gewähren. „Bis wir da sind zu wissen, daß jedes lebende Wesen durch das, was ihm am ähnlichsten und unähnlichsten ist, sich am besten erkennen kann (Gott sich am Gekreuzigten, der Allmächtige in dem machtlosen, von Ihm verlassenen Sohn), sollten wir von keinem εὕρηκα der Philosophie sprechen... Daß ein Wesen von der Art wie Christus der Menschheit so unentbehrlich ist als der Compaß dem Seefahrer, davon bin ich so gewiß, wie ich von dem Vorhandensein irgend eines physischen Bedürfnisses gewiß sein kann, daß es ewiges Leben sein muß, Gott durch ein solch Medium zu erkennen, daran kann ich nicht zweifeln. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Mittel, sondern in dem Mittel zum Mittel. Dies hab ich noch nicht gefunden — heilig und selig, der es findet, und mir erlaubt, mich unter seine Ferse zu setzen, wenn er mich lehren will, wie ich es suchen soll!... Es müssen Christen in der Welt sein, so gewiß ein Christus im Himmel ist, Initiirte durch Handauflegung... Es muß Menschen geben, königliche, priesterliche, prophetische Seelen; die das haben, was uns des Morgens beim Erwachen und Abends beim Einschlafen fehlt und dessen Mangel uns in schlaflosen Nächten mit glühenden Peitschen quält. Solche Menschen müssen zu uns kommen, uns in ihre Schule nehmen; sie müssen uns mit dem Herrn menschlich sprechen lehren... Diesen unbekannten, in der Welt zerstreuten Auserwählten, die vermuthlich ein ebenso dringendes Bedürfniß haben, ihre so tief individuellen Erfahrungen mitzutheilen, wird, wenn unsere Stunde gekommen, d. h. unser Bedürfniß unüberspannbar gespannt ist, unser Verlangen nach dem einen Nothwendigen auf irgend eine Weise offenbar werden... Ein Zug des Vaters wird sie zu uns ziehen, und sie werden dem Gebeugten sagen: sehet! da ist euer Gott! — Sende mir einen Ueberzeugten! ist mein tägliches und gewiß nicht vergebliches Gebet, meine Hoffnung, Ahndung, Re-

ligion! — Die Gnade des Einzignothwendigen sei mit uns." (30. Juni 1785.)

Lavater hatte um diese Zeit in Genf den thierischen Magnetismus näher studirt, und durch denselben seine Frau „in einen so exaltirten Zustand versetzt, daß sie im Schlaf weissagt und Wunder redet, die den ungläubigen und lieblosen Berlinern zum Gelächter dienen." Die Anfechtungen gegen ihn wurden immer stärker. Hamann drückte zwar seine Sympathie aus: „so anstößig meiner reinen Vernunft alle Abentheuer, Wunder und Zeichen sind, so behagen sie doch immer meinem alten Adam, und daß meine jungen Brüder etwas wagen, wozu ich zu unbeholfen und ungeschickt bin. Erfahrung ist doch immer die beste Schule und Evidenz der beste Beweis." Aber er setzte hinzu: „es ist ihm ebenso heilsam wie dem heiligen Paulo, bisweilen gestäupt zu werden." „Die Wahrheit zu sagen, sehe ich den Philosophen mit Mitleid an, der einen Beweis fordert, daß er einen Körper hat und daß es eine materielle Welt giebt. Ueber dergleichen seine Zeit und seinen Scharfsinn verlieren, ist ebenso traurig als lächerlich. Es giebt Zweifel, die nicht mit Gründen und Antworten, sondern schlechterdings mit einem Bah! abgewiesen werden müssen, sowie es Sorgen giebt, die durch Gelächter am besten gehoben werden. — Wenn die Narren sind, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes leugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen. Individuelle Beweise göttlicher Güte und Herablassung zu unsern Bedürfnissen dringen tiefer in die Seele als das faule Holz scholastischer Begriffe von Substanz, Attribut u. s. w.; wer keine Erfahrung hat oder braucht, mag sich mit diesen Schellen reiner Vernunft die Zeit vertreiben. — In der ersten Formel des Spinoza, Causa sui, liegt der ganze Irrthum: ein Vater, der sein eigner Sohn, und ein Sohn, der sein eigner Vater ist — giebt die ganze Natur so ein Beispiel? — Es geht den Philosophen wie den Juden; beide wissen nicht, wozu Vernunft und Gesetz gegeben sind: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln noch erwerben läßt. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und seine evangelische Liebe der Weisheit Ende. Ein anderes δος μοι που στω kenne und weiß ich nicht als sein Wort."

„Was Homer den alten Sophisten war, sind für mich die heiligen Bücher gewesen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch vielleicht mich überrauscht. Noch bis auf den heutigen Tag, wo ich stumpf, kalt und lau geworden bin, lese ich niemals ohne die innigste Rührung das Cap. 38 des Jeremias und seine Rettung aus der tiefen Grube vermittelst zerrissener und vertragener alter Lumpen. Mein Aberglaube an diese Religion ist im Grunde herz-

licher Dank für die Dienste, welche mir diese Bücher gethan und noch thun." — „Meine Urtheile beruhen vielleicht oft auf meiner besondern Lage und Laune." „Ueberhaupt fließt bei der Lectüre das, was man dabei denkt und fühlt, mit dem, was man liest, so in einander, daß man nicht im Stande ist, eins von dem andern abzusondern, und daher so mancher Bock in meinen schwärmerischen Urtheilen." — „Ich weiß keinen andern Rath als: iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat. Nimm auch das Kreuz desselben auf dich, und trag' es Ihm zu Liebe und Ehren nach." *)

Die Gesellschaft in Kassel, wo die Atmosphäre unter dem Einfluß der Rosenkreuzer immer schwüler geworden war, hatte sich aufgelöst. J. Müller ging 31. Juni 1783 nach der Schweiz ab, um Vorleser bei einem 73 j. Greise (Tronchin) zu werden, der ihm dafür ein Legat auszusetzen versprach; Sömmering fand eine Anstellung in Mainz; G. Forster nahm einen Ruf an die polnische Universität Wilna an und reiste April 1784 dahin ab.**) Unterwegs hielt er sich 14 T. in Göttingen auf, bei Lichtenberg und Heyne, dessen Tochter Therese, geb. 7. Mai 1764, vor kurzem mit ihrem Oheim

*) Die kleine Gemeinde Hamanns, meist aus wunderlichen Originalen bestehend, hatte sich ansehnlich vermehrt. Ein junger Verehrer, Buchholz in Münster, geb. 10. Nov. 1759, (er heirathete 15. Juni 1785), sandte ihm 15. Dec. 1784 ein „fürstliches" Geschenk, das ihn in Stand setzte, für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen; Hamann (Sokrates) fand in ihm den lange gesuchten Alcibiades und weihte ihm eine schwärmerische Liebe. Gleichzeitig ließ die Fürstin Galizin durch die Gräfin Kayserlingk seine kleinen Schriften sammeln. Stolberg besuchte ihn 7 Oct., Reichard 5. Nov. 1785. — Zu seiner Charakteristik gehört noch, daß er Persius und Petron seine Lieblingsautoren nannte.

**) „Wenn auch," schreibt er an Sömmering, „alle Phantome von Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat wissenschaftlicher Cultur unter fremdem Himmel zerronnen sind, dann finde ich dort mich selbst wieder. Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft, uns auffordert, für Andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unsers Daseins, wobei wir nur das Zusehn haben. Ich ringe 8—10 J. mit neuen Verhältnissen, sammle neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbst, die mir jetzt noch unbekannt sein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage. So geht ein vollkommneres Wesen hervor mit erhöhtem Bewußtsein, mit andern Quellen des Genusses, zu erleseneren Freuden und Leiden gebildet!"

Blumenbach von einer Schweizerreise zurückgekehrt war. Eine ziemlich selbstzufriedene und kühle junge Dame, nahm sie Forster's Huldigungen etwas vornehm auf; sie beschreibt ihn folgendermaßen.

„Seine Persönlichkeit vermehrte das Interesse, das er als Weltumsegler einflößte; nicht weil er hübsch war — seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Blattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten, und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt; — aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachsten Ausdruck, und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch Geist und Empfindung einer größern Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre. Ein Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anstand der besten Gesellschaft, so daß er im geistvollsten Cirkel gefiel und im vornehmsten an seinem Platz war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber sobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er sich, nicht im Deutschen allein, sondern auch im Englischen und Französischen, mit soviel Leichtigkeit und in so klarem Zusammenhang aus, daß seine Unbehilflichkeit auf dem Lehrstuhl gar nicht zu erklären ist. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer so fein und gesittet wie in der Gesellschaft; nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachlässigte er seine Kleidung, sein Zimmer, noch die Aufmerksamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen zeigte er die gütevollste Theilnahme an fremden Schicksalen, wurde leicht heimisch im engern Kreise und machte keine Art von gesellschaftlichen Ansprüchen. Dafür hatte er das Glück einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Weg entgegenkamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer gesteigerten Freundschaft gewährte."

Da Heyne nicht sehr für die Sache war, kam es noch nicht zur förmlichen Verlobung; doch wurde lebhaft correspondirt, freilich etwas kühl und gemessen, wenn man die feurigen Briefe an Sömmering vergleicht.*) Therese war eine große Philosophin und sprach sich mit äußerster Erbitterung über

*) Z. B. an Sömmering: „Der Gedanke, daß Dir die Trennung von mir so schwer ward, daß Du vielleicht aus Unmuth könntest gestorben sein, beugte mich bis zur Verzweiflung. Ich machte mich gefaßt, Dir zu folgen in jene Welt; ich war sinnlos und gefühllos; ich haßte mein Dasein. O mein einziger, mein herzgeliebtester Freund! ich habe es bitterlich bereut, daß ich mich von Dir trennte. Durch unsere Trennung fühle ich feurig, unwiderlegbar, daß es noch jenseit dieses Lumpenlebens eine bessere Existenz geben muß. Selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet."

die Vorurtheile aus, welche die Gesellschaft der Freiheit der Frauen entgegenstellt; darin gab ihr Forster Recht, und über ihre Philosophie schrieb er ihr: „Ich lasse Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt, sich von mir zu versteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz desto fester."

In Leipzig belehrte ihn Nicolai über die Umtriebe der Jesuiten in den geheimen Gesellschaften; diese Mittheilungen setzten ihn und Sömmering in großen Schrecken; beide waren von einer tiefen Angst vor den Verfolgungen ihrer ehemaligen Bundesbrüder gepeinigt. Forster's Vorliebe für den Katholicismus war ganz geschwunden;*) seine Mystik hatte einer epikureischen Lebensanschauung Platz gemacht. „Empfinden," schreibt er an Sömmering, „ist mir stets die erste, Wissen nur die zweite Wollust gewesen . . . Ich bin sinnlicher als jemals, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und einsehn gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichere Gegenwärtige verscherzen . . . Wahres Glück ist, alles zu genießen, was erlaubt ist, d. h. was mir selbst und Andern nicht schadet."

Mit diesen Grundsätzen fand er in Wien, wo er sich den August hindurch aufhielt, allgemeinen Anklang. Der Kaiser unterhielt sich freundschaftlich mit ihm, die gute Gesellschaft trug ihn auf den Händen. 20. Sept. kam er in Krakau an, machte den Reichstag in Grodno mit — seine spätere Beschreibung der „Polnischen Wirthschaft" ist eine der vortrefflichsten Monographien unserer historischen Literatur — und trat 18. Nov. sein neues Lehramt in Wilna an. Trotz seines bedeutenden Gehalts (auch ihn unterstützte Gleim) kam er bald in Schulden, und die Einsamkeit ward ihm so drückend, daß er endlich Heyne bewog, in die Heirath zu willigen. 21. Aug. 1785 kam er in Göttingen an, bald darauf war die Hochzeit, und er führte auf der Rückreise nach Polen 14. Sept. seine Frau in Weimar ein. Naturwissenschaft stand hier noch immer auf der Tagesordnung, Forster war also ein willkommener Gast. Goethe, der ihn schon mehrmals gesprochen, war eben aus Karlsbad zurückgekehrt;**) Herder ließ sich über Otaheiti und das Wesen der Naturvölker belehren; Forster war sein Bundesgenosse gegen Kant, dessen Ab-

*) „Obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner noch Calvinisten noch Katholiken, noch irgend einer andern christlichen Secte übereinstimmen, werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römisch-katholische Religion ist mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotischen Geistes und ihrer Unduldsamkeit."

**) Um diese Zeit ließ sich eine Fr. v. Werthern (nicht die von Neunheiligen) todt sagen und an ihrer Statt eine Puppe begraben, während sie selbst nach Algier ging, um dort ihren Liebhaber v. Einsiedel zu treffen. Später kehrte sie unangefochten nach Weimar zurück.

handlung „über den Ursprung der Menschenracen" er zu widerlegen versuchte.

Bald nach Forster's Abreise, 20. Sept., kam die Fürstin Galizin mit Gefolge — Fürstenberg, Hemsterhuis, Sprickmann — in Weimar an: sie wollte den protestantischen Unterricht und seine Anwendbarkeit auf katholische Zustände erforschen; Mathematik war nach ihrer Ueberzeugung der sicherste Weg zum feinen Gefühl des Wahren und zum richtigen Denken; im hallischen Pädagogium trug sie mit Kreide an der Tafel einen selbsterfundenen Beweis des pythagoreischen Satzes vor. Ihre Kinder gingen barfuß und barhäuptig, und schwammen öffentlich. In Weimar schloß sich hauptsächlich Caroline Herder an sie an, auch Goethe erwies ihr viel Aufmerksamkeit, doch wollte sich kein rechtes Verhältniß herausstellen. „Soviel weiß ich, man soll nicht zu sehr aus dem Costüm der Welt und Zeit, worin man lebt, schreiten, und ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehn wollen." Doch zuletzt, bei dem Abschied in Jena 30. Sept. „ward alles recht gut und gewann ein menschliches Ende". — Nach ihrer Rückkehr, 19. Oct, konnte sie Goethe der Fr. v. Stein vorstellen. „Diese herrliche Seele," schreibt Goethe an Jacobi über die Fürstin, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir diesmal ganz natürlich und offen gegen einander gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige denken." Mitten unter den dringendsten Amtsgeschäften und Reisen hatte Goethe 6 Bücher des Meister vollendet, und las sie 11. Nov. seinen Freundinnen vor.

Schon seit Jahren hatte man in Berlin wie in Karlsruhe an ein Bündniß der deutschen Fürsten gegen die östreichischen Uebergriffe gedacht; als Jan. 1785 durch den Herzog von Zweibrücken die Pläne des Kaisers auf die bairische Erbfolge bekannt wurden, schritt man ans Werk: 23. Juli wurde zwischen Preußen, Sachsen und Hannover der Fürstenbund abgeschlossen: jeder Theilnehmer verpflichtete sich zu einem Hilfscorps von 15,000 M. Zweibrücken, Weimar, Gotha, Braunschweig, Baden, Kassel, Anhalt folgten; die wichtigste Acquisition war der Kurfürst von Mainz. — Dieser war 1774 mit Hilfe der Jesuiten auf den Thron gelangt und hatte den Frömmler gespielt; bald aber hatte er die Maske abgeworfen, eine wüste Maitressenwirthschaft eingeführt, und wenn er auch die Illuminaten verfolgte, gewisse liberale Velleitäten zur Schau getragen. Dazu gehörte die Reorganisation der Universität im Sommer 1784. Für die Bibliothek schlug Sömmering, der bei

dem Kurfürsten viel galt, den alten Freund J. Müller vor. Dieser hatte die Launen seines alten Gönners nicht ertragen, und war Oct. 1784 nach Valeires entwichen, zu Bonstetten: dort arbeitete er in strengster Einsamkeit an seiner Schweizergeschichte. Der erste Theil wurde ganz umgestaltet; nur die Schlachtbilder blieben in der alten Form. Die beiden ersten Bände erschienen Anfang des s. J.*) Dies war die Ausgabe, welche Müller den Ruf eines classischen Schriftstellers verschaffte: freilich ging es ihr wie manchem andern berühmten Buch; obgleich viel genannt, ist sie als Ganzes wenig gelesen worden, man begnügte sich mit den schönen Stellen, namentlich den Schlachtgemälden. Müller's Kraft war ausschließlich auf einzelne Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth anregen. Da nicht jeder Moment der Geschichte sich dazu eignet, so blieben in seiner Chronik große Lücken, matte Darstellungen, die nur ein locales Interesse haben konnten. Und doch war der Stoff für eine einheitliche Behandlung nicht ungünstig. Es ist für einen Geschichtschreiber kein geringer Gewinn, einem Volk anzugehören, in dem jeder am Gemeinwesen theilnimmt, in dem sich Ursprung und Fortbildung der Zustände in ununterbrochener Ueberlieferung erhalten haben, in dem jeder Einzelne sich als Erbe des Nationalruhms betrachtet. Um wie viel günstiger war der schweizer Geschichtschreiber gestellt als der deutsche. Dazu kam die malerische Localität, die den Ereignissen Farbe und Stimmung ungesucht entgegenbrachte. Die Heldenthaten der Schweizer waren fast durchweg Abwehr, die großen Welthändel hatten sie nicht berührt, der Geschichtschreiber konnte in der Heimath bleiben und dort jene Stetigkeit des Blicks gewinnen, die man auf einem sehr umfangreichen Schauplatz nur zu leicht verliert. In dem Local seiner Geschichte war Müller so zu Hause wie Homer in den Gegenden seiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, über jedes Dorf Rechen-

*) In diese Zeit fallen folgende Geständnisse. „Das ist an mir ein großer Fehler, daß ich zu geneigt bin, außer mir zu suchen, was in mir sein soll. Darum scheint mir jede noch nicht versuchte Lage und von denen, die ich schon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, der, worin ich mich befinde, vorzuziehen; darum ist nicht leicht ein europäisches Land, wohin zu gehen ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte. In der That habe ich meine Reisen immer in schlechter Gesellschaft gethan; denn ich habe mich mitgenommen." „Ich bin in meinem Leben bis dahin meist glücklich gewesen, fast nie aber auf dem Wege, den ich gehen wollte. Also wollen wir uns trösten, wenn das nicht geschieht, was wir wünschen. Ihr könnt mir glauben, daß ich von der wunderbaren Fügung aller Dinge täglich neue Proben entdecke. Es ist eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Wesen vom Weltall bis zum Staub in Verbindung hält; alles ist verknüpft; hin und wieder finden wir einige Glieder der Kette, aber das Meiste ist in Dunkel gehüllt." — Der 3. Bd. der Schw. Gesch. erschien 1788, der 4. 1805; die 1. Abth. des 5. Bd. 1808: auch diese war nicht einmal bis zum Frieden von 1499 fortgeführt, sie brach 1489 ab.

schaft zu geben, und einzelne seiner Alpenbilder sind prachtvoll ausgeführt. Aber historisch motiviren sie nichts, ist die Beschreibung fertig, läßt der Geschichtschreiber den Faden fallen; selbst wo die Landschaft für das Ereigniß maßgebend ist, sieht sie wie ein Ornament aus. Müller hatte nicht jenen festen Blick, der schnell zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem scheidet, er brachte den Thatsachen keine bestimmten Fragen entgegen, sondern ließ sich von ihnen leiten. Seine Gemälde sind unruhig: er sucht alles, was ihm an Farbe aufstößt, anzubringen, wenn auch eine Farbe die andere aufhebt.

Die kritischen Untersuchungen über das römische Zeitalter sind später überholt; sein Talent ging nicht nach dieser Seite: der rothe Faden ist Haß gegen das Weltreich, das alle individuelle Gestaltung zertrümmert. Bedeutender sind die Sittenschilderungen aus dem 10. und 11. Jahrh., wobei ihm zu statten kam, daß in den einfachen Verhältnissen der Schweiz die Jahrhunderte wenig Veränderungen hervorgebracht hatten; für die werthvollsten Züge seiner Chroniken fand er entsprechende Gegenbilder in der nächsten Umgebung. Der glänzendste Abschnitt beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte; er hatte einen frommen Sinn für jede Art der Ueberlieferung, sein Eifer gegen die zersetzende Kritik, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, war zugleich im Interesse seines Talents; auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines biderben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volks, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der Kritik gelegt hätte. Die rhetorische Kraft in den Gemälden jener Heldenkämpfe von Morgarten, Sempach, Granson, St. Jakob, was sie auch an Deutlichkeit zu wünschen übrig läßt, hat zuweilen etwas Hinreißendes. Personen wie Erlach, Rudolph Brun, Hans Waldmann u. a., für deren Porträts er das vollständige Material in seinen Chroniken fand, werden dem Leser vollkommen gegenwärtig und erregen Mitgefühl. Viel weniger gelingt die Zeichnung solcher Charaktere, die einen weitern Horizont verlangen. Müller hatte den Grundsatz, bei der Charakteristik nichts zu construiren, sondern alle einzelnen Züge seiner Quellen aufzunehmen, auch wenn sie sich widersprachen. Dieser Grundsatz, der wie die meisten schriftstellerischen Grundsätze eine Grenze des Talents ausdrückt, ließ sich wohl bei einfachen Naturen durchführen, aber nicht bei hochstehenden Menschen, die sehr abweichende Urtheile herausfordern. So ist ihm bei Ludwig 11. trotz seiner Abneigung gegen alle historische Construction begegnet, daß er ihn gegen das Zeugniß aller Quellen als eine Art von Musterkönig darstellt: hier verräth sich einmal der Schüler Machiavell's. Einen großen historischen Charakter zu zeichnen, ist Divination oder constructive Kraft nöthig: aus einer bloßen Copie der Quellen geht

immer nur ein Mosaikgemälde hervor. Auch derjenige Theil der Geschichte, wo der Verstand ein Wort mitzusprechen hat, z. B. die Zeit des kostnitzer Concils, hat keinen befriedigenden Abschluß. Zwar ist die Darstellung reich an Ideen; aber diese erscheinen nur wie etwas Zufälliges, als geniale Ahnung oder als Reminiscenz; sie ergeben sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatsachen. Weil er nicht im Stande ist zu generalisiren, überläßt er sich der Weissagung, er flickt Gedankenspähne ein, die er vorher in seinen Excerpten fixirt hat. Dazu kam, daß er noch während der Vorstudien an die Ausarbeitung ging, und daß nicht selten sein Urtheil erst nachträglich berichtigt wurde.

Müller empfand seine Mängel sehr wohl, aber er suchte den Grund in der unvollkommenen Feile.*) Das ist Selbsttäuschung; sein Stil ist am schönsten in einigen seiner Briefe, wo er sich ganz der ersten Eingebung überläßt, am schlechtesten in seinen Vorreden und kleinen Abhandlungen, die er wohl zehn- bis zwölfmal durchgearbeitet hat. Aber es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, nur diese Fehler zu sehen. Müller's Stil hat zuerst dem deutschen Volk das Mittelalter in der Fülle seines Lebens und in seiner lebendigen Farbe aufgeschlossen, namentlich das 14. und 15. Jahrhundert: ohne ihn würden die späteren Declamationen zu Gunsten des Mittelalters wenig gefruchtet haben.

Es galt die Darstellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen zu erhöhen. Klopstock fand eine verwässerte Poesie, Müller eine triviale und rohe Prosa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: sie ließen den Stil nicht aus der Sache hervorgehen, sondern sie brachten ihn als ästhetische Forderung der Sache entgegen. Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwässerten Volkssprache, z. B. Müller aus den Chroniken; sie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit, jedes Wort sollte bedeutend wirken; sie spannten das Gemüth zur Feierlichkeit. Vieles ist gezwungen, am wenigsten darf man ein Vorbild in ihnen suchen; aber wo das Gemüth sich wirklich regt und wo eine lebendige Anschauung die Seele erfüllt, wissen beide mächtig zu ergreifen. Freilich fehlte beiden die Gestaltungskraft. Müller hatte edle und warme Empfindungen, lebhafte Anschauungen, einen scharfen Verstand: das reicht aber noch nicht aus, die

*) „Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir, wie Hallern eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist aus diesem Grunde nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt als befeuchtet."

schöpferische Kraft zu ersetzen, die darin liegt, daß Empfindung, Bild und Gedanke gleichzeitig in der Seele entspringen. Wenn Müller stark empfand schwieg seine Intelligenz, und wenn er ernsthaft nachdachte, war sein Gemüth gelähmt. Die Vorschnelligkeit seiner Empfindungen trübte auch im Einzelnen sein Gesicht, und so kamen Gedanken, Bilder, Stimmungen wie Inspirationen über ihn, die er schnell aufzeichnete und die ihn infolge dessen beherrschten. Was er Composition nannte, bestand darin, daß er sich bemühte, diese einzelnen Aufzeichnungen aneinander zu schweißen. Wir finden fast alle Momente bei ihm zusammen, die zur Charakteristik eines Menschen oder einer Begebenheit gehören; aber es sind disjecti membra poetae, der elektrische Funke fehlt, der ihnen Leben einhaucht, fast nie gelang es ihm, den innern Kern eines Charakters schnell zu fassen, und aus ihm heraus alles Einzelne zu begreifen. Daher der Aufwand von Farben, die in ihrer Unruhe mehr verwirren als deutlich machen. Daher seine Mystik, die unfähig, das Gesetz des Wesens zu ergründen, im Spiel des Zufalls ein geheimes Gesetz sucht und in dunkle Weissagungen flüchtet, weil sie in ihrer Einsicht sich selbst nicht genügt.

Im Winter 1785 hielt Müller in Bern Vorlesungen über allgemeine Geschichte, als das mainzer Anerbieten seinen Plänen eine neue Richtung gab. „Wenn je ein Protestant," schreibt er an Sömmering, „an einem solchen Ort zu stehn verdient, so kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit die Hierarchie vertheidigt, wohl vorzüglichen Anspruch darauf machen. Ich bin gewissermaßen ein Märtyrer derselben, da die Allg. Dt. Bibl. für gut gefunden, mich einer Verständniß mit den Jesuiten zu insinuiren." Und an Gleim, 8. Jan. 1786: „Ich fühle für die kommenden Zeiten, für Europa, Ihr und mein Land, wenn es der Union mißglückte: ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen."

17. Jan. 1786 erhielt er einen eigenhändigen Brief des Kurfürsten, der ihn berief. Drei Tage darauf hielt er die Abschiedsrede an die Zuhörer in Bern, zum Schluß seines Collegiums über allgemeine Geschichte. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Uebergangs des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit. Schuldenlasten der Seemächte, vor deren Summe alle patriotischen Staatsrechner der vorigen Jahrhunderte würden zurückgebebt haben, Kriegsheere so groß und so vortrefflich geordnet, als in keiner von den Geschichtschreibern aufbehaltenen Periode; solche Bündnisse, wodurch, menschlicherweise zu reden, der allgemeine Frieden oder die fürchterlichste Erschütterung aller Staaten vom Glück und Willen etwa vier sterblicher Menschen abhängt; eine Thätigkeit von seiten großer Mächte,

durch die Auflösung der alten Religion oft wider Gott und alle Rechte ungescheut, kühn, und nur durch die Vervollkommnung der politischen Arithmetik eingeschränkt. Bei den Privatpersonen ein auf die Freiheit gestimmter Charakter, von welchem aber noch nicht recht entschieden ist, ob er nach und nach den Despotismus hemmen und mäßigen wird, oder ob er nicht aus Ueberdruß endlich den Gewalthabern die Willkür alles Politischen überlassen, und sich nur die unedle Befreiung von der Pflicht beschwerlicher Tugenden vorbehalten wird —: solche Züge bezeichnen unsere Zeit; eine Zeit, von der ich nicht weiß, ob im Umfang der Historie irgendeine wichtigere vorkommt." „Die Städte und Länder der dreizehn mit uns verbundenen Orte schweizerischer Nation ruhen in dem wohlerlangten Erbe ihrer biderben Voráltern, von ihrem großen alten ewigen Bund wie von einer majestätischen Eiche beschattet"; aber auch ihnen naht sich die Gefahr des militärischen Despotismus. „Die Mittel wider einen so schändlichen Untergang sollten vor der Gefahr betrachtet werden, denn in der Noth geschieht alles leidenschaftlich und selten mit Klugheit. Zu leicht wird in langem Frieden das Große in der Politik nach und nach aus den Augen gesetzt; es altern die Grundfesten der Verfassungen; der Väter Weisheit geht aus Mißverstand in Vorurtheile über." Die Gefahr kann nur durch Eines abgewandt werden: „die Umschmelzung aller ewigen Bünde der dreizehn uns zugewandten Orte in einen allgemeinen, bestimmtern Bund."

Durch diese Rede wurden seine Zuhörer so gerührt, daß sie sich erboten, durch freiwillige Beiträge ihm ein Auskommen zu sichern, wenn er bliebe. Schon war er geneigt anzunehmen, da kam 12. Febr. der Bescheid aus Mainz: Hofrathstitel, 1800 Gl. Gehalt, 100 Duk. Reisegeld. Müller schlug ein: „der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten was er wünschen soll." — „Wie ich höre," schreibt ihm Heyne, „hat das Schicksal für Mainz entschieden. Aber um's Himmelswillen, wenn es einmal so ist, bleiben Sie standhaft in dem Beruf, den Ihnen der Himmel zugeschickt hat; Sie könnten endlich an gutem Namen und an Zutrauen verlieren! Verzeihen Sie meiner Ergießung des Herzens gegen den Mann, den ich so liebe und doch bei seinem Wankelmuth auf einem so gefährlichen Wege wie in Genf wieder sehe."

---

4. Jan. 1786 starb Mendelssohn, 57 J. alt, indem er nur ein mäßiges Vermögen hinterließ; eben hatte er seine letzte Schrift „M. Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anfang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel", dem Buchhändler übergeben; eine Erkältung bei dieser Gelegenheit soll seiner ohnehin schon zerrütteten Gesundheit den Rest gegeben haben. Der

Schluß lautete: „Ich bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eignen Füßen stehn und fallen."

Hamann war sehr betroffen, ja zerknirscht; er machte sich Vorwürfe, einen Mann befehdet zu haben, bei dem er einst Gastfreundschaft genossen. „Heraus mit der metaphysischen Hagar!" schreibt er an Jacobi; „alle Kritik ist Logo- und Scio-machia. Vive la bagatelle! Die machen Sie zum Gegenstand Ihres Forschens. Optimus Maximus verlangt keine Kopfschmerzen, sondern Pulsschläge: *Αυτος εφα.*" — „Alle Fehde hat nun ein Ende," schreibt Herder. „Mit Todten zu streiten ist immer unangenehm; die Göttin hat ihn weggerückt und wahrscheinlich weiß er — doch wahrscheinlich weiß er's auch jetzt noch nicht — woran er ist."

Aber gleich darauf erschien Mendelssohn's letzte Schrift, von Engel herausgegeben, welcher Jacobi beschuldigte, an dem Tode des Weltweisen schuld zu sein, ja ihn gemordet zu haben. Goethe las es mit äußerstem Unmuth: „Ich habe gleich den Spinoza aufgeschlagen, und von der Proposition: qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet, einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendsegen studirt. Aus allem diesem folgert, daß ich auch das Testament Johannis aber und abermal empfehle, dessen Inhalt Mosen und die Propheten, Evangelisten und Apostel begreift: „Kindlein, liebt euch!"*) — „Ich habe die Epistel," schreibt Hamann 4. Feb., „mehr angerochen als gelesen. Wie schief, abgeschmackt, weitschweifig mir alles vorkommt! — Die Auflage eines Mordes hat eine sehr komische Seite. Das böse Gewissen macht die berliner Engel so geschäftig, daß sie ins Gelage hineinreden. Allerdings liegt die Schuld an Ihnen, die Schuld, daß Sie Wahrheit bei einem Juden, einem natürlichen Feinde der Wahrheit vorausgesetzt haben. Es ist lächerliche Eitelkeit, daß Ihr Gegner alles in ein Point d'honneur verdreht: ein Jude, ein Sophist — und Point d'honneur und Delicatesse! Wer hier nicht faule Fische riecht, hat weder Geruch noch Geschmack!"

Als die Berliner über sein eignes „Golgatha und Scheblimini" herfielen, beschloß Hamann, den „tückischen Hunden" aufs Fell zu kommen. „Giebt mir Gott Glück und Kräfte, das Ideal, das in meiner Seele gährt, darzustellen, so sollen dem andächtigen Leser in Berlin die Haare zu Berge stehn

*) Vom radicalen Standpunkt schrieb Prediger Schulze, der „Zopfschulze" genannt, gegen Engel die Schmähschrift „der entlarvte Moses".

vor meiner Gabe der Deutlichkeit." Eifrig macht er sich ans Werk und erfindet nach längerem Nachsinnen den Titel: „Fliegender Brief an Niemand den Kundbaren". Anfang 1786 schickt er Jacobi die ersten Blätter. „Ich werde alle Augenblicke auf Abwege hingerissen, in denen ich mich verwildere." — „Ich bin aus dem Ton heraus, und kann nicht wieder auf die rechte Spur kommen. Das macht mich trostlos und bringt mich beinahe zur Verzweiflung an mir selbst. Mein verfluchter Wurststil, der von Verstopfung herkommt, und von Lavaters Durchfall ein Gegensatz ist, macht mir Ekel und Grauen."*) „Es scheint wirklich, daß ich diese Blätter in trunkenem Muth geschrieben habe." Den folgenden Monat schickt er ein neues Brouillon: „Trotz meiner Unthätigkeit wüthet ein feuerspeiender Vesuv in meinem Gehirn und Nieren . . . Schade, daß ich mein gesundes Urtheil nicht von der überflüssigen Galle sondern kann." — „Es geht meinen Gedanken wie den Bällen eines ungeschickten Spielers, die sich immer selbst verlaufen — ich rede von einem Spiel, das ich niemals selbst gekannt und jetzt völlig vergessen habe. Mit meinem Chaos geht es sachte weiter und ich verzweifle noch nicht, das Ende zu erleben . . . Unser Leben ist ein Dampf, und alle Freuden und Leiden desselben scheinen aus Dünsten zu bestehn, oder Vapeurs, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und wo sie bleiben. Es war hohe Zeit, um mein Golgatha nicht ganz auszuschwitzen, das ich, wenig gefehlt, bald selbst nicht mehr verstehe. Wenn es mir so geht, daß ich mir selbst deutlich zu sein aufhöre, sobald ich abgekühlt bin, wie darf ich mich wundern, andern nicht deutlich zu sein? Aber ich habe ein Non possum non zum Reden und Schreiben nöthig ein, dem lächerlichen Sturm und Drang ähnliches Interesse, wie ein brennend Feuer in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden kann, und schier vergehe. Diese Schäferstunde will nicht kommen." — „Alle Augenblicke verlaufe ich mich und jage Irrlichtern nach; ich falle in Sumpf bis über die Ohren, und habe Mühe, den rechten Weg wiederzufinden." „Ich kann nicht von der Stelle, und es geht mir wie einem stätigen Pferd, das sich immer bäumt aber nicht fort will. Ich habe durchaus Zeit nöthig, um meine Gedanken in Ordnung und zur gehörigen Reife zu bringen." „Ich bin die beiden abgeschriebenen letzten Bogen mit wahrem Schauder und Schrecken durchgegangen, und begreife nicht, wie ich so verblendet habe sein können, Ihnen solches rohe, unschlachtige Gewäsch zu überschicken, das ein wahrer Wechselbalg ist. Ich verzage an allem was ich schreibe und geschrieben habe beinahe bis zur Verzweiflung." Nun liest er die Bogen mit Kraus: „Dar-

*) Herder bat Jacobi dringend, den Freund mit Ideen zu verschonen: „Du weißt nicht, wie ihn alles regt und in seinem alten Kopf gährt."

über kam ich aus aller Contenance, ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir solches Zeug hätte passiren lassen. Er wollte manches mit meiner Excentricität entschuldigen, die man mir nicht nehmen könnte, sondern lassen müßte. Aber wir waren doch einig, daß eine gänzliche Umarbeitung nöthig wäre. Ich und alles, Freundschaft und Feindschaft kam mir als das zweideutigste Ding verdächtig vor; und ich hätte vor Angst aus der Welt laufen mögen." Bald aber verlieren sich die „Blähungen", und Kraus, Hippel u. s. w. votiren dafür, daß alles so bleiben soll wie es ist. — „Hypochondrische und mikrologische Aengstlichkeit macht mich untüchtig, das Ganze meines Ideals zu fassen und festzuhalten, und jeder Theil drängt sich und will selbst das Ganze sein, daß ich mit der Subordination nicht fertig werden kann." „Mein Zustand ist ein wahres Fegefeuer. Sobald ich aber im Begriff bin, alles wegzuwerfen und aufzugeben, dann bekomme ich wieder Lust und Muth fortzusetzen. Mein fliegender Brief ist eine wahre Angstgeburt, die aber doch zur Welt kommen wird, ohne daß ich absehn kann, unter welcher Gestalt." — „Ich möchte alles widerrufen, was ich geschrieben habe, und bisweilen kommt es mir vor, daß ich mit meiner Polypragmosyne mich selbst und andere verwirre. Gott versteht mich, weil ich aus mir selbst nicht klug werden kann." — „Den Bienenschwarm in meinem Gehirn ohne eine Königin kannst Du Dir leicht vorstellen. Ein Wald rauscht in meinen Ohren, daß ich mein eigen Wort nicht hören kann." — So geht das fort, an einigen Bogen fast zwei Jahre hindurch! Aus dieser Art der Arbeit begreift man seinen Stil.

Die Fehde wurde von den Berlinern unermüdlich fortgesetzt; auch Mirabeau mischte sich hinein. „Diesmal habe ich mich," schreibt Jacobi 21. März „über die Bosheit dieser Leute doch etwas entsetzt; sie treten mich wahrlich unter die Füße, wenn ich nicht dazu thue." — Und so schrieb er 19. April seine Rechtfertigung „wider Mendelssohns Beschuldigungen;" mit dem Motto von Hobbes: „Ego sane in eo opinione jam diu sum, neque egregiam sententiam umquam fuisse quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse: quippe quam vel non intelligunt, vel intelligentes negant." — Die Tendenz der Schrift sah liberal genug aus: „Der Mensch empfindet ein natürliches Verlangen, seine eigne Denkart auch in andern zu finden oder sie denselben einzuflößen; in den meisten Fällen erträgt er geduldiger, wenn gegen seinen Vortheil gehandelt als wenn wider seine Meinung geurtheilt wird. Je lebhafter unsere Vorstellung, desto größer wird unser Widerwille gegen alles, was sie zweifelhaft zu machen droht, denn unser Bewußtsein selbst, unser ganzes Dasein scheint dabei Gefahr zu laufen. Ebenso natürlich ist deswegen die Verfolgung, welche derjenige erfährt, der mit Wahrheiten auftritt, die herrschenden Lehrgebäuden zuwiderlaufen." —

Aber Jacobi war innerlich zu erregt, um diese Unbefangenheit festzuhalten und die Leidenschaftlichkeit seines Ausdrucks gab den Gegnern gewonnen Spiel. — „So wenig echt philosophischen Geist,“ schreibt er 3. Mai an J. Müller, der ganz auf seiner Seite war,*) „und soviel dummen und bösen Leichtsinn unter meinen Landsleuten hatte ich doch nicht erwartet. Nicht einmal negativ einen Menschen verstehn zu wollen, der doch nicht geradezu Galimathias schreibt, das ist zu arg. Es ist unbegreiflich und entsetzlich.“ — Bald schiebt er es auf einen ränkevollen Plan, bald auf den bösen Geist des Jahrhunderts. „Der Haß und die Verachtung gegen alles,“ schreibt er an Lavater, „was auf Offenbarung nur einigermaßen hinweist, kommt in den Angriffen gegen mich ganz außerordentlich zu Tage. Die geduldigen Gottesgelehrten spielen bei dem allen eine sonderbare Rolle.“ Lavater selbst macht ihn auf den rechten Grund aufmerksam: „der Totaleffect aller deiner Schriften erfolgt bei mir nie unmittelbar bei oder sogleich nach dem Lesen; ich muß alles zwei- oder dreimal lesen. Auch find' ich's schwer, was daraus zu erzählen und sogleich praktische Anwendung davon zu machen, welches beides ich sehr liebe. So lieb' ich auch vollendete Darstellung, numerirte Beweise, palpable Anwendbarkeit und luminöse Verallgemeinung zu sehr, um nicht von diesem Lavaterismus mehr in Deinen Schriften zu wünschen.“

Um dem Gefühl dieser Wirren zu entgehn,**) entwich Jacobi 22. Juni bis 10. Aug. nach England, wo er hauptsächlich mit Schönborn und der gräflichen Familie Reventlow verkehrte: Gräfin Julia geb. Schimmelmann war eine der schönsten Seelen, und schloß sich Jacobi ebenso innig an, als die Fürsten Galizin, die ihn häufig besuchte, und an ihrem Geburtstag, 27. Aug., ihre Selbsterziehung soweit vollendet hielt, daß sie in einer Generalbeichte ihrem Freunde Overberg ihr ganzes Herz ausschütten und versprechen konnte, von nun an nichts als eine gehorsame Tochter der Kirche zu sein.

*) „Der Streit Jacobi's ist wichtig und nützlich; seine Gedanken sind meine. Die Berliner haben über die Religion solche Gedanken, daß der Jesuitismus mir dagegen lieb sein würde. Die Modephilosophen beseufzen, daß unsere Fürsten anfangen, Religion zu ehren: aber wenn sie auch katholisch wären, so dünkt mir's sowohl für sie als für das Volk besser als die Epistel Friedrich's wider die Unsterblichkeit. Man möchte Christum aus der Welt schreien, es wird aber nicht gelingen. Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Raisonnement hierüber nie wohin führt; die Religion ist Gefühl, Sage, Historie; die erste Offenbarung brachte der Vater der Menschen mit sich in die Welt. Religion war Vätersage, bis Schrift nöthig ward, und wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie.“

**) Für ihn trat ein junger Verehrer und Hausgenoß, Wizenmann in die Schranken, der 22. Febr. 1787 in Münster an der Schwindsucht starb.

Mit äußerster Spannung harrte Jacobi auf den Bescheid der Freunde in Weimar. „Dein Büchlein,“ schreibt ihm Goethe, „habe ich mit Antheil gelesen, nicht mit Freude. An Dir könnte ich vieles beneiden, wenn ich in meiner Seele einen Wunsch aufkommen ließe nach irgend einem Gut, das mir das Schicksal versagt oder geraubt hat: Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde; dagegen hat Dich Gott mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit es mir im Anschauen seiner Werke wohl werde. Uebrigens bist Du ein guter Mensch, mit dem man Freund sein kann, auch ohne Deiner Meinung zu sein: denn wie weit wir in unsern Ansichten von einander entfernt sind, hat mir das neue Büchlein erst recht wieder gezeigt. Was Du Dir unter Religion denkst, überlasse ich Andern, und halte mich an die Gottesverehrung des Atheisten Spinoza, und wenn Du behauptest, man könne Gott nur glauben, so halte ich viel aufs Schauen. Die einzige Behauptung Spinoza's, die intuitive Erkenntnißart erhebe sich von der adäquaten Idee des begrifflichen Wesens einiger Attribute Gottes zu einer adäquaten Erkenntniß des Wesens der Dinge, giebt mir Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu weihen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im mindesten zu kümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeschnitten ist.“

Goethe brachte den größten Theil seiner Zeit mit naturhistorischen Studien zu, hauptsächlich in Jena: mit Loder trieb er Knochenlehre, mit Hofrath Büttner und dem neu angestellten Prof. Batsch (geb. 28. Oct. 1761 zu Jena) Botanik; das Mikroskop wurde vielfach angewandt, Krystalle und Schwämme untersucht, Infusionsthierchen betrachtet, über die Samenentwickelung nachgedacht. „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird,“ schreibt er 15. Juni an Fr. v. Stein, „kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstabiren hat mir geholfen; jetzt wirkt's auf einmal und meine stille Freude ist unaussprechlich. Soviel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. — Die Blumen haben mir wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken gegeben, bald wird es mir hell und licht über alles Lebendige. — Ich bin von tausend Vorstellungen getrieben, beglückt und gepeinigt. Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüth, ich kann es nicht einen Augenblick loswerden, mache aber auch schöne Fortschritte. Da ist's recht, wie einem eine Sache zu eigen wird. Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Je-

mand den Blick und die Freude mittheilen könnte! es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

„Nun leb wohl, Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag; ich freue mich Deiner Liebe, und rechne darauf für alle künftige Zeiten. . . . Laß uns ein Gut, das wir nie wieder finden werden, wenigstens bewahren, wenn auch Augenblicke sind, wo wir dessen nicht genießen können. — Des Menschen Leben ist mühselig, doch überwiegt das Leben alles, wenn die Liebe in der Schaale liegt."

28. Juni schloß Goethe mit dem Buchhändler Göschen einen Vertrag wegen der Gesammtausgabe seiner Schriften ab, und ging zu diesem Zweck mit Herder seine unvollendeten Arbeiten durch. „Dabei werden viele alte Uebel rege. Es ist eine wunderbare Epoche für mich." „Ich corrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen."

Ein längerer Besuch des Herzogs von Braunschweig in Weimar (2. Juli) schien das politische Interesse nahe zu bringen; aber Goethe widerstand. „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist's als wenn ich mit ihnen träumte." „Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr." „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein." „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesem Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und — ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geh. Rath und mein anderes Selbst. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu."

Immer unerträglicher wurde ihm der Aufenthalt in Weimar; eins nach dem andern von den Banden riß, die ihn an seine Jugend fesselten. Mit Grauen erwartete er Lavater's Besuch, den er noch vor fünf Jahren fast leidenschaftlich geliebt. Die innere Unwahrheit einer künstlich festgehaltenen

Exaltation war ihm anschaulich geworden. Die Welt lauert auf die Schwächen des Propheten; um der Lästerung nicht unnützen Spielraum zu geben, muß er, der guten Sache willen, dieselben verstecken. Der geheime Ehrgeiz verschmäht auch kleine Mittel nicht. Der Prophet läßt sich zu Zugeständnissen herab, er unterhandelt mit allen Parteien, er macht sich Katholiken und Protestanten, Dichtern und Weltmännern, Idealisten und Materialisten verständlich. Die Sache liegt nur in der Reflexion, sie läßt sich drehen und wenden; der Prophet richtet sich nach Neigungen und Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie, um sich der Masse zu nähern, die er an sich heranziehen will.

In einer „Rechenschaft an seine Freunde" suchte Lavater seine Stellung zu den Magnetiseurs und den Katholiken ins Klare zu setzen. An Mesmer's System glaube er nicht, wohl aber, daß eine Kraft im Menschen sei, die durch eine gewisse Berührungsart in den andern übergehen könne und die frappantesten Wirkungen hervorbringe, wie er an seiner eigenen Frau erfahren. „Keine äußerliche sogenannte Kirche, weder die katholische noch die lutherische noch die reformirte als solche ist die rechte; sondern die rechte ist das Aggregat aller von Christus allein beseelten Menschen. Wer Christus lieb hat, ihn von Herzen seinen Herrn nennt und sich durch seine Lehre bestimmen läßt, ist ein Christ und ein Heiliger, er heiße Jesuit oder Akatholik, Vernunftheld oder Schwärmer." So öffentlich; gleichzeitig schrieb er aber an Gaßner: „Laß uns stille, stille unsere Seelen einander mittheilen — die Welt ist's nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen." — Bald darauf reiste er nach Bremen ab, wo ihm eine Pfarrerstelle angeboten war. Die Reise war wie der Triumphzug eines Propheten. 22. Juni war er in Göttingen, 1. bis 8. Juli in Bremen. Seine Kanzelberedsamkeit war überwältigend, eine Menge Gläubige strömten ihm zu, dennoch lehnte er zuletzt ab. Auf der Rückreise sprach er sich in Halle gegen Zollikofer bitter über Nicolai aus, in Halberstadt (12. Juli) suchte er Gleim zu gewinnen, was ihm aber nicht gelang; 18. Juli traf er mit dem Fürsten von Dessau in Weimar ein. Von Herder, der ihn hier zuerst sah, wurde er freundlich empfangen, auch bei Amalia fand er Beifall: „Wenn ich eine große Monarchin wäre," schrieb sie an Merck, der sich in der Schweiz aufhielt (er hatte auch Schlosser besucht), „müßte Lavater mein Premierminister sein." Wieland soll ihm gar die Hand geküßt haben. — Bei Goethe wohnte er. Er fand den alten Freund „älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer". Goethe hatte seiner Ankunft mit Verdruß entgegengesehn: „wie gern wäre ich dem Propheten auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen! Denn aus Verbindungen, die nicht ins Innerste der Existenz gehn, kann nichts Kluges werden." Nach Lavater's Abreise, 21. Juli,

schrieb er an Fr. v. Stein: „Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen, darum haben sie mich gezwungen ihn zu sehn. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenig Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht."

Goethe empfand, daß in heimlicher Entwickelung, von ihm selber nur stückweise bemerkt, eine bedeutende Umgestaltung seines Innern gereift war, die eines bewußten Abschlusses bedurfte. Die amtlichen Verhältnisse wurden ihm unerträglicher, je mehr sie sich befestigten; die Unklarheit im Verhältniß zur Geliebten und zum Fürsten peinigte ihn: „ich habe viele, viele Gedanken und bin ein wenig dunkel. — Ich denke und thue kaum etwas, und alle Empfindungen lösen sich ins allgemeine Warten auf." — Nur eine große Revolution in seiner Existenz konnte ihm die alte Frische wieder geben. — Seit langer Zeit war die Sehnsucht nach Italien, die schon sein Vater ihm eingeflößt, zur Krankheit gewachsen: er durfte keinen lateinischen Autor ansehn, nichts betrachten, was ihm das Bild Italiens hervorrief; geschah es zufällig, so duldete er unsäglichen Schmerz. „Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, so wäre ich zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehn, in meinem Gemüth gestiegen."

24. Juli reiste er nach Karlsbad ab, wo die ganze weimarische Gesellschaft versammelt war, auch Herders und Fr. v. Stein. Die Letztere verließ den Ort 14. Aug.; am 3. Sept. war Goethe verschwunden; wie es scheint, wußte nur der Herzog, daß er nach Italien ging, selbst von Frau v. Stein ist es zweifelhaft. Aber fast täglich erhielt sie Briefe; hier einen derselben, 27. Oct., aus Terni: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben mit einander zu endigen."

Wenn Hamann nicht müde wurde, gegen die Berliner zu eifern, so meinte er damit ebenso die französische Regie, die ihn in seiner amtlichen Stellung bedrückte, als die Monatschrift und die Bibliothek. „Es war dem Herzogthum eine solche Schande, von Polen abzuhängen, als es dem König-

reich ein Unglück ist, abzuhängen von der Politik der Chaldäer im deutschen römischen Reich. Ein Staat, der alle seine Unterthanen für unfähig erklärt, seinem Finanzwesen vorzustehn, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraut! Mein Plan ist darauf angelegt, den Betrug der allgemeinen deutschen Babel und die heillose Politik der Kinder Belials gegen mein Vaterland und Deutschland zu Schanden zu machen." — Nur einen Trost hatte er: „Fällt eine öffentliche Veränderung vor, die alle Tage zu vermuthen (20. Juni)*), so kann ich meinen Lauf anders einrichten."

Die öffentliche Veränderung trat ein: Friedrich der Große starb 17. Aug. 1786, 74 J. alt; ein neues Regiment kam über Deutschland. Schubart schrieb eine feurige Hymne auf Friedrich den Einzigen, die er selbst einen „Obelisk" taufte; nicht minder begeistert sprach sich der Franzose Guibert aus; Mirabeau veröffentlichte die berühmten Briefe über den preußischen Hof; zwischen Zimmermann, der Friedrich in seiner letzten Krankheit behandelt, und Nicolai entbrannten über den Todten ärgerliche Streitigkeiten.

„Eben da ich aus dem Hause gehn wollte," schreibt Hamann an Jacobi 23. Aug. 1786, „kamen zwei Boten mir zu melden, daß die Thore geschlossen wären, und die Regimenter noch denselben Morgen schwören würden dem neuen Könige. Eine Art von Wehmuth und Schauder überfiel mich doch. — Der Held starb also wirklich. Was für eine Lebenswärme, was für ein Lebensfeuer muß in seiner Natur gewesen sein! Er war ein Mensch, ein großer Mensch in der Kunst, seines Gleichen zu regieren. Er war ein treuer Knecht seines Herrn und Ich. Trotz seinem guten Willen zu einem Anti- wurde er durch Schicksal und Mißverständniß zu einem Meta-Machiavell."

Gleim, der 22. Dec. 1785 zum erstenmal seinen angebeteten Monarchen gesehn (dieser hatte Auskunft verlangt, wer größer sei, Klopstock oder Wieland?), erhielt den Hut des Königs zum Andenken; er wagte an den Thronfolger die Bitte, sich der Poesie anzunehmen, und erhielt 27. Aug. die Antwort: „zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr mit

---

*) „Das zusammengeschmolzene Licht," schreibt Karl August, der Jan. 1786 den berliner Carneval besuchte, „fängt an seinen Leuchter glühend zu machen; einige aufschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an." — In Italien, bis nach Sicilien hin fand Goethe alles voll vom Ruhm des großen Königs; er wagte nicht, seinen Tod zu melden. Er selbst schreibt aus Rom, 19. Jan. 1787: „So hat denn der große König endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Herren seines Gleichen im Schattenreich zu unterhalten. Wie gern ist man still, wenn man einen solchen zur Ruhe gebracht hat."

deutscher Treuherzigkeit das Wort redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde. Besonders wenn sich alle deutschen Dichter bemühen, Euch zu gleichen." — Berlin's Sappho, die Karschin, jetzt 64 J. alt, die über ihren Dichterberuf ihre Familie arg vernachlässigt hatte*), richtete an den neuen König eine poetische Schuldforderung. Sie wurde in das Haus des Oberhofbuchdruckers Decker beschieden, in der Mitte einer glänzenden Gesellschaft stand Wöllner im schwarzen Sammetkleide und rief ihr zu: „Freu Dich, Deutschlands Dichterin! Freu Dich hoch in Deinem Sinn! Der König hat befohlen mir, ein neues Haus zu bauen Dir!" — Die Direction des Hoftheaters wurde an Ramler und Engel gegeben.

Der neue König — 42 J. alt — wurde anfangs mit Jubel begrüßt; der Druck des alten Systems war zu schwer empfunden. Aber bald hörte man mit Befremden, daß er eine förmliche Maitresse, die Lichtenau einsetzte; und wenn die alten Rathgeber seines Vorgängers, Prinz Heinrich, der Herzog v. Braunschweig, Herzberg, Zedlitz, vorläufig ihr Amt behielten, hatten der Geisterseher Bischofswerder (45 J. alt) und der Zelot Wöllner (54 J. alt) das Ohr des Monarchen: der Letztere war erst Pfarrer gewesen, hatte als Hauslehrer eine Itzenplitz geheirathet, sich dann auf Volkswirthschaft gelegt und dem Prinzen darin Unterricht gegeben.

Sept. 1786 war die Huldigung in Königsberg. Kant, zum erstenmal Rector, — er begann jetzt seinen eigenen Haushalt (62 J. alt), wurde sehr ausgezeichnet; ebenso Kraus, Prof. der Volkswirthschaft, sein beständiger Tischgenosse, auch mit Hamann befreundet und für die Bildung der Provinz von großer Wichtigkeit. Hippel (45 J.) ließ den alten Adel seiner Familie erneuern: „wo er Zeit und Kräfte hernimmt zu allem was er thut," schreibt Hamann, „ist mir ein Wunder. Er ist Bürgermeister, Polizeidirector, Obercriminalrichter, nimmt an allen Gesellschaften theil, pflanzt Gärten, hat einen Baugeist, sammelt Kupfer, weiß Luxus und Oekonomie, wie Weisheit und Thorheit zu vereinigen. — Scheffner (50 J. alt) giebt sich auf dem Lande als Kirchenvorsteher mit Projecten à la Rochow ab,

*) Karoline, ihre Tochter aus zweiter Ehe, geb. 1754, war 1769 durch sie genöthigt worden, ihren Oheim zu heirathen; 1778 wurde die Ehe gelöst. 1782 heirathete sie einen H. v. Klencke, der sterben wollte, wenn sie ihn nicht erhörte; im folgenden Jahr, nach der Geburt einer Tochter Helmine, wurden sie wieder geschieden. Bei dieser Gelegenheit machte sie folgendes Lied an ihren Schwiegersohn: „Wiederkehren willst Du nun? Denkst der Tochter zu genießen und in meinem Arm zu ruhn, wenn Du erst zu meinen Füßen hundertmal gesunken wär'st, und Dich einem Wurme gleich gekrümmet, bis Du endlich mich hättest umgestimmet? O Du Falscher! schäme Dich! Kannst Du neue Schwüre finden, meinen Abscheu jetzt zu überwinden, der so unauslöschlich ist?" U. s. w. — Die Karschin starb 12. Oct. 1791, 69 J. alt.

wird von seinen Freunden darüber geneckt und lacht selber mit. — Der Gang dieser Leute ist ebenso sonderbar als ihr Ton. Was ich für eine Figur zwischen ihnen vorstelle, weiß ich selber nicht: es scheint, daß wir einander lieben und schätzen, ohne uns recht zu trauen."

Für die allgemeine Anerkennung Kants zeigten sich starke Symptome. Prof. Schmid in Jena (geb. 1761, später Verfasser eines philosophischen Wörterbuchs und einer empirischen Philosophie) gab einen Auszug aus der „Kritik der reinen Vernunft", die bald darauf von Born ins Lateinische übersetzt wurde; Jung-Stilling widmete eine neue Schrift Kant und Herder zugleich (Kant schickte sie, ohne sie zu lesen, an „den neugierigen alten Mann", d. h. Hamann); entscheidend waren die „Briefe über die Kant'sche Philosophie", welche seit Aug. 1786 im Mercur erschienen.

Der Verfasser derselben, Reinhold, geb. zu Wien 26. Oct. 1758, war im 14. J. bei den Jesuiten eingetreten, und hatte sich an dem Treiben dieses Ordens mit aller Schwärmerei der Jugend betheiligt; noch nach Aufhebung desselben schloß er sich den Barnabiten an. Als aber nach dem Tode Maria Theresia's ein freieres Leben begann, wurde er durch Alxinger, Blumauer und Ign. v. Born in die neuerrichtete „Loge zur wahren Eintracht" eingeführt, eine Abzweigung des Maurerordens, die sich hauptsächlich Wahrung der Gewissensfreiheit zum Zweck setzte, und schrieb für Blumauers „Realzeitung". Ein leipziger Professor, der Wien besuchte, veranlaßte ihn Oct. 1783, sich den drückenden Banden seines Ordens zu entziehn; er nahm ihn mit nach Leipzig, wo er durch Platner's Unterricht vollends seinem alten Glaubenssystem entfremdet wurde. Von Gemmingen und Blumauer empfohlen, kam er Mai 1784 bei Wieland an, der ihn in sein Haus nahm, und ihm 18. Mai 1785, nachdem er Protestant geworden, seine 17j. Tochter Sophie zur Frau gab. Er wurde jetzt Hauptmitarbeiter des Mercur, Ausleger des Oberon u. s. w., schrieb aber auch, als „Bruder Decius", für wiener Maurerzeitungen, namentlich über hebräische Mysterien. Erst im Herbst 1785 legte er sich auf das Studium Kant's, für dessen Speculationen er einen lebhaften, das Gemüth anregenden Vortrag fand. Er hatte einen angebornen Hang, alles Bedeutende anzuerkennen und sich ihm unterzuordnen; die Lebhaftigkeit seines Gemüths beschleunigte den Proceß seiner Ueberzeugungen, und eine unglaubliche Schreibfertigkeit machte dieselben schnell öffentlich.

Noch wichtiger war ein Schritt Kant's: die neue Ausgabe der „Kritik", welche verschiedene Härten der ältern milderte, den allgemeinen Begriffen starke Zugeständnisse machte, eine förmliche Widerlegung des Idealismus versuchte, und den praktischen Zweck der neuen Wissenschaft betonte, die allerdings mit der Entdeckung des Copernicus verglichen wurde. „Ich mußte das

Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu machen. Der Dogmatismus der Metaphysik ist die wahre Quelle alles der Moralität widerstreitenden Unglaubens. Nicht der kleinste Nutzen der Kritik ist die bessere Zeitanwendung einer wißbegierigen Jugend, die beim gewöhnlichen Dogmatismus soviel Aufmunterung bekommt, über Dinge, davon sie nichts versteht, bequem zu vernünfteln, oder gar auf Erfindung neuer Gedanken und Meinungen auszugehn und die Erlernung gründlicher Wissenschaften zu versäumen." Er ermahnte die „verdienten Männer", welche auf dem dornigten Pfade der Kritik sich schulgerecht fortgebildet hatten, sich „von dem Modeton einer geniemäßigen Freiheit im Denken nicht überschreien zu lassen".

Es ging das auf Jacobi, gegen den er Zeugniß abzulegen von verschiedenen Seiten schon lange aufgefordert war. Oct. 1786 schrieb Kant in die Berl. Mon. Schr.: „was heißt, sich im Denken orientiren?"*) — Das Dogmatisiren mit der reinen Vernunft im Felde des Uebersinnlichen sei der gerade Weg zur philosophischen Schwärmerei. Durch den bloßen Begriff sei im Reich des Uebersinnlichen nichts auszurichten. „Nun aber tritt das Recht der Vernunft ein, etwas vorauszusetzen, was sie durch objective Gründe zu wissen sich nicht anmaßen darf; und folglich sich im Denken, im unermeßlichen und für uns mit dicker Nacht erfüllten Raum des Uebersinnlichen, lediglich durch ihr eigenes Bedürfniß zu orientiren." „Dieser reine Vernunftglaube ist der Compaß, wodurch der speculative Denker sich auf seinen Streifereien im Uebersinnlichen orientiren, der Mensch von gesunder Vernunft aber seinen Weg seiner Bestimmung angemessen bezeichnen kann; und dieser Vernunftglaube ist es, der jedem andern Glauben, ja jeder Offenbarung zum Grunde gelegt werden muß. Der Begriff von Gott und selbst die Ueberzeugung von seinem Dasein kann nur in der Vernunft angetroffen werden, und weder durch Eingebung noch durch eine ertheilte Nachricht, von noch so großer Autorität, zuerst in uns kommen." „Wenn also der Vernunft in Sachen, welche übersinnliche Gegenstände betreffen, das ihr zustehende Recht, zuerst zu sprechen, bestritten wird, so ist dem Aberglauben eine weite Pforte geöffnet." — Dies ist der Punkt, wo er sich gegen Jacobi und seine Schule wendet: — „Habt ihr wohl überlegt, was ihr thut, und wo es mit euern Angriffen auf die Vernunft hinaus will? Ohne Zweifel wollt ihr, daß Frei-

*) Gleichzeitig erinnert Lichtenberg an Leibnitz' Ausspruch: „c'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parce qu'elles ont quelque chose de merveilleux. Il arrive dans le pays philosophique ce qui est arrivé dans le pays poétique: on s'est lassé des romans raisonnables et en est revenu aux contes de fées."

heit zu denken ungekränkt erhalten werde; denn ohne diese würde es mit euern Schwüngen des Genies bald ein Ende haben." Aber „wenn die Vernunft dem Gesetz nicht unterworfen sein will, das sie sich selbst giebt, so muß sie sich unter das Joch der Gesetze beugen, das ihr ein Anderer giebt; und durch die erklärte Gesetzlosigkeit im Denken wird die Freiheit zu denken zuletzt im Uebermuth verscherzt." — „Der Gang der Dinge ist ungefähr dieser. Zuerst gefällt sich das Genie sehr in seinem kühnen Schwunge, da es den Faden, woran es sonst die Vernunft lenkte, abgestreift hat. Es bezaubert bald auch Andere durch Machtsprüche und große Erwartungen, und scheint sich selbst nunmehr auf einen Thron gesetzt zu haben, den langsame und schwerfällige Vernunft so schlecht zierte; wobei es gleichwohl immer die Sprache derselben führt. Die alsdann angenommene Maxime einer zu oberst gesetzgebenden Vernunft nennen wir gemeine Menschen Schwärmerei; jene Günstlinge der gütigen Natur aber Erleuchtung. Weil indessen bald eine Sprachverwirrung unter diesen selbst entspringen muß, indem, da Vernunft allein für Jedermann giltig gebieten kann, jetzt jeder seiner Eingebung folgt, so müssen zuletzt aus innern Eingebungen durch Zeugnisse äußere bewegte Facta, aus Traditionen, die anfänglich selbst gewählt waren, mit der Zeit aufgedrungene Urkunden, mit einem Wort, die gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter Facta, d. i. der Aberglaube entspringen, weil dieser sich doch wenigstens in eine gesetzliche Form, und dadurch in einen Ruhestand bringen läßt." — „Weil gleichwohl die menschliche Vernunft immer noch nach Freiheit strebt" . . . so entspringt als natürliche Reaction daraus die Freigeisterei, d. h. der Grundsatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen. „Hier mengt sich nun die Obrigkeit ins Spiel: damit nicht selbst bürgerliche Angelegenheiten in die größte Unordnung kommen; und da das behendeste und doch nachdrücklichste Mittel ihr gerade das beste ist, so hebt sie die Freiheit zu denken gar auf, und unterwirft dieses, gleich andern Gewerben, den Landesordnungen." — „Zwar sagt man, die Freiheit zu denken könne durch Gewalt nicht genommen werden. Allein, wieviel und mit welcher Nothwendigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit Andern dächten! Also kann man wohl sagen, daß diejenige Gewalt, welche die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, den Menschen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme, das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Uebel dieses Zustandes noch Rath geschafft werden kann."

Es ist eigen, daß zwischen Kant und Jacobi nie der ernste Versuch einer Verständigung gemacht wurde, da etwas Verwandtes doch in ihren Resultaten liegt. Der Gegensatz zeigt sich mehr in Stimmung und Ausdruck. — Jacobi

bot seinen ganzen Scharfsinn und seine ganze Gelehrsamkeit auf, nachzuweisen, daß man auf dem Wege der Verstandesschlüsse niemals über die Sphäre des Endlichen hinaus, niemals zu Gott und Freiheit, dem Einzigen, woran ihm lag, vordringen könne; bei Kant führt die Kritik zu derselben Ueberzeugung. — Auf der andern Seite bot Jacobi alle Kraft seiner Beredsamkeit auf, um das Entsetzen auszudrücken, das diese Resultate in ihm erregten. Dies Entsetzen betrachtete er als den Hebel, der ihn durch einen Schwung (salto mortale) aus dem Reich des abstracten Denkens in das Reich des Glaubens, aus dem Naturzusammenhang in die Freiheit und das Wunder tragen, mit andern Worten, die Ueberzeugung erwecken sollte, daß trotz aller Verstandesschlüsse Gott und Freiheit existiren. — Einen solchen Sprung, zu dem Jacobi die Kraft fehlte, so daß es immer nur beim Anlauf blieb, hatte Kant wirklich gemacht: er hatte die Idee der intelligiblen Freiheit aus dem Begriff des moralischen Gesetzes wieder hergestellt. Kant erschrak vor nichts, weil er auch den Schrecken analysirte; seine Nächte wurden nie durch die Gespenster seiner Gedanken gestört. Er zeigte, daß die Vernunft es zu nichts weiter bringt, als zu Ideen; aber in den Ideen begriff er die Hauptsache des Lebens. — Jacobi dagegen war mit Ideen nicht gedient, er wollte Realität, und kam immer wieder auf den Weg der Deduction zurück. Diesen beständigen Wechsel der Gemüthsbewegung fühlte er sich gedrungen, den Freunden zu schildern, seinen Brüdern im Unglauben seine Sehnsucht nach dem Glauben verständlich zu machen, und da ihm selbst diese Zustände von großer Wichtigkeit waren, nahm er fast von allen Briefen, die er schrieb oder erhielt, Abschrift und ließ sie circuliren, bis endlich ein Buch daraus aufwuchs. In fieberhafter Angst, was man von seinen Schriften sagen würde, hätte er sich am liebsten an jeden Einzelnen gewandt, sich mit jeder Art der Bildung auseinandergesetzt. Am wichtigsten war es ihm, Autoritäten zu sammeln, zum Zeugniß, daß er geistig nicht isolirt, d. h. nicht verrückt sei.

Vollgepfropft von Autoritäten ist auch seine nächste Schrift: „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus; ein Gespräch;" April 1787. Sie enthält sehr anziehende Darstellungen aus dem innern geistigen Leben des Verfassers, der Hauptzweck aber ist, aus Stellen von Schriftstellern aller möglichen Nationen nachzuweisen, daß selbst für ausgemachte Skeptiker Glaube und Offenbarung wichtige Erkenntnißquellen gewesen sind. Dabei begegnet ihm, was man nach Kants Auseinandersetzungen kaum für möglich halten sollte, theoretischen und praktischen Glauben fortwährend zu verwechseln; und wenn er gar von einer „Offenbarung der Sinne" spricht, ist die Sophisterei handgreiflich. — Einige Apercus sind doch sehr zu beachten.

„Nichts anderes ist unsere Seele als eine gewisse bestimmte Form des

Lebens. Ich weiß nichts verkehrteres, als das Leben zu einer Beschaffenheit der Dinge zu machen, da im Gegentheil die Dinge nur Beschaffenheiten des Lebens, nur verschiedene Ausdrücke desselben sind; denn das Mannigfaltige kann im Lebendigen allein sich durchdringen und Eins werden. Wo reale Individualität aufhört, da hört alles Dasein auf. — Gott als das vollkommenste Wesen besitzt auch die höchste Persönlichkeit."

„Solche Menschen, die in ihrer engen Sphäre leicht sehr hell denken können, pflegen auf die hartnäckigste Weise die Grenzen ihrer Imagination für die Grenzen der Möglichkeit, und die Gesetze ihrer Imagination für die absoluten Gesetze der Natur und Vernunft zu halten. Sie würden eher ihre Sinne als ihre vorgefaßten Meinungen verleugnen. — Die Möglichkeit der Alleinherrschaft der „Vernunft" hängt von den Einschränkungen (Verstümmelungen) ab, zu welchen sich das Ich bequemt. — Das goldene Zeitalter, welches die modernen Aufklärer träumen, würde vollkommene, unveränderliche Verfassungen mit sich bringen, wie die — der Ameisen und Bienen. Einigermaßen ein Vorbild dazu haben wir bereits in China; und es ist als solches von europäischen Philosophen auch schon mehrmals angepriesen worden. — Alles muß der Erde gleich gemacht werden; was sich auf ihr über sie erhebt, das ist vom Uebel. — Tempel und Altäre müssen einsinken. Dann erst ist das goldene Zeitalter wirklich eingetreten, wenn von Gott und göttlichen Dingen gar nicht mehr die Rede sein kann. Damit wieder auch nur die Rede darauf käme, müßten wenigstens neue wunderthätige Propheten auftreten und ein allgemeines Staunen erregen."

Am wichtigsten war der Anhang „über den transcendentalen Idealismus". Jacobi suchte Kant, von dem er übrigens mit großer Hochachtung sprach, nachzuweisen, daß er viel mehr Idealist sei als er selber glaube. Er scheine alles in Subjectivität aufzulösen, d. h. in Gespenster und Wahn; aber sein Werk sei eben nur Kritik, er zeige nur, was leer sei, in seiner Leerheit. Die Vorstellungen könnten freilich das Wirkliche als solches nie darstellen; aber es sei unmöglich, daß es ursprüngliche Träume, ursprünglichen Wahn gebe. — „In die Sprache von Wesen, die nur anschauen und urtheilen können, wäre der Begriff von Ursache und Wirkung nie gekommen. Sind wir denn solche Wesen? — Lieber! wir können auch handeln. — Aus der Selbstthat geht der Begriff der Causalität hervor. — — „Wir glauben durch das Schattenspiel unserer Begriffe nicht allein zum Anschauen über alle Erfahrung hinausreichender Wahrheiten zu gelangen, sondern auch Triebe, Leidenschaften, Zwecke und Handlungen hervorbringen zu können. Darum täuscht uns jedes Schattenspiel, das uns ein Anderer vormacht, und wir wissen nicht, warum es nicht wirkliche Dinge sein könnten. Mich hat nichts als eine tiefere Mie-

taphysik vor dem Illuminatismus bewahrt, nichts als die Ueberzeugung, daß wirksame Grundsätze nur Resultat schon vorhandener Wirksamkeit sein können, und daß sich das Ding auf keine Weise umkehren läßt. Der Mensch wird durch Triebe, Leidenschaften, allgemeines Beispiel und Meinung geformt und regiert, nicht durch Räsonnement und Imagination a priori. — — Wollte die Kantische Philosophie von der transcendentalen Unwissenheit des Idealismus sich nur um ein Haarbreit durch Vermuthung oder Glauben entfernen, so verlöre sie nicht allein in demselben Augenblick alle Haltung, sondern sie müßte auch, was sie als ihren Hauptvorzug angiebt, nämlich die Vernunft in Ruhe zu setzen, ganz und gar fahren lassen; denn diese Anmaßung hat keinen andern Grund als die durchgängige absolute Unwissenheit, welche der transcendentale Idealismus behauptet; diese durchgängige absolute Unwissenheit würde aber alle Kraft verlieren, wenn irgend eine Vermuthung sich über sie erheben und auch nur den kleinsten Vortheil ihr abgewinnen könnte."

„Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beschreiben; nur wenn Du das Licht anzündest, kannst Du zeigen, was die Nacht war. Die Menschen vom Irrthum abzuführen, muß man nicht die Worte der Thoren widerlegen, sondern den Geist ihrer Thorheit in ihnen auslöschen. Wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht wie den Tag; warum willst Du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne Dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott sie verborgen, hervorrufen wird? Gott ist für den Menschen nur durch den Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, indem er sich selber kennt, und ehrt Gott nur, insofern er sich selber ehrt, d. h. nach den reinsten und besten Trieben handelt. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den Andern Gott kennen. Aber wenn Du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst Du ihm Gott, der Dein Herz also gebildet."

Die Allg. Lit. Z. erwiederte: „Wir glauben nicht, daß wir einen Körper haben und daß außer uns andere Körper und andere lebende Wesen vorhanden sind, sondern wir empfinden uns selbst, empfinden unsern und andere Körper, und schließen auf denkende Wesen außer uns. Logik und Gemeinsinn haben seit undenklichen Zeiten zwischen Glauben und Empfinden einen Unterschied gemacht. Was Andere Empfindung heißen, Glauben zu nennen, ist eine willkürliche Verdrehung des Sprachgebrauchs. Man soll bekannte Sachen mit bekannten Worten ausdrücken, nicht einen leeren Dunst erregen, Mißverständnisse veranlassen, und zu dem Verdacht Gelegenheit geben, man wolle unvermerkt alles auf Glauben und positive Sätze der Religion zurückführen." Härter drückte sich die Berl. Mon. Schr. aus: sie beschuldigte

Jacobi und Schlosser heimlicher Verbindungen mit den Jesuiten. — Wieland ließ in der „Lustreise in Elysium" und Lucianischen Todtengesprächen harmlose Spöttereien über das Zauberwort der Glaubensphilosophie Quiribirini, wodurch die Seele die Fähigkeit erhält, sich aus dem Körper zu versetzen vom Stapel laufen.

Hamann zeichnete eine Reihe von Gegenbemerkungen zu der Schrift seines Freundes auf. „Die Wahrheit muß aus der Erde gegraben werden und nicht aus der Luft geschöpft, nicht aus Kunstwerken, sondern aus irdischen und unterirdischen Gegenständen erst ans Licht gebracht werden durch Gleichnisse und Parabeln der höchsten Ideen und transcendenten Ahnungen. — Unsere Begriffe von Dingen sind wandelbar durch eine neue Sprache, durch neue Zeichen, die neue Verhältnisse uns gegenwärtig machen. — Was Gott zusammengefügt, kann keine Philosophie scheiden. Glaube hat Vernunft ebenso nöthig, als diese jenen. Philosophie ist aus Idealismus und Realismus, wie unsre Natur aus Leib und Seele zusammengesetzt. Nur die Schulvernunft theilt sich in Idealismus und Realismus; die echte weiß nichts von diesem erdichteten Unterschied, der nicht in der Natur der Sache gegründet ist, und der Einheit widerspricht, die allen unsern Begriffen zum Grunde liegt oder wenigstens liegen sollte. — Jede Philosophie besteht aus gewisser und ungewisser Erkenntniß, aus Idealismus und Realismus, aus Sinnlichkeit und Schlüssen. Wozu soll blos die ungewisse Erkenntniß Glaube genannt werden? Erkenntniß ohne Vernunftgründe ist ebenso unmöglich als sensus sine intellectu. Je mehr Worte, desto mehr Stoff zu Mißverständnissen. — Es lohnt nicht, ein Wort weiter darüber zu verlieren, bis man einig ist, was jeder durch Vernunft und Glauben versteht, nicht was Hume, Du und Ich und Er verstehen, sondern was die Sache ist, und ob es eine ist. Ein allgemeines Wort ist ein leerer Schlauch. — Vernunft ist die Quelle aller Wahrheit und aller Irrthümer; also haben beide Theile Recht und beide Unrecht, die sie vergöttern und die sie lästern. Glaube ebenso die Quelle des Unglaubens und des Aberglaubens. Die Sprache ist die Verführerin unseres Verstandes und wird es immer bleiben, bis wir auf den Anfang und Ursprung wieder zurück und zu Hause kommen. Sein, Glaube, Vernunft sind lauter Verhältnisse, die sich nicht absolut behandeln lassen; sind keine Dinge, sondern reine Schulbegriffe, Zeichen zum Verstehn und Bewundern, Hilfsmittel, unsere Aufmerksamkeit zu erwecken und zu fesseln, wie die Natur Offenbarung ist, nicht ihrer selbst, sondern eines höhern Gegenstandes, nicht ihrer Eitelkeit, sondern Seiner Herrlichkeit, die ohne erleuchtete und bewaffnete Augen nicht sichtbar ist, noch sichtbar gemacht werden kann. — Warum setzest Du den Gegnern Deine eigne Philosophie entgegen? Du hättest Dir

ihre Philosophie zu eigen machen und die Widersprüche derselben zeigen sollen. — Geselligkeit ist das wahre Princip der Vernunft und Sprache, durch welche unsere Empfindungen und Vorstellungen modificirt werden. — Allenthalben stoße ich auf identische Sätze, deren Identität unter neuen Ausdrücken, Gleichungen und Formeln von Dir nicht gemerkt, und daher bald bejaht bald verneint wird, weil die Begriffe in einer andern Uniform erscheinen. Wenn wir unsern Empfindungen, unsern Vorstellungen glauben, dann hört freilich aller Unterschied auf. Wir können für uns diese Zeugen nicht entbehren, aber Niemand durch ihre Uebereinstimmung widerlegen. Da jeder an der Analysis des Andern und an der Synthesis seiner eignen Begriffe arbeitet, so ist keine Stetigkeit möglich von beiden Seiten, sondern ein ewiges Drehen und ein unvermeidlicher Wechsel. — Den kleinsten Satz von Zweideutigkeit zu befreien, ist keine leichte, sondern die schwerste Arbeit. Noch weiß ich weder was Hume, noch was wir beide unter Glauben verstehn, und je mehr wir darüber reden oder schreiben würden, desto weniger würde uns gelingen, dies Quecksilber festzuhalten. Glaube ist nicht Jedermanns Ding und auch nicht communicabel wie eine Waare, sondern das Himmelreich und die Hölle in uns. Glauben, daß ein Gott sei, und glauben, daß keiner sei, ist ein identischer Widerspruch. Zwischen Sein und Glauben ist ebensowenig Zusammenhang, als zwischen Ursache und Wirkung, wenn ich das Band der Natur entzwei geschnitten habe. Incredibile sed verum."

„Meinst Du, daß es Andern besser gehe als Dir mit Deinem Christenthum? Wundere Dich also nicht, daß Du allenthalben Dein eigen Elend findest. Mit solchen Gesinnungen, hoffe ich, ist man nicht weit vom Reiche Gottes. Hast Du gesucht? hast Du gestrebt? hast Du nichts als zerlöcherte Cisternen gefunden? Nun so versuche es ein Vierteljahr mit Stillsein und Hoffen. Fürchtet euch nicht, stehet fest und sehet zu; der Herr wird für uns streiten und wir werden stille sein. — Unsere besten Kenntnisse und Leidenschaften hängen oft von Mißverständnissen ab . . . Der allein, welcher ins Herz und ins Verborgene sehen kann, ist das Object unserer Begierden und Ideen, alles Uebrige sind Erscheinungen, wie die Philosophen ganz recht sagen, ohne sich selbst zu verstehn oder verstanden zu werden. Mit diesen Phänomenen müssen wir uns behelfen, bis wir ins Reine und Freie kommen, aus unserm Mutterleibe heraus, der uns eingewindelt hat und aushalten muß, bis wir zur Reife kommen. — Ich werde ein Mystiker; das ist ein Zeichen zur Mittagsstunde, und ein Gähnen meines Magens, der sich auf einen Häring und ein Glas Wein freut." —

„Gewiß scheint mir," schreibt Lavater an Jacobi 21. April 1787, „wir haben in uns eine Kraft, die ich nicht anders als magisch nennen kann.

Alle Magie schafft, wie sie meint,*) aus Nichts, sie realisirt Ideen zu Gestalten, giebt diesen Gestalten Solidität und Leben. Würdest Du Dich entsetzen, wenn ich das eigentliche Wesen der Religion, insofern sie von Moral verschieden ist, diese Götterzauberei, Engelerschaffung, Gottesrealisirung, diese Hypostasis in uns Magie nennen würde? . . . Der Glaube, den Christus erregen will, was ist er anders als Magie? . . . Er verträgt nichts Unsolides, Halbes, Schwankendes; er macht alles sich selbst gleich in Ansehung der Gewißheit und Realität . . . Die Kraft des Menschen, sich die Geisterwelt so existent zu machen als die Körperwelt, heiße ich Magie und Religion." „Religion," setzt er hinzu, „ist die Ahnung eines Verhältnisses zu etwas mir Analogem, von mir verschiedenem Kraftreicheren, ohne welche Ahnung mir alles zerstückt, zerrüttet, widersprechend, ungenießbar wird, durch welche sich mir alles humanisirt . . . Betrachte ich die Welt blos als Zuschauer, nicht als determinirte bedürfnißvolle Person, so scheint sie mir ein ewiges nothwendiges System unwillkürlicher Kräfte zu sein . . . Kurz, ich seh' ein regelmäßig gebärendes und wieder verzehrendes Ungeheuer. — Nun, möcht' ich sagen, hat dies Ungeheuer die Meprise gemacht und die ungeheure Etourderie begangen, mich so zu organisiren, daß ich kein immer gebärendes allverzehrendes Ungeheuer ertragen kann. — Ich Person muß alles personificiren, meine Natur bringt das mit sich; der decidirteste Atheist personificirt alle Augenblicke seine Welt und sein Schicksal; so wenig kann die menschliche Natur Persönlichkeit entbehren. Wir abstrahiren alles von uns; wir selbst sind der Maßstab aller Dinge. — In meiner Natur seh' ich ganz klar zwei Naturen in unaufhörlicher Harmonie: im vegetirenden Menschen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmensch Christus . . . Wir treten aus unserer Natur heraus, wenn wir uns einen blos willkürlichen, durch keinen Weltmechanismus gebundenen Gott denken; wir treten aus unserer Natur heraus, wenn wir uns einen blos mechanischen Gott denken. — So vereinig' ich Spinozismus und Christenthum, das sich wie Ja und Nein aufzuheben scheint, aber sich nicht mehr aufhebt als der Mechanismus und die Freithätigkeit unserer Natur. Beides coexistirt in und neben einander in uns, keins hebt das andre wirklich auf." — „Wie jeder sich ansieht, sieht er das Universum an, der menschlichste Mensch hat den menschlichsten Gott, der freieste den freiesten. Wem es scheint,

*) „Mir ist nicht bekannt," antwortet Jacobi, „daß die Magie irgendwo sich dergleichen angemaßt habe: sie giebt nur an, zu verborgenen Kräften geheime Mittel des Zugangs zu haben." — In derselben Zeit lernte Goethe Cagliostro's Familie in Sicilien kennen, und enthüllte die Betrügereien dieses Gauners — Uebrigens kam ihm gerade dort seine Freimaurerei zu statten: er fand in bedrängten Umständen geheime Verbündete.

daß er actionum in distans fähig ist, dessen Gott ist magisch, freischöpferisch, wunderthätig. Was allen meinen Bedürfnissen genugthut, das ist mein Gott . . . Indeß da alles dies nur ein Abstractum unserer Individualität ist, dem wir durch die magische Kraft unsrer Natur die völlige Solidität und Realität unsrer eignen Existenz geben, so hat der Atheist recht, wenn er eine Demonstration Gottes als eines außerweltlichen Wesens als unmöglich verwirft: denn mein Gott, wie frei er ist, ist doch nur ein Abstractum meiner Individualität. Religion ist ein innerer Sinn, der sich Götter schafft, die wahre Magie der menschlichen Natur; die Schöpfungskraft eines nahen, möglichst verschiedenen Universalmediums des froheſten Selbstgenusses . . . Bis ich einen persönlichen Gott habe, mit dem ich wenigstens so vertraulich correspondiren kann wie mit Dir, der mir so determinirt antwortet wie Du, — hab' ich keinen! — Mein tägliches Gebet ist: zeige Dich, Abrahams Gott! Gott Isaacs, zeige Dich!"

Also nicht Sicherheit des Glaubens, sondern Sehnsucht nach dem Glauben; nicht hingebende Frömmigkeit, sondern der ungestüme Drang, die Fülle der eignen Persönlichkeit durch eine höhere Macht zu kräftigen. Unter Feuerbach's scheinbaren Paradoxien wird man nur wenige finden, die Lavater nicht schon in vollstem Ernst gewagt hätte. Auch in seinen polemischen Schriften gegen die Unchristen ist vieles blos Controvers, vieles gegen die eignen Zweifel gerichtet. Seine Sehnsucht wendet sich nicht blos den wahren Aposteln zu, sondern jedem Menschen von starker Willenskraft; selbst für den Stifter der Illuminaten hegt er einige Sympathie. „Die Feinde des Christenthums," schreibt Stolberg an Jacobi, „wünschen nichts mehr als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer Thaumaturgen und Magier verwechselt werde."

Unter dem wunderlichen Titel: „Gott!" veröffentlichte Herder gleich darauf Gespräche über Spinoza, zur Widerlegung Jacobi's, gegen den er sich wie gegen Lavater und Claudius immer fremder fühlte. Goethe pflichtete ihm darin völlig bei*) (23. Aug. 1787): „mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten; ich habe das wohl gewußt. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine (Claudius) ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat

*) Doch gleichzeitig: „Ich bin mit meiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, glückliche Masse werden könne. Und wenn dieser Traumwunsch wirklich einmal in Erfüllung ginge? Zu gleicher Zeit wird die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein."

Gänse," singt sich mit bequemerer Naivetät, als „Allein Gott in der Höh sei Ehr!" Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser als der letzte. Der andere (Jacobi) denkt, er kommt aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen; er wird sich fremd finden, und vielleicht nicht wissen, warum. Der züricher Prophet ist klug genug und gewandt genug, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen und Sehnsuchten u. s. w. ist von Anfang . . . Würde der eine sagen: Alles was lebt, lebt durch etwas außer sich, würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen, würde der dritte nicht um ein Paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben! Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen."

Noch rücksichtsloser, und öffentlich, traten die Berliner auf. Lavater's und Swedenborg's alte Sünden wurden wieder hervorgesucht; des zweideutigen darmstädter Hofpredigers Stark „Apologie" (Oct. 1787) veranlaßte heftige Angriffe von Biester, Gedike und Nicolai; Elise v. d. Recke enthüllte in einer öffentlichen Erklärung die Betrügereien Cagliostro's und seiner Jünger; auch Garve, v. Knigge (als Philo), Campe (jetzt Schulrath in Braunschweig) und Reimarus mischten sich in den Streit. „Wer ist," fragt Lavater, „die herrschende und wer die unterdrückte Kirche? Offenbar ist es die herrschende Philosophie, durch welche die Kirche unterdrückt wird. Wodurch unterscheidet sich die herrschende philosophische Kirche von jeder gemeinen orthodoxen oder hierarchischen Kirche? Gewiß nicht in Duldung und Schonung, gewiß nicht in Sanftmuth und Billigkeit gegen ihre kaum mehr sprechen dürfenden Gegner! Welche Bände von inhumanen Urtheilen, Prostitutionen, unwürdigen Verhöhnungen, unwürdigen Mißhandlungen könnte man zusammenfinden!"

Joh. Müller — den Jacobi Sept. 1786 zuerst hatte kennen lernen und der ihm sehr unheimlich vorgekommen war, trotz der Uebereinstimmung in ihren religiösen Ansichten — hatte unmittelbar nach dem Tode des Königs seine Anstellung in Berlin betrieben: er verhieß eine deutsche Reichsgeschichte, die östreichisch gesinnte von M. J. Schmid zu verdrängen. Vorläufig verlangte man etwas über den Fürstenbund zur Ergänzung der Dohm'schen Schrift; zu diesem Zweck gab ihm der mainzer Hof, der jetzt ganz in die preußischen Plane eingegangen war, Urlaub von seinen Geschäften. Die „Darstellung des Fürstenbundes" (Febr. 1787) vertiefte sich in die ersten Begriffe der Rechtsphilosophie. Bürgerliche Freiheit ist, wo Gesetze einen jeden Menschen wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut sichern; politische Freiheit, wo Fundamentalverordnungen und Friedensverträge dem Staat seine Verfassung und seine Besitzungen gewähren. „Ein unbedeutender Philosoph (besonders wenn er schweigt) ist überall frei, die Lazzaroni sind es ebenfalls; wo keine Polizei ist, sind es auch die Bettler. Aber daß er sich der Staatspflichten entäußert, entschuldigt kein Gefühl unbezwingbarer Seelenhoheit, keine Philosophie." „Bei den Verbindungen für die allgemeine Freiheit kommt es nicht auf höhere Motive an. Privatinteresse und Nebenumstände haben das Meiste gethan. Uns kann gleichgiltig sein, ob König Wilhelm aus Privathaß, aus Ruhmbegierde oder aus staatskluger Sorge für Europa die Projecte Frankreichs gehemmt: edel genug, wenn er seinen Leidenschaften die gemeinnützigste Richtung gab. Solange Menschen sein werden, läßt sich kaum eine bessere Lage der Geschäfte denken, als worin das öffentliche Gute zugleich der Weg für das Privatglück sei. Staatsverbindungen beruhen weniger auf dem Charakter des Urhebers, als daß wir uns folgende Fragen wohl beantworten: Was ist unser und sein Interesse? sind sie dieselben? hat er den Geist solches zu fühlen und Macht uns zu helfen?" — Die deutschen Fürsten hatten Recht, sich in ihrem Kampfe gegen den Kaiser auf Gregor 7. zu stützen. „Niemand konnte so wie der Papst ihrer Association Consistenz geben. Seine Theologie beurtheile die Kirche, seine Privatabsichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den alldrohenden Despotismus der klügsten, der thätigsten und mächtigsten Kaiser beharrlicher und wirksamer gearbeitet? Unsere Reichsverfassung, die ihre Stärke jetzt in sich selbst, und in welcher Europa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papst schuldig. Weder weltliche noch geistliche Universaldespotie ist gut: vielleicht aber hat diese folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrschaft, welche auf der Meinung beruht, besteht nur solange sie erträglich verwaltet wird; was hat es nicht gekostet, um die Welt von den Cäsaren zu befreien. Als dem Norden der Papst nicht mehr gefiel, so entzog er sich ihm." Darum tritt er auf Seite der

Welfen, auf Seite Heinrich des Löwen. „Die Gesetze können sich nicht selber helfen; Glück genug, wenn ein großer Fürst für sie interessirt ist, und wenn mehrere Fürsten vom zweiten Rang ihn bei der guten Sache unterstützen." Doch war die Macht der Welfen beim Fall der Hohenstaufen zu gering, um die Anarchie abzuwehren. „Dies wird vermieden, wenn ein Reichsfürst groß genug ist, um wider den größten zu schirmen, und nicht so groß, daß ihm das Reich gleichgiltig sein könnte." Mit Begeisterung schildert er die moderne Idee des europäischen Gleichgewichts. „Wie dem gewaltigsten so dem geringsten Staat werden durch die Theilnehmung der zunächst interessirten und ferner der übrigen Staaten seine Rechte gesichert. Verträge soll keiner unter irgend einem Vorwand eigenmächtig verändern. In unbestimmten Fällen wird nach allgemeinem Interesse entschieden. Am aufmerksamsten werden die Schritte des mächtigsten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; die kleinste Uebertretung von ihm wird allgemeine Sache." — Das europäische Gleichgewicht wird hauptsächlich durch die östreichische Universalmonarchie bedroht. Schon durch Karl 5. Man fand gegen ihn das richtige Mittel der Union; aber diese säumte zu lange. „Die Protestanten waren überzeugt, ihre Sache sei gut, sie sei die Sache Gottes. Man führt eine gute Sache selten so klug und fleißig als eine böse; die menschliche Trägheit überredet uns, was gut ist, gehe von selber: ein Irrthum sowohl wider die Schrift als wider die Ordnung der Natur." Denselben Fehler beging die Union gegen Ferdinand 2.; und rücksichtsloser betrat nach ihrem Fall die östreichische Monarchie den Weg des Despotismus. Auch diesmal mußte Frankreich helfen wie gegen Karl 5.; schlimm genug, aber es war nicht zu vermeiden. „Der westfälische Frieden, den Umständen der Zeit so angemessen, in seinem Geist so umfassend und systematisch, daß er das erste Studium der Staatsmänner sein muß, befestigte die Gesetze der Deutschen und die europäische Freiheit." Der Vollender dieses Staatensystems war Wilhelm von England, der die Uebermacht Ludwig's 14. brach. „Seither wird für das Gleichgewicht so entscheidend am Ganges wie am Rhein gestritten, und der ist nicht mehr ein vollkommener Staatsmann, dessen Kenntniß und Blick nicht alle Staatenverhältnisse auf dem Erdboden umfaßt." Dieses Staatensystem, „worin die Macht unter mehrere Fürstenthümer und Republiken so vertheilt ist, daß kein Staat ungerecht sein dürfe, ist in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage". Es wird wiederum durch Oestreich bedroht. Dieser Gefahr zu begegnen, ist vor allem nöthig, den Begriff der Reichsgewalt zu untersuchen. „Die Reichsverfassung ist eine große Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechsel der Zeiten, sich zusammen einverstanden auf gemeines Recht und gemeine Hilfe." — Und wenn sie bedroht wird? —

„Jede Verfassung, welche eine Erneuerung ihrer Kräfte nöthig hat, findet sie am besten in der Natur ihres Grundsatzes: die Deutschen haben sich in allen Krisen durch Associationen geholfen." — Am größten ist die Gefahr, seit das Haus Lothringen in Oestreich regiert. Ungescheut wird seitdem die Nichtigkeit aller Verträge, die ausschließliche Berechtigung des momentan Zweckmäßigen gepredigt. Zunächst empfinden die geistlichen Fürsten Kaiser Joseph's Uebergriffe. Die Entscheidung dieser Fragen liegt in den „Gesetzen der katholischen Kirche, nach welchen jene auf das Ewige und Innere zielende Macht, von der soviele Staaten ihre erste Aufklärung und moralische Bildung haben, in den Bisthümern unabhängig existirt: ewig nach den katholischen Lehren, und wenn sie umgeändert werden müßte" (setzt doch der Protestant hinzu), „gewiß nicht von Einem, sondern durch die Nation, durch Geist und Kraft und nie mit Feuer und Schwert." „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie: sie sei eine leimerne Mauer, sie ist's doch gegen Tyrannei. Der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, dieser sich. Man spricht wider den Papst, als ob ein großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: bis hierher und nicht weiter!" — Alle Stände werden durch die östreichische Usurpation gleichmäßig bedroht: die Fürsten, die Städte, die Ritter; Müller ruft die Schweizer zu Hilfe, ja im Nothfall die Franzosen; er weist endlich auf den natürlichen Schutz des Reichs, auf Preußen. „Seither sammelte Friedrich Bürgerkronen als der Wohlthäter seiner Preußen; die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er sehen wollte, mit einem offenen festen Heldenblick, in dem nichts Aengstliches, nichts Unstetes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in seinem großen Geist gemeiniglich mehrere Gegenmittel fand, und meist nur die wählte, deren Gebrauch ganz von ihm abhing. Die Rolle Preußens ist nicht die Frucht besonderer Tugend; vielmehr gründet sie sich auf die Lage dieser Monarchie; solange diese bleibt, müssen die Preußen die Erhaltung des Reichs wollen, das Können hat Friedrich hinterlassen."

Mit dem Fürstenbund stand es mißlich. Ein Mitglied desselben, der Kurfürst v. Hessen-Kassel, übte Febr. 1787 in Bückeburg Faustrecht, und es dauerte Monate, ehe die Sache beigelegt wurde; in demselben Monat vermittelte Preußen (Lucchesini) zwischen Mainz und Rom, um den östreichischen Einflüssen zu begegnen, und bewog schließlich den Kurfürsten in der That, die emser Punktationen aufzugeben. Gleichzeitig wurde die Wahl Dalberg's zum Coadjutor von Mainz durchgesetzt. Alle diese Punkte zu schlichten, wurde J. Müller nach Rom geschickt. Seine Schrift scheint gefallen zu haben,

man verwandte ihn jetzt ausschließlich zu Staatsgeschäften. In Rom bemerkte er, daß der heilige Vater für seinen Segen erstaunlich viel Geld verlange. 28. Sept. brachte der Gothaische Reichsanzeiger die Notiz, er sei in Rom katholisch geworden; ähnliche Gerüchte gingen über Goethe. — Doch weit über das Interesse für diese religiösen Wirren ging die Aufmerksamkeit, welche die Bewegungen in Frankreich erregen mußten.

„In lange schon bestehenden policirten Staaten, wo der Druck der höchsten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der große Hause die ihm aufgebürdeten Lasten ebenso gedankenlos wie jedes andere Lastthier trägt: . . . in solchen Staaten wird der tyrannische Uebermuth auf der einen, die sklavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indeß ereignet sich doch zuweilen der Fall, daß der allzustraff gespannte Bogen plötzlich bricht, daß ein aufs äußerste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigne lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und nun an seinem Theil das Recht des Stärkern gegen seine Unterdrücker geltend macht."

Wenig ließ sich Wieland träumen, als er diese Worte Aug. 1787 schrieb, daß in zwei Jahren seine Weissagung auf eine so unerhörte Weise in Erfüllung gehn würde. Ahnen konnte es Deutschland aus zwei Werken, die eben erschienen waren, als der Mercur jene Bemerkung brachte: Heinse's „Ardinghello" und Schiller's „Don Carlos". Fast unbemerkt von der herrschenden Literatur, die ganz in ihre spinozistischen Studien vertieft war, hatte sich eine gewaltige Gährung des Volks bemächtigt.

Zweites Buch.

Schiller war 10. Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg geboren; die Dienstgeschäfte des Vaters führten die Familie nach Lorch, zuletzt in das herzogliche Lustschloß Solitude bei Stuttgart. Der Vater, ursprünglich Feldscheer, dann Werbeofficier, endlich Aufseher einer Baumschule in der Solitude mit Hauptmannsrang, ein braver, gedrungener, resoluter Militär, hielt den Knaben, der noch als gemachter Mann mit Er angeredet wurde, knapp und streng, so lieb er ihn hatte. Auch die Schullehrer waren grimmige Gebieter: der Junge mußte den Katechismus mit allen Nebenfragen auswendig lernen und durfte nicht räsonniren, wozu er einige Anlage zeigte. Solche Zucht hat einen gesunden Knaben noch nie ruinirt; schlimmer ist für ein stolzes Gemüth das Bewußtsein, daß der Vater Andern gegenüber in einem untergeordneten Verhältniß steht. Der Sohn des Handwerkers oder des Bauern empfindet das nicht so als der Sohn des Dienstmanns, dessen Gedanken sich um Versorgung und die Gunst der Vorgesetzten drehn.

Schiller war zum Theologen bestimmt. Der natürliche Lauf der Dinge hätte ihn in eine schwäbische Klosterschule geführt, aber der Herzog brauchte Recruten für die neu gegründete Militärakademie, sein Steckenpferd, und der junge Schiller wurde 17. Jan. 1773 gepreßt, um die Rechte zu studiren. — Der Herzog hatte eine zügellose Jugend durchlebt, und die Willkürlichkeiten seiner Regierung (Moser, G. L. 2., S. 260) waren so weit über das gewöhnliche keineswegs geringe Maß der damaligen Kleinstaaten hinausgegangen, daß vom Reich Warnungen und Rechtsbedenken einliefen. Jetzt im 45. J. legte er sich mehr auf Beglückung seiner Unterthanen, zum Theil veranlaßt durch seine Geliebte, Gräfin Franciska v. Hohenheim, die er ihrem

Mann entführt hatte und sich später zur linken Hand antrauen ließ. — 18. Nov. 1775 wurde die Akademie in die Hauptstadt verlegt, und ein Lehrstuhl der Medicin errichtet: ursprünglich sollte sie nur Officiere, Beamte und Techniker bilden. Schiller wurde für die Medicin gepreßt.

Die „Cavaliere und Eleven" waren des Herzogs Günstlinge; er wollte von ihnen gemüthlich angeregt sein, sie mußten alljährlich eine Charakteristik einliefern, und sich namentlich über ihre Gesinnung gegen den fürstlichen Wohlthäter mit vollem Freimuth aussprechen. Schiller schrieb in seinem 15. J.: „Dieser Fürst, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, muß mir viel schätzbarer als die Eltern sein, welche von seiner Gnade abhängen. — Dürfte ich mich ihm mit der Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt! . . Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete! Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters ... Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! . . . Lassen Sie mich, Durchlauchtigster! vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknieen und Ihnen für mein Glück danken. Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann." — In diesem Ton hatte Schiller alljährlich Festreden auf den Herzog und Franciska zu verfertigen, die vielen Beifall fanden: fast durchweg steht darin die Versicherung, daß er die kriechende Schmeichelei verachte!

Fast gleichzeitig mit jener Lobrede, 20. Febr. 1775 fällt ein Billet an einen Mitschüler: „Du wähnst, ich solle mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinn der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen; dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen als die wirkliche ist; wir kannten nur Ideale." — In welcher von diesen Stilübungen ist Wahrheit? — Schiller verstand scharf und boshaft zu beobachten; dann aber hatte er das Bedürfniß der Begeisterung, und wenn die Rede ihn überkam, hörte die Wirklichkeit für ihn auf. Der Trieb, zu empfinden, ging stets der wirklichen Empfindung voraus.

23. Jan. 1777 ließ der Herzog (G. L. 2., S. 650) den Dichter Schubart, der Anzügliches gegen die Fürsten gesagt, nach dem Hohen-Asperg schleppen, ein Jahr in finsterm, feuchtem, unterirdischem Kerker halten, und Jahre lang auf die ausgesuchteste Weise quälen. — Er erreichte seinen Zweck; Schubart wurde fromm, schrieb Loblieder auf die Fürsten und konnte endlich zum Hofjournalisten ernannt werden.

Schubart als Lyriker war Schillers Vorbild. Seine ersten lyrischen Versuche waren kein leichter Erguß; mühsam drängte er die Eindrücke aus gelesenen Schriften zusammen: dann war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt nicht vorhanden; er brachte seine Gedanken unter Stampfen, Brausen und Schnauben zu Papier, wie er selbst in einer Ode von 1777 sagt: „fahr' ich wüthend auf, stampfe gegen die Erde, schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener!" Eine Erzählung von Schubart gab ihm den Stoff zu den Räubern; Ugolino, Julius von Tarent, später Shakespeare die dramatische Form. Aus den Gesprächen der Räuber sieht man, was in den Köpfen der Karlsschüler gährte, wenn auch die guten Jungen keine Gelegenheit hatten, 40,000 Dukaten auf der leipziger Messe zu verthun und zum Begräbniß eines Hundes allgemeine Fasten auszuschreiben. „Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Männern!" „Pfui über das schlappe Kastratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen!" „Stelle mich vor dreihundert Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sind!"

1779 sollte Schiller aus der Akademie entlassen werden, aber die Probeschrift, „Philosophie der Physiologie", befriedigte den Professor nicht. „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein zu folgen ich mir nimmermehr getraue. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen, und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden: so greift er den unsterblichen v. Haller so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen nützlichen Gelehrten." — Der Herzog resolvirte 13. Nov., „daß der junge Mensch viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. Eben deswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, wird es recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch etwas gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

14. Dec. 1779 war die öffentliche Prüfung; Karl August und

Goethe, die eben aus der Schweiz zurückkehrten, wohnten als geehrte Gäste den Festlichkeiten bei. Schiller erhielt drei Prämien, in der praktischen Medicin, in der materia medica und in der Chirurgie; um den vierten Preis, in der deutschen Schreibart, mußte er mit andern Bewerbern loosen, das Loos entschied gegen ihn. — Goethe stand in der vollsten Blüthe der Schönheit und des Glücks. Zehn Jahr jünger, war der Eleve Schiller keine blendende Erscheinung: hoch aufgeschossen (6 F. 3 Z.), aber linkisch in seiner Haltung, blaß, mit Sommersprossen und rothem Haar, die Augen beständig geröthet und blinzelnd, in eine geschmacklose Uniform gepreßt und wenig achtsam auf sein Aeußeres. Aber dieser unbeholfene, selbst unreinliche, von vielfachem Druck belastete Jüngling hatte das stolze Gefühl, der großen Erscheinung, die ihm gegenüberstand, einst ebenbürtig zu werden; er hatte es in diesem Augenblick mehr als 17 J. später, wo er in engster Freundschaft mit Goethe verbunden den W. Meister anstaunte.

Welch ein Contrast in diesem Zusammentreffen! Kein geringerer als zwischen W. Meister und „Kabale und Liebe", zwischen jener Lobrede — die noch jetzt sich wiederholte, da schon die Räuber gedichtet wurden! — und dem Gedicht „in Ilmenau". — Durch Goethe's Jugend athmet der Geist der Freiheit. In der kleinen Republik kennt er keinen über sich; die Familie gehört zum Patriciat, dem Vater und liebevollen Erzieher, der ihn beständig nach Italien drängt, um auch das Vergnügen zu seiner Bildung zu verwerthen, wächst er bald über den Kopf, und jener begnügt sich, den genialen Einfällen des Knaben und Jünglings mit Ordnung und Maß nachzugehn. Wohl blickt er in die geheimen unterirdischen Irrgänge der Wirklichkeit, aber er betrachtet sie als lustiges Schauspiel, da ihn selbst der Druck jener Atmosphäre nicht berührt. Die besten Köpfe der Nation huldigen schon dem Jüngling, dem zugleich jedes weibliche Herz entgegenschlägt. Auch als Mitglied des Hofs bewahrt er seine Freiheit. Wohl kann er das wirkliche Leben lieben, denn es bot ihm sein schönstes Gesicht. Wie wäre das bei Schiller möglich gewesen, den der äußere Druck bis in seinen Familienkreis, ja bis in sein eigenes Gemüth verfolgte! Sobald er zum ersten Mal zur Besinnung kam, mußte die Huldigung vor der Macht in Haß umschlagen.

15. Dec. 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Diesmal genügte die Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen". Er hatte die Dreistigkeit, darin sein eigenes Trauerspiel unter falschem Namen zu citiren: es ist die Stelle, wo Franz seinen Traum erzählt. Sehr fein führt der Dichter die von ihm erfundenen Seelenbewegungen auf physiologische Gesetze zurück; er bemüht sich, sie bis in die Nerven, bis ins Blut zu verfolgen. Dasselbe thut er mit Stellen aus

Shakespeare. — Auch sonst war das Studium der Medicin nicht ohne Einfluß auf seine Dichtung, die Theorien des jüngern Moor schmecken stark nach dem Fleischmesser des Anatomen.

Als Regimentsfeldscheer in Stuttgart trat Schiller ins Leben. Seine Praxis war nicht bedeutend, die Rechnungen wurden nicht immer bezahlt, Gegner bezeichneten ihn als „notorischen Trunkenbold", in der Wirthschaft sah es unordentlich aus. Die Hauswirthin war die Wittwe des Quartiermeister Vischer, 8 J. älter als Schiller (geb. 24. Aug. 1751); nach der (gewiß übertriebenen) Aussage eines Schulfreundes „ein wie an Geist so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie"; übrigens eine gutmüthige Frau und äußerst empfänglich für junge Leute.*) — Einerlei! ihr wurden die Oden an Laura vorgelesen und gewidmet.

April 1781 wurde der Druck der „Räuber" vorbereitet; 24. Juli erschien die erste Recension in der Erf. Gel. Z. — Die Farbe war aus Don Quixote (Räuber Roque), Lear (Edmund), Rousseau, Plutarch, Ugolino. — In den sieben Jahren, welche zwischen Werther und den Räubern liegen, war eine Revolution vorgegangen. Goethe mußte erleben, was er dichten wollte; aber was er angriff, wurde unter seinen Händen zur Poesie, er hatte nicht nöthig, ungestüm nach der Zukunft zu greifen, er freute sich der Gaben, die ihm die Götter in den Schooß warfen. — Schiller, äußerlich gedrückt, fand eine reiche, wenn auch verworrene Bildung vor, aus der er schöpfen mußte. Es lebte in ihm ein brennender Ehrgeiz ohne bestimmtes Ziel; er hatte das Gefühl der Größe und wußte auch in den Umgebungen den Glauben daran zu erregen, aber er wußte zugleich, daß seine Willenskraft das Meiste dabei thun müsse. Der Dichter der Räuber wurde nicht, wie Werther, von dem Zwang einer ihn ganz beherrschenden und quälenden Empfindung getrieben, noch weniger von einer Idee. Daß die Grundsätze des Materialismus für die Welt nicht förderlich sind, und daß es unzweckmäßig ist, in den böhmischen Wäldern eine Räuberbande einzurichten, um das verwüstete Recht wieder in seine Fugen einzurenken: solche Plattitüden dem Publicum einzuschärfen, konnte Schiller nicht einfallen. Es sind ihm nur dramatische Hebel, deren Anwendung auf den Effect er sehr genau, wenn auch mit unreifer Bildung, zu berechnen weiß. Er wird weder vom Haß des Sittengesetzes noch von Schwärmerei für das Menschenglück verzehrt; die Leidenschaften, die er darstellt, sind nicht die seinigen. Wenn er äußerte, das Stück müsse vom Schinder verbrannt werden, so war das nicht eine Kriegserklärung gegen die bürgerliche

*) 1785 ging sie mit einem adligen Juristen der Karlsschule aus Wien durch: „ob sie in der Hoffnung ist," schreibt Schiller's Vater, „wird bald versichert, bald verneint."

Gesellschaft, bei der er im Gegentheil eine angemessene Stellung suchte, sondern der Wunsch, schnell berühmt, wenn auch berüchtigt zu werden. Das Revolutionäre des Stücks liegt nicht in der politischen Gesinnung, sondern in der unbändigen Leidenschaft, die sich austobt, und in der Verwegenheit, mit der das Aergste gerade herausgesprochen wird. Was er seinem Franz in den Mund legt, überbietet alles, was je in Deutschland oder Frankreich Ruchloses gewagt ist.

Um das Stück richtig zu würdigen, muß man das ganze Gewebe der Handlung fallen lassen. Nur wo er sich zur Leidenschaft steigerte, konnte Schiller damals schaffen; Uebergänge, motivirende Scenen und Intriguen sind schülerhaft; das Stück ist eine Mosaik, aber eine Mosaik aus grandiosen Scenen. Denkt man sich das Uebrige verloren und nur die beiden letzten Acte aufbewahrt, so würde man glauben, den Torso eines Dichterwerks vom ersten Range zu besitzen. Die ganze Geschichte vom Traum bis zum Hereinstürmen der Räuber ist ein prachtvolles Bild, und wie dialektisch richtig, mit einem wie vollen Athem der Leidenschaft herausgetrieben!

Als die Räuber erschienen, hatten sich die Führer der Sturm- und Drangperiode entweder schon von der Bühne zurückgezogen,*) oder sie hatten sich, wie Goethe, der entgegengesetzten Richtung ergeben: Iphigenie war vor 3 J. bei Hofe aufgeführt. Die Fabrikanten dagegen, und nur diese waren der Menge zugänglich, arbeiteten rüstig in der alten Weise fort, und so brachte das Publicum den Räubern eine empfängliche Stimmung entgegen. Der französischen Convenienz müde, fühlte es das Bedürfniß gewaltiger und ursprünglicher Naturen; es wollte sich an Menschen erbauen, die durch Bildung noch nicht abgeschwächt waren: wenn nicht Heroen, so doch Narren und Verbrecher. In diesem Sinne zerpflückte Schröder den Shakespeare mit Weglassung aller Mittelglieder, so daß nur die leidenschaftlichen Scenen hervortreten; ja Bürger wagte den Macbeth (1783) ins Fratzenhafte und Gemeine zu vergröbern.

In der sittlichen wie in der physischen Welt gehn jeder großen Erschütterung gewisse unklare aber eindringliche Zeichen vorher; das Vorgefühl des Orkans zittert in allen Nerven, man ist von einer angsthaften Unruhe ergriffen und weiß nicht woher. Die Gewitterluft drückte lange alle Gemüther, ehe sie in Frankreich zu jener furchtbaren Explosion kam. Es gab in Deutschland weder einen gemeinsamen Feind, noch einen gemeinsamen Glauben. Das

*) Klinger, 1785 Director des Cadettencorps in St. Petersburg, sammelte seit 1785 seine Theaterstücke, nahm aber nur „Sturm und Drang", „die neue Arria" und „die Zwillinge" auf. Neue Stücke sind das Lustspiel „der Schwur gegen die Ehe", und die Trauerspiele „Elfriede", „Konradin", „Medea in Korinth".

Leben verkümmerte in Privatverhältnissen, der Einzelne war im strengsten Sinn des Worts auf sich selbst gewiesen. In Frankreich hatte die Verstimmung wenigstens einen greifbaren Gegensatz: man war einig, Monarchie und Kirche als die Feinde des gesunden Rechtsgefühls anzusehn, mit deren Beseitigung alles in Ordnung gebracht sein würde. Trotz aller Schwächen des Staatslebens fühlte sich der Einzelne noch immer als Glied einer großen Nation; er stand nicht isolirt seinen Feinden gegenüber, das öffentliche Leben zeigte ihm seine Gesinnung als die allgemeine, die gute Gesellschaft hatte einen ausgeprägten Ton und eine Sitte, gegen deren Bestimmungen der kühnste Revolutionär sich nicht zu empören wagte. Daher jene freudig elastische, freilich etwas leichtsinnige Gestaltungskraft, die mit hoffnungsreichen Augen der Revolution entgegensah.

Wenn dagegen in Deutschland die Dichter, zwischen Pietismus und Spießbürgerei eingeklemmt, die frohe Botschaft des freien Herzens zu verkünden unternahmen, wenn sie Gestalten ersannen, denen die Alltäglichkeit eine Qual war, so konnten sie der verhaßten Weltordnung nur ein dunkles Gefühl entgegensetzen, ein gestaltloses Ideal, eine innere Gährung, die sie trieb, sie wußten nicht wohin. Indem nun die Propheten der „Natur", die „Titanen" in Vers und Prosa gegen das Bestehende anstürmten, zeigte sich bald, daß bei ihnen das Gefühl über das Vermögen ging: sie wollten Helden schaffen, und es wurden weiche Gemüthsmenschen. Auch Karl Moor ist nicht, was er sein wollte: über jede seiner Handlungen waltet eine besondere Stimmung, die Phrase geht nicht blos mit seinen Handlungen durch, sondern auch mit seinem Gefühl. Er wird von Wallungen getragen, auf eigenen Füßen kann er nicht stehn, ihm fehlt der Schwerpunkt, der eigentliche Kern des Charakters, der das Ganze beherrschen sollte. — Das Publicum täuschte sich: es nahm sein Mitleid für Begeisterung. — Die Wirkung war ungeheuer, im Widerspruch mit allen Autoritäten Deutschlands. Freilich ist der Erfolg kein vollgiltiges Zeugniß für den Werth: sechs Jahre nach den Räubern that „Menschenhaß und Reue" ungefähr dieselbe Wirkung; der Titanismus hatte seine Maske abgeworfen und verherrlichte die Schwäche.

Schiller wurde bald die Wirkungen gewahr; die stuttgarter Jugend war in Enthusiasmus; Fremde besuchten ihn in seiner unordentlichen Wirthschaft, darunter Leuchsenring; Rieger, der Gouverneur des Hohen-Asperg, führte ihn bei Schubart ein, dessen Gefängniß um etwas gemildert wurde, und der ihn mit Jubel und Freudenthränen empfing*); sein Schulfreund

*) Erst 11. Mai 1787 wurde er freigelassen, nach zehnjähriger Haft, und gab im Sinn des Hofs eine „Chronik" heraus, die ihn zum wohlhabenden Mann machte. Er starb 10. Oct. 1791, 52 J. alt.

M. v. Wolzogen (geb. 5. Nov. 1762), stellte ihn seiner Mutter, der Wittwe v. Wolzogen vor (geb. 18. Juni 1745), die dem Dichter eine innige Theilnahme schenkte.

Vor allem war Schiller an der Aufführung des Stücks gelegen. Das mannheimer Theater hatte vor einigen Jahren mit Lessing und Wieland angeknüpft, der jetzige Intendant, Heribert v. Dalberg, geb. 1750, hatte der Bühne bereits einige sehr tüchtige Kräfte zugeführt, namentlich Iffland. — Gleichalterig mit Schiller, geb. 19. April 1759 zu Hannover, aus einer sehr wohlhabenden Familie, hatte Iffland schon als Knabe mit Eifer das Theater besucht; Sara Sampson, Weiße's Richard 3., die Dramaturgie, daneben die Richardson'schen Romane hatten ihn begeistert, und als er sich von der Moralität der dramatischen Kunst überzeugt hatte, entwich er aus dem Vaterhause und betrat 15. März 1777 unter Eckhoff's Leitung zu Gotha die Bühne. Nach Auflösung des gothaischen Hoftheaters gingen die Reste der Truppe nach Mannheim.

Schiller hatte die Aushängebogen der Räuber an den Buchhändler Schwan in Mannheim geschickt, und dieser sie dem Intendanten mitgetheilt. Dalberg schrieb dem Dichter einen schmeichelhaften Brief, und forderte ihn auf, das Stück für die Bühne zu bearbeiten. Schiller willigte ein, und lieferte 6. Oct. das Manuscript ab. Einige starke Dinge waren gemildert, obgleich noch genug stehn blieb. Dem Bastard wurde eine breitere Rolle gegeben, Franz im Walde seinem Bruder gegenübergestellt und zur Strafe in den Thurm gesperrt; Schweizer und Kosinsky versorgt u. s. w. Auch das genügte Dalberg noch nicht: er fand für unsere aufgeklärte Zeit eine Räuberbande anstößig und verlangte, das Costüm in die Zeit des ersten Landfriedens verlegt zu sehn. Schiller sträubte sich: „Alle meine Personen sprechen zu modern, zu aufgeklärt, die Simplicität des Götz fehlt ganz; viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere sogar sind aus dem Schooß unserer Gegenwart herausgehoben und taugen nichts in dem Maximilianischen Alter." Aber er mußte sich fügen, und sogar gestatten, daß Amalie ihren Geliebten der Nothwendigkeit, sie zu ermorden, überhob.

So wurde das Stück 13. Jan. 1782 in Mannheim aufgeführt. Schiller war zugegen; er hatte ein moralisches Programm drucken lassen („der Zuschauer lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach" u. s. w.), und schrieb in das „Würtemberger Repertorium" einen Bericht über die Aufführung. Iffland spielte den Franz. Der Erfolg war glänzend, wenigstens in den beiden letzten Acten. Schiller machte sich sofort nach seiner Rückkehr nach Stuttgart an den Fiesco. Die

erste Auflage der Räuber war vergriffen, es wurde eine zweite veranstaltet, dann eine dritte: jetzt erst kam auf den Titel der zornig sich bäumende Löwe mit dem Motto: In tyrannos!

Wenn in Folge der Räuber Gymnasiasten sich verschworen, in die böhmischen Wälder zu ziehn, und wenn eine Fluth von Banditenromanen die Modewaare der Siegwart-Empfindsamkeit vom Markt wegspülte, so darf man deswegen Schiller nicht anschuldigen; und wenn ein deutscher Fürst geäußert haben soll: „wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte vorausgesehn, daß Schiller's Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen!“ — so ist das doch wohl zu viel gesagt. —

Unmittelbar nach der Aufführung der Räuber (Febr. 1782) gab Schiller die „lyrische Anthologie“ in Druck, mit einem „aus Tobolsko“ datirten Vorwort und einer Widmung an den Tod, „den großmächtigsten Herrn alles Fleisches!“ — In Goethe's Gedichten bleibt vieles unklar, weil er überall die geheime Geschichte seines Innern giebt und die äußern Anlässe verschweigt; sie bedürfen zum Theil eines historischen Commentars: wo er diesen giebt, leuchtet jedes Wort, jedes Bild, jede Stimmung ein, und man empfindet bei den gewagtesten Sprüngen die subjective Nothwendigkeit. Bei Schiller würde ein solcher Commentar nicht viel fruchten. Er ist fast niemals subjectiv, seine poetischen Empfindungen sind fast niemals aus realen, zeitlich bestimmten Empfindungen hervorgegangen; seine Gedichte führen uns nicht in die Geheimnisse seines Innern ein, sondern in die Harmonie der Sphären, den Zusammenhang des Universums und ähnliche Dinge, die sich auf die Seele des Dichters nur mittelbar beziehn. Und hier schafft, verbindet, scheidet, zersetzt seine Phantasie mit solcher Kühnheit, daß uns zuweilen die tiefere Bedeutung um so ferner tritt, je mehr wir in den nächstliegenden Sinn eindringen. — „Oft widerfährt mir,“ schreibt er 11 J. später, „daß ich mich der Entstehungsart meiner gelungensten Producte schäme. Man sagt gewöhnlich daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer wichtige Seite eines Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist weggestrichen, als sie fertig waren, so im Carlos. Wie ist nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? — Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffs, sondern nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der

klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin ... Es ist dem Schöpfungswerk nachtheilig, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen gleichsam an den Thoren zu scharf mustert. Eine Idee kann, isolirt betrachtet, sehr unbeträchtlich und sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann sie in Verbindung mit andern, die ebenso abgeschmackt scheinen, ein zweckmäßiges Glied abgeben: — alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen andern angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopf hingegen hat der Verstand seine Wache an den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen." —

Ein Canon des Schaffens ist das nicht, aber Schiller machte es so. Wenn bei Goethe Stimmung, Klang, Bild und Gedanke zugleich und als identisch aufgingen, mußte Schiller sie erst ineinanderfügen; jener hatte das Gedicht fertig, wenn er es niederschrieb, Schiller arbeitete es erst auf dem Papier; in späteren Perioden fand er dann den Faden der Combination nicht wieder, und seine eigenen Gedichte wurden ihm fremd und anstößig.

Der Dichter der Gebrüder Moor verleugnet sich auch in der Anthologie nicht; überhaupt tritt der Zerstörungstrieb im poetischen Gefühl früher ein, als das Behagen an der schönen Welt. Da ist ein „Triumphgesang der Hölle", in welchem der Chor der Teufel mit Klopstock's Adramelech in greulichen Blasphemien wetteifert; eine Fluchsammlung gegen die Eroberer und die schlimmen Monarchen; zwei Leichenphantasien, um deren willen der Dichter, wie er mit einem gewissen Selbstgefühl meldet, als neuer Herostrat verschrieen wurde: das Individuelle darin ist bis zum Komischen verzerrt, aber wir empfinden die Gewalt des Dichters, wenn er ins Allgemeine tritt: „Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle! Diesem komisch tragischen Gewühl, dieser ungestümen Glückeswelle, diesem possenhaften Lottospiel, diesem faulen, fleißigen Gewimmel, dieser arbeitsvollen Ruh — Bruder! diesem teufelvollen Himmel schloß dein Auge sich auf ewig zu." „Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte! wo das Aug', den Rathschluß durchzuschaun! Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte! Wir verehren dich mit Graun." — So ist es auch mit den Liebesempfindungen: ob es die gute Frau Vischer war oder wer sonst, irgend wem mußte er seine Schöpfungen vortragen; er war nicht wählerisch. „Ständ im All' der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt' ich in die Felsensteine, und umarmend küßt' ich sie. Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte, freute mich, antworteten die Klüfte, Thor genug, der süßen Sympathie." — Von einer individuellen Empfindung, die sich durch eigne, zarte, ursprüngliche Züge verräth, nicht die leiseste Spur: das Wesen, das er Laura

tauft, aus dessen Clavierspiel „Sonnen, vom Schöpfungssturm aufgejagt, funkelnd aus der Nacht des Chaos fahren", dem aber auch der Cocytus mit seinem „verlornen Heulen" folgt; hinter der, wenn sie walzt, „die trunknen Fichten springen", deren Blicke „Leben durch den Marmor fächeln", deren Auge, „entbunden von den goldnen Kindern", Sonnenpracht strahlt, von deren „wollustheißem Munde die Silbertöne nur ungern fliehn": — dies Wesen ist allegorisch. Das Weltall wird durch ein Princip zusammengehalten, welches der Dichter Liebe tauft; es verbindet Sonnenstäubchen mit Sonnenstäubchen, Welten mit Welten, die Hoffnung mit der Verzweiflung, die Reue mit der Sünde, die Gefahr mit der Größe, den Tod mit der Lüsternheit u. s. w. Auch durch das Reich des Uebels „waltet fürchterliche Sympathie"; „mit der Hölle buhlen unsre Laster"; „mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft in die Arme der Vergangenheit; lange sucht der fliehende Saturnus seine Braut, die Ewigkeit. Einst, so hört' ich das Orakel sprechen, einstens hascht Saturn die Braut: Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden, wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut." — Es ist eine grandiose Tollheit, aber — sie ist grandios! und der Dichter wird Großes leisten, sobald er seine Kraft begrenzen lernt. — Diese Liebe waltet auch zwischen Laura und dem Dichter; er grübelt darüber nach: „in ewig festgebundnen Wesen waren wir ein Gott, ein schaffend Leben, und uns ward, sie herrschend zu durchweben, frei die Welt gegeben. Weine, Laura! dieser Gott ist nimmer; du und ich des Gottes schöne Trümmer, und in uns ein unersättlich Dringen, das verlorne Wesen einzuschlingen, Gottheit zu erschwingen. Darum, Laura, dieses Gluthverlangen, ewig starr an deinem Mund zu hangen, und die Wollust, deinen Hauch zu trinken, in dein Wesen sterbend zu versinken." — Es kommt nur auf die Stimmung der Seele an, im Pantheismus die Freude über das allgemeine Leben oder den Jammer über das allgemeine Sterben hervorzukehren. „Prahlst du mit des Auges Glut, mit der Wangen frischem Purpurblut, aufgeborgt von mürben Modern? Wuchernd fürs geliehne Roth, wuchernd, Mädchen! wird der Tod schwere Zinsen fodern! .. Jeder deiner Strahlenblicke trinkt des Lebens karges Lämpchen ärmer ... Deine Pulse, prahlest du, hüpfen noch so jugendlich von dannen: ach die Creaturen des Tyrannen schlagen tückisch der Verwesung zu!" — Und so fühlt er sich selbst mit seinen Gedanken, die kühn durchs Weltall steuern: „Lern' es, Mädchen: dieser Trank der Lust, dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet, Laura, ist vergiftet! Unglückselig, die es wagen, Götterfunken aus dem Staub zu schlagen ... Der lohe Aetherstrahl Genie nährt sich nur von Lebens-Lampenschimmer ... Ach schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen, meine Geister wider mich zusammen ... und im eignen Strahle lösch' ich aus." Als aber Laura weint, erhebt sich der Dichter zum stolzen

Gefühl seiner Kraft. Wie! Laura will — „daß des Busens lichte Himmelsflamme mit erfrornem Herzen ich verdamme? daß die Augen meines Geist's erblinden, daß ich fluche meinen schönsten Sünden? Nein! versiege Thräne, Sünderin! Brich die Blumen in der schönsten Schöne, lösch', o Jüngling mit der Trauermiene meine Fackel weinend aus! Wie der Vorhang an der Bühne niederrauschet bei der schönsten Scene, fliehn die Schatten und noch schweigend horcht das Haus." — — Das Gedicht mit seinem seltsamen Klang hat etwas unaussprechlich Rührendes: es deutet auf Schiller's eignes Leben.

Einen wohlthuenden Eindruck macht die Anthologie nicht. Ueberall ein Jagen nach sinnlichen Bildern; ein fieberhafter Drang, gerade dasjenige auszumalen, was der Schönheitssinn dem Blick zu entziehen strebt; ein wildes Durcheinandermengen von Gedanken und Empfindungen, die nicht aus dem Herzen quellen, sondern durch künstliches Feuer in Gährung gebracht sind. Die Sinnlichkeit wird durch Grübelei, der Gedanke durch medicinische Bilder verwirrt. — Dann aber plötzlich jene Kühnheit der Einbildungskraft, rasch ein Bild heranzurufen, das man nicht wieder vergißt, wie das „Grüße mein Lottchen, Freund!" und jene Gabe gewaltiger Worte, die zerstreute Empfindungen und Gedanken in einen prachtvollen Spruch zusammenfaßt. Diese Eingebungen kommen nur großen Seelen, wie eine Offenbarung; und manch liebliches Gedicht, das nicht blos an Abrundung, sondern auch an poetischer Innigkeit diese wilden Versuche beschämt, wird längst vergessen sein, wenn jene mächtigen Worte im Volk noch fortleben. „Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen; Götter, wenn wir liebend uns umfassen, lechzen nach dem süßen Fesselzwang. Aufwärts durch die tausendfachen Stufen zahlenloser Geister, die nicht schufen, waltet göttlich dieser Drang. Arm in Arme, höher stets und höher, vom Mongolen bis zum griech'schen Seher, der sich an den letzten Seraph reiht, wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes, bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes sterbend untertauchen Maß und Zeit. Freudlos war der große Weltenmeister, fühlte Mangel, darum schuf er Geister, sel'ge Spiegel seiner Seligkeit. Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches: aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches schäumt ihm die Unendlichkeit."

Die Anthologie fand nur einen sehr getheilten Beifall. „Sie scheint sich," schreibt Schiller selbst im würtemb. Repert. April 1782, „wenn sie die Absicht hatte, jedermänniglich zu gefallen, schlimm betrogen zu finden, denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Da er stark in Schulden war, suchte er Dalberg näher zu kommen; in diesen Unterhandlungen zeigt er sich von einer neuen Seite. Die Schmeicheleien, die er ihm sagt, sind nicht mehr Ausflüsse der Rhetorik, sie sind

Mittel zum Zweck. Schiller will mit seiner Hilfe von Stuttgart loskommen, das ihm immer unerträglicher wird. Er giebt dem vermeintlichen Gönner psychologisch fein gewählte Mittel an die Hand, auf den Herzog zu wirken: er ist so naiv, einen aufgeblasenen Hofmann in der Intrigue unterrichten zu wollen. Er selbst hat das Gefühl, ein tüchtiger Intrigant zu sein, vom Fiesco ist schon der größte Theil geschrieben.

Eine unbedeutende Stelle der Räuber machte Lärm in Graubündten. Der Landesherr, darüber verdrossen, untersagte seinem Regimentsfeldscheer, Komödien „und dergleichen Zeug" drucken zu lassen. Jetzt regte sich der Freiheitstrotz des Dichters: er weigerte sich, besuchte einmal sogar, 23. Mai, ohne Urlaub das mannheimer Theater, kam in Arrest und fiel in völlige Ungnade. Er glaubte sich in seiner persönlichen Sicherheit gefährdet, ein junger Musicus, S t r e i c h e r, 21 J. alt, der sich dem Dichter der Räuber mit Leib und Seele verschrieben hatte, schaffte die Mittel zur Flucht, die 17. Sept. 1782 ausgeführt wurde.

In Mannheim empfing man ihn allgemein mit der Frage, was er nun anzufangen gedenke? Der Fiesco fand bei den Schauspielern keinen Beifall. Es wurde ihm die straflose Rückkehr angeboten, er war zu stolz dazu. Ganz sicher konnte er nicht sein, ob man ihn nicht als Deserteur verfolgen werde. Da seines Bleibens in Mannheim nicht war, ging er mit S t r e i c h e r zu Fuß über Darmstadt nach Frankfurt; von hier schrieb er 30. Sept. an D a l b e r g, schilderte seine verzweifelte Lage und bat um Unterstützung. In Dalberg hatte er sich verrechnet: der geriebene Hofmann war nicht gemeint, sich ausnutzen zu lassen; noch weniger wollte er eines jungen Dichters wegen, dessen Brauchbarkeit ihm noch keineswegs ausgemacht schien, sich mit dem Herzog von Würtemberg überwerfen. Er lehnte ab. — In denselben Tagen — 21. Sept. — wurden die Räuber mit glänzendem Erfolg in Leipzig und Hamburg aufgeführt; Berlin folgte 1. Jan. 1783. — Wenn sich jemals Schiller's Dichterberuf bewährt hat, so war es hier. Die Noth war groß, die Aussichten hoffnungslos, aber Schiller hielt elastisch den Kopf empor und fuhr selbst in der Unruhe der Wanderschaft unablässig fort zu dichten. Er glaubte an seinen Genius und an seine Willenskraft.

Streicher mußte wieder Geld schaffen, man ging über Mainz und Worms nach Oggersheim. Von dort schickte Schiller 16. Nov. den fertigen Fiesco an Dalberg. Die Antwort war kurz und grob: das Stück sei nicht zu brauchen. „Die Quab erlahme an meinem Stolz!" rief Schiller. Der Fiesco wurde an S c h w a n zum Druck befördert.

Rousseau, Schiller's Liebling, sagt vom Plutarch: „er hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte,

sondern große, tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuern Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, Fiesco." — „Zerrüttungen im Körper," sagt Schiller in seiner Dissertation 1780, „können den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Catilina war ein Wollüstling, ehe er Mordbrenner wurde, und Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte." — Als Catilina also schwebte ihm Fiesco vor, als er sich zuerst mit der Idee des Stücks trug: so wird man die Episode mit Julia verstehn, die auch nach der Ueberarbeitung noch Spuren zeigt, daß der „wollüstige" Fiesco nicht blos aus Heuchelei mit der blendenden Gräfin spielte — schade, daß er damals nur mannheimer Theaterprincessinnen zu Modellen nehmen konnte! — Nach der ersten Idee (Schiller war denn doch immer würtembergischer Unterthan!) liegt Fiesco's Verbrechen in dem Aufruhr; dann regt sich der plutarchische Republikaner: das Unrecht liegt nicht in der Empörung, die vielmehr sehr berechtigt ist, sondern in der selbstsüchtigen Ausbeutung derselben. Indeß durchkreuzt sich beides, in den Motiven bleibt Unsicherheit und Verwirrung. Mit Selbstgefühl nennt er sein Stück ein „republikanisches Trauerspiel"; was er aber an republikanischen Velleitäten in sich trug, erinnert an die Pläne Karl Moors. Wie dieser ist Fiesco durch jeden Eindruck bestimmbar, und geht lediglich auf große Effecte aus: so in der Mondscheinträumerei beim Anblick Genuas, so in der großen Scene mit dem Dogen: jede neue Gemüthswallung läßt ihn seinen Plan vergessen; nicht blos seine eignen Gedanken und Empfindungen, sondern die Gedanken und Empfindungen Anderer spielen mit seinem Willen. Alle Welt sehnt sich nach heroischen Stimmungen, mit Jubel ruft Bourgognino: i c h h a b e e i n e n T y r a n n e n! — Der Mittelpunkt des Stücks ist die Scene, wo Verrina seine Tochter entehrt findet, entehrt durch denselben Mann, den er als Tyrannen haßt. Der neue Virginius spricht über sie den Fluch, sie solle so lange in einem unterirdischen Verließ bleiben, bis Genua frei ist. Die „edelsten Männer von Genua" geloben feierlich, die Rache auszuüben. — Aber man fasse jene „edelsten Männer" näher ins Auge! Der eine, „ein hagerer Wollüstling", läßt sich in die Verschwörung ein, um bei der Gelegenheit die Gräfin Fiesco zu verführen; der andere, ein „gewöhnlicher Mensch", will in der allgemeinen Unruhe sich seiner Gläubiger entledigen: ein schöner Stoff für eine Republik! — Verrina selbst denkt vortrefflich römisch, wenn er schon im Augenblick der höchsten Begeisterung beschließt, sobald die Freiheit hergestellt sein würde, Fiesco umzubringen, den geliebten Freund, den gefährlichsten Tyrannen. Leider ist die Republik noch nicht hergestellt, als er sein Vorhaben ausführt: Andreas kehrt zurück, für die Verschwörer wird das Schaffot aufgerichtet, und der Republikaner, statt wie ein Mann zu sterben,

erinnert sich, daß er Familienvater ist; die geschändete Bertha wird mit ihrem jungen Gemahl, der nun das stolze Bewußtsein, einen Tyrannen gehabt zu haben, mit sich nehmen mag, nach Marseille in Sicherheit gebracht, und der alte Herr wird ihnen folgen, nachdem er vorher sich dem Andreas unterworfen! — Dieser Andreas ist seiner Gegner würdig; als sein Neffe „wie ein Gassenjunge auf den Gesetzen trampelt", macht er zwar große Worte gegen ihn, aber er läßt ihn nicht blos ungestraft, er stellt nicht einmal das Gesetz wieder her. Der Mohr macht ihm die Anzeige einer furchtbaren Verschwörung, und statt die Sache zu untersuchen, hat der Doge die Pflichtvergessenheit, ihn dem Fiesco auszuliefern, weil er geplaudert habe. Fiesco, um sich an Großmuth nicht überbieten zu lassen, denuncirt sich selbst u. s. w. Kurz, die eigentliche Seele dieser catilinarischen Verschwörung ist der „confiscirte Mohrenkopf", dem es einfach daran liegt, Unfug zu stiften. — Es liegt eine bittere Wahrheit darin, die sich der Dichter aber nicht zum vollen Bewußtsein herausgearbeitet hat.

Das Verdienst des Stücks liegt theils in der Hast, mit welcher der Dichter die Handlung vorwärts treibt, so daß der Zuschauer stets in Athem gehalten wird, theils in dem breiten Pinsel, mit welchem die einzelnen Physiognomien so weit ausgeführt sind, daß sie sich dem Gedächtniß einprägen. Das Werk verräth ein außerordentliches, in den Mitteln nicht sehr wählerisches theatralisches Talent. — Die Rohheit der Formen geht noch weit über die Sturm- und Drangperiode hinaus: so wenn Fiesco, als er sein Weib umgebracht, „viehisch um sich haut" und „mit frechem Zähneblöken gen Himmel" den Wunsch ausspricht, „den Weltbau Gottes zwischen den Zähnen zu haben und die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie scheußlich aussehe, scheußlich wie sein Schmerz!" — wenn Verrina „bei allen Schaudern der Ewigkeit" ihm zuschwört, „einen Strick wolle er drehen aus seinen eigenen Gedärmen und sich erdrosseln, daß seine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen ihm zuspritzen solle" — u. s. w.

Die wilde Sprache verfehlte ihre Wirkung auf empfängliche Gemüther keineswegs. Unmittelbar nachdem das Stück im Druck erschien, schreibt ein junger Mensch in Leipzig, Huber, 19 J. alt, an seinen Freund Körner: „Ich dächte, der beste unsrer dramatischen Schriftsteller müßte, wenn er Schiller gelesen, mit Bourgognino ausrufen: bin ich denn gar nichts mehr? Im Vergleich mit den Räubern ist im Fiesco die Sprache viel gleicher und erhabener, der Reichthum an Gedanken größer, das Interesse anziehender und unterhaltender ... und doch möcht' ich die riesengroße philosophische Idee, die Räuber zu schreiben, lieber gehabt haben. Ich habe den Fiesco schon unendliche Male gelesen, und habe mehrere Einwürfe gegen manches gehabt, aber wenn meine Kritik einige

Zeit geruht hatte und gereift war, so fand ich, daß das künstliche Gewebe des Meisters nicht so geradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen springt, und vieles, was mir Fehler des Dichters schien, war nothwendiger Fehler des Charakters und wahre Schönheit des Dichters." — Die Wirkung wußte Schiller in diesen Jugendversuchen viel besser zu treffen als Goethe im Götz u. s. w., vielleicht gerade darum, weil es ihm auf die Wahrheit weniger ankam.

Frau v. Wolzogen — obgleich selbst unbemittelt, und wegen der Erziehung ihrer Kinder vom Herzog von Würtemberg abhängig — hatte dem jungen Freunde eine Zuflucht auf ihrem Gut Bauerbach bei Meiningen angeboten. Dort kam Schiller 7. Dec. 1782 an. „Behalten Sie," schreibt er dem guten Streicher, „diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zuviel gekostet hat: wenn man die Menschen braucht, muß man ein Hundsfott werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter." Uebrigens recht kühl und herablassend: „Sein Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht mehr lange anstehn soll." Und an Frau v. Wolzogen, 4. Jan. 1783: „Es ist ein Unglück, daß gutherzige Menschen so leicht in den Menschenhaß geworfen werden, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe." — Gleich darauf kam Frau v. Wolzogen selbst nach Bauerbach, und brachte ihre Tochter Lotte mit: die Mutter 37; die Tochter (geb. 16. April 1766) 16 J. alt, zwischen beide theilte sich das empfängliche Herz des Dichters. Der stete Wechsel von Hingebung und Mißtrauen, von herausfordernder Anmaßung und thränenvoller Demuth, von wilder Eifersucht und Entsagung, kurz das ganze Räthselspiel des Goetheschen Tasso wiederholt sich in den wunderlichen Briefen von Bauerbach.

In diesem Klima wuchs Don Carlos auf, über dem Schiller schon seit einem Jahr brütete. An einen neugewonnenen Freund, den hypochondrischen Bibliothekar Reinwald in Meiningen, der später sein Schwager wurde, schreibt er 23. März: „der Charakter eines feurigen, groß empfindenden Jünglings, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindungen verunglückt, eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs Alba sollten mir wohl nicht mißlingen ... Ich will in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen. Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen ... Carlos hat von

Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Julius von Tarent, und den Puls von mir ... Ich habe ihn gewissermaßen statt meines Mädchens; ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend ... Wir Dichter rühren und erschüttern und entflammen am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein ... Jede Dichtung ist nichts anderes als enthusiastische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfs. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehn, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urbildern schlafen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst ... Liebe, das Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erglühen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. — Wir leiden nur für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist." U. s. w. — Es ist noch ganz der Dichter der Anthologie. 7 J. später tadelt er an Bürger's Gedichten, daß sie nicht blos Gemälde einer eigenthümlichen Seelenlage sind, sondern auch Geburten derselben; der Dichter nehme sich ja in Acht, unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects zu schreiben: er fange damit an, sich selbst fremd zu werden. —

23. Mai 1783 kam Fr. v. Wolzogen mit Lotte wieder nach Bauerbach: Wilhelm hatte die Schwester dem Freunde ausdrücklich zur Obhut anvertraut. „Noch ganz aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgsalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist." Noch ist Schiller so uneigennützig, einen adligen Bewerber als Lottens nicht unwürdig zu bezeichnen; aber bald tritt Eifersucht ein. „Es war eine Zeit," schreibt er 30. Mai, „wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeeren in dem nächsten boeuf à la mode. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Mit meinem vormaligen Plan ist es aus, und wehe mir, wenn das auch von meinem jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann; aber gründen will ich sie oder nicht leben!" —

Es war anders beschlossen. Dalberg hatte sich überzeugt, daß vom Herzog nichts zu fürchten sei; er konnte einen brauchen, der Theaterstücke zuschnitt, und wandte sich als Weltmann ohne Verlegenheit an Schiller. Dieser fand den rechten Ton; er antwortete kühl höflich, Dalberg wurde dringender, und Schiller ging endlich auf sein Anerbieten ein. — Eigentlich war nur ein Besuch beabsichtigt, Schiller wollte bald zurückkehren. 27. Juli kam er in Mannheim an, er fand Streicher dort, und Margarethe Schwan drängte Lottens Bild in Schatten. 13. Aug. wurde „Louise Millerin" vorgelesen, fand Beifall, und da Schiller aus Briefen aus Bauerbach entnahm, daß man seine Rückkehr vorerst nicht wünsche, schloß er 1. Sept. einen Contract auf ein Jahr: er verpflichtete sich, den Fiesco für das Theater zu bearbeiten, noch ein drittes Stück zu liefern, und sich an der Begutachtung der eingehenden Arbeiten zu betheiligen.*) Leider verfiel er gleich darauf in ein schleichendes Fieber, das sich viele Monate hinzog.

Noch während desselben ließ er sich durch Schwan in Speier (Anf. Oct.) bei Sophie Laroche einführen: „eine der angenehmsten Stunden meines hiesigen Lebens. Ich fand die sanfte, gute, geistvolle Frau, die 53 J. alt, das Herz eines 19jährigen Mädchens hat. Ich ging mit Bezauberung von ihr; ich weiß und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war." — An einen stuttgarter Freund schreibt er um diese Zeit: „Bedenke, wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glück ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine eignen Caprieen, doch auch bei der größten Gleichgiltigkeit gegen Ruhm und glänzendere Schicksale wäre eine Heirath mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Herz würden keine Frau glücklich machen."

Ende des Jahres konnte Schiller die Umarbeitung des Fiesco dem Intendanten übergeben, nach welcher das Stück 11. Jan. 1784 in Mannheim aufgeführt wurde. Der Umarbeiter hatte das Unmögliche geleistet. Als Verrina den Fiesco umbringen will, legt sich das Volk dazwischen; Fiesco zerbricht das Scepter und ruft: „Ein Diadem erkämpfen, ist groß, es wegzuwerfen, göttlich! Seid frei, Genueser, und die monarchische Gewalt vergehe mit diesem Zeichen!" Worauf das Volk jauchzend auf die Knie stürzt, und Fiesco sich zu dem beschämten Verrina wendet: „Und mit Drohungen wolltest du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eignes Herz nicht geboren hat?

*) „Vor einigen Tagen," schreibt er 12. Sept. an Fr. v. W., „hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stände, und mich inständigst gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei."

Genua's Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco selbst mußte der Schöpfer sein!" Verrina stürzt begeistert in seine Arme, und Fiesco, der gerührt auf das kniende Volk zeigt, ruft aus: „Himmlischer Anblick, belohnender als alle Kronen der Erde!" — Leonore bleibt am Leben, Fiesco giebt von seinem Verhalten gegen Julia eine moralische Rechtfertigung, auch Bertha's Entehrung war nur ein Mißverständniß. Toller ist nie ein Dichter mit seinem Stück umgegangen: es wäre ihm unmöglich gewesen, hätten die Gestalten wirklich in seiner Seele gelebt.

„Wenn jeder von uns," sagt das Programm, „zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone wegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens... Vielleicht daß ich für den Leser anders dichten wollte als für den Hörer: reizender ist es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als sich von einem gestraften Verbrecher belehren zu lassen." — Trotz dieser Moralität machte die Aufführung kein Glück. „Die Mannheimer," schreibt Schiller, „sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." Desto größer war der Erfolg in Berlin, wo der geniale Fleck, damals 26 J. alt (geb. zu Breslau, erst Theolog, dann 20. Mai 1779 Mitglied der hamburger Bühne, seit einem Jahr in Berlin), 8. März 1784 den Fiesco durchsetzte; auch in Wien fand er Beifall.

Mit großer Erbitterung kämpfte Moritz in der Voss. Z. gegen den Dichter: „Alles, was dieser Verf. angreift," schreibt er 20. Juli, „wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." — Auch Goethe war sehr verstimmt. Die Werke der Sturm- und Drangperiode waren ihm nicht ein Lebensbekenntniß gewesen, sondern nur ein bedeutender Moment, den das Leben in seine natürlichen Schranken wies. Jetzt erneuerte sich dieselbe Richtung mit einer ganz andern Kraft und drang wirklich ins Volk ein. „Schiller war mir verhaßt, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strom über das Vaterland ausgoß. Mich erschreckte das Rumoren, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward." — Ebenso schrieb Schröder, der jetzt, 40 J. alt, von einem dreijährigen Aufenthalt in Wien nach Hamburg zurückkehrte, an Dalberg: „Ich hasse Schiller, weil er wieder eine Bahn eröffnet, welche der Wind schon verweht hatte," obgleich er das außerordentliche Talent des Dichters anerkannte.

Diderot's Stücke, Lessing's Sara und Gebler's „Minister" hatten dem bürgerlichen Trauerspiel den Weg gebahnt, Götz einer Fluth von Ritterstücken

die Schleusen geöffnet; eine höhere Kunstform war durch Emilia Galotti, Julius von Tarent und Clavigo den Theaterdichtern gewiesen. Die Schauspieler aus Schröder's Schule bemühten sich um strenge, detaillirte Naturwahrheit. An mittelmäßigen, wohlgemeinten Stücken ist die damalige Bühne reich; einige heben sich vortheilhaft hervor. Dazu gehört „Agnes Bernauer" (1780) von Graf Törring in München (geb. 1754; 1785 folgte „Caspar der Thorringer"); „Inez de Castro" (1784) vom Gr. v. Soden in Anspach, geb. 4. Dec. 1754; „Otto von Wittelsbach" (1781) vom Prof. v. Babo in München (geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein). Otto v. Wittelsbach, ein redlichgesinnter Jüngling, der im Zorn über die Falschheit des Kaisers sich zum Mord verleiten läßt, wurde eine beliebte Studie für Schauspieler und Dramaturgen: die veränderte Physiognomie bei Lesung des verhängnißvollen Briefs wurde mehrfach gezeichnet. Staatsrath v. Gemmingen in Mannheim, geb. 1739 (Verfasser einer „mannheimer Dramaturgie", auch als Publicist bekannt), schrieb 1781 nach französischen Mustern den „deutschen Hausvater": ein junger Edelmann soll eine kokette Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, aber durch das Flehen einer Malerstochter, die, von jenem geschwängert ist, bestimmt wird ihn aufzugeben. Auch der deutsche Hausvater wird erweicht, er giebt seine Adelsvorurtheile auf, und erklärt, es komme nicht auf Geburt, sondern auf Tugend an. Nicht minder wird ein lasterhafter Schwiegersohn und ein leichtsinniger junger Officier bekehrt. — Durch den „deutschen Hausvater" kam das bürgerliche Trauerspiel in Cours; der idealen Sprache müde, wollte man der Menge ihre nächstliegende Noth und Sorge vorführen, mit den Schrecken der Wirklichkeit das empfängliche Gemüth quälen und ängstigen. Entscheidend wurde für die Richtung Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht", 9. März 1784 in Mannheim aufgeführt. — Ruhberg, ein junger Mann von großen Talenten und einem vortrefflichen Herzen, läßt sich durch Liebe zu einem Fräulein zur Verschwendung verführen. In einer Spielgesellschaft macht er Ehrenschulden, bestiehlt, um dem Hohn seiner vornehmen Bekannten zu entgehn, eine öffentliche Kasse; es wird entdeckt, das Fräulein entfernt sich hochmüthig, das Deficit wird zwar gedeckt und dem Verbrecher das Zuchthaus erspart, aber er wird in die Verbannung geschickt, nachdem er vorher gelobt, nicht Hand an sich zu legen. — Das Stück ist psychologisch und theatralisch sehr sauber gearbeitet, wenn auch aus dem Groben: jede Figur zeichnet sich deutlich ab, der Gang des Verbrechens und der Reue tritt in höchster Anschaulichkeit vor die Seele, die Empfindung ist gewöhnlich, aber lebhaft und richtig. Iffland sucht keineswegs das Verbrechen zu beschönigen, Ruhberg wird moralisch völlig zermalmt; ja damit noch nicht zufrieden, verfolgt der Dichter in zwei Nachträgen sein weiteres Leben, und schildert ihn

in einem Elend, wogegen das Zuchthaus fast wie eine Gnade aussähe. — Von dieser Strenge ist Iffland nie abgewichen. — Gleichzeitig schrieb er den „Spieler“ und „die Jäger“, welche jenes Stück überlebt haben: nicht wegen ihres innern Werths (in den Jägern ist die Handlung ganz äußerlich, und so auch die Lösung), sondern durch die äußerst geschickte Zusammenfügung der Ereignisse und durch die vortreffliche Zeichnung der Figuren. — Engel's „Grundlinien zu einer Mimik“ (1785), ursprünglich an Emilia Galotti gelehnt, wurden wesentlich dadurch bereichert, und noch heute ist für die theatralische Technik viel daraus zu lernen.

Dem Stück hatte Schiller den Namen gegeben; dafür taufte Iffland des Freundes neues Trauerspiel, das 15. April aufgeführt wurde, „Kabale und Liebe“. Es hatte einen glänzenden Erfolg, ebenso in Frankfurt, wo noch in demselben Monat beide Stücke in Gegenwart der beiden Dichter wiederholt wurden,*) und in Hamburg, wo Schröder den Musikus gab. — „Kabale und Liebe“ ist ein entschiedener Fortschritt gegen die beiden frühern Stücke, sowohl in der Composition, als namentlich in der Charakteristik. Die Musikanten-Familie ist vortrefflich portraitirt; in den leidenschaftlichen Scenen, z. B. in der Vergiftung, hat sich der Dichter bemüht, was in der Seele vorgeht, bis in die Nerven Schritt für Schritt, Nuance für Nuance zu verfolgen und deutlich auszumalen, und es ist ihm gelungen. Einzelne Züge sind so fein beobachtet und erfunden, daß sich ihnen in der ganzen deutschen Dramatik wenig an die Seite stellen läßt. Was die Kleinstaaterei und die damit verbundene Uebermasse von Höfen aus dem Bürgerthum gemacht hatten, tritt mit entsetzlicher Wahrheit vor die Seele. — Peinlich sind allerdings diese fortgesetzten Quälereien; für uns am peinlichsten deshalb, weil die andere Seite, die vornehme Welt, völlig vergriffen ist; sie ist mit Haß, aber ohne Sachkenntniß entworfen. Am traurigsten ist die fürstliche Maitresse, die sich zuletzt — höchst lächerlich! — als edle Johanna Norfolk entpuppt, und nicht blos das Gefühl Ferdinand's verwirrt — wie früher bei Fiesco — sondern auch das des Dichters. Sämmtliche Vorbilder, nach denen Schiller gearbeitet, die Amaldi, Marwood, Orsina, sind besser als diese überspannte Copie. — Das Stück verräth ein sehr starkes realistisches Talent; aber zugleich hatte Schiller das Gefühl, daß er damit auf der Grenze der Kunst angekommen sei.

Es ist keine erfreuliche Zeit, wenn man den wahren Zweck der Kunst, den Geist über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, vergißt, und sie zur Copie derselben herabsetzt. Aber sie ist in der Entwickelung von Völkern und In-

*) Hier lernte Schiller die Schauspielerin Sophie Albrecht kennen, die, geb. 1757, in Frankfurt debutirt hatte; er suchte sie moralisch zu bilden.

dividuen nothwendig. Unter der Herrschaft eines conventionellen Ideals vergißt man leicht die Wahrheit: man ist so geübt in den Linien, die man in der Akademie gelernt, daß man die Figuren aus dem Handgelenk entwirft, eine wie die andere. Die Kunst, welche die Erde, d. h. die aufmerksame Beobachtung verläßt, wird leer und leblos. Bei bessern Gemüthern ist dann die Sehnsucht begreiflich, die Poesie dieser falschen Flittern zu entkleiden: Studienblätter werden angelegt, man arbeitet nach Modellen, das Genre bemächtigt sich der Tragödie, man greift nach dem Nächstliegenden, dem Gemeinen, weil man das am schärfsten verfolgen kann. Das Gemüth des Zuschauers wird um so schärfer ergriffen, je unmittelbarer die Leiden, die er sieht, in ihm nachzittern. Freilich liegt dann die Gefahr nahe, die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit zu opfern, das Zufällige mit dem Wesentlichen zu vermischen, über der genauen Nachbildung des Einzelnen die großen Perspectiven zu verlieren. Sieht man die eigne Noth und Sorge vor sich, so wird das Gemüth nicht frei, und wo das Zuchthaus oder der Orden die Stelle der Katharsis vertritt, geht in der bürgerlichen Misere mit dem Schönen auch das Tragische verloren. — Aber auch der größte Dichter wird, um das Bild der Menschheit zu gewinnen, die eigne Zeit zu Grunde legen müssen: die Gesetze des Herzens sind ja ewig. „Kabale und Liebe" war für Schiller ein großer Schritt zur Wahrheit, soviel Unwahres und Leeres es auch enthält; das weitere Eindringen in die Natur hätte ihn auch dem Ideal näher geführt. Statt dessen verließ er den Weg, auf den sein Talent ihn wies, und bildete sich Phantome nach philosophischen Gesichtspunkten, die dann Herr über ihn wurden.

8. Maj 1784 kam eine Dame in Mannheim an, die großen Einfluß auf Schiller's Leben haben sollte: Frau v. Kalb (gerade zu einer Aufführung von „Kabale und Liebe", wo der unglückselige Hofmarschall auch Kalb heißt). Charlotte v. Ostheim, geb. 25. Juli 1761, war Sept. 1783 mit dem Major v. Kalb verheirathet worden, dem Bruder des Präsidenten, der die jüngere Schwester zur Frau hatte: die Güter sollten nicht aus der Familie. Sie war schön, geistreich — 23. J. alt — von einer überströmenden Phantasie und einer seltnen Gluth der Leidenschaft, sehr empfänglich für poetische Gemüther. Der Dichter führte sie in die Antiken, machte mit ihr Ausflüge und fühlte sich sehr verstanden. Als sie 12. Mai mit ihrem Mann in die Garnison Landau abreiste, versprach sie bald wiederzukommen. „Sie zeigt sehr viel Geist," schreibt er an Fr. v. Wolzogen, „und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen."

9. Juni erhielt er eine kostbare Brieftasche mit Portraits und begeisterten Zuschriften von vier jungen Leuten aus Leipzig; darunter jener Huber, der für den Fiesco schwärmte. Die Zusendung that dem Dichter sehr wohl;

von dem rohen Theatervolk als Kamerad behandelt, von der eignen Familie als Thor angesehn, der eine sichere Versorgung aufgegeben hat und nun in Gefahr ist, ein Landstreicher zu werden; außerdem selbst eine zu kritische Natur, um nicht zuweilen die eigne Unvollkommenheit bitter zu empfinden, bedurfte er für seinen Glauben an sich selbst eines äußern Halts.

21. Juni hielt Schiller in der kurpfälzischen „Deutschen Gesellschaft", in die er aufgenommen war (Dalberg hatte den Vorsitz) seine Antrittsrede: „was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" worin er auf die moralische Bedeutung des Instituts hinwies, um das allgemeine Vorurtheil gegen die Schauspieler zu bekämpfen. Die Aufnahme hatte ihn sehr erfreut; er hatte stets den Trieb nach „einer gewissen Bürgerlichkeit und Rechtlichkeit", glaubte nun als kurpfälzischer Unterthan das durch seine Flucht verwirkte „Vaterland" wiedergefunden zu haben, und fand sogar Gelegenheit, sich bei Beurtheilung eingegangener Arbeiten den zurückgelassenen Freunden als einflußreicher Mann zu beweisen.

6. Juli kam eine Verwandte der Wolzogen, Wittwe v. Lengefeld (geb. 27. Juli 1743) mit ihren beiden Töchtern Caroline und Lottchen aus der Schweiz zurück, von Lavater erbaut und gesegnet; auch mit Goethe und Fr. v. Stein sehr befreundet. Wolzogen, eben als Leutnant aus der Karlsschule entlassen, hatte sie an Schiller gewiesen, der sie in Mannheim umherführte. Die ältere Tochter, 21 J. alt, war mit einem Herrn v. Beulwitz verlobt, und schrieb für ein Taschenbuch der Sophie Laroche; Lottchen war 18 J.: Schiller hatte kein Vorgefühl ihrer spätern Verbindung. „Mir ist," schreibt Schiller an Fr. v. Wolzogen, indem er diesen Besuch meldet, „hier schon manches Angenehme widerfahren, aber es ging nie bis auf den Grund meines Herzens, und dieses blieb immer kalt und leer. — Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. — War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wiederkommen wird? — — Sie werden lachen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht als wenn ich schon gewählt hätte. Aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. — Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden. — Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." — „Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn, und erschrecke über meine thörichte Hoffnung. — Doch, meine Beste, soviel

närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen."

Ende des Monats kam Fr. v. Kalb wieder nach Mannheim, wo sie bald darauf entbunden wurde: der Aufenthalt einer Dame in einer Garnisonstadt galt für unschicklich. Schiller fand Gelegenheit ihr nahe zu treten: er las ihr die neuen Scenen des Don Carlos vor. — In diesem Stück mußte er nun eine andere Wendung nehmen, dem Intendanten, der etwas Reelles erwartete, durfte er mit seinen platonischen Schwärmereien nicht kommen. „Woher ich Briefe bekomme," schreibt er ihm, „dringt man darauf, ich möchte meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter*) den Plan zu Gesicht bekommen und groß befunden hat . . . Es würde nichts weniger sein als ein politisches Stück, vielmehr ein schreckliches Familiengemälde in einem fürstlichen Hause . . . Alles was die Empfindung empört, würde ich mit größter Sorgfalt vermeiden . . . Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld . . . Es war eigensinnig von mir, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fach größer und glänzender erscheinen kann, als in einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. — Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." —

Welches tragische Moment in jener Periode im Carlos am meisten hervortreten mußte, ergiebt sich aus den mannheimer Zuständen. Eine „miserable Leidenschaft" im Herzen, wie er sich später gegen seine Braut ausdrückte (Käthchen Baumann, Amalia in den Räubern), von Mademoiselle Schwan bald angezogen bald abgestoßen; endlich im intimsten Verhältniß zu einer höchst geistvollen verheiratheten Frau, der ersten, die ihm an Bildung überlegen war und seiner Seele eine höhere Stimmung gab: — welche glückliche Studien für die Eboli und die Königin! Frau v. Kalb wurde seine Elisabeth, und dadurch erhielt diese Figur selbst einen idealischeren Schwung; aber wenn seine „miserabeln Leidenschaften" auch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit spielten, so zeigt die große Scene der Eboli, theatralisch die dankbarste des Stücks, doch einen gewaltigen Fortschritt gegen die Imperiali und die Milford. Indem Elisabeth's Gestalt immer idealere Formen annahm, erhob

*) Damals 38 J. alt, Geh. Secretär in Gotha, seit 4 J. verheirathet: er setzte seine dilettantischen Productionen fort, und sein französisch gebildetes Urtheil galt etwas.

sich der Dichter allmälig auch über sein ursprüngliches Ebenbild, den jungen Prinzen, dessen Temperament und poetische Empfänglichkeit größer war als sein Charakter. Charlotte oder Elisabeth verdiente einen höher entwickelten, einen uneigennützigen Freund, der ihr eigentliches Leben verstand. Aber diese Umwandlung erfolgte allmälig; wie Schiller damals empfand, zeigt ein Gedicht, das er später „Freigeisterei der Leidenschaft" taufte; ein Gedicht, das den schwülstigen Briefen an Reinwald mit seiner greifbaren Sprache eine willkommene Ergänzung bietet. „Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen, wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? — Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen, in fremde Fesseln zwang? weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen, des Zufalls schwere Missethat geweiht? Nein! unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen, den die erröthende Natur bereut. O zittre nicht! Du hast als Sünderin geschworen, ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht, das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren; mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht. — Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen, an den der feierliche Spruch dich band! Die Vorsicht kann den überflüßgen Geist entrathen, für den sie keine Seligkeit erfand. Getrennt von dir — warum bin ich geworden? Weil du bist, schuf mich Gott. Er widerrufe, oder lerne Geister morden, und flüchte sich vor seines Wurmes Spott! — Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen, zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn! Dich sollten meine Qualen nur belohnen, und diesen Nero beten Geister an? Besticht man dich mit blutendem Entsagen? Durch eine Hölle nur kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen? nur auf der Folter merkt dich die Natur? — O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen! kein Loblied feire ihn, und keine Freudenthräne soll ihm wieder fließen! Er hat für immer seinen Lohn dahin." — In den leidenschaftlichsten seiner Lieder hat Bürger dergleichen nicht gewagt.*)

Die Amtsgeschäfte — Zuschneiden von französischen und deutschen Stücken u. s. w. — wurden Schiller bald unbequem; er fiel auf eine neue Auskunft. 11. Nov. 1784 erschien folgendes Programm einer neuen Zeitschrift, „Rheinische Thalia:" „Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur durch Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter

*) Eben hatte Bürger nach dem Tode seiner ersten Frau seine Molly geheirathet.

waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem schönen Geschlecht; unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war; dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Ich meine die Räuber." Er habe jetzt alle fesselnden Verbindungen gebrochen. „Das Publicum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andre Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke."

Goethe war mit seinen Gedichten fertig, sobald sie seine Seele befreit hatten; Schiller, der während des Schaffens fast regelmäßig über die Größe seines Werks in Erstaunen gerieth, fing, sobald er fertig war, sofort zu kritisiren an, und das eben noch bewunderte Werk wurde ihm bald unbequem, zuletzt wohl gar verhaßt. Doch verlor er darüber nie oder nur selten den Muth, sondern traute sich im stolzen Bewußtsein der neugewonnenen Bildung auch dann das Größte zu, wenn er seine bisherigen Leistungen verurtheilte.

Durch Fr. v. Kalb empfohlen, durfte Schiller 27. Dec. in Darmstadt den ersten Act des Don Carlos dem Herzog von Weimar vorlesen, wofür ihn dieser am folgenden Tag mit dem Rathstitel erfreute. Dagegen wurde seine Stellung zum Theater immer mißlicher; er reichte 19. Jan. 1785 bei Dalberg eine drohende Beschwerde ein, und sprach gegen die leipziger Freunde den dringenden Wunsch aus, von seiner Stellung erlöst zu werden. 22. Febr.: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllt, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation." — Vergebens suchte Fr. v. Kalb ihn zurückzuhalten: ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie, wie sie selbst erzählt, zu dem Vorwurf hin, daß er auf Kosten seines Herzens nach Bewunderung strebe.

Gleich darauf erschien das erste Heft der Thalia. Der neue Souverain, das Publicum, zeigte sich wenig dankbar; Schiller mußte das versprochene Namensverzeichniß der Abonnenten aus guten Gründen unterlassen. Das Heft enthielt eine bittere Kritik der mannheimer Schauspieler, die einen wahren Sturm erregte; sein Bleiben war unmöglich. Von Leipzig erfolgten die nöthigen Wechsel, er schied nach einem zerrissenen Abschied von Charlotte: in den Memoiren wird der erste Kuß erwähnt.

Außer jener Recension brachte die Thalia noch den ersten Act des „Don Carlos", der Wieland veranlaßte, sich über den Dichter auszusprechen. „Ich hege keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten ... glaube aber, daß er seine noch immer zu feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung durch leichtere Vorübungen noch mehr zu bändigen suchen und sich um eine philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anstand zu verstoßen. Nichts als das Wahre ist schön. Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder in den Mund legen: wenn es nicht am rechten Ort geschieht, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten, und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden, wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, ins Schwülstige und Affectirte verfallen, so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht ... Ich finde weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt .... und bin ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen, die meinem Gefühl nach bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig sind ... Ich sehe, was Hr. S. thun wollte, ich sehe auch, daß es ihm hie und da gelungen ist, aber im Ganzen sehe ich mehr einen Giganten als einen Helden. — Hrn. S's. größter Fehler — ein Fehler, um den ihn mancher deutsche Schriftsteller zu beneiden Ursache hätte — ist, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat."

15. April 1785 kam Schiller in Leipzig an. Von seinen vier Correspondenten — der wichtigste, Körner, war in Dresden — traf er nur Huber und die beiden Töchter des Kupferstecher Stock, der auch mit Goethe befreundet gewesen war, Dora und Minna: die jüngere war mit Körner verlobt, die ältere ließ sich Huber's Huldigungen gefallen.

Huber's Vater, geb. 1727, hatte seit seinem 16. J. in Paris gelebt und dort eine Französin geheirathet; als Uebersetzer Geßner's u. s. w. wohl angesehn, kam er 1766 als Lector des Französischen nach Leipzig. Seine

Kunstliebhaberei verschaffte ihm angesehene Bekanntschaften: er bekam Aufträge, Kupferstiche zu kaufen, Copien anfertigen zu lassen, Erkundigungen über literarische oder artistische Gegenstände einzuziehn; Me. Huber gründete einen Kosttisch für vornehme Studirende, den sie bis 1786 fortführte, und den ihr Mann durch geistvolle Unterhaltung belebte. So gründete er sich mit den bescheidensten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Existenz. Der Sohn, geb. Sept. 1764 in Paris, wurde von der Mutter verzärtelt, er lernte weder reiten noch tanzen und litt unerträglich am Schwindel; sie hielt ihn unter kleinlicher Aufsicht, öffnete seine Briefe, schickte ihm Mägde nach, ihn zu bewachen, ließ ihn ohne Geld u. s. w. Im Uebrigen war er keineswegs linkisch: ein talentvoller Schauspieler, im Extemporiren geübt; seine Bildung war ganz französisch. Schon früh übersetzte er aus dem Englischen und Französischen, und der alte Huber hatte den Gram, in seinem Sohn einen leidenschaftlichen Anhänger des regellosen Shakespeare zu sehn, und endlich gar einen Bewunderer der Räuber. — In Huber fand Schiller einen warmen Freund und einen geistvollen Umgang, aber nicht den Halt, den er suchte.

„Ich habe," schreibt er 24. April an Schwan, „in der ersten Woche meines Hierseins schon unzählige Bekanntschaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeser, Hiller, Zollikofer, Huber, Jünger,*) der Schauspieler Reinecke und einige Kaufmannshäuser die interessantesten sind. Es ist eine eigne Sache mit einem schriftstellerischen Namen: die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, werden durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die einen wie ein Wunderthier angaffen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht, wie andere Muttersöhne aussehen sollte. Wenigstens ausgeschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." — Zum Schluß hielt er förmlich und dringend um Margarethens Hand an; es erfolgte eine höfliche Ablehnung.

Die alte Freundin aus Mannheim, die Schauspielerin Sophie Albrecht, fand er in Leipzig vor, und erneuerte den Umgang. Durch den Buchhändler Göschen wurde er mit Moritz bekannt gemacht, seinem mißliebigen Kritiker, der sich während der Messe in Leipzig aufhielt. Bald darauf nahm Schiller seinen Sommeraufenthalt in Gohlis; dort besuchte ihn 2. Juli Körner aus Dresden. Sohn eines wohlhabenden Superintendenden, 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren, hatte er lange zwischen den verschiedenen Facultäten

*) Geb. zu Leipzig 15. Febr. 1759. „Huldreich Wurmsamen, ein komischer Roman" 1781—1787. Die erste Sammlung seiner ziemlich frivolen Lustspiele (z. B. „Der Ton unserer Zeiten") erschien 1785. 1787 ging er nach Wien, wo er 1797 starb. — Clodius war als Prof. poes., 47 J. alt, 30. Nov. 1784 gestorben.

geschwankt und sich endlich für die Rechte entschieden. 1776—1777 hatte er noch in Göttingen studirt, dann sich nach einigen Reisen 1781 in Leipzig habilitirt. 1783 war er ins Consistorium zu Dresden berufen, Anfang 1785 durch den Tod seines Vaters unabhängig geworden. Er war feingebildeter Musiker, Kenner der Kunst und Literatur: der erste Mann, zu dem der Dichter emporblickte. Schon äußerlich eine stattliche Erscheinung, gefühlvoll und gemessen zugleich, eifern in seinen Grundsätzen, und doch liberal jeder Natur gegenüber, die er ehren konnte. Bei seiner unabhängigen Lage und der Gewissenhaftigkeit in seinen Geschäften wäre sein Leben, wenn auch ehrenhaft, im Lauf des Gewöhnlichen geblieben, wenn ihn nicht zugleich ein allseitiger Bildungstrieb und ein lebendiges Gefühl für alles Schöne bestimmt hätte.

Schiller hatte der Augenblick zu glühender Freundschaft gezündet. „Mit welcher Beschämung," schreibt er ihm Tags darauf, „die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglückseligste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief habe ich das empfunden, und in der feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziel von vorn anzufangen." — Da er sowohl wie Huber „auf dem Sande" war, schlug er Körner vor, auf den künftigen Verlag seiner Schriften ihm vorzuschießen. „Ueber die Geldangelegenheit," antwortet ihm dieser 8. Juli, „müssen wir uns einmal ganz verständigen. — Wenn ich noch so reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich doch nicht wagen, Dir ein solches Anerbieten zu machen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich außer Nothwendigkeit des Broderwerbs zu setzen ... Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Es sollte mir weh thun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Werth auf Handlungen legte, die Leuten unserer Art blos natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich daran gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist." — 7. Aug. feierte Körner in Leipzig seine Hochzeit, und ging mit Minna und Dora nach Dresden, wohin ihm Schiller, der es

vor Sehnsucht nicht aushalten konnte, 11. Sept. folgte. Auch Huber, der eine Stelle im auswärtigen Ministerium suchen sollte, fand bald darauf sich ein.

Wenn der innige Verkehr mit edlen und guten Menschen, die Liebe und Achtung für uns hegen, uns zu beglücken genügt, so konnte Schiller glücklich sein. Daß Körner als liebevoller Kritiker, der ganz in die Eigenthümlichkeiten des Dichters einging, ihn in seinem Schaffen förderte, war viel werth; ungleich wichtiger war sein Einfluß auf den Menschen: erst in der Achtung des Einzelnen lernt man die Menschheit ehren. Schiller strebte aus der empfindsamen Stimmung des Carlos heraus, er suchte einen Posa; Julius vermißte in seiner mystischen Theosophie einen Halt, er suchte einen Rafael: Körner, durch das Leben und die Kant'sche Philosophie gebildet, wurde ihm Posa und Rafael. Freilich zeigen die „philosophischen Briefe“, die Schiller Herbst 1785 in der „Thalia“ abdrucken ließ, diesen Einfluß nur wenig: die große Bewegung der Philosophie in den letzten Jahren ist ihm fremd geblieben, er bewegt sich noch ganz in den pantheistischen Bildern der Anthologie.

Schon in der Räuberzeit hatte Schiller einen Roman vor, in welchem zwei Freunde ihre Ansichten über Gott und die Natur aussprechen sollten: daß die Wesen zuerst einen Gott bildeten, der zerschlagen wurde, dessen Stücke sich nun nach einander sehnen u. s. w. „Daß sich mein Julius,“ erzählt er später, „gleich mit dem Universum eingelassen, ist bei mir individuell, weil ich zufällig mit keiner andern Philosophie bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften, den wenigen, die ich las, genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt.“ So phantasirt Julius z. B.: „Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist; jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist; wo ich Bewegung bemerke, da rathe ich auf einen Gedanken. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in dem Abbilde dieser Substanz, der Natur, in unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott; wie in einem prismatischen Glase hat sich das göttliche Licht in zahllose empfindliche Substanzen gebrochen, die alle nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles sind. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Gefiele es der Allmacht einst dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, und alle Geister würden in einem Unendlichen untergehn, alle Accorde in einer Harmonie ineinanderfließen.“ — Das sind schöne Bilder, aber doch mehr Monologe der

dichterischen Einbildungskraft als ein schmerzvolles Ringen des Gedankens nach Wahrheit; er träumt und dichtet statt zu denken.

Das nächste Heft der Thalia (Anfang 1786) enthielt den „Verbrecher aus verlorner Ehre" und drei große lyrische Gedichte. Zunächst die „Freigeisterei der Leidenschaft"; als Ergänzung die „Resignation". Priester haben den Glauben verbreitet, der Genuß sei sündhaft, und der Mensch habe die Pflicht, auf Erden zu entsagen, dafür erwarte ihn im Himmel der Genuß höherer Freuden. Der Himmel zahlt diesen Wechsel nicht. Den Gläubigen, die in Folge dieser Illusion ihre Erdenfreuden in Aussicht auf die himmlischen aufgegeben haben, bleibt kein anderer Trost, als der Genuß, den die Illusion selbst auf Erden ihnen verschafft hat. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Jede That hat auf Erden ihre natürlichen Folgen, und es gibt keine anderen. „Wer glauben kann, entbehre!" Dem Weisen ziemt der Genuß. — Das dritte Lied, „an die Freude", erinnert stärker an die Laura-Oden: was dort „Liebe" genannt wird, heißt hier „Freude", dasselbe unbestimmte Princip, welches die Atome miteinander verbindet. Ein solches Durcheinander von Vorstellungen findet sich kaum in irgend einem anderen Gedicht; bei manchen Versen sucht man vergebens die Spur eines Zusammenhangs. Die Freude soll uns einen Freund geben, geprüft im Tod, die Freude soll Blumen aus den Steinen locken, Sonnen aus dem Firmament, die Freude soll Sphären in den Räumen rollen, sie ist identisch mit der Wahrheit, mit der Tugend, mit dem Glauben, aus ihr sollen die Kannibalen Sanftmuth trinken; die Menschen sollen vorwärts gehn wie die Sonnen u. s. w., kurz eine Reihe von Behauptungen wird aufgestellt, die man gar nicht verstehn würde, wenn man sie sich nicht aus der allgemeinen Stimmung der Trunkenheit erklärte. Durch diese Stimmung gewinnt das Gedicht wirklich eine gewisse Einheit: die trunkene jubelnde Brüderschaft ahnt in dem Gefühl ihrer Lust den großen Unbekannten, sie sucht ihn über dem Sternenzelt, — womit freilich noch nicht viel gesagt ist —; aber dieser Jubel des Herzens führt sie auch auf die goldene Inspiration: „Göttern kann man nicht vergelten; schön ist's ihnen gleich zu sein"; und in dem immer sich steigernden Jubel lassen sie die Gläser klingen: „der liebe Gott soll leben, der Unbekannte über den Sternen!" „Auch die Todten sollen leben! Brüder trinkt und stimmt mit ein. Allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr sein." — Und diesen goldenen Spruch, der in seiner wildschönen Trunkenheit das Wort des ganzen Räthsels ausspricht, diesen Spruch, um dessen willen man alle Verkehrtheiten der vorhergehenden Strophen gern vergißt, diesen Spruch strich Schiller aus, als er das Gedicht in seine Sammlung aufnahm. So fremd war ihm die Stimmung geworden, die ihm diesen Dithyrambus eingegeben

hatte. Freilich ist die Tyrannenkette, das Sterbebette und das Hochgericht nicht gerade ein Bild, durch das man an die Freude erinnert sein möchte; aber nur die volle Kühnheit kann die Kühnheit rechtfertigen. Die Religion der Lust soll verkündet werden, und fern von jenem finstern Priestergott, der in den früheren Gedichten als ein feindseliger Dämon erschien, allem Leben verhaßt, kündigt sich der große Gott der Freude an, der in dem Jubel aller seiner Geschöpfe zuckt. Diese dunkle Vorstellung leitete Schiller bei dem Lied an die Freude wie bei den Göttern Griechenlands; später verstand er sie nicht mehr.

Die drei Gedichte wurden in jenen Jahren ausnehmend populär; die ganze Jugend wußte sie auswendig. Doch fehlte es nicht an Stimmen, die auf das Bedenkliche hinwiesen. „Selbst bei denen," heißt es in den Gött. Gel. Anz., „welche die schaudervolle Erhabenheit in den beiden letzten Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leise Stimme gegen manche Stelle sprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er so etwas im Drange der Leidenschaft sagte, aber wohl, daß er es bei ruhiger Ueberlegung drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkürlich oft schadet und zerstört, sollte den Mann von Genie um so behutsamer machen, es nie willkürlich zu thun." — Der Kritiker war A. W. Schlegel, ein Schüler und Verehrer Bürgers.

Im Sinn der „Resignation" hatte Schiller den Plan zu einem Drama „der Menschenfeind" entworfen, auf den er selbst großes Gewicht legte; man kann aber sehr zufrieden sein, daß es nicht zur Ausführung kam: es lag nicht in Schillers Talent, in die Tiefen einer menschlichen Seele einzudringen. — Das 4. H. der „Thalia" brachte den Anfang einer Novelle „der Geisterseher", eine Farce im damaligen Modegeschmack ohne tiefere Bedeutung: aber wie glänzend ist die Virtuosität, die sich darin entwickelt! Hätte Schiller auf rohe Weise das Publicum gewinnen wollen, es wäre ihm ein Spiel gewesen. — Auch der Geschichte wandte er zuweilen seine Aufmerksamkeit zu; er verkehrte mit Archenholz, dem Historiker des siebenjährigen Krieges;*) schon Don Carlos leitete ihn zu den Quellen des niederländischen Freiheitskrieges.

Die ursprüngliche Anlage des Don Carlos ist mit der seiner ersten Stücke verwandt: die Stimme der Natur kämpft gegen die Willkür des Gesetzes und des Herkommens. Die Liebe zu Fr. v. Kalb bereicherte den Stoff, dann aber veredelte sie ihn: die Flamme der Leidenschaft läuterte sich, sie

*) Außerdem mit dem Kapellmeister Naumann und dem Portraitmaler Graff. Die Galerie interessirte ihn wenig, und er fragte einmal ganz unbefangen, was denn an den alten Lumpen zu sehn sei!

sollte ein Mittel werden, den Staat, die Menschheit zu befreien. Was die Königin an Würde gewann, mußte sie freilich ihrer jugendlichen Nebenbuhlerin an Frische abtreten. Das höhere Weib suchte ein höheres Ideal: Posa verdrängte den jüngern Freund nicht blos in des Dichters Neigung: „Gehen Sie! ich schätze keinen Mann mehr!" In den Gesinnungen des Dichters war ein merkwürdiger Umschwung eingetreten: aus Empfindungen und Leidenschaften ging er zu Begriffen und Ideen über; das Ideal trat an die Stelle der Gefühlsschwelgerei, aus einer episodischen Figur wurde der eigentliche Held, durch Heranziehn der niederländischen Rebellion trat das Familienstück in die Weltgeschichte. Hingebende Freundschaft eines genialen aber unreifen Jünglings zu einer höher entwickelten männlichen Natur war ein Gefühl, das Schiller jetzt erst kennen lernte. Körner's Freundschaft war ganz ideal, der Freund sollte gehoben werden, und ideal mußte auch die Liebe sein. — Freilich ist die Umwendung der Gesinnung in der Brust eines Menschen noch nicht eine Umgestaltung des Charakters; Posa ist in seinem intriganten Despotismus, in der Art, wie er sich wechselnden Stimmungen überläßt, bald dem Drang, sich für die Zukunft zu opfern, bald dem Eifer, augenblicklich sein Ideal zu verwirklichen, noch sehr Fiesco: Gefühl und Idee liegen im beständigen Streit, und seine Opferung für einen doch sehr unsichern Zweck ist nur die Flucht aus dieser qualvollen Entzweiung. Noch sieht er alle Verbesserung nur von Oben ausgehn, aber er verlangt nicht mehr den aufgeklärten Despotismus wie Wieland, sondern Gedankenfreiheit. Die deutsche Bildung hat — zwei Jahre vor der Revolution — einen wichtigen Schritt vorwärts gethan; die ganze Jugend ruft von nun an mit den schönen Worten des Dichters nach Freiheit!

Die metrische Form versteckt die Verwilderung der Bilder; dafür beeinträchtigt der Drang des idealen Gefühls die realistische Naturtreue; um schöner Stellen willen wird oft die Wahrheit geopfert. Theatralisch ist es eine große Leistung, man empfindet es noch heute, so sehr Sprache und Denkweise einer vergangenen Zeit angehören. — Für das Theater waren Striche nothwendig; es ist sehr zu beachten, daß Schiller dringend ermahnte, die Scene mit dem Großinquisitor nicht zu streichen, weil sie für das Stück von Bedeutung sei. Daß der Despotismus der Natur widerspricht, und Niemand unglücklicher und unfreier macht als den Despoten selbst, das ist so stark und wahr noch nirgend ausgesprochen. — Aber die innere Geschichte der Dichtung war noch nicht zu Ende.

Drei Acte waren in der Thalia erschienen und 24. Mai 1786 an Wieland geschickt. 12. Sept. schreibt er an Schröder: „in Mannheim hatte ich beinahe allen Enthusiasmus für das Drama verloren; jetzt fängt er wieder

an aufzuwachen, aber mir graut vor den gräßlichen Mißhandlungen auf unsern Bühnen. Mit Ungeduld habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheit erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehn muß." Er hofft diese Bühne in Hamburg zu finden, als aber Schröder ihn auffordert, unter sehr günstigen Bedingungen ganz dahin überzusiedeln, antwortet er 18. Dec. ausweichend. Erst 13. Juni 1787 schickte er ihm das vollendete Stück. — Es war eine Wendung seines Schicksals. Wäre er dem Rufe gefolgt, so würde er sein dramatisches Geschäft fortgesetzt und wahrscheinlich seine ursprüngliche Anlage folgerichtiger ausgebildet haben.

Was ihn zurückhielt, war eine mächtige Leidenschaft. Auf einem Maskenball bei der alten Freundin Sophie Albrecht, die nun in Dresden engagirt war, sah er Dec. 1786 ein schönes junges Fräulein, Henriette v. Arnim, der er seine Zeit nun fast ganz widmete. Nach dem Urtheil der Freunde eine herzlose Kokette; Schiller scheint später selbst so gedacht zu haben, doch dauerte das Verhältniß bis zum Mai des folgenden Jahres in gleicher Stärke.

Es wurde ihm zuletzt quälend, auch das Verhältniß zu den alten Freunden hatte zuletzt etwas Peinliches. Körner liebte in ihm den Genius; um seinen Schwingen freien Raum zu geben, wollte er ihm die kleinen Sorgen des Lebens unvermerkt entfernen; er wollte ihn behandeln, wie man Tasso in Ferrara behandelte. Aber er wollte ihn seinem Ideal gemäß auch meistern, und Schiller hatte das dringende Bedürfniß, auf eignen Füßen zu stehn. Huber, der sich in dilettantischen Versuchen („das heimliche Gericht") abquälte, war ihm wenig; und er hatte kein einziges Verhältniß ganz für sich. „Ich habe euch ganz genießen können," schreibt er einmal, „aber meine Seele war für euch von trüben Stimmungen umwälkt. Ihr waret mir so viel und ich euch so wenig; mich drückt eine Schuld, die ich euch noch nicht abgetragen zu haben fühle."

Mit Fr. v. Kalb war er in beständigem Briefwechsel geblieben; die Ferne hatte ihr Bild verklärt. Sie hielt sich im Herbst 1786 auf dem Gut ihres Mannes, Kalbsrieth bei Weimar auf; er fragte an, ob sie einen Besuch annehmen wolle, sie lud ihn nach Weimar ein, wohin sie im Frühling ging. — Körner sah die Reise gern; er hoffte den idealen Einfluß Charlottens, er hoffte von dem Umgang mit den weimarer Größen eine günstige Einwirkung auf die Stimmung des Freundes, dem bei seinem Mißmuth frische Eindrücke sehr nöthig waren. — Ehe Schiller Dresden verließ, war Don Carlos gedruckt; er wurde 30. Aug. 1787 in Hamburg (Schröder spielte den König) mit glänzendem Erfolg aufgeführt, in Leipzig nach einer prosaischen

Bearbeitung, die der Dichter selbst verfaßt, mit geringerem. Mannheim, Stuttgart und Berlin folgten erst im nächsten Jahr.

Wenn man Don Carlos als einen Vorboten der Revolution auffassen kann, so gilt das von zwei Romanen, die April 1787 erschienen, in noch höherm Grade. — Die Liaisons dangereuses gehn aus der tiefsten Corruption der französischen Gesellschaft hervor; sie schildern Sitten und Charaktere, bei denen Franz Moor hätte in die Schule gehn können. Es ist eigen, wie Schiller darüber empfand. „Ich gestehe, daß ich weniges mit so großem Vergnügen gelesen habe. Sie sind allerliebst geschrieben. Ein fortreißendes Interesse, feiner und leichter Witz, treffende Bemerkungen und Sentiment. Ich würde vor dem Frauenzimmer nicht erröthen, das mir gestände, diese Briefe gelesen und vortrefflich gefunden zu haben." — Der zweite Roman war Heinse's*) „Ardinghello", das Werk, an dem er seit Jahren gearbeitet, das Männer wie Gleim, Hamann, J. Müller entzückte. Das Muster des Agathon ist nicht zu verkennen; Heinse hat seinen Helden in die Spät-Renaissance verlegt; die Eindrücke seines dreijährigen Aufenthalts in Italien sind mit großer sinnlicher Kraft wiedergegeben; die Urtheile über Kunst, welche mehr als die Hälfte des Buchs ausfüllen, erhalten ihren Werth durch eine gewisse Paradoxie. Die sittliche Tendenz des Romans ist zum Erstaunen, es ist eine unbedingte Apologie der Leidenschaft, wie sie sich Allwill nie hätte träumen lassen. Nur der Genuß giebt dem Leben Werth; Treue ist Wahn, Ardinghello eilt aus den Armen des einen Weibes in die des andern, für jeden, der ihm Widerstand leistet, ist ein Dolchstoß bereit, zuletzt zieht er mit seinen Weibern und gleich starkgeistigen Freunden nach den glückseligen Inseln des Archipelagus, um eine Piratencolonie zu gründen. Und ohne Arg geht der Dichter mit, Polygamie und Aufhören aller Arbeit wird gesetzlich fixirt. Freilich findet man im Benvenuto Cellini ein ähnliches Uebermaß ruchloser Sinnlichkeit, aber was bei dem Deutschen beleidigt, ist die doctrinäre Haltung. Die einzelnen Urtheile variiren das Thema, daß zum Künstler nur derjenige geschaffen sei, der starke Sinne habe, und daß die einzig richtige Methode der Kunst mitfühlende Beobachtung der sinnlichen Natur sei. — „Im freien Athen," schreibt Stolberg, „hätte kein Schriftsteller ungestraft die Tugend so angreifen können, keiner ungestraft sagen können, daß alle Gesetze und Moral nur Bande für den Pöbel wären. Aber wir Deutschen halten nur zu oft Frechheit für Freiheit, schmeicheln den Großen und entschädigen unsere Eitelkeit durch Schmähung dessen, was gut und

*) Er hatte durch J. Müller Oct. 1786 eine Anstellung als Vorleser beim Kurfürsten von Mainz erhalten.

edel ist. Wenn das Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre, auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen lesen, als ob es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater wäre." Boie meinte, er möchte dieses „Meisterstück üppigster Phantasie" haben schreiben können und doch nicht geschrieben haben. — „Die Moral des Verfassers," schreibt Knebel an seine Schwester, „ist freilich schwankend, aber das Buch ist voll Leben, und das ist genug. Moral ist, denk' ich, jedes eigne Sache." „Du wirst mir nicht verargen," antwortet Fräulein Henriette, „daß ich mich über Ardinghello gefreut habe; denn seine Immoralität kann mich nichts angehn, da ich ihn nicht deswegen, weil ich auch ein Mensch bin, als meines Gleichen betrachten kann, ebensowenig als ein fremdes vortreffliches Gewächs; denn so müßten mir die Sitten von Tahiti gefährlich sein. Jeden großen vorzüglichen Menschen sehn wir doch am liebsten als freien Wilden, auf den weder sein Zeitalter noch dessen Sitten viel Einfluß hat. Das Buch hat mir wirklich viel Vergnügen gemacht." Darauf findet Knebel denn doch zu erinnern: „Nur läßt sich diese Immoralität nicht ganz mit der tahitischen oder thierischen vergleichen. Es ist nämlich ein ander Ding, einen Wilden in dem freien Gebrauch seiner blos thierischen Kräfte zu sehn, und ein ander Ding, einen Sophisten mit reizenden und einnehmenden Bildern die Sache so vorstellen zu sehn, als wenn sie wirklich das höchste Glück der Menschen sei. Letzteres ist nicht wahr, und deshalb wird's uns widrig; wir verlangen von erhöhten Denkkräften auch erhöhte Vorstellungsart." Inzwischen haben die glühenden Bilder Heinse's doch auf ihn gewirkt: „Wir sollten alle die kalten, spröden Hülsen abstreifen, die uns an dem Genuß des allzu kurzen Daseins verhindern." — „Des Menschen Bestimmung ist Erkenntniß und Genuß. Soll ich ewig nach Schatten laufen? Je mehr glückliche Momente er zusammenbringt, um desto mehr hat der Mensch gelebt."

21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an. „Am nämlichen Abend sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehn hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxismus des Wiedersehns für diesen Abend verlöschte. Sonderbar war, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so heimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an." „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und

entzücken." — 23. Juli besuchte er **Wieland**,*) „zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft . . . Wieland fand es glücklich, daß wir uns erst jetzt gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, sagte er zu mir, daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet . . . Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich in diesem Gesicht nicht gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm; ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel. Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig; er sagte übrigens viel Alltägliches: bei lebendigem Leibe fange er an vergessen zu werden, nach seinem Tode werde es ganz vorbei sein. — Mit meinen bisherigen Producten ist er übel zufrieden; aber er versichert mir, daß er nie daran gezweifelt habe, ich könnte und würde ein großer Schriftsteller werden: ich habe eine starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, aber nicht Reinheit, Geschmack, Delicatesse."

Tags darauf zu **Herder**. „Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehn in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. — Den Herzog von Würtemberg haßt er mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein; er ging mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat nichts von mir gelesen . . . Er lebt äußerst eingezogen . . . Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte." — „Er macht sich aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am wenigsten, aus Fremdheit, wie er selbst gesteht, in diesem Fach des Geistes; und doch wird Herder beinahe am billigsten gegen mich sein . . . Ich sprach vom Geisterseher . . . Er neigt sich sehr zu der Meinung eines wechselseitigen Ineinanderwirkens der Geister nach unbekannten Gesetzen. Es gebe Menschen, die ihr Schicksal im Allgemeinen vorher wissen,

---

*) Um diese Zeit gab **Wieland** „Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermährchen" heraus, zum Theil nach dem Französischen, eine Ergänzung der „Volksmährchen" seines Freundes **Musäus**, der 28. Oct 1787 starb, darin „die Salamandee und die Bildsäule"; und schrieb die vortrefflichen Abhandlungen „über Mährchen" und „über romantische Poesie". — In seinem Sinn waren **Heyne's** (Anton Wall) „Bagatellen" 1783; **Kortum's** (Arzt in der Grafschaft Mark) komisches Heldengedicht „Jobsiade" 1784; der berühmte „Münchhausen" 1787 (er soll von **Bürger** sein); Alxinger's „Doolin von Mainz" 1787 u. s. w.

unter welchen er selbst sei. Er ist sehr für verborgene physische Kräfte, besonders für eine Art von Emanation des fluidi nervei aus einem Körper in den andern . . . Er sagt von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht." — Paulus, der Herder kurz vorher gesehen, und dem er viel über Kant geklagt, beschreibt ihn: „er hat einen festen ruhigen Blick, kein feuriges Auge; man sieht es durch vieles Nachtlesen getrübt. Sein Gesicht ist stark von Muskeln; er ist von mittlerer Statur und nicht hager; seine Farbe ist nicht die gesundeste." Einige Tage darauf hört ihn Schiller predigen: „äußerst plan, volksmäßig, verständig; ein Satz der praktischen Philosophie, angewandt auf Details des bürgerlichen Lebens; Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte; keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein fester und nüchterner Ausdruck. Er ist sich seiner Würde bewußt, das giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit; er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben."

27. Juli führt ihn Wieland nach Tiefurt. „Die Herzogin Amalie hat mich nicht erobert. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik, Malerei u. dergl. hat oder haben will . . . Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch vortrefflich zu Nutze mache. Charlotte versichert mir, daß ich's hier überall mit meinen Manieren wagen könnte. — Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns zusammen zu bitten. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen." — Auch Gotter kam hin: „ein zerrissener Charakter, dem ich mich nie hingeben könnte. Er hat viele, aber französische Bildung, viel Geist und Witz, aber eine Nüchternheit, die mich abschreckt."

8. Aug., an Körner: — „Kannst Du mir glauben, daß es mir schwer, beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist, wie die offenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle

Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlotten's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war die ersten sechs Tage fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich her und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein."

Schiller's Hoffnung, durch den Herzog gefördert zu werden, ging nicht in Erfüllung. Auf den Wunsch des Königs von Preußen reiste derselbe 31. Juli nach Schlesien, wo er später ein Commando übernahm; Herzogin Louise war unnahbar. Am verwittweten Hof mißfiel der Don Carlos, der in Wieland's Gegenwart vorgelesen wurde; hauptsächlich am zweiten Theil nahm man Anstoß. Schiller fand den Hof doch viel gewundener, als Charlotte ihm berichtet, und während Körner, der anscheinend nüchterne Realist, ihm stets den Rinaldospiegel des Ideals vor Augen gehalten, drückten ihn die Größen von Weimar in die gemeine Prosa herab. Mit Wieland vermied er in der nächsten Zeit zusammenzukommen; er hörte viel von seinen Launen erzählen: selbst seinen Schwiegersohn Reinhold habe er heute für einen großen Geist und morgen für einen Esel erklärt. „Niemand als seine Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in seiner Atmosphäre ausdauern."

12. Aug. „Auch bei Knebel bin ich gewesen. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, bezeichnet ihn und seine ganze Secte. Es ist soviel Verlebtes, soviel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe reizen könnte, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein." — „Dieser Tage habe ich in großer adliger Gesellschaft einen höchst langweiligen Spa-

ziergang machen müssen. Die beste war Fr. v. Stein, eine eigne interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Ihr Umgang soll ganz rein und untadelhaft sein. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit."

„Goethe*) wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso als Geschäftsmann wie als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist." In derselben Zeit erschienen die 4 ersten Bände von Goethe's Werken; sie enthielten von alten Sachen: Werther, Götz, die Mitschuldigen, Clavigo, die Geschwister; neu waren dem Publicum: Zueignung, Iphigenia, der Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel. —

Mit Charlotte und Wieland's Tochter Sophie, deren Gemahl Reinhold eben Professor geworden war, besuchte Schiller 19. Aug. die Universität Jena. „Reinhold hat ein verständiges Gesicht, aber sein Aussehn ist blaß und kränklich; seine Augen, möchte ich sagen, suchen Sympathie. Er ist noch wenig in der Welt orientirt, die Verhältnisse sind ihm fremd und ungewohnt, sein Selbstgefühl ist noch nicht befestigt, er ist verlegen und ängstlich. Das Hauswesen der beiden Leute hat etwas Komisches, weil sie das Coulissenspiel noch nicht zu verdecken wissen. Sie führen eine sehr eingeschränkte Wirthschaft. Reinhold behauptet, daß nach 100 J. Kant die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehn, daß er mit Verstand davon sprach und mich schon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufsätzen in der berliner Monatsschrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß

*) „Was ich Euch bereite," schreibt Goethe um diese Zeit aus Palermo an Fr. v. Stein, „geräth mir glücklich. Ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde. Lebe wohl Geliebteste! mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." „Diesem Menschen," schreibt der Herzog an Knebel, „scheint's gewaltig wohl zu gehn, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt." — Einige Tage darauf feierte Schiller mit Charlotte in Knebel's Garten Goethe's Geburtstag.

ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. Uebrigens folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgang über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopf und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat."

Ende des Monats kam Bode aus Paris in Weimar an. „Hier hält man ihn für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Orden. Er hat mich sondirt, ob ich nicht Maurer werden wollte." „Weishaupt ist jetzt sehr das Gespräch der Welt. Alle Maurer, die ich gehört, brechen den Stab über ihn; aber der Orden bleibe ehrwürdig. Ich gestehe, daß mir die moralischen Declamationen dieser Herrn etwas verdächtig sind. Ich habe nur einen Maßstab für Moralität: ist die That, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt, wenn sie allgemein ist."

Gleich darauf erschien Forster*) mit seiner Gattin. Die russische Regierung hatte ihm unter äußerst glänzenden Bedingungen das Anerbieten einer

*) In der eben erschienenen Biographie Cook's hatte er seine Lebensansichten ausgesprochen. „Zwischen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Bestrebens, um den es vielleicht der Natur am meisten zu thun ist. Ihr Instinct, der mit unwiderstehlicher Kraft nach physischem Wohlbehagen, nach gesundem schmerzlosem Dasein oder auch nach der lebhaften Empfindung angenehmer sinnlicher Eindrücke strebt, ist ebensowohl als dieser Genuß selbst nicht Zweck, sondern Mittel. Die Absicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was sie von Genuß uns zur Lockspeise vorhält, sollte nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, desto eifriger ihren Zweck zu fördern. Glücklich sein scheint demzufolge einen Zustand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wollust und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechseln, wo aber die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen und die möglichste Entwickelung aller physischen und sittlichen Kräfte befördern."

Südsee-Expedition gemacht; er hatte, da die polnischen Zustände auf die Länge unerträglich wurden, dasselbe angenommen, war 21. Aug. aus Wilna abgereist und über Dresden nach Weimar gekommen, wo er mit Herder die zärtlichsten Freundschaftsversicherungen austauschte. Man fand Therese zu ihrem Vortheil verändert. Knebel legte dem Freunde eine sehr hübsche Elegie, „Otahaiti" vor, in der er seine Naturschwärmerei aussprach. — Auch Weiße zeigte sich um diese Zeit in Weimar.

17. Sept. machte Forster die Jubelfeier der Universität Göttingen mit: von den ursprünglichen Professoren lebte nur noch Hollmann. Bei der Gelegenheit erhielt ein 17jähriges Mädchen die Doctorwürde; Schlözer's Tochter Dorothea, geb. 10. Aug. 1770: sie war ganz männlich erzogen, verstand zehn Sprachen, machte große statistische Tabellen und schrieb einem Studenten ins Album: virtus est generis feminini. Sie war mit ihrem Vater in Italien gewesen.*) — Auch Bürger — seit Oct. 1784 in Göttingen — wurde Doctor: er hatte die Feier durch ein Carmen verherrlicht. Er fand sich in Göttingen gar nicht wohl, seine geliebte Molly war gestorben; ein drückendes Gefühl der Krankheit lastete auf ihm. Er hielt Vorlesungen über den Stil, dessen Wichtigkeit er den Studenten nicht stark genug einschärfen konnte; im Winter über kantische Philosophie, die er eifrig studirte, und für die er ein ziemlich zahlreiches Auditorium gewann. — Von Göttingen aus machte Forster einen Besuch in Kassel. Der alte Landgraf war gestorben, an Stelle der Gelehrten waren Maitressen getreten. Aus Rußland kamen schlechte Nachrichten: die Expedition mußte verschoben werden, und wurde endlich ganz aufgegeben, doch hatte die russische Regierung sämmtliche nicht unerhebliche Schulden Forster's bezahlt. —

Eine höfliche Recension des Don Carlos, die Wieland im Mercur veröffentlichte, veranlaßte Schiller, ihn wieder zu besuchen. Sie verständigten sich bald. „Er sagte mir viel Gedachtes und Schmeichelhaftes über mich selbst; u. a. warnte er mich, weniger verschwenderisch mit meinen Stücken zu sein, damit ich mich nicht ausgebe." Doch blieben Alle darin fest, daß die beiden Theile des Stücks nicht organisch zusammengehörten.

Noch immer war er fast täglich bei Fr. v. Kalb, allein oder mit Corona Schröter, die, jetzt 40 J. alt, Spuren großer Schönheit zeigte, übrigens Schiller sehr gewöhnlich vorkam. „Fr. v. Kalb," schreibt Knebel um jene Zeit, „ist ein braves, ganz vorzügliches Weib; ihr wahrer, reicher Verstand unterhält mich oft, sie hat ein ganz eignes Gepräge . . . Reicher und

*) 1792 heirathete sie den reichen Bürgermeister v. Rodde in Lübeck, ging 1810 mit ihrem Mann wieder nach Göttingen und starb 12. Juli 1825 in Avignon.

wärmer als Fr. v. Stein, doch hat sie die ganz bestimmte Linie derselben noch nicht.“ 16. Nov. kam ihr Mann in Kalbsrieth an, Charlotte ging ihm entgegen. — Vorher hatte er an Schiller geschrieben: „seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, d. h. in Bezug auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken.“ — „Vor einigen Tagen,“ setzt Schiller hinzu, „kam ich mit Wieland in ein weitläufiges Gespräch über seine Familie, darüber es Nacht wurde; ich fand mich unter diesen Menschen, als wenn ich unter sie gehörte. Und doch, ich gehöre nicht zu diesen Menschen; das fühlte ich bei mir selbst. Ich bin zu sehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrner Natur sind. Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen. Das Mädchen kenne ich gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur, und jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal soviel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen. — Ich weiß nicht, ob ich in diesen Kreis gehöre; ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus sehnen, ob ich diesen Menschen werth bleiben kann. Du, dem mein Glück wie das seinige nahe liegt, sage mir, ob Deine Erfahrungen sich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir so entgegengesetztes Wesen als eine unschuldige Frau. — Charlotte weiß von diesem Monolog meiner Vernunft nichts.“

Schiller bemerkt in den Briefen über Don Carlos, daß Posa als unbefangener Freund ihn von seiner gefährlichen Leidenschaft hätte abbringen müssen; er sah in Carlos aber nur den künftigen Weltbeglücker, und nährte eine Liebe, die seiner Seele eine kräftigere Spannung geben sollte. — So sah Körner in dem Freund nur den Genius; das Verhältniß zu Charlotte schien ihm für seine poetische Entwickelung günstig: „laßt euch nicht durch kleinstädtisches Geschwätz in euern Freuden stören!“ Er vergaß fast ganz, daß der Freund nicht blos Dichter sei, daß sein Herz noch andere Bedürfnisse habe. Der scheinbar so nüchterne Mann war hier der Schwärmer. „Daß Deine Heirathsideen mich ziemlich überrascht haben, wirst Du mir glauben. Nicht als ob ich Dich einer häuslichen Glückseligkeit für unfähig hielte, aber jetzt kann ich nur auf keine Weise zu einem Schritt rathen, der entscheidende

Folgen haben könnte. Du hast Dich noch nicht gewöhnt, Genüsse nebeneinander zu berechnen. Auch glaubst Du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei Dir mehr Mißtrauen gegen Deine Phantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung collidirender Vortheile erzeugen. Eher darfst Du, glaub' ich, keine Verbindung dieser Art eingehen."

Schiller benutzte die Abwesenheit Charlottens, einen lange versprochenen Besuch bei seiner alten Freundin und Wohlthäterin, Fr. v. Wolzogen, in Meiningen zu machen. Ihre Tochter Lotte, jetzt 21. J. alt, war verlobt; auch ihren Bruder, seinen Schulfreund, fand er dort: mit ihm ritt er 5. Dec. zum Besuch der Familie v. Lengefeld, die er flüchtig in Mannheim gesehn, nach Rudolstadt. Die ältere Tochter Caroline war jetzt Fr. v. Beulwitz (geb. 3. Febr. 1763); Lottchen, die jüngere, war noch ledig.

„Ich war also," schreibt er nach der Rückkehr an Körner, „wieder in der Gegend, wo ich einmal als Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte erstaunlich zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von den Plätzen sagte mir etwas mehr, alles hatte seine Sprache verloren. — Ich sah, daß eine große Verwandlung mit mir vorgegangen war. Wie viel neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraum: Eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Daseins! — Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren Mann wiedergefunden. Er ist ganz der alte; sie ist gesund und sehr aufgeweckt. — Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehn kann. Wieland's Haus besuche ich jetzt am fleißigsten, und ich glaube, es wird so bleiben. — Laß diese Stelle unsern Weibern nicht lesen." —

19. Dec. „Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber thätigen Gang; jeder Tag hat für mich zwölf arbeitsvolle Stunden. Charlotte sehe ich die Woche nur 3 — 4mal, weil ich nur Abends ausgehe. Auch sind Kalb's fast über den andern Tag bei Hof."

28. Dec. schreibt Fr. v. Stein an Lottchen v. Lengefeld, der Freundin ihres Fritz, mit der sie schon lange freundlich correspondirte: „Ich glaube, Schiller sieht nicht gar viel wirkliche Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun." Eben

hatte ihr Goethe den Vers geschickt: „Liebe schwärmt auf allen Wegen, Treue geht für sich allein; Liebe kommt Dir rasch entgegen, aufgesucht will Treue sein."

„Dabei bleibt es," schreibt Schiller 7. Jan. 1788 an Körner, „daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist, und alles das nicht durch äußeres Schicksal, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehn. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir die Laune eines Augenblicks gebe: so war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen; so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Ich bin ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Körner ist über diese Erklärungen sehr verstimmt; Schiller tröstet ihn, 6. März, es seien nur allgemeine Betrachtungen. „Neuerdings ließ ich zwar ein Wort fallen, das Dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte, aber das schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt."

Auf einer Redoute, Februar 1788, hatte er unvermuthet Lottchen v. Lengefeld wieder gesehn. Sie hatte kurz vorher mit einem Engländer ein Verhältniß gehabt, das auseinanderging und in ihrer Seele eine sanfte Melancholie zurückließ. 21 J. alt (geb 22. Nov. 1766), sollte sie zur Hofdame gebildet werden. In Schiller erwachte eine lebhafte Neigung.

Anfang März verreiste Fr. v. Kalb wieder auf eins ihrer Güter. „Ihre Abwesenheit," schreibt Schiller 17. März an Körner, „macht mich jetzt manchmal zum Einsiedler. — Vor einer übereilten Heirath laß Dir nicht bange sein; die Wieland'sche Tochter ist so gut als versprochen, ich hab's von dem Vater selbst. Ganz ohne Plan mag er wegen meiner nicht gewesen sein; aber

sonst hat es weder ihn noch die Familie kälter gegen mich gemacht." — Von Lottchen schrieb er nichts.

Auch darüber war Körner ungehalten, daß Schiller sich ganz von der Dichtkunst zurückzog und fast ausschließlich an der „Geschichte der niederländischen Rebellion" arbeitete, von der ein Bruchstück im Januarheft des Mercur erschien. „Alles hier wünscht mir Glück, daß ich mich in die Geschichte geworfen. Bisher war ich doch fast immer mit dem Fluch belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst verhängt hat. Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden; die niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen . . . Ich muß von Schriftstellerei leben. Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich; forcire ich diese, so mißrathen sie. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft; täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe; was ich von mir gebe, steht nicht im Verhältniß zu dem, was ich empfange; ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben. Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und all' meine Zeit; zu einer historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, die ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß; aber am Ende eines historischen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren . . . Wie weit mich diese Art von Geistesthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir scheint, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles. Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich soviel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Gerade das Willkürliche in der Geschichte reizt den philosophischen Kopf, sie zu beherrschen, das Leere und Unfruchtbare fordert den philosophischen Kopf heraus, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Es ist nicht leichter, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Die uneingeschränkte Freiheit macht die Wahl schwerer und verwickelter; die Erfindungen unserer Imagination gewinnen bei weitem nicht die Autorität, um einen dauerhaften Grundstein abzugeben, wie ihn uns Facta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, an denen unser Eigenwille sich nicht vergreifen kann. Die innere Nothwendigkeit ist bei beiden gleich: wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht ge-

schehen sein kann, d. h. wenn der Verstand ihren Zusammenhang nicht einsieht, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen sein muß, sobald ihre Voraussetzungen Realität erhalten, so ist sie wieder ein Unding."

17. März. „Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fach so zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es wie billig in meiner Zeit hat. Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit mir einen wesentlichern Dienst leisten werde als der Historie. — Angenehm wird Dir's sein zu hören, daß ich mich aus dem Schulstaub auf einige Tage losgerüttelt habe. Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstück, und da machte ich in der Angst ein Gedicht." — Es waren „die Götter Griechenlands".

Es war ein großer Griff des Genius: glänzend in seinem Ausdruck, unermeßlich in seinen Wirkungen, ja für das nächste Menschenalter das Programm der neuen Poesie. Was in den frühern Gedichten, den Laura-Oden, Julius, der Freigeisterei, der Resignation, der Freude, wild und ungeberdig aufschäumt, gleitet hier in melodischem Fluß dahin; der Sinn ist geblieben, aber der Wohllaut der Form hat ihn geadelt; der Gedanke entfaltet sich in stolzem Wurf als intellectuelle Anschauung. Die Darstellung des griechischen Cultus ist üppige Phantasie, denn gelernt hat er wenig davon: aber wie trifft sie oft das Schwarze! — Die wiedererwachende Dichtkunst strebte nach Harmonie und Idealität des Lebens, während der herrschende Kirchenglaube das Leben als ein Jammerthal und die natürliche Lust als Sünde brandmarkte. Gegen diese Selbstentfremdung des Herzens beschwor sie die Schattenwelt der griechischen Götter herauf. „Finstrer Ernst und trauriges Entsagen war aus euerm heitern Dienst verbannt; glücklich sollten alle Herzen schlagen, denn euch war der Glückliche verwandt. Damals war nichts heilig als das Schöne; keiner Freude schämte sich der Gott." „Nach der Geister schrecklichen Gesetzen richtete kein heiliger Barbar, dessen Auge Thränen nie benetzen, zarte Wesen, die ein Weib gebar." „Schöne lichte Bilder scherzten auch um die Nothwendigkeit", wie Lessing in seiner Abhandlung über den Tod erörtert. Leben, Kunst, Religion, Sitten, Wissenschaft: alles war bei den Griechen poetisch, alles trug die Spur eines Gottes. Bei uns arbeiten alle diese Kräfte gegen die Poesie. „Unbewußt der Freuden, die sie schenket, nie entzückt von ihrer Trefflichkeit, nie gewahr des Armes, der sie lenket, reicher nie durch meine Dankbarkeit, fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre, gleich dem todten Schlag der Pendeluhr, dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur. Morgen wieder neu sich zu entbinden, wühlt sie heute sich ihr eignes Grab, und an ewig gleicher Spindel winden sich von selbst die Monde auf und ab. Müßig kehrten zu dem Dichterlande heim die Göt-

ter, unnütz einer Welt, die, entwachsen ihrem Gängelbande, sich durch eignes Schweben hält." — Das hat nun freilich nicht das Christenthum, sondern Newton und seine Schule verschuldet; Spinoza streitet gegen die Mythologie nicht weniger als die Bibel. Wenn der Dichter die Wirkung dieser Abstraction auf die Kunst bedauert, so ist Bedauern keine Widerlegung; das mühsam erkämpfte Gesetz der Schwere durch mystische und mythologische Spielereien wirklich ersetzen zu wollen, blieb einer spätern Richtung vorbehalten. — Man kann es dem neuen Ardinghello nicht verargen, wenn er seinen individuellen Verdruß darüber ausspricht, nicht in einer Zeit geboren zu sein, wo das Bacchusfest mit seinen Mänaden in Pantherfellen noch ein Cultus war; wo alles Schöne und Kräftige als gut galt. Nur zu oft hat die Kirche durch ihren Verfolgungsgeist die schöne Menschlichkeit beeinträchtigt; nur zu oft verschwand Leben und Freude aus den düstern Klostermauern. Wer das „Lied an die Freude" gedichtet, mußte diesen Widerspruch des Herzens gegen die Pflicht um so härter empfinden. Lange trug sich Schiller mit einem Epos **Julian**, in welchem die Contraste des Christenthums und des Heidenthums sich unmittelbar berühren sollten. Gleich jenem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" hielt der Dichter des Dionysos einen Augenblick für lebensfähig, was nur poetisch war. — Da eine tiefere religiöse Erziehung ihm fehlte, nahm er das Bild des Christengottes nur aus der Abstraction.

„Alle jene Blüthen sind gefallen von des Nordes winterlichem Wehn; einen zu bereichern unter allen mußte diese Götterwelt vergehn ... Diese traur'ge Stille, kündigt sie mir meinen Schöpfer an? Finster wie er selbst ist seine Hülle ... Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt? Mühsam späh' ich im Ideenlande, fruchtlos in der Sinnenwelt ... Fremde, nie verstandene Entzücken schaudern mich aus jenen Welten an ... Freudlos, ohne Brüder, ohne Gleichen, keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn, herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen, auf Saturnus umgestürzten Thron. Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten, selig im entvölkerten Gefild, sieht er in dem langen Strom der Zeiten ewig nur sein eigen Bild.... Jenem Gotte, den sein Marmor preist, konnte einst der hohe Bildner gleichen: was ist neben **Dir** der höchste Geist derer, welche Sterbliche gebaren? Nur der Würmer erster, edelster. Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher." — „Dessen Strahlen mich darniederschlagen, Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir nachzuringen gieb mir Flügel! Wagen, dich zu wägen! — Oder nimm von mir, nimm die ernste strenge Göttin wieder, die den Spiegel blendend vor mir hält! Ihre sanftre Schwester sende nieder, spare jene für die andre Welt." —

Viele von diesen Vorwürfen treffen nur den Rationalismus: denn die

Kirche kennt einen Mittler, der dem Sterblichen das Anschauen Gottes ermöglicht; sie kennt einen Sohn, ja die katholische Kirche kennt eine Mutter Gottes; ihr ist Gott kein Einsiedler, und hätte sich Schiller fleißiger in der dresdner Galerie umgesehn, so hätte er in Rafael und Correggio einen Reichthum der Mythologie und eine Heiterkeit der Weltanschauung wahrgenommen, die den Alten nicht weit nachstand. Gleichzeitig mit dem Bildersturm des Protestantismus erhob sich die Renaissance. — Andere Vorwürfe wieder beziehn sich nur auf das Mönchsthum und den Pietismus, welchen die Naturkraft als Sünde giebt. „Bitterkeit gegen das Mönchswesen," bemerkt Körner sehr fein, „ist bei dem Dichter sehr begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesang, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah."

Das Gedicht veranlaßte Knebel zu einem Aufsatz „über den Polytheismus", den Herder sehr billigte. „Die Götter sind von jeher nur aus des Menschen Brust entstanden. Nachdem in den Menschen mehr oder weniger ein Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, verbunden mit einer lebhaften Sinnlichkeit und etwas Neigung zur Speculation, nachdem wurden auch Götter, und nachdem gaben sie ihnen ernstere oder fröhlichere, dunklere oder lichtere Gestalten, und umhüllten sie noch mit einem Flor des Seltsamen und Unbegreiflichen ... Das hohe Gemisch von geistigem und sinnlichem Reiz der Götterwelt, das sich nur bei dem gleich geistig und sinnlich gemischten Dasein der Griechen erhalten konnte, ging verloren; die Menschen wurden wieder Barbaren ... In den Geist des Christenthums wurden habsüchtige politische Eigenschaften gemischt, und so entstand jene fürchterliche Zusammensetzung von reinem abstracten Geist und roher sinnlicher Barbarei, und die griechischen Künste wurden höchstens zu Auszierung von Gebäuden und Bildern für die himmlischen Barbaren, die wir Heilige nennen, angewendet ... Von dem Alter des Mannes die aufblühende jugendliche Sinnlichkeit wieder verlangen, hieße ein quid pro quo von der Natur fordern. Unsre Denkart kann nie in die Zeiten der Griechen zurückschwinden. Wir kosten Bacchus' und Venus' Reize und erheitern uns mit ihnen; aber sie müssen mit uns zu schwätzen wissen, sonst schicken wir sie in die Gesindestube zurück. Als Gottheiten verehren wir sie nur, so lange sie die Reize des Lebens erhöhen helfen, so lange sie sich nach unsern Sitten und Umständen einrichten. In den metaphysischen Cirkel sich zu wagen, ist diesen artigen Gottheiten ohnehin nie beigekommen."

Ursprünglich hatte Schiller das Gedicht ganz ohne Arg geschrieben; mehr nach dem Klange als nach dem Sinn; die Aufmerksamkeit, die es auch von

Seiten des Inhalts erregte, veranlaßte auch ihn zu weiterm Nachdenken. „Der Dichter," schreibt er an Körner, „behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische; er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von beiden, die er sich zusammendenken will; er vergeht sich also gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehn. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und ist auch nicht unmoralisch, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern wie sie nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Gott, den ich in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder das Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist." „Denn," setzt er hinzu, „was schöne Seelen schön empfinden, muß trefflich und vollkommen sein." — Diese wunderliche Theorie hat ein Menschenalter hindurch die Dichtkunst beherrscht! — Schiller selbst versuchte indeß bei der spätern Ausgabe sein Gedicht, nicht nach eignen Schönheitsregeln, sondern nach richtigen Begriffen zu verbessern.

Als natürliche Ergänzung seiner philosophischen Ansichten bot sich ihm die Kantische Moralphilosophie. Reinhold hatte in Jena mit einer Rede „über den Einfluß des Geschmacks auf die Cultur der Wissenschaften und der Sitten" seine Vorlesungen eröffnet; sein Erfolg war glänzend; von Kant erhielt er die theilnehmendsten Briefe; Schiller besuchte ihn zuweilen. — 7. April (eben war Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" erschienen) erhielt Schiller von Körner einen „Brief Rafael's an Julius", den er in die Thalia aufnahm. Dieses Schreiben — die Widerlegung aller Metaphysik nach Kantischen Principien — klingt in seiner Altklugheit fast naiv; das Interessante ist nur das Bekenntniß Körner's über seine Pläne mit dem Dichter. — „Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als Dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten Dir schneller den Verlust Deiner theuersten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengang der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde

System gab Dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommnen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung Deiner trefflichsten Anlagen beförderte.... Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuß Deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung, das Bewußtsein des Adels Deiner Seele in Dir zu beleben, dies ist mein Zweck. ... Das Maß von Größe, wozu Du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziel Deine Kräfte verschwendetest.... Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatz enthalten sind, kann ich Dir am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerk zu ehren.... Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überschreiten kann." — Von Raphael zu Julius gesprochen, will diese Weisheit nicht viel sagen; im Munde Körner's zu Schiller hat sie aber einen individuellen Sinn. Schiller wird den Conflict in seinem Innern nicht durch Denken, sondern durch Schaffen besiegen: sein Beruf ist nicht die Philosophie, sondern die Kunst, und alle Speculation kann für ihn nur den Zweck haben, ihn im Dichten zu fördern.

Körner war damals in einer seltsamen Stimmung gegen Schiller. Es verdroß ihn, daß er der Poesie untreu werden wollte; daß er an eine prosaische Heirath dachte. „Daß Du bei Deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit von den Vortheilen Deiner schriftstellerischen Existenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe Dich nun, ob Du diese Opfer nie bereuen würdest, wenn es zu spät wäre." — Je mehr er zu erkennen glaubte, daß es Schiller's Ernst sei, desto bitterer und kälter wurden seine Briefe. Unter diesen Umständen trat ihm Huber wieder näher, der sich jetzt mit Dora verlobte: sie war 4 J. älter als er (geb. 6. März 1760), im Ganzen viel gescheidter und charakterfester. Zu Anfang des Jahres wurde Huber zum kursächsischen Legationsrath in Mainz ernannt, und reiste im Frühling dahin ab.

„Ich weiß sehr gut," schreibt Huber 4. April aus Leipzig an Körner, „was ich Dir bin, und es beschämt mich nicht, daß ich auf gewisse Weise durch das Sinken eines Andern bei Dir gestiegen bin. Es ist nichts Neues geschehn, als daß Du zuletzt die verschiedenen Theile meiner geistigen Physiognomie zusammen in ein Ganzes gebracht hast, die vorher nur vereinzelt vor Dir lagen; mein vollständiges Bild in deutlicher Schönheit lebt jetzt

in Dir, und ich werde dabei gewinnen, daß ich so lange dazu gesessen habe, ehe Du es fertig kriegtest."

9. April war er in Weimar bei Schiller. „Ich habe ihn nur im Fluge gesehn," schreibt dieser, „und so, daß wir einander wenig haben genießen können. Mein Senkblei ist bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jetzt drückt die Neuheit seiner Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen sich wunderbar und alle seine Kräfte sind durcheinandergemengt." — Frau v. Kalb war abwesend.

Lottchen war dem Dichter immer näher getreten; sie hatte die Idee, Hofdame zu werden, aufgegeben, und war im Begriff abzureisen. Schiller hatte verabredet, den Sommer in ihrer Nähe zuzubringen. „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich!" schreibt er ihr. „Wie wenig habe ich mir Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht! ... Die Tage haben für mich einen schönen Schein, wo ich hoffen darf, Sie zu sehn, und schon die Aussicht hilft mir einen traurigen ertragen. ... Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich heraussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehn, das ist doch etwas für diesen Tag."— „Sie werden gehn, und ich fühle, daß Sie den besten Theil meiner Freuden mitnehmen. ... Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin ... Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. ... Sehn will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr; Abschiede sind etwas Trauriges."

Nach ihrer Abreise, 11. April: „Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommendenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit macht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich, zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft!

wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!"

2. Mai. „Sie warnen mich, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen nicht zuviel versprechen soll. Mir ist in der That vor nichts bange, als daß ich bei allen Bestrebungen und Wünschen nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zuthun, mir gewährt, in Anschlag kommen kann. Aber Ihre Warnung erinnert mich, daß es doch wohl möglich sein könnte, ich setze zuviel gute Meinung von mir bei Ihnen selbst voraus. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich sollte, an mich selbst dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorstellung Ihrer Freundschaft gar wohl verleitet haben könnte, sie als etwas schon Erworbenes und Entschiedenes vorauszusetzen." — An demselben Tage schreibt er an Schwan in Mannheim: „Also steh' ich noch bei Ihrer Tochter in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiente."

18. Mai 1788 kam er in Rudolstadt an,*) die Familie hatte ihm in der Nähe ein Unterkommen besorgt. „Doch werde ich," beruhigt er Körner, „eine zu nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person desselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte."

Der Aufenthalt war höchst genußreich: Vormittags Arbeit, — am Geisterseher, am Menschenfeind, an der niederländischen Rebellion — Nachmittags oder Abends Spaziergänge und Lecture in der Familie. — Wieland gratulirte in einem humoristischen Brief im Voraus. — Die ältere Schwester trat ihm in diesen Unterhaltungen fast näher als Lottchen. Endlich zog er,

*) Vorher waren noch einige Besuche in Weimar angekommen: Mad. Duschek aus Prag, die begeisterte Freundin Mozart's, die mit Wieland in argen Kampf gerieth; sie besuchte auch Dresden. Ferner Gleim, der bei Herder wohnte: „bei seiner Munterkeit würde man ihn für einen Funfziger halten." Mit Wieland, Herder, Bode, Knebel, Geh. R. Schmidt (Franz's Bruder) wurde nun der alte Bund erneut: „ich höre mit Vergnügen," schreibt Schiller, „diese alten Kerls von jenen Zeiten sich unterhalten und ihr burschicoses Leben sich mit Wärme zurückrufen. Bode macht Klopstock zu einem ebenso großen Menschen als Dichter." — Zum halberstädter Kreis gehörte jetzt auch Tiedge, geb. 14. Dec. 1752 zu Gardelegen, der in Halle die Rechte studirt und seit 1781 als Erzieher in der Grafschaft Hohenstein gelebt hatte; ein besonderer Günstling der Fr. v. d. Recke.

um den Freunden näher zu sein, ganz in die Stadt. Hier empfing er die Nachricht vom Tode seiner alten Wohlthäterin Fr. v. Wolzogen, die 5. Aug., 43 J. alt, starb; der Sohn, der fast täglich mit Schiller und den Lengefeld's zusammengewesen war, reiste 13. Sept. nach Paris ab, um dort Architektur zu studiren; die Tochter, 22 J. alt, heirathete 30. Sept. einen hildburghausischen Geh. Rath, wobei Schiller als alter Freund und Rathgeber fungirte. Mit den Schwestern las er jetzt fast nur die Alten — es war Zeit, daß der Dichter der Götter Griechenlands anfing, sich um seinen Gegenstand zu kümmern! — Den Homer in der Vossischen Uebersetzung, den Euripides in der französischen Ausgabe des Pater Brumoy, die er ins Deutsche metrisch übersetzte. Die Briefe an die Schwestern strotzen von homerischen Citaten. — „In den nächsten zwei Jahren," schreibt er 20. Aug. an Körner, „lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner thut mir wohl, jeder führt mich von mir selbst ab; nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten sehr wohlthun wird."

„Es ist übrigens nach und nach ein Gemüthszustand in mir aufgekommen, der gar nicht wohlthätig auf Dich wirken würde. Herz und Kopf jagen sich bei mir, ich kann keinen Moment sagen, daß ich mich meines Lebens freue. Abgeschiedenheit, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe. Ich bin überzeugt, daß ich nicht für die Gesellschaft tauge, und werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug besessen habe, nach dieser Ueberzeugung zu handeln. Mein Geist wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit sich selbst. Seit acht Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann; und bin ich nicht Herr meines Schicksals? Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre."

Von den mitgenommenen Arbeiten beschäftigte ihn am meisten die „niederländische Rebellion", die in den gleichzeitigen Unruhen ein Gegenbild fand. Er hatte von der L. Z. den eben erschienenen „Egmont" Goethe's (im 5. B. der Ges. W., zugleich mit „Claudine" und „Erwin") zur Recension erhalten; dies Stück und sein eigner „Don Carlos" gewannen durch seine Studien eine ganz neue Beleuchtung. Die Aufführungen des letztern hatten noch immer geringen Erfolg: „Große Erwartungen," schreibt er an Schwan, „habe ich mir überhaupt nicht gemacht; es ist nicht mehr als billig, daß sich die

theatralische Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indeß wenn mein Don Carlos auch ein verfehltes Theaterstück ist, so halt' ich doch dafür, daß unser Publicum ihn noch zehnmal wird aufführen sehn können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, das seine Fehler aufwiegen soll." Um ihm das Verständniß zu öffnen, schrieb er in den Mercur (Juli bis Dec.) die „Briefe über Don Carlos".*)

„Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte, das Werk mußte an den verschiedenen Schicksalen theilnehmen, die über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind. Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und Posa hatte seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem 4. und 5. Act ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen. Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen als ich konnte." — Es ist ein Irrthum, die Handlungsweise des Marquis aus leidenschaftlicher Freundschaft herzuleiten: der Grundzug seines Wesens ist der politische Idealismus. — Posa handelt nicht als Freund, sondern als Weltbürger, der seine Hoffnung auf den künftigen König setzt; der Freund mußte die gefahrvolle Liebe zu unterdrücken suchen; der Weltbürger nährt und idealisirt sie, um der zerrütteten Seele des Prinzen neue Spannkraft zu geben — Carlos ist das liebgehaltene Instrument seiner großen Entwürfe, nichts weiter. — Nun tritt er vor den König. „Einem Geist, gewohnt, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Noch ist es nicht zusammenhängender Plan; blos dunkle Ahnung, flüchtig aufsteigender Einfall ... Alles was er hoffen konnte bei dem Könige hervorzubringen, war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfe." Zu seiner Ueberraschung findet er mehr; eine für seine Idee empfängliche Gemüthsstimmung. „Diese

*) Jacobi, der sich erst später durch den Don Carlos durchquälte, schreibt 2 Oct. 1796 an Humboldt: „Es ist eins der unnaivsten Producte, die mir vorgekommen sind. Ein kalter Palast, worin die überheizten Oefen riechen. Wie sich in Schiller Empfindung und Phantasie zu einander verhalten, kann ich mir noch nicht klar machen, denn der Hang, jene aufzublasen oder zu übertreiben, beweist noch nicht den Ueberfluß an dieser."

unerwartete Entdeckung giebt dem Stück eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein Ideal unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt. In diesem Zustand werden alle Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; es ergeht ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird: er kennt keine Grenze mehr. Im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnung auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird nicht mehr gedacht."

Er erröthet in den nächsten ruhigen Augenblicken keineswegs; im Gegentheil weist Schiller selbst ganz richtig nach, daß ihm der Gedanke fortwährend durch den Kopf geht, ob es nicht seine Pflicht sei, allenfalls mit Aufopferung des Freundes den König für die Durchführung seiner Ideale zu benutzen. Er entscheidet sich zwar für Don Carlos, aber — er hat gewählt! Er hat sich das Gegentheil als möglich gedacht! Und er entscheidet sich nur unter der Voraussetzung, daß Carlos durchgreifender als Philipp für seine Ideale wirken wird. So sucht Schiller auch sein seltsames Benehmen gegen Carlos zu rechtfertigen, dem er die Hauptsache jener Unterredung nicht blos verschweigt, sondern den er geradezu belügt. — „Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, wie konnte er wagen ihm zu bekennen, daß er dies Palladium veruntraut hätte!" Ausdrücklich setzt Schiller hinzu, daß der Marquis bei den Gründen, die er selber anführt, sein Schweigen zu erklären, nur sich selbst zu hintergehn sucht, weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehn wagt. — Schiller übersieht dabei einen Umstand: Posa ist nicht blos untreu gegen seinen Freund, er belügt auch den König, und zwar in einem Punkt, wo dieser glaubt, daß er ihm sein ganzes Herz ausschüttet. Ja das Sonderbarste ist, Schiller glaubt es selbst, und gesteht dem König zu, daß er den Schwärmer am richtigsten beurtheile. — Indem Posa dem König seine Ideale offenbart und ihm versichert, daß er der Erste sei, dem er sie offenbare; es ihm mit so treuherziger Hingebung versichert, daß der König erwidert: ich glaube es, weil ich es weiß! setzt er ausdrücklich hinzu, er sei nicht gefährlich: „die lächerliche Wuth der Neuerung, die nur der Kette Last, die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert, wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert ist meinem Ideal

nicht reif. Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden." — Und in dem Augenblick, wo er mit dem Anschein eines überquellenden Herzens dies Bekenntniß ablegt, steht er in eifriger Correspondenz mit Oranien und betreibt den Aufstand in den Niederlanden! Er arbeitet an der Durchführung eines Plans, von dem Alba später sagt: er sei teuflisch, aber wahrhaft göttlich! Kurz er ist ein vollständiger Fiesco.

Der Jesuitismus der Tugend kann viel rechtfertigen, aber nicht die Heuchelei eines Gefühls, gleichviel gegen wen, und in diesem Augenblick hegt Posa sogar vor dem König, gegen den er heuchelt, eine geheime Achtung. Es ist unglaublich, daß Schiller diese Art der Heuchelei in seinem Herzen gebilligt haben sollte; es muß also hier ein Mißverständniß obwalten. In des Dichters Phantasie lebte das Ideal eines thatkräftigen Mannes, oder mit andern Worten, da es sich um die Vertheidigung der Schwachen gegen die Uebermacht handelt, eines politischen Intriganten, der durch List, durch schlaue Benutzung der menschlichen Leidenschaften die Menschheit fördert. Daraus entstanden die Phantasiebilder des Fiesco, Verrina, Posa, daraus die Vorstellung, mit der er sich zuweilen schmeichelte, seine Größe als Minister zu zeigen. — Er täuschte sich über sich selbst. Er war keine thatkräftige Natur, er war vielmehr wirklich, was Posa hier von sich aussagt: ein Bürger der Geschlechter, die da kommen werden! Indem er nun seinen von der Phantasie empfangenen politischen Intriganten, seinen Fanatiker in Feuer setzt, geräth er selbst in Feuer: der Dichter drängt den Helden zurück, und aus innerster Seele kommt das Bekenntniß über seine Lippen, das in Posa's Mund eine unwürdige Heuchelei war. Jener Ausdruck ist nicht ein sittlich zu verwerfendes Gefühl, sondern ein dramatischer Fehler.

Die Briefe gehn ebensowenig von einer fertigen, festen Lebensansicht aus als das Drama selbst; je tiefer Schiller über den Charakter seines Helden nachdenkt, desto mehr schwindet der ideale Nimbus desselben. „Der Charakter des Marquis hätte unstreitig an Schönheit gewonnen, wenn er gerader gehandelt hätte. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe; aber was ich für Wahrheit hielt, galt mir mehr. Ich halte für Wahrheit: daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstand und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen verschieden sind; daß der reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an *seine Vorstellung* von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot. Und hier treffe ich mit einer Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideal hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen

und eben darum oft einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes moralische Ideal doch nie mehr ist als eine Idee, die gleich allen andern Ideen an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums theilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon das müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir z. B. die Ordensverbrüderung, die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung noch so freien moralischen Zwecks nicht unvermerkt wäre fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte hintanzusetzen und den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in den Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniß der beschränkten Vernunft, sich abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Es lag in meinem Plan, eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ein Beispiel zu bestätigen: — daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem gegenwärtigen Gefühl von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, als was natürlich ist." — So hat Kant, ohne es zu wissen, eine gewaltige Dichterkraft bezwungen.

Die Selbstkritik des Idealismus geht aber weiter. Posa handelt nicht blos despotisch; er handelt — romanhaft. — „Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, daß sie im Zustand leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann." — In der Katastrophe hat Posa „den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren; er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben." — „Seine Phantasie ist von Bildern romantischer Größe angefüllt,

die Helden des Plutarch leben in seiner Seele. Was ist natürlicher, als daß der Unwille über sich selbst ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihn etwas kosten? Er kann nicht genug eilen, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Wenn der blos kluge Mensch sein Erstes hätte sein lassen, die Lage von allen Seiten zu prüfen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen."

Genug. — Wie fein dringt diese Analyse in den Kern der Sache ein! Aber freilich gehört sie dem Kritiker an, nicht dem Dichter. Was die Sonde des Kritikers in dem Charakter des Helden findet, war nicht, was die Phantasie des Dichters sich träumte. Der Dichter, der die ersten drei Acte schuf, wurde durch den Enthusiasten verdrängt: der Enthusiast aber folgte instinctartig, wider Willen, dem Gesetz des poetischen Schaffens, das ihn selber widerlegte. Was das Stück als Kunstwerk vernichtet, giebt ihm seinen Platz in der Geschichte der Weltliteratur.

Posa ist eine Schöpfung von 1786; das Gemeingefühl der Welt krystallisirte sich mit all seinen Widersprüchen in dieser Figur. — 1789 trat sie in die wirkliche Geschichte ein, mit den nämlichen Widersprüchen, den nämlichen Illusionen, der nämlichen Einseitigkeit; prophetisch hatten die „kritischen Briefe" 1788 auseinandergesetzt, wozu das Ideal führen müsse. Daß hier aber der — culturhistorische — Mittelpunkt des Stückes zu suchen sei, sprechen die Briefe mit gerechtem Selbstgefühl aus, sie geben zugleich den Schattenriß eines Begriffs, der damals neu entdeckt wurde: einer historischen Tragödie.

„Das große Schicksal eines Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen herunter, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat." „Rufen Sie sich eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte unsere Phantasie in einem der lieblichsten Träume entzückte. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsch, daß es dem Zufall in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit in dem erstgeborenen Sohn eines künftigen Beherrschers von — — wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräch bloßes Spielwerk war, dürfte sich bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen." — „Da mein Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des

Menschenglücks aus dem Stück gleichsam hervorgehn zu lassen, so war es sehr an seinem Ort, den Schöpfer des Elends neben ihm anzuführen ... Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu unmächtig, sich ihr zu entziehn; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleid zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er blos durch die übriggebliebenen Reste der Menschheit elend ist."

„Ich bin weder Illuminat noch Maurer: aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. — Es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehn, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenschaft zu zeigen."

Gleichzeitig mit diesen Briefen erschien die Geschichte der niederländischen Rebellion, soweit sie überhaupt fertig wurde. Am Schluß der Vorrede sagt Schiller: „Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theil meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Inhalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren (?) das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuch ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publicums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden." — Am schwächsten ist Schiller in der Einleitung, wo er weit ausholt und die Unsicherheit seiner Kenntniß durch Redewendungen

zu verstecken sucht, die viel zu sagen scheinen, und doch im Grunde leer sind; je mehr er sich in den Ereignissen zurechtfindet, desto mehr Haltung gewinnt seine Darstellung. Zu einer pragmatischen Geschichte wie zu einer epischen Ausmalung der Zustände fehlt ihm die Kenntniß der Acten, die Localfarbe, kurz alles Detail. Er mußte sich darauf beschränken, was auch dem Dichter des Don Carlos am nächsten lag, die sittlichen Gedanken kräftig hervorzuheben und die handelnden Personen anschaulich zu zeichnen. In Bezug auf das Erste ist er noch ganz Marquis Posa, der Weltbürger, dem Freiheit und Humanität das Höchste ist und der sich daher ebenso gegen den Despotismus und den Glaubensdruck wie gegen die Excesse des Pöbels und die Grübelei unbeschäftigter Theologen empört. Man hat sich später bemüht, vielseitiger und objectiver zu sein, indeß hat der gesunde Menschenverstand zuletzt seine Rechte behauptet, und gelehrte Forscher sind zu dem Standpunkt Schiller's zurückgekehrt. — Noch näher lag dem Dramatiker das psychologische Interesse, welches ohnehin durch die ganze Richtung der Zeit begünstigt wurde. Beide Zwecke, der moralische wie der psychologische, legten, wo es an einer gründlichen Kenntniß der Thatsachen fehlte, rhetorische Wendungen nahe, und auch das war im Geschmack der Zeit. Wenn aber Schiller die Fehler der damaligen Periode theilt, so weiß er mitunter glänzende Vorzüge daraus zu machen. Schon im Don Carlos wird man der Charakteristik König Philipp's mit großem Interesse folgen; in der Geschichte geht diese viel tiefer ein, und wenn Schiller seiner Einbildungskraft zuweilen zu viel Freiheit verstattet, so hat er doch eine wunderbare Divination. Man kann die Jämmerlichkeit der spanischen Bigotterie nicht geistvoller und erschöpfender schildern, als Schiller gethan. Auch die Portraits von Oranien, Egmont und den andern weniger bedeutenden Figuren sind in ihrer Art vortrefflich, und es charakterisirt Schiller im Gegensatz zu Goethe, daß bei ihm Egmont als Schwächling gegen Oranien sehr in den Hintergrund tritt.

Die gleichzeitige Recension des Goethe'schen Egmont ist keineswegs blos ästhetisch gemeint: Schiller verlangt vom Helden, er solle sein Schicksal aus seinem Willen schöpfen, mit Ernst wollen und die Verantwortlichkeit übernehmen. Goethe zeigt in seinem Helden nur die schöne Humanität; „dem Erhabnen scheint er so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ihn ja zu uns herabzuziehn; daß er ihm nicht einmal soviel Größe und Ernst übrig läßt, als unumgänglich nöthig ist, diesen Menschlichkeiten tragisches Interesse zu verschaffen. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken." Die historische Genremalerei des Stücks erkennt der junge Geschichtschreiber mit warmem Lob an, dagegen tadelt er den opernhaften Ausgang, daß die reine Menschlichkeit in

den Winkelzügen der allgemeinen Politik zu Grunde geht, zu diesem Dogma kam Schiller erst später, und auch da nur vorübergehend.

Gerade als Schiller diese, bei aller Anerkennung sehr scharfe Kritik schrieb, sollte er den Dichter persönlich kennen lernen.

Goethe's italienische Reise kennt jeder; um seine Stimmung nicht gar zu auffallend zu finden, sollte man Heinse's Briefe aus den J. 1780 bis 1783 vergleichen, der sich über italienische Glückseligkeit noch viel überschwänglicher ausdrückt. — Als Goethe 9. Sept. 1786 über den Brenner kam, athmete er auf, wie wenn er aus einem Lazareth zum ersten Mal unter den freien Himmel träte. Alles gefiel ihm, selbst das Unschöne, wenn es nur ungenirt geschah. „Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt zurückkäme." „Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird." Die burleske Art, wie bei diesem sinnlichen Volk die ernsthaftesten Angelegenheiten zur Komödie gemacht werden, erregt ihm inneres Behagen. Mit Befriedigung zeichnet er den Rath eines wunderlichen Bolognesers auf: „Wozu denken? Der Mensch soll nicht denken, im Denken wird man nie alt! Der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache heften, da wird er toll: man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopf haben!" Und halb launig halb ernst fügt er selber hinzu: „man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gesicht bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend sie verschlechtert, da ist man ihr Mann."

28. Sept. ist er in Venedig; er widmet der Kunst ernste Aufmerksamkeit. „Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venetianische Maler alles heiterer ansehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln." „Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder: man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von Außen Erwartetes. Da ist nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe! Der Glaube hat die Künste wieder hervorgebracht, der Aberglaube hingegen ist

Herr über sie geworden und hat sie abermals zu Grunde gerichtet." Bei allem Leichtsinn, sobald er die römischen Fratzen des Cultus sieht, regt sich in ihm die „protestantische Erbsünde". — Reinen Eindruck machen ihm nur die Denkmale der Alten. „Immer derselbe große Sinn! Was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß sein und nicht groß werden." „Diese herrlichen Bauten sind freilich etwas anderes als unsere kauzenden, über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas andres als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los."

29. Oct. kommt er in Rom an. „Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." Hier geht das ernstliche Studium der Kunst an: drei Künstler, Angelika Kaufmann, Tischbein, Heinrich Meyer aus Zürich, nehmen ihn in Schule. Mit Rührung liest er Winckelmann's Briefe. „Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergeht." „Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von Innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich." „Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet." „Meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich auch nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten." — „Daß ich mir in meinen Briefen zuweilen widerspreche, ist mir selbst wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich stehe."

„Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen wollte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt. Die Geschichte liest sich von hier aus ganz anders als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen heraus zu lesen, es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat

begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit." Wie wenig konnte ihm Herder genügen, der in dem neuen Band seiner „Ideen", nachdem er Morgenland und Hellas mit schöner Wärme geschildert, die ganze römische Geschichte als wüste Feindin der Humanität mit einem wahren Fanatismus des Hasses darstellte.

Nachdem er zu Rom noch das Carneval angesehn, ging Goethe 22. Febr. 1787 nach Neapel, wo der Maler Hackert sich seiner Kunststudien annahm. Zwischen eine üppige Natur und die wilden Verwüstungen unterirdischen Feuers gestellt, „wünscht man zu denken und fühlt sich dazu ungeschickt. Indeß lebt der Lebendige lustig fort. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigungen anzunehmen gewohnt und geneigt." — Er freut sich, wie die lustigen Damen selbst das Fürchterliche possenhaft aufzufassen verstehn; wie hart neben der Bigotterie die ausschweifende Frivolität steht; er vertieft sich in die Poesie des Widerspruchs. Der humoristische Heilige Filippo Neri und der wilde Künstler Benvenuto Cellini beschäftigen seine Einbildungskraft. „Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Es sieht einem Jugendtraum völlig ähnlich; wir wollen sehn, ob ich bestimmt bin ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andere, nur eitel ist. — Lebt wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß ihr beisammen seid und was ihr einander seid, indeß ich, durch eignen Willen exilirt, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe, und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will."

„Ich will nicht ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition ist. Von Jugend auf war mir dies mein Trieb und meine Plage, jetzt will ich wenigstens das Erreichbare erreichen, da ich so lange verdient und unverdient das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen sehn und erkennen." — Eine Fahrt nach Sicilien, April 1787, schließt ihm die Geheimnisse der griechischen Dichtung auf. „Nun erst ist mir die Odyssee ein lebendiges Wort, mir ist wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, Gleichnisse kommen uns poetisch vor, und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt."

Es sind das alles nur abgerissene Blätter aus dem wunderholden Kranz der italienischen Briefe. Wenn die Reise keine andere Frucht getragen hätte, so wäre das schon ein überreicher Gewinn: es ist das reine, sachliche und

doch von dem Duft der innigsten Empfindung durchströmte Anschauen. Freilich empfindet man heraus, wie sehr er dem deutschen Volk, seinem Glauben und seinen Sitten entfremdet wurde.*)

6. Juni 1787 war er wieder in Rom und entschloß sich, seinen Aufenthalt zu verlängern. „Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustand zu haben." — Es war der alte Jugendirrthum, den er wieder aufnahm, bildender Künstler zu werden. — „Die Künstler belehren mich gern, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet, etwas schnell zu begreifen ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen." „Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehn dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich euch wieder einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an."

„Ich habe diese Zeit recht zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andre ist, daß ich nie soviel Zeit auf eine Arbeit wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückseligkeit genieße, sehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung unerträglich. Nun wäre Zeit sich zu corrigiren. Ich bin im Land

*) „Ist es Ihnen nicht aufgefallen," schreibt Tieck an Solger, „wie dieses herrliche Gemüth eigentlich aus Ueberdruß sich einseitig ins Alterthum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht? . . . Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte, und nur das geträumte Alterthum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien . . . Er vergißt, daß unsere Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Fragmente verklärt und in die reine Region der Kunst hinüberzieht."

der Künste, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh und Freude haben, und an was Anderes gehn können."

Es war nicht allein die Kunst, die ihn absorbirte. „Es ist ein wahres Unglück," schreibt er 17. April 1787 aus Palermo an Herder, „wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur hinter Glasfenstern zu sehn gewohnt war, stehn hier froh und frisch unter freiem Himmel. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebilds fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Gestört war mein guter Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!" Und aus Neapel 17. Mai: „Ich muß Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." — „Es war mir aufgegangen," erzählt er später, „daß in dem Blatt der wahre Proteus verborgen liegt, der sich in allen Gestaltungen versteckt und offenbart. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keim so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen ziemlich süßen Zustand versetzt, und man wird begreifen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft ergriffen wurde. Trotzdem war an kein geregeltes Studium zu denken, und ich habe in meinem Leben nicht leicht mühsamer beschäftigte Tage zugebracht."

Unter all diesen Störungen sollte nun die letzte Hand an die unvollendeten dichterischen Werke gelegt werden. „Es ist ein wunderlich Ding, so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehn. Wie wenig Spur bleibt

doch von einer Existenz zurück!" „Ich kann wohl sagen, es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an." Aber vieles wehte ihm auch fremd aus diesen vergilbten Papieren entgegen: der Geist der Sehnsucht, der Geist des spiritualistischen Trotzes. „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten." — Auch der beste und klügste Mensch ist doch stets in der Lage, die gegenwärtige Bildung zu überschätzen!

„Egmont" wurde zuerst fertig; dann „Künstlers Erdenwallen" und andere Kleinigkeiten. Was Goethe in Italien an der Iphigenie gethan, hat er selbst und haben nach ihm Andere überschätzt. Das Stück war fertig, er hat nur die Jamben ausgefeilt, und darin bleibt manches zu wünschen. Die weimarer Freunde wollten den Unterschied der neuen Bearbeitung nicht recht herausfinden, sie waren auch nicht mit allen Aenderungen einverstanden. Angelika, der er das Stück vorlas, war sehr gerührt. Im Ganzen paßte es mit seinem jungfräulich sittlichen Instinct, seiner seelenvollen Schüchternheit wenig zu der heitern Farbenpracht, die er in Italien genießen lernte. Die Hexenküche im Faust, die er dort machte, ist weit italienischer. Die Idee einer nach Delphi verlegten Fortsetzung der Iphigenie, war ein entschiedener Mißgriff. — Mehr möchte man bedauern, daß die Nausikaa nicht zur Ausführung kam. „Die einfache Fabel sollte durch das Meer- und Inselhafte des Tons erfreulich werden." „Es war in der Composition nichts, was ich nicht aus eigner Erfahrung nach der Natur hätte ausmalen können: — selbst auf der Reise, selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden können; selbst in dem Fall, in einer so großen Entfernung von der Heimath, Lebensvorfälle mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzteren Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden."

Ein zartes Liebesabenteuer kam dazu, eine schöne Mailänderin. „Bald empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehn pflegt, das in selbstgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswerthesten unmittelbar nahe kommt." — Er erfährt, daß sie Braut ist. — „Es ist nicht nöthig auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff. Doch hatte ich Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. Gar bald legte sich das Verhältniß in meinem soviel beschäftigten Gemüth wieder zurecht, und zwar auf eine sehr anmuthige

Weise." — Einige Zeit darauf geht die Verlobung auseinander, sie verfällt in ein lebensgefährliches Fieber. Als er sie wieder sieht, „schienen ihre Augen frischer und glänzender mich anzusehn, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang." — Es kommt endlich zum Abschied. „Eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses mir wieder vorzurollen gedrängt war. Den Gang des anmuthigsten Gesprächs, das von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur selbstbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenöthigtes Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir nie aus Sinn und Seele gekommen ist." — — Sie war doch nun frei; was hielt ihn zurück? —

Was ihn endlich zur Rückreise bestimmte, war die Nachricht, die Herzogin Mutter wolle nach Italien kommen und sich von ihm herumführen lassen. Das war er nicht gemeint. „Mit fremden Menschen hatte ich mich, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder frisch des humanen Zustands erfreut: da ein geschlossener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Durch wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten; daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann." — In seinen damaligen Briefen war die Freude, die alten geprüften Freunde zu sehn, nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. So an Herder, 25. Dec. 1787: „In den schweigenden, zurücktretenden Zustand (vor der Reise) mag ich einen Feind nicht wünschen, und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemand zu nützen, zu Grunde geht. Ich bin dies Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von der Welt, habe ich eine Zeit lang allein gestanden: nun hat sich wieder ein enger Kreis von Menschen um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lange, bis sie sich von mir scheiden." — „Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn

man mich vor eine Mauer stellt.“ „Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis, auch der Aermste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Ort der Beste sich nicht empfinden, nicht Athem schöpfen kann.“

6. Febr. 1788. „Ich bin still und jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam.“ Gleich darauf setzte er dem Herzog seine Wünsche auseinander. „Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehn. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wiedergefunden: als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauernd wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. — Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe ein großes und schönes Stück Welt gesehn, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen.“

11. April 1788 wurde dem Geh. R. Schmidt das Präsidium der Kammer übertragen; der Ehrenvorsitz blieb, so oft er wollte, Goethe vorbehalten. „Es wird Goethe schwer, Italien zu verlassen,“ schreibt Knebel 18. April an seine Schwester, „und ich fürchte, daß er sich sobald nicht wieder an deutsche Luft gewöhnen möchte. Freilich ist's ja in Deutschland überall schlecht, und die Luft wäre noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Unart, Ungeschmack und Unsinn, Stolz und Armuth, das sind Dinge, die noch schlimmer sind, als die schlimmste Luft ... Das Seinsollen, mit deutscher Armuth und Elend, ist mir am Hof und in der Stadt nachgerade unerträglich. Halbheit richtet jeden ehrlichen Charakter zu Grunde.“

Mit schwerem Herzen riß sich Goethe 22. April von Rom los. „Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Immer und immer wiederholte ich mir Ovid's Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende

der bewohnten Welt verfolgte. Bald war ich genöthigt, sie meiner Lage anzueignen; doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinah nichts ansehn, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen."

18. Juni 1788 kam er in Weimar an. Hof und Gesellschaft drängten sich um ihn, von dem gelobten Lande zu hören. Aber der Enthusiasmus, mit dem er es that, seine Klagen über den Verlust beleidigten; bald wurde auch er einsilbig. „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehn, brachten mich zur Verzweiflung." „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz, sich zu isoliren, und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach seinem Erwachen." An italienische Sitten gewöhnt, sah er in den besten Menschen kleinbürgerliche Beschränktheit. Er hatte gelernt, das Sinnliche auf antike Weise zu genießen und darzustellen, nicht mehr im Farbenreiz schüchterner Empfindung, sondern in plastischer Nacktheit. Er hatte Jugendfrische und ungezwungene Natur empfunden. Nun wurde er gewahr, daß die geliebte Freundin, die er gleichsam zum ersten Mal mit Künstleraugen anschaute, über 45 J. alt sei. Im Uebrigen hatte sie sich wohl nicht verändert: „sie ist," schreibt Knebel in jenen Tagen an seine Schwester, „unter allen diejenige, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen theil und an allem Menschlichen, ist wohlunterrichtet und hat feinen Tact.... Sie ist eine gar seltene gute Frau, und lebt eigentlich blos in der Klarheit, die ihr bei ihrer reizbaren, feinen Natur schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlichst im Verstand, und hat doch so gar keine Prätension von Verstand."

Gerade vor einem Jahr, als der Dichter der „Räuber" in Weimar ankam, hatte sich ihm eine närrische Figur vorgestellt, Vulpius, geb. 1762, Verfasser verschiedener Räuberromane. Er lebte in dürftigen Verhältnissen. Seine Schwester Christiane, ein hübsches frisches Mädchen, stellte sich 13. Juli 1788 Goethe vor, bat um Unterstützung und fand Beifall. Die Freunde in Rom und Neapel hatten ohne Arg hübsche frische Mädchen im

Hause gehabt. Christiane hatte zierliche Füße und schwellende Lippen, sie sprach nicht über Ideale und Aesthetik, aber gern hörte sie zu, wenn ihr Goethe von der Metamorphose der Pflanzen erzählte, während die Andern vor solchen Gesprächen entwichen. Gewiß verstand sie wenig vom Organismus, aber es ließ ihr gut, wenn sie hörte; sie half ihm Pflanzen suchen. Sie hatte manche Fehler, aber sie gehörte doch nicht zur guten Gesellschaft, die „zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Er hatte die große Gabe, sich die Geschöpfe zu idealisiren; dabei hatte sie etwas Eignes. — Im spätern Alter soll er einmal geäußert haben, sie sei nun schon so lange um ihn, und doch merke man es ihr nicht an: aber gerade das gefalle ihm. — Durch die gute Gesellschaft ging die Begebenheit wie ein Lauffeuer, Frau v. Stein erfuhr es wohl nicht zuletzt. „Gern will ich alles hören," schreibt Goethe an diese 20. Juli, „was Du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Aeußeres." — „Ich will so fortleben wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, ich fürchte mich vor Erde und Himmel, und befinde mich nirgend wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will."

3. Aug. erhielt er von dem alten Jugendfreunde Merck einen entsetzlichen Brief. Merck hatte seine Speculationen über das Maß seiner Kräfte ausgedehnt und stand am Rande des Bankrotts. „Meine Situation übertrifft an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandre ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last, und fürchte für meinen Verstand." — Goethe wußte ihm durch den Herzog für den Augenblick aus der Noth zu helfen, und er richtete sich wieder auf, aber nur, um sich in neue thörichte Unternehmungen einzulassen, bis er zuletzt (27. Juni 1791, 50 J. alt) im Selbstmord endigte.

Es war für Goethe schmerzlich, daß er auch Herder's Umgang entbehren mußte. Dieser hatte vom Herzog Zulage, von einem unbekannten Wohlthäter ein Geschenk von 2000 Gld. erhalten. Als ein Bruder Dalberg's ihn aufforderte, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen, nahm er es an und reiste 6. Aug. aus Weimar ab; die Herzogin Amalie folgte gleich darauf. Aber die Reisegesellschaft drückte ihn, und wie wenig das ganze Unternehmen seinen Erwartungen entsprach, bezeugen die Briefe an seine Frau.*) —

*) Schon ein Jahr vorher meldet Schiller seltsame Gerüchte von ihrem Zusammenleben „Herder und seine Frau bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinig-

„Ich fühle mich als einen Losgerissenen, Verbannten, dem nach seiner 14jährigen Wanderschaft noch diese sonderbare Wanderung nöthig sein mußte.... Was mich quält, ist der falsche Wahn, den Du Dir über Dein Verhältniß zu mir machst. Ich sage Dir vor Gott, Du bist mein größtes Glück auf Erden, dessen ich tausendfach nicht werth bin. Du übertriffst mich in allem Guten, in aller Tugend, und was ich echtes Gutes habe, habe ich durch Dich und an Deiner Seite erlangt. An dem mancherlei Ueberstandenen bist ja Du nicht, sondern das tausendarmige Schicksal, und zuletzt, da alles sich zuletzt auf uns bezieht, ich selbst am meisten schuld. Ich habe zu wenig Vernunft und zu viel Eigenheit. Doch genug davon; es ist überstanden.... Heute ist der 27. Aug., der Tag unsrer Verlobung im Geist, da ich Dir den ersten Brief brachte. Ich habe Dich tausendmal lieber, als da ich ihn Dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, Du vielgeprüfte gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenseele! Reiß allen Zweifel aus Deinem Herzen, und sei mit Deiner guten starken Seele bei mir, mit Deiner lieben süßen Gestalt vor mir und zu meiner Seite. Amen." — Wenn ihn im Anfang die katholischen Zustände Süddeutschlands interessirten, so wurde er bald müde, und „hatte die Empfindung, daß man mit Menschen auf einer Basis stehn und leben müsse, oder man geht unter." Goethe schrieb ihm 4. Sept.: „Ich habe nun Gelegenheit, auch von der Kunstseite das Christenthum näher anzusehn, und da wird's auch recht erbärmlich. Es bleibt wahr: das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10 Millionen Jahre stehn kann und Niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebensoviel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen, als es zu bestreiten. Nun gehn die Generationen durcheinander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich, für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, was alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen wesentlich sind, so großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut sein lassen. Sieh Du Dich

---

keit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigner Person in ihres Ehgemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann Niemand zürnen! Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende." — Auch Goethe muß nach Herder's Abreise „manche Dosen moralischen Cremor tartari gebrauchen, um ihre Elektra'schen Anfälle zu bändigen".

nur in der römischen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich ist." — „Tous les animaux sont raisonnables, l'homme seul est religieux."

Im Augustheft des „deutschen Museums" hatte Stolberg Schiller's „Götter Griechenlands" als eine Lästerung bezeichnet. Man werde vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe; aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung seien eines Dichters wie Schiller unwürdig. Der Poesie letzter Zweck sei nicht sie selbst. Er möchte lieber Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn es ihm auch den Ruhm Homer's zu geben vermöchte, und wenn ein unmündiges Publicum ihn für das Gift, welches er ihm im Becher der Musen gereicht, vergötterte, so würde er sich selber ein muthwilliger Knabe scheinen, der seinen Pfeil gegen die Sonne schnelle, weil sie sich von ihm nicht greifen lasse. — Acht Jahre darauf richtete Schiller an Stolberg die Xenie: „Als Du die griechischen Götter gelästert, da warf Dich Apollo aus dem Parnasse; dafür gingst Du ins Himmelreich ein." Das war nun freilich keine Widerlegung.

Gerade aus jener Zeit haben wir die köstlichsten Zeugnisse, mit welcher Liebe und Achtung der Herzog auf Goethe blickte; aber dieser war nicht in der Stimmung, irgend etwas gut zu finden. Fortwährend klagte er, wie der Herzog sich und Andern das Leben sauer mache: „ich mache ein so gut Gesicht als möglich, und bin in einer innerlichen Verzweiflung; ich mag nichts weiter sagen und klagen. . . . Sein politisches Getreibe hat keinen Zweck, wie soll es Zufriedenheit gewähren? So vergeht eine Zeit nach der andern; man wird des Lebens weder gewahr noch froh. . . . O mein Bruder" (an Herder), „welcher böse Geist trieb Dich, mich zurückzurufen!"

Als sich der Herzog 8. Sept. über Dresden nach seinem preußischen Regiment begab, machte Goethe mit Fr. Herder und Fr. v. Stein Besuche in der Umgegend. 9. Sept. war er in Rudolstadt bei den Lengefeld's, wo er lange geliebt und verehrt war. „Endlich," schreibt Schiller an Körner, „kann ich Dir von Goethe erzählen. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittler Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse. — Unsre Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den

mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien.... Im Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden."

Indeß nahte für Schiller die Zeit des Abschieds. „Jetzt," (12. Sept.) „da es sich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel gesagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen." — 22. Sept. — „Ich kann mich gar nicht mit der Idee versöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlassen soll. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemischt worden sind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Einsamkeit in dieser geselligen Schöpfung. Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte!" — 5. Oct. — „Heute war noch ein schöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will. Anstatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelassen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorsteht. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung?" — 10. Nov. — „Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahr doch alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken."

Fast den Augenblick, daß er in Weimar ankommt (14. Nov.), setzt er sich zu einem langen Brief hin. — „Das ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehn und eine Luft mit Ihnen geathmet Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere. Ich habe mir die Trennung durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen

erlitten habe. Sein Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele." — Dem Freunde wird die Sache kühler vorgestellt: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viel schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und im gewissen Betracht wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei. Dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte: ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt, und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft." — Und Frau v. Kalb? — Das Verhältniß zwischen den beiden Gatten war immer kälter und fremder geworden. Nun mußte Herr v. Kalb wieder nach Frankreich zurückkehren; Charlotte blieb zurück. „Einige Monate nach seiner Abreise," erzählt sie in ihren Memoiren, „erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mit empfinden konnte: — Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. — Mich traf dieses Schreiben wie ein Strahl des Himmels. — Aber wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Brief sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes absolutes Wollen wäre jeder Schritt beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung (in Weimar) selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden." „Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich: — haben Sie meinen Brief erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich ihn zum zweiten Mal schreiben." — „Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn eingehend zu beantworten" u. s. w.

Schon 20. Oct. hatte Schiller an Körner geschrieben: „Frau v. Kalb habe ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter

uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — aber ihr Einfluß auf mich ist nicht wohlthätig gewesen." — Charlotte war 28 J. alt. Auf Lottchen, der sie noch freundlich schrieb, hatte sie keinen Verdacht. Als sie Schiller wiedersah, 27. Nov., bewahrte sie die gute Haltung einer Weltdame: „Ich habe," schreibt er an Caroline, „eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief."

An Lottchens Geburtstag, 22. Nov.: „Dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen dichterischen Träumen; edle erwärmende Ideen wachten wieder in mir auf. Sie sind die Heilige dieses Tags, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange."

Der Kampf der Berliner gegen die Wunderthäter und Kryptokatholiken, Stark u. s. w., war immer heftiger geworden. — Schlosser goß durch eine halbhumoristische Schrift, in der er für Cagliostro eintrat, Oel ins Feuer; Jacobi veröffentlichte Febr. 1788 ein „Sendschreiben über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht Vernunft ist": man habe gegen Stark jesuitisch verfahren; die philosophische Toleranz müsse sich auch auf die Intoleranz erstrecken, denn jede feste Ueberzeugung sei intolerant. Die Schrift bestand fast ganz aus Citaten aus Hamann, der sich seit dem Sommer des vorigen Jahres in seiner Nähe aufhielt.*) „Ich rede nicht, um Euch gegen irgend eine positive Religion gefällig, sondern allein, um Euch gegen Menschen duldsam zu machen, die ohne positive Religion sich nicht zu rathen wissen. Die wahre Vernunft erkennt ihre Grenzen und ist sich ihres Unvermögens bewußt, eine solche Erkenntniß Gottes, der Welt, und unsers eignen Wesens hervorzubringen, als zur Religion erfordert wird. Die Ueberzeugung des bloßen Menschenverstandes hat nie für sich eine Religion ausmachen können, sondern überall, wo nicht ein höherer Unterricht dazu kam, artete Gottesahndung in Götzendienst und Aberglauben aus. Darum können wir nicht anders als Eure angebliche Vernunftreligion für eine philosophische Schwärmerei ansehn."

*) Er hatte 9. Mai 1787 seine Entlassung erhalten, war 28. Juni in Berlin angekommen; 16. Juli in Münster, bei der Fürstin Galizin und Buchholz — Aus Sehnsucht nach dem Letzteren entfloh er 23. Nov. plötzlich aus Pempelfort, wohin ihn Jacobi abgeholt, auf ein Gut in der Nähe.

Zu seinem Schreck waren nicht blos die Damen in Münster ungehalten, denen er gegen eine Dame zu ausfahrend war, sondern auch Stolberg.*) Empört über die „Büberei der Berliner“, hat ihn das Büchlein der Frau v. d. Recke doch andern Sinnes gemacht. „Die Facta sind offenbar; Stark erscheint zum wenigsten als ein doppelzüngiger Gleißner ... Die Feinde des Christenthums wünschen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer neuen Thaumaturgen und Magier verwechselt werde. Unsers lieben Lavater Schwächen haben sie dazu benutzt.“ — Auch Jacobi mußte gestehn, er könne bei Lavater „das Gemisch von Bußfertigkeit und Rechtfertigung, womit er so oft das Ansehn gewinne, als wenn seine Demuth bei seiner Eitelkeit die freie Kost hätte, nicht leiden.“ — Noch mehr erschrak er, als auch Hamann sich gegen ihn erklärte. „Deine politische Freundschaft übertrifft alle pias fraudes, die Du so nachdrücklich an Andern rügst. Wenn Du nöthig findest, Dich vor den feindseligen Berlinern zu hüten, so hast Du ebensoviel und noch mehr Ursache, vor ihren orthodoxen und zelotypischen Gegnern auf Deiner Hut zu sein.“

Doch störten diese politischen Streitigkeiten die persönliche Freundschaft nicht. Jacobi schreibt an seinen Bruder: „Der Genuß, den ich an Hamann habe, läßt sich nicht beschreiben. Es ist wunderbar, in welch hohem Grade er fast alle Extreme in sich vereinigt. Die Formel der Auflösung entgegengesetzter Dinge in ihm bin ich noch nicht im Stande zu finden, aber ich erhalte doch fast mit jedem Tage darüber neues Licht, unterdessen ich mich an der Freiheit seines Geistes weide. Da er ebenso geneigt ist als ich, seiner Laune freien Lauf zu lassen und die Ansicht des Augenblicks zu verfolgen, so haben wir zu Münster manche lustige Auftritte gehabt ... Die

*) Die Brüder Stolberg hatten im vorigen Jahr „Schauspiele mit Chören“ herausgegeben: Theseus der Säugling, Timoleon, Servius Tullius, von Fr. Leop., Otanes und Belsazer von Christian. — Mit Voß war nach langen Streitigkeiten wegen der Ilias Friede geschlossen, wenn auch Voß wegen seiner Verbindung mit der „Pest, die im Finstern schleicht“, auf ihn zürnte; Stolberg hatte mit seiner Gattin und Klopstock Juli 1787 den alten Freund besucht und gute Stunden mit ihm gehabt; Klopstock hatte sich als „der ewige Jüngling“ gezeigt; er las Fragmente einer Geschichte des siebenjährigen Krieges vor, in einer edlen Sprache, aber dunkel: der alte Fritz hatte es ihm selten zu Dank gemacht. Juli 1788 waren Klopstock und Stolberg wieder in Eutin: von dort schrieb Stolberg die Kritik der Götter Griechenlands, Klopstock die Ode auf die Einberufung der Etats Généraux. 15. Nov. verlor Stolberg seine geliebte Agnes, noch in jugendlichem Alter, mit ihr seinen guten Genius. Der ältere Cramer starb 12. Juni 1788, 66 J. alt. — Claudius hatte Oct. 1787 in Folge eines humoristischen Gesuchs vom Kronprinzen von Dänemark die Stelle eines Bankrevisors mit 960 Thlr. erhalten, die ihn zu weiter nichts verpflichtete, als einige Wochen im nahen Altona zuzubringen.

heterogensten Dinge, was nur in seiner Art schön, wahr und ganz ist, eignes Leben hat, genießt er mit gleichem Entzücken ... — Ein wahres Pan ist dieser Mann, an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus." — Hamann schreibt an eine Freundin in Königsberg: „Ich bin ganz ruhig, schäme und gräme mich nicht, bin ebenso gleichgültig als heftig, nirgend und allenthalben zu Hause, kann aus nichts in der Welt, am allerwenigsten aus mir selbst klug werden, und mitten in der größten Verzweiflung genieße ich einen Frieden, der höher ist denn alle Vernunft, und so sicher als Abrahams Schos. — Es ist Mittag , und ich freue mich aufs liebe Essen und Trinken, und ebensosehr auf den Augenblick, beides wieder los zu werden, und der Erde wiederzugeben, was aus ihr genommen ist. Vergeben Sie mir diese ungezogene Natursprache. Sie ist die Mutter meiner dürftigen Philosophie und das Ideal dieser ungerathenen Tochter, welche mit ihren Füßen auf der Erde steht und geht; nur mit ihren Augen den Himmel erreichen kann, von ferne, von weitem, und je länger, desto dunkler. Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern in meinem Herzen, nicht durch den Buchstaben der Natur, sondern durch den Geist der Schrift, dem ich mehr als jenem zu danken habe. — Wir leben hier durcheinander wie die Wilden, in einer sehr glücklichen Ungezogenheit. Es ist eine Wohlthat, am Gegenwärtigen mehr Geschmack zu haben als an allem Uebrigen, was diesseits oder jenseits liegt. Gesetzt, daß alles auf Täuschung oder Fiction auslaufe, so will ich selbige genießen als das beste Intermezzo meiner Wanderschaft. Auch hier sind Götter — Küche und Tempel! Stall und Palast! Alles ist gut — alles ist eitel! Wohl mir, daß ich imbecillitatem hominis und securitatem dei mit gleicher Intension zu fühlen im Stande bin."

Seit dem 19. März 1788 war Hamann wieder in Münster, beständig bettlägerig. Mit Fürstenberg und Sprickmann verständigte er sich gern; in der Fürstin sah er eine Frau, an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens siech, und warnte sie vor zu angestrengtem Streben nach Vervollkommnung. „Mir war," schrieb sie darauf, „dies beständige Gefühl der Anstrengung ein Ruhekissen in drohender Muthlosigkeit. Hamann aber sah Stolz darin und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung vom Knochen. Mir dünkte, man raubte mir, der Lahmen, die einzige Krücke. Aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen, ja ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ängstlich in meiner Seele und fand sie wahr." — 4. Mai schrieb er an einen Freund: „Mein Dasein ist Liebe, mein Leben ein unvergänglicher Genuß voller Gnaden und Wahrheit! ... Lassen Sie sich

versöhnen! nicht mit Ihrem Dasein, sondern mit dem großen und unbekannten Gott, den wir als den Vater aller seiner guten und bösen Kinder anrufen, dessen heiliger Wille unser zeitliches Glück und ewige Seligkeit ist ... Ich habe manche Thorheit aus langer Weile begangen. Daß Verzweiflung auch eine begeisternde Muse, glaube ich wohl; sie schickt sich aber besser zu einer zerstörenden als schöpferischen ... Ich bin in meiner Seele überzeugt, daß Gott nicht nur am besten wisse, was Sie leiden, sondern daß weder Kleines noch Großes ohne seinen ausdrücklichen Willen geschehe. Aber diese Ueberzeugung Ihnen mitzutheilen, hängt ebensowenig von mir als von Ihnen selbst ab. Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, so wenig unser Dasein von dem Willen des Fleisches noch vom Willen des Mannes abhängt. Ohne eine individuelle Vorsehung kann Gott weder Regent des Weltalls, noch Richter der Menschen und Geister sein. Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstand ein Individuum, das nach keinem andern Maßstab, als den es selbst giebt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Dasein der kleinsten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüssen. Das Unendliche ist ein Abgrund, alles Endliche ist begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. — Eine höhere Liebe scheint uns Grausamkeit. Der den Sohn seines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben diese Kreuzestaufe nöthig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als Eigenthum zu Ihrem eignen willkürlichen Gebrauch von Ihnen verschleudert wissen will, zu seinem Dienst, zu seiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel sei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Wesen giebt, das von sich sagen kann: Ich bin der Ich bin! Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch!"

21. Juni schlief er sanft ein, 58 J. alt: er hatte von seinem Ende nichts geahndet. Um Weiterungen zu vermeiden, ließ ihn die katholische Fürstin in ihren Garten begraben, und setzte ihm die Inschrift: „Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitia: sed stulta mundi elegit Deus, ut sapientes confundat, et infirmia mundi elegit Deus, ut confundat fortes."

Müller, der zu Anfang des Jahrs Lavater persönlich kennen gelernt, schloß sich demselben auch in seinen religiösen Ueberzeugungen mehr und mehr an: „Wenn die Religion nicht ganz verschwinden soll, so müssen Dinge geschehen, die sie wieder auffrischen; und wie viel sind nicht noch unerfüllte Weissagungen. Auch schicken sich die Zeiten, wie es scheint, auf neue Gestaltung ... Ich kenne keinen größern, befriedigendern Stand als den geistlichen; mehrmals, glaube es, wollte ich selbst wieder darein getreten sein —

wenn er nur nicht eben ein Orden wäre! ... Gott thue mir dies und das, Bruder, wenn ich's nicht sein möchte, jetzt! nicht möchte hinwegwerfen die Projecte der Könige, zu lehren meinen Gott, von welchem ich gerettet worden aus Gefahren, die nicht jeder weiß!" — An Nicolai, der ihn früher wegen seiner unvorsichtigen Ausfälle gegen das Christenthum zurechtgewiesen: „Seither habe ich durch bessere Studien des Alterthums und Orients für die Schriften der alten Hebräer mehr Achtung bekommen; zugleich überzeugte mich die genauere Kenntniß der Menschen, die mir meine Reisen verschafft, es sei nützlich und wohl nothwendig, den allgemein als moralisch wichtig erkannten Wahrheiten bei der Menge durch die Bibel eine gewisse Haltnug zu geben, wodurch nicht nur der Ausgelassenheit ein Zaum angelegt, sondern zumal auch die Wiederkunft des Aberglaubens verhindert würde." — Das klingt freilich anders als in den Briefen an Jacobi: „Mit Jacobi und Nicolai bin ich manchmal wie zwischen Hammer und Amboß; beide schicken mir ihre gegeneinanderlaufenden Scripta; ich mit geziemender Höflichkeit, lobe das Lobenswerthe, schweige oft über das, was ich nicht billige, kann aber nicht anders, als Jacobi und Lavater in der Hauptsache Recht geben."

Wieland wurde nicht müde, von der Zeitkrankheit Diagnosen zu geben; jede neue Wundergeschichte prüfte er mit Ernst und Scherz; er machte auf die Verwandtschaft der Bildung unserer Zeit mit derjenigen aufmerksam, in welcher das Christenthum Weltreligion wurde, doch sei für uns die Preßfreiheit das Palladium des Fortschritts. Dies Palladium war bei der immer steigenden Reaction in Gefahr; nach Entlassung von Zedlitz wurde Wöllner in Preußen Justizminister, 6 Tage darauf, 9. Juli 1788, erschien das berüchtigte Religionsedict. Die berliner Geistlichen, Teller an der Spitze, traten mit Ernst dagegen auf; Spalding, 84 J. alt (er lebte noch 10 J.), legte seine Würden nieder; auch an hämischen Angriffen fehlte es nicht, so von Bahrdt in Halle, der deswegen ins Gefängniß kam und als Schenkwirth endigte. — Mit der kirchlichen Reaction verband sich die politische.

Das Jahr 1787 hindurch hatte Karl August aufs eifrigste für die Sache des Fürstenbundes gewirkt, aus dem er etwas ganz Anderes machen wollte, als seine Gründer: eine Grundlage für die gemeinsame Entwickelung der Nation, Verbesserung der Rechtspflege, der bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen u. s. w. Er hatte in Berlin, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. dafür geworben, zuletzt in Mainz. Aber Preußen zeigte sich unerwartet kühl: der glänzende Erfolg des Feldzugs in Holland, der in einer Woche beendet war, hatte Herzberg trunken gemacht; er spann mit Diez, dem Gesandten in Konstantinopel, äußerst verwickelte Intriguen zur Vergrößerung Preußens

mit Hilfe der Türken, und schloß endlich ein Bündniß mit den Seemächten. Da er dem drängenden Herzog einen ablehnenden Bescheid ertheilte, schrieb dieser ihm 29. März: „Wenn mich gegenwärtig Jemand um Rath fragte, ob diese deutsche Union Energie genug hätte, die Rechte der Unterdrückten zu vertheidigen, ob darin ein Geist und allgemeine Grundsätze lebendig seien, nach denen der Bund das Ziel verfolgt, welches ihm die öffentliche Stimme zuschreibt; wenn man wissen wollte, ob diese Fürsten vereinigt genug sind, um eine besondere Politik über irgend etwas zu verfolgen, das über die Linie des gewöhnlichen Tagewerks hinausgeht: — dann würde ich dem Frager offen rathen, sich ruhig zu verhalten, da Deutschland nicht im Stande sei, sich aus der untergeordneten Stellung zu erheben, in die es seine Unthätigkeit versenkt, sondern die Mehrzahl seiner Stände nicht Nerv genug habe, auf große Dinge auszugehn, und weit entfernt, einen guten Zeitpunkt zu nützen, in welchem sie sich als Nation erheben könne, es vielmehr vorzöge, sich in den gegenwärtigen Zustand einzulullen und zu glauben, dies sei das höchste Ideal einer guten Verfassung, die auch nur anzurühren man sich wohl hüten müsse." Auch der kursächsische Minister hatte ihn belehrt: „Nicht die Verbesserung, sondern nur die Erhaltung der Reichsverfassung sei Zweck des Fürstenbundes; jeder Versuch einer Verbesserung könnte zur Erreichung jener Absichten führen, die man eben vereiteln wolle."

Auf Karl August's Absichten gingen hauptsächlich K. v. Dalberg und J. Müller ein; der letztere schrieb „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde". „Wenn die deutsche Union zu nichts Besserm dienen soll, als den gegenwärtigen statum quo der Besitzungen zu erhalten, so ist sie unter den mancherlei politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen wurden, wirklich die uninteressanteste. Sie ist wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick im statu quo verharren, sondern alles in Leben, ordentlicher Bewegung und Fortschreitung sein soll, um nicht durch Stockung in Verwesung überzugehn. Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen; ungewiß, unsre Söhne, unsre Ehre, unsre Freiheiten und Rechte einen Tag zu erhalten; die hilflose Beute der Uebermacht, ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren — das ist unsrer Nation status quo. Und diese Union wäre da, ihn zu befestigen! Diese weltgepriesene Union reducirte sich also am Ende auf zwei Punkte: zu machen, daß Bayern das Glück habe, statt Joseph's 2. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter hindurch über die Form zu deliberiren, einen eingewurzelten Mißbrauch hinwegreißen will, diesen Mißbrauch aufs äußerste zu verthei-

digen, damit er doch seine funfzig Jahre noch stehen und wirken möge!*) — „Ich kann nicht begreifen, wie Deutsche Verstand und Muth verloren haben sollten, endlich einmal den Machtsprung zu thun, hinaus über die Jahrhunderte alten Pedanterien zu ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, einer wohleingerichteten Reichshofrathsvisitation, festen Vorschriften und einem subsidiarischen Gesetzbuch; zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichsverfassung, einer guten Reichspolizei, einer angemessenen Defensivanstalt; zu echtem Reichszusammenhange; alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürften: Wir sind eine Nation!" — Sollte auch die neueste Hoffnung verschwinden, „so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet." —

Die Schrift — Mai 1788 durch Jacobi herausgegeben — verfehlte nicht, großes Aufsehn zu machen: war doch an einer Stelle, wenn auch nur abwehrend, von der Möglichkeit die Rede, die Einheit Deutschlands einmal in republikanischen Formen zu suchen. Namentlich war der preußische Hof ungehalten. In Müller's Umstimmung spielten wohl endliche Motive mit, er hatte die Idee des preußischen Dienstes aufgegeben, hauptsächlich aber war es das Vorgefühl des Sturmes, der in Frankreich bald losbrechen sollte, von dem sein empfängliches Gemüth in mächtigen Schwingungen erschüttert wurde.**)

*) Auch diesmal bezeichnet Müller die Annäherung der beiden Religionsparteien als nothwendig zum Fortschritt der deutschen Cultur. „Doctor Luther's Werk war nothwendig und gut. Aber es gab, zumal nach dieses großen Mannes Tod, die Erbitterung der beiden Religionsparteien dem deutschen Geist eine schiefe Richtung. Ueber Bestimmung des Unergründlichen wurde das vor den Füßen Liegende vergessen; die Theologen und Jesuiten wußten den vaterländischen Verstand solchermaßen zu verrücken, daß nicht nur aller Fortgang der echten Lebensweisheit und des guten Geschmacks versäumt und hintertrieben, sondern auch ein Fürst mehr und mehr von dem andern, Jedermann aber vom Vaterlandsgefühl entfremdet wurde."

**) „In der That," schreibt Jacobi an Julia Reventlow („holde Julia!"), „läßt sich bei der gegenwärtigen Verfassung von Europa kaum etwas Vernünftigeres denken als eine unaufhörliche Flucht. Die Menschheit schwebt zwischen Himmel und Erde; Wollen über sich und Wollen unter sich, und nichts als Wollen." — Forster: „Dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form; dies Suchen hierhin und dorthin; dies Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiet der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion: — die allgemeine Gährung verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre."

Müller war 14. April zum Wirkl. Geh. Leg. Rath mit einem bedeutenden Gehalt ernannt worden; seine Stelle an der Bibliothek erhielt auf seinen Antrag G. Forster, der aus Göttingen zum Besuch kam. Dalberg fand er „von gutem Ansehn, das nur durch einem widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgespannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte schien doch durch etwas Mißtrauen im Blick zu verrathen, daß sie oft mißbraucht war." In Heinse entdeckte Forster zu seinem Erstaunen einen Weiberfeind und gelegentlichen Menschenhasser. Gleichzeitig (20. April) kam Huber an, der gleich jenen Männern dem Maurerorden angehörte. — Er gefiel zuerst nicht, er galt für einen poetischen Pedanten; aus Verdruß ließ er sich mit Schauspielern und jungen Roués ein, spielte viel und verlor. Dabei hatte er das Gefühl, daß sein Umgang seiner nicht würdig war; man scheint ihn selbst von oben her ernstlich gewarnt zu haben vor Illuminaten und östreichischen Spionen. — Er fand, daß ein freier Geist doch eigentlich nicht für das Joch des Staatsdienstes gemacht sei. „Wir mögen es drehen und idealisiren wie wir wollen, unsere Bestimmung ist es nicht, dem Staat zu fröhnen und die Steine zusammenzutragen, daß andere nach ihrem oft so verkehrten Geschmack Häuser darauf bauen. Diese Schnürbrust, in die der Staat seine Diener preßt, kann oft den gesundesten Geist zum Krüppel machen." — „Mein Zustand ist ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geistes, ohne Zweck, ohne Auflösung. Kein Versuch schlägt an; Naturgenuß, Einsamkeit, gesellige Freude: nichts schlägt Funken aus mir heraus. Ich sehe es mehr als jemals, Reibung ist das Einzige, was bei mit etwas hervorbringen kann ... allein bin ich nichts."

2. Oct. 1788 kam Forster mit seiner Gemahlin in Mainz an, von Sömmering und Huber empfangen. „Es ist närrisch," schreibt dieser an Körner, „daß die vorgefaßte Idee, mit einem Menschen einen gewissen Umgang zu stiften, mich verlegen macht, und mich nicht in meiner vortheilhaften Gestalt erscheinen läßt. Bald bin ich kalt und trocken, bald überspringe ich mich, bald plagt mich der Stolz, am Ende bin ich wenig mit mir zufrieden und fange an zu schmollen."

Bald darauf stellte sich ein bedeutenderer junger Gast an Theresen's Theetisch ein: Wilhelm v. Humboldt, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam. Campe war sein Hauslehrer gewesen; im 12. J. hatte er seinen Vater — Major und Kammerherr — verloren, und unter der Aufsicht seiner leidenden Mutter den Sommer im Familienschloß Tegel, den Winter in Berlin zugebracht: hier nahm er Oct. 1785 bis Juli 1786 an einem politisch-statisti-

schen Collegium theil, welches Dohm für junge Edelleute hielt. Auf seinen Stil übte Engel großen Einfluß. Wenn Mendelssohn der gefeierte Held des Kreises war, so fiel die Jugend mehr den Töchtern in die Hände: der junge Edelmann wurde bei Henriette Herz eingeführt und in ihren Tugendbund aufgenommen. Oct. 1787 ging er mit seinem 2 J. jüngern Bruder Alexander auf die Universität Frankfurt, April 1788 nach Göttingen, wo er sich enge an Heyne anschloß und sich Theresen mit Leidenschaft ergab: was ihn jedoch nicht abhielt, Juli d. J. in Pyrmont mit Charlotte Diede jenes ätherische Verhältniß anzuknüpfen, welches brieflich bis an seinen Tod gedauert hat.

Um seine Menschenkenntniß zu vermehren, machte er im Herbst eine Reise. „Ich hatte damals eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehn und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen: classificirte, verglich, studirte die Physiognomien“ u. s. w. Mit Sophie Laroche in Offenbach fing er an; dann mehrere Tage bei Forster's in Mainz; 10 T. bei Dohm in Aachen, darauf, durch Forster empfohlen, bei Jacobi in Pempelfort, mit dem er sich am tiefsten verständigte. 5. Nov. war er wieder in Göttingen.

„Mit Forster,“ schreibt Huber, „fängt es an sich gut zu machen, wir sind nahe daran einen Cirkel zu bilden, wie ich ihn so sehr brauche. Zur Reibung ist Forster vortrefflich, er hat unendlich viel und weltumfassendes Feuer, nichts Ausschließendes, man kann ihn für alles entzünden, was bei Heinse durchaus der Fall nicht ist: der brennt immer nur an einer Stelle, außer dieser ist's Eiskälte.“

Therese erzählte später: „Die Bekanntschaft machte sich langsam. Forster und seine Frau wurden durch Huber's Eigenheiten nicht angezogen; der erste hatte das Gefühl, daß dieser junge Mann in seinem unthätigen schwankenden Sehnen nach einer Bestimmung seiner Kräfte zu Grunde ginge. Literarisches Interesse führte sie endlich näher. In diesem Kreise fand Huber, was er bedurfte: strenge Rüge kleinlicher Gewohnheiten, gesellschaftlicher Nachlässigkeit, Aufforderung zur Thätigkeit, vielseitige Ansicht des Menschen und der Dinge.“ Forster trieb ihn zunächst, Reisebeschreibungen zu übersetzen; darauf folgte Duclos' Jahrhundert Ludwig's 15. Er studirte sich mit Forster in den Geist der französischen Geschichte ein: von den Zeiten der Liga an durchgrübelten sie dieses bunte Gewirr mit stetem Rückblick auf die Gegenwart. Mit Körner gemeinschaftlich wollte er eine Geschichte der Fronde schreiben, und die Charakteristik des Cardinal Retz erschien wirklich in Schiller's historischem Kalender. „Der Blick in die Seelenoperationen erkältet mein

Ideal, und so geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealisiren ekelt es uns doch vor einer Art historischer Grandisonade; wir lernen begreifen, warum gute historische Köpfe Begebenheiten und nicht Helden geschildert, warum sie nur die Resultate menschlicher Anstrengung auf der einen und des Zufalls auf der andern Seite, wie sie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne sich zu kümmern, wie viel dem einen und wie viel dem andern angehört." „Die Idealisirung ist jetzt nach Dein Steckenpferd, blos weil Du nach keine ausgeführt hast; Du würdest es bald satt werden, wenn Du es ernsthaft rittest. Alsdann sucht man eine andre durchgreifende Idee, Fatum, Zufall, Varsehung, ader wie man es nennen will. Aber diese Ressource wird nach eher ekelhaft. Es kann nur für sehr kurze Zeit kitzeln, den Glauben an menschliche Selbstständigkeit in sich und andern zu zerstören, die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten Combinationen des Zufalls gehn einem bald aus, und am Ende findet man sich in einer Welt voll Getümmel und Bewegung ganz leer und einsam." „In der Fronde können wir diese Klippen vermeiden, wenn wir sie für das nehmen, was sie ist, eine Geschichte menschlicher Kräfte ohne Rücksicht auf einen Zweck. Das Spiel der Kräfte erscheint nirgend lauter, als wo der Zweck null ist."

Gleichzeitig mit dem Geisterseher erschien Huber's Schmerzenskind, „Das heimliche Gericht"; die geheime Mardthat, das Vehmgericht und die unterirdische Hähle des einen stimmten ganz gut zu dem Wunderapparat des andern. Huber wurde mitunter muthlas. „Durch das abgerissene langsame Arbeiten verliert sich der fließende unmerkliche Zusammenhang der Theile; man ersetzt ihn durch Künsteleien, Sophistereien, Seiltänzereien, stellt hier und da diesen und jenen Erfarderniffen des Plans zu Gefallen seine Charaktere auf Nadelspitzen, und Wahrheit, Simplicität wird dabei zu Schanden." Therese bemerkt: „er ging ohne äußere Anregung nie aus sich heraus, so daß er den Menschen und die Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, sie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick, wo sie vor ihm standen, erkannte. Daher hatte er sehr viel Ansichten des Menschen, eine richtige Abstraction seines Wesens, aber wenn er sich ihn wallte in Handlungen ausdrücken lassen, fehlten ihm die Uebergänge vam Denken zum Handeln." — Schiller: „Sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aussagen." — Das Stück wurde 13. Juli 1790 zu Mannheim aufgeführt. Es spielt unter Kaiser Karl 4. Ein Ritter, van Thatendrang verzehrt und ahne ein bestimmtes Ziel vor Augen, wird von den Mitgliedern des Vehmgerichts überredet, ihrem Bund beizutreten, welcher

sich die Aufgabe gestellt hat, die Verbrechen auf Erden auszumitteln und zu bestrafen. Er leistet den Eid, in der Verfolgung dieses Bestrebens sich durch keine persönlichen Beziehungen irren zu lassen. Nun entdeckt er in seinem theuersten Freund einen heimlichen Verbrecher und so kommt die Pflicht mit dem Herzen in Conflict. Zugleich findet er, daß der an sich gute Zweck des Ordens, weil er sich bedenklicher Mittel bedienen muß, schlechten, ja gemeinen Interessen dient, und diese Entdeckung treibt ihn zum Selbstmord. Es ist dieselbe Moral, die Schiller in den Briefen über Don Carlos predigt. Liest man das Stück ohne Commentar, so wirft man es mit den übrigen Ritter- und Räuberstücken in eine Classe, man findet einige nicht ungeschickte Wendungen darin, das Ganze erscheint trocken und ziemlich gehaltlos. Liest man dagegen die Briefe an Körner, so erstaunt man über die Menge von Feinheiten, die Huber darin hat anbringen wollen; jedes Wort ist sorgfältig erwogen, jede Scene hat eine tiefere Bedeutung. — Was dabei herauskommt, wenn man ein Stück ohne schöpferische Kraft blos mit dem Verstand machen will, davon giebt das heimliche Gericht ein abschreckendes Zeugniß. — Ein zweiter Versuch, „Juliane“, sollte einen edlen weiblichen Charakter analysiren, der durch die Kraft der Resignation weit über seine Umgebungen hinaustritt. In dieses fast ganz unlesbare, raffinirt trockne Stück war Huber noch mehr verliebt als in das heimliche Gericht, weil er nur seiner Absichten sich bewußt war, und er hat diese Absichten in einem wirklich geistvollen und sehr lesbaren Brief an Körner als Zeugniß seines Wollens hinterlassen. Er hat später noch mehrfach dramatische Anwandlungen gehabt, aber es ist nichts weiter fertig geworden. —

Nach einer Aufführung des „Don Carlos“ in Berlin schreibt Schiller 11. Dec. 1788 an Körner: „Die Scene des Marquis mit dem König soll Sr. Majestät sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen.“

— 19. Dec. erschien in Berlin das Edict über die Beschränkung der Schreibfreiheit, welches alle politischen und religiösen Schriften unter strenge Censur stellte!

Auf Wolzogen's abschreckende Schilderungen aus Paris entgegnet Schiller: „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten Element gefallen: wie armselig sind unsere Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden Wie holpericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthard aussehn! aber die Einwohner des Mondes sehn sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Paris dürfte vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie. Was

für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich, auch bei seinem Untergang! Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie heraufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. So lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben." *) „Und dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft."

Die Niederländische Geschichte hatte Aufsehn gemacht; man hatte unter der Hand bei Schiller angefragt, ob er nicht eine Professur der Geschichte in Jena annehmen wollte, und 15. Dec. erhielt er durch Goethe das Rescript, die Stelle zu Ostern anzutreten — ohne Gehalt. „Man hat mich übertölpelt. Meine Idee war es immer, aber ich wollte ein paar Jahre zu meiner bessern Vorbereitung verstreichen lassen. In der neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen: mancher Student weiß vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. — Indeß denke ich wie Sancho Pansa, wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Es müßte doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Weise auskramen zu können." — „Mein ganzes Absehn bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten."

Diese Anstellung brachte zwischen Goethe und Schiller keine Annäherung zu Wege; im Gegentheil vermehrte sich die Spannung durch einen unerwarteten Gast. — Zu den angenehmsten Gesellen während seines italienischen Aufenthalts hatte Goethe den Verfasser des „Anton Reiser" gerechnet, Moritz, der 1786 seine berliner Lehrerstelle niedergelegt hatte, und auf Rechnung eines Buchhändlers zu Fuß nach Rom gewandert war. Er war für die Bearbeitung der Iphigenie nützlich, weil er viel über Prosodie nachgedacht hatte; dafür zeigte er sich als gelehrigen Schüler in Angelegenheiten der Urpflanze. Goethe schreibt 18. Aug. 1787: „er wird die Antiquitäten zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und

*) „Ich mache den Schweizern den Heldenmuth nicht streitig, aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern."

von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Durch Anschauen sovieler Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten nach rein menschlichem Sinn zu schreiben. — Von Herder's „Gott" zählt er eine Epoche seines Lebens; er war durch meinen Umgang vorbereitet, und schlug gleich wie wohlgetrocknet Holz in lichte Flammen. Er ist mein liebster Gesellschafter geblieben; ob ich gleich fürchte, er möchte aus meinem Umgang nur klüger, und weder besser noch glücklicher werden; eine Sorge, die mich immer zurückhielt, ganz offen zu sein.... Mir ist es angenehm, daß er sich aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet; seine Grillenfängereien haben alsdann eine Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn." Von den verschiedenen Paradoxien, die ihn beschäftigten, verdient das Büchlein „Ueber bildende Nachahmung des Schönen" vorzügliche Aufmerksamkeit, als der erste ernste Versuch, die schöpferische Kraft als etwas Incommensurables dem sonstigen Gesetz des menschlichen Denkens und Empfindens gegenüberzustellen. — Der Genius ist nach Moritz eine Camera obscura nicht des einzelnen Naturgegenstandes, sondern des harmonischen Alls der Natur. „Der Horizont der thätigen Kraft muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber sein, d. h. die Organisation muß so fein gewebt sein, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.... Die bildende Kraft muß alle Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkt muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur ebenso wahr und richtig wie sie selbst in seinen kleinen Umfang faßt.... Weil nun das Wesen des Schönen in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt soviel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Kunstwerk nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab."

So wird an die Kunst die höchste Aufgabe gestellt, und es ist nur consequent, wenn sie sich eben darum dem gemeinen Urtheil gänzlich entzieht. „Da jene großen Verhältnisse der Natur nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der

Entstehung stattfinden, wo das Werk, das schon vollendet, durch alle Grade seines allmäligen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt. Da unser Genuß des Schönen sein Werden unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie selber, und das Schöne hat seinen höchsten Zweck in seinem Werden schon erreicht: das bildende Genie ist im großen Plan der Natur zuerst um sein selbst willen da. Es mangelt der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkt, woran sie das Schöne beurtheilen und betrachten kann, denn der Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur kann keine Denkkraft umfassen. Das Schöne kann nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden. Vergebens strebt die lebhaft gerührte Empfindung etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: sie haßt ihr eignes Werk und verleidet sich zugleich den Genuß all des Schönen, das außer ihr schon da ist." Schwerlich hätte Goethe alle Paradoxien dieses Aufsatzes unterschrieben, aber die Anregung hatte er gegeben, und es wird sich zeigen, daß ähnliche Begriffe von einem Philosophen, von dem man es am wenigsten erwartet hätte, von Kant in Bewegung gesetzt wurden.

Moritz verließ Rom 20. Oct. 1788, nachdem er noch vier Wochen mit Herder zusammengelebt, und wanderte zu Fuß nach Weimar, wo er 1. Dec. ankam (31 J. alt). Er wohnte bei Goethe; Fr. v. Kalb gab ihm zu Ehren einen großen Ball, Knebel sah ihn oft; Frau v. Stein schrieb an Lottchen: „wieviel er meinen Kopf schon aufgeklärt hat, ist nicht zu sagen: er ist wie ein überirdisch Wesen, so rein, so gleichmüthig; zu jedem Wesen läßt er sich herab und bleibt vornehm in sich." Auch der Herzog fand große Freude an ihm. In Goethe erweckte er wieder die alte Sehnsucht nach Italien: „ich kann," schreibt er an Herder 27. Dec., „eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Richtung ich Ovid's Verse oft wiederhole: quum subit illius tristissima noctis imago, quae mihi supremum tempus in urbe fuit! Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Element hierher versetzt sehe; ich suche es mir nicht zu verbergen, aber mich soviel als möglich auch hier wieder einzurichten."

Trotz des Zusammenseins in Leipzig hatte Moritz seine alte Abneigung gegen Schiller bewahrt; er bestärkte Goethe leidenschaftlich in dieser Abneigung. Goethe — wohl auch über die Recension des Egmont ungehalten, zu der er den Dichter des Don Carlos denn doch kaum für berechtigt halten konnte — empfand den äußersten Verdruß über den Beifall, welchen

„die ethischen und theatralischen Paradoxen dieses kraftvollen und unreifen Talents, von denen er selbst sich zu reinigen gestrebt", ebenso bei dem wilden Studenten wie bei der gebildeten Hofdame (Fr. v. Stein?) fanden. „Ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehn, die Art, wie ich mich gebildet, schien mir gelähmt; was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Moritz u. s. w. schienen mir gleichfalls gefährdet: denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten?" Zu diesen rechnete er auch den Ardinghello. — Trotz aller Bitten der Freunde weigerte er sich hartnäckig, Schiller zu sehn.

Moritz dagegen besuchte den Nebenbuhler. „Von Goethe," schreibt Schiller 10. Dec., „ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich. — Seine Schrift ist schwer zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraction in Bilder verirrt, zuweilen auch eigne Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber er ist vollgedrängt von Gedanken, und nur zu vollgedrängt. Von Schwärmerei ist er nicht frei und Herder'sche Vorstellungen sind sehr sichtbar. Was mir mißfällt, ist die Behauptung, daß ein Product aus dem Reich des Schönen ein vollendetes Ganze sein müsse; fehle nur ein einziger Radius zu diesem Zirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keines zu erwarten. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe, der doch bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Uebrigens haben seine philosophischen Untersuchungen sehr glücklich auf sein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer schrecklichen Seelenlage gerissen. Sein Geist hat durch anstrengendes Denken über seine Hypochondrie gesiegt, die ihn bei seiner Disposition zur Schwindsucht, ohne diese innere Hilfe, bald würde aufgerieben haben." — 2. Febr. 1789. „Er ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf auffaßt und tief heraufholt. Seine Aesthetik und Moral sind ganz aus einem Faden gesponnen; seine ganze Existenz ruht auf seinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, hat mich von seinem nähern Umgange zurückgeholten. — Oefters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Ein solches Wesen sollten die Menschen

nicht um sich herum aufkommen lassen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt, eine Empfindung, derjenigen nicht ganz unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." — 25. Febr. — „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und einen geläuterten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der bis zur Unwissenheit geht, mangelt. — 9. März. — „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

24. April 1789 kam Bürger nach Weimar, 41 J. alt, eben im Begriff, eine Gesammtausgabe seiner Gedichte zu veranstalten. April 1784 war gegen ihn eine Anklage wegen ungetreuer Amtsführung erhoben, und die Oeffentlichkeit, die dieser Sache gegeben wurde, machte ihm soviel Verdruß, daß er nach Göttingen überzusiedeln beschloß. Durch Kästner's; Lichtenberg's und Heyne's Einfluß erhielt er Sept. 1784 Erlaubniß, daselbst Vorlesungen zu halten; vorher war seine erste Frau gestorben, 30. Juli. „Das schwere und kostbare Hauskreuz," schreibt er seinem Schwager, „unter dessen Last ich länger als ein halbes Jahr geseufzt habe, kann und mag ich Dir nicht schildern. Monate lang sah ich sie täglich hinsterben." Er heirathete im folgenden Sommer seine geliebte Molly, mit der er früher wider die Sitte gelebt; Gleim unterstützte ihn großmüthig,*) und er fing an, sich glücklich zu fühlen. Seiner Stimmung Ausdruck zu geben, schrieb er das „Hohe Lied", das längste und schlechteste seiner Gedichte, obgleich er, wie früher auf die „Nachtfeier der Venus", den meisten Werth darauf legte. Es kommt darin die berühmte Stelle vor: „Zwar ich hätt' in Jünglingstagen, mit beglückter Liebe Kraft lenkend

*) Durch Gleim wurde er auch mit Elise v. d. Recke bekannt, an die er 15. Mai 1785 schreibt: „Ewig unvergeßlich, Edle, Theure! wird mir der Tag sein, an welchem ich erfahren habe, daß ein so holdes Geschöpf wie Elise auf der Welt ist ... Ich bin ein armer sinnlicher Mensch, und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ sogar mit ins Bett nimmt. Sie, Theuerste, sind mir ja nur eine Bescherung im Traum gewesen; Gott weiß, ob sich das Traumbild jemals wieder nur in einen Schatten von Wirklichkeit verwandeln wird." — Mai 1786 besuchte er Jacobi, dem er nur mäßig gefiel.

meinen Kampfeswagen, hundert mit Gesang geschlagen, tausende mit Wissenschaft. Doch des Herzens Loos, zu darben, und der Gram, der mich verzehrt, hatten Trieb und Kraft zerstört. Meiner Palmen Keime starben, eines mildern Lenzes werth." — Sein Glück dauerte nur zu kurze Zeit; 9. Jan. 1786 starb Molly, und er versank in ein dumpfes Brüten. „Meine Liebe, lange wie die Taube, von dem Falken hin und her gescheucht, wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht in den Zweigen einer Götterlaube. Armes Täubchen! hart getäuschter Glaube! Ihre Heimath, kaum dem Blick gezeigt, wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube. Ach nun irrt sie wieder hin und her! zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme, sonder Ziel für ihres Flug's Beschwer; denn ein Herz, das ihrer sich erbarme, wo sie noch einmal, wie sonst, erwarme, schlägt für sie auf Erden nirgend mehr." — In Folge dieser Aufforderung bot 5. Sept. im Stuttg. Beob. ein „Schwabenmädchen" dem Dichter ihr Herz an.

Bei den göttinger Professoren stand er in keinem besonderen Ansehen; desto eifriger schlossen sich zwei junge Männer ihm an, mit denen er die „Akademie der schönen Redekünste" herausgab. A. W. Schlegel (Sohn Adolfs, der 16. Sept. 1793 als Superintendent zu Hannover starb, Neffe von Elias), geb. zu Hannover 8. Sept. 1767, sehr sorgfältig erzogen; studirte zu Göttingen unter Heyne Philosophie; mit Gotter, Humboldt und Forster befreundet; seine Verse imponirten Bürger so, daß dieser 1788 ihn anfang: „Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug, kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden, darf ich Dir ein hohes Wort verkünden, das ich längst in meinem Busen trug. Junger Aar! Dein königlicher Flug wird den Druck der Wolken überwinden, wird die Bahn zum Sonnentempel finden, oder Phöbus' Wort in mir ist Lug." Der andre, Bouterwek, geb. 15. April 1766 bei Goslar, hatte in Göttingen die Rechte studirt, und dann, durch Romanlectüre verwirrt, mannigfache Irrungen durchgemacht, bis er sich 1789 wieder in Göttingen habilitirte; er schrieb „vom griechischen und modernen Genius". Alle drei trieben eifrig Kantische Philosophie, über welche Bürger Vorlesungen hielt.

Mit Schiller stellte sich dieser im Ganzen gut. „Er hat nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang, aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Wie in seinen Gedichten verliert er sich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer riesigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein." Auch Goethe besuchte er, mit vollem Dichterstolz redete er ihn an: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger." Aber Goethe war nicht bei Stimmung, er empfing ihn gemessen, ministeriell, und erkundigte sich nach den göttinger Universitätsverhältnissen. Der arme Bürger hatte kein Glück.

Gleichzeitig mit Bürger war Reichardt in Weimar. Geb. 1751 in Königsberg, hatte er daselbst studirt und war mit Hamann befreundet; Ende 1775 war er an Graun's Stelle Kapellmeister in Berlin geworden, und hatte 1782 bis 1785 eine längere Reise durch Italien, England und Frankreich gemacht, wo er seine Opern, Tamerlan, Panthea u. s. w. aufführte. Der Tod Friedrich des Großen rief ihn nach Berlin zurück. Seine erste Frau, die Tochter des Componisten Benda, hatte er 1783 verloren, und eine Tochter des verstorbenen Pastor Alberti in Hamburg geheirathet. Seine Opern wurden von Kennern gewürdigt, obgleich er nie zur Reise kam; als musikalischer Kritiker war er oft gehässig, namentlich gegen Mozart. Goethe war er leidenschaftlich ergeben, er hatte die meisten seiner Lieder componirt, und in Berlin einen Kreis gebildet, der für den Dichter schwärmte; als wohlhabender Mann machte er ein ansehnliches Haus. Leider hatte er die Neigung, überall die Hand im Spiel zu haben; bei zahlreichen Journalen war er betheiligt, und hetzte gern den einen gegen den andern. Schiller nannte ihn „einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burschen". — Ihm wurde nun Moritz empfohlen, den der Herzog 1. Febr. selbst nach Berlin gebracht und seine Anstellung bei der Akademie der schönen Künste vermittelt hatte. Stolberg, der im April als dänischer Gesandter nach Berlin kam, fand ihn nicht nach seinem Geschmack: „er sophistisirte mir vor, daß ich noch den ganzen Tag Uebelkeit nach der losen Speise hatte".

Schiller hatte sich noch immer gern mit Speculation beschäftigt; selbst der „Geisterseher" war ihm lieb geworden, als er ein philosophisches Gespräch darin anbringen konnte; auch an „Julius" hatte er gedacht. „Aber wenn Du überlegst, wie wenig ich über diese Materie gelesen habe, wieviel vortreffliche Schriften darüber vorhanden sind, die man sich ohne Schamröthe nicht anmerken kann, nicht gelesen zu haben, so wirst Du mir glauben, daß es mir eine schwerere Arbeit ist, einen Brief des Julius zu schreiben als die beste Scene." Er kam endlich darauf, die Resultate seines Nachdenkens in einem Gedicht niederzulegen, „Die Künstler".

12. Jan. sandte er es Körner fertig, mit Ausnahme einer Strophe, deren Inhalt er so angiebt: „daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang desselben zu seinem Planeten contraponderire;" er erläutert einige Hauptgedanken, z. B.: „wenn man aus unserm Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniß; und was ist das Bedürfniß anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?" — 9. Febr. „Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden gemacht. Es ist eine

Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse ... Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit **Wieland** Anstoß gegeben hat, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung giebt. Wieland empfand es sehr unhold, daß die Kunst nur Dienerin einer höhern Cultur sein sollte. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, sie schien schon in meinem Gedicht unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Nachdem also der Gedanke ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel sei, sondern nur eine Stufe zu demselben; dann erst sei die Vollendung da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse ... Gleich über der Schwelle strauchelte Wieland; eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch wahrer und wörtlich wahrer Stellen incommodire ihn. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehn von Bild zu Bild blende ihn, so daß er vor Licht nicht sehe u. s. w. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe." — „Du hast," schreibt Körner, „den Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie blos im Vorübergehn mitnehmen soll. Interessirt man sich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle diese einzelnen Züge soviel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, sie ganz zu verstehn. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrund ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird."

Diese Kritik betrifft nur die Form, die Sache selbst hätte ernsteres Eingehn verdient, denn der Grundsatz, daß „was schöne Seelen schön empfinden, trefflich und vollkommen sei", paßt am wenigsten für ein Gedicht, dessen Gedankengang doch immer räsonnirend, d. h. prosaisch ist. — Das Gedicht schreibt, indem es nur die Griechen vor Augen hat, der Kunst eine schöpferische Kraft zu: sie habe die Religion des Grauens und der Furcht in eine Religion der Liebe verwandelt. Als Gott den Menschen in die Sterblichkeit verbannte, „und eine späte Wiederkehr zum Lichte auf schwerem Sinnenpfad ihn fühlen ließ", folgte von allen himmlischen Geistern ihm nur die Kunst, und da dem

Wilden, der nur durch die Fessel der Begierde an die Erscheinungen gebunden war, unempfunden die schöne Seele der Natur entfloh, löste die Kunst mit leiser Hand das Bild, den Schatten von den Dingen ab, „von ihrem Wesen abgeschieden, ihr eignes liebliches Idol"; und aus den Freuden der Ferne, die seine Gier nicht reizten, erkannte der Mensch zum ersten Mal seine Freiheit. Die Kunst sammelte die verschiedenen Strahlen der menschlichen Natur in ein Bild und brachte so die wahre Religion hervor. „Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten, er liebte seinen Widerschein." Die Sittlichkeit wie die Wissenschaft nährten sich an den Symbolen der Kunst; von den Schrecken des Lebens durch das schöne Spiel befreit, lernte der Mensch das unverständliche Schicksal ertragen, und als nun die Barbaren diese schöne Zeit zerstörten, wurde (im 14. und 15. Jahrhundert) der letzte Opferbrand den entheiligten Altären des Orients entrissen und durch ihn der neue Tag herbeigeführt. Kühne Geister haben sich dann bemüht, durch die Macht des Gedankens dies Licht zu nähren, aber ihre wahre Bestimmung werden sie erst erfüllt haben, wenn die Wahrheit in gefälligem Dienst zu Füßen der Schönheit liegt. — Es ist das eine hohe und schöne Auffassung, aber sie ist nicht ganz richtig. Nicht der frei sinnende dichterische Geist des Homer hat die griechischen Götter geschaffen, sondern der bereits gebildete Volksgeist, der in seinem Propheten zum höchsten, aber doch zum natürlichsten Ausdruck kam. Der Schleier der Dichtung, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit" kann nur aus der Wahrheit Hand dem Menschen geschenkt werden.

Anderthalb Jahre später schrieb A. W. Schlegel eine Kritik des Gedichts, die hier vorausgenommen werden muß. „Wahrheit, wenn sie uns den Adel unserer Natur kennen lehrt, erzeugt Begeisterung; aber die Alten glaubten, Begeisterung finde auch Wahrheit. Wie, wenn der Dichter nun seine Lehre nicht mit jener zweiten nur abgeleiteten Begeisterung mittheilte, sondern mit dieser ursprünglichen, die der Erkenntniß voraneilt? — Nicht alles ist Chimäre, wovon sich nicht in deutlichen Begriffen Rechenschaft ablegen läßt: verworrene Gefühle und Ahnungen sind für uns wahr und wirklich. Wenn nun dieses innere Regen und Streben uns Verhältnisse zwischen den Dingen entdeckt, ohne daß wir die Reihe der Mittelideen mehr als dunkel wahrnehmen, so ahnden wir die Wahrheit, so lange bis hellere Erkenntniß die Ahndung widerlegt oder in Ueberzeugung verwandelt. Vieles aber kann nie zu ganz deutlicher Erkenntniß gebracht werden: wir müssen uns begnügen es als Gefühl zu besitzen. Wenn nun ein Dichter solchem Wahrheitsgefühl Raum giebt, wenn er sich der schwebenden Erscheinungen geistiger Anschauung bemächtigt, und ihnen durch Bilder und Töne festeren Umriß verleiht: sollte er nicht tiefer in unser Inneres greifen, als wenn er blos aus dem allgemeinen

Schatz des menschlichen Wissens Wahrheiten aushebt und diese in poetische Sprache kleidet? Auf diese Weise kann das lehrende Gedicht selbst im Stoff poetisch werden. — Schiller hat seinen Gegenstand nicht so geschildert, wie er ihn etwa aus historischen Factis und philosophischen Raisonnements kennen konnte, sondern er hat das Bild dargestellt, das ein Geist wie der seinige, nach dem Genuß, den ihm die schönen Künste gaben, nach dem Einfluß, den sie auf sein Leben hatten, von ihren Wirkungen auf das gesammte Menschengeschlecht sich machen mußte. Er wäre ein völlig schiefer Gesichtspunkt, wenn man bei jeder Zeile des Gedichts fragen wollte: ist das wirklich so geschehn? — Die einzelnen Züge sollen dem Ganzen dienen, und sie sind gut, wenn sie zu seiner Einheit gehören."

„Anschauliche Darstellung ist um so schwerer, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen kann hier gerade die Poesie eines verfeinerten Zeitalters durch eigenthümliche Vorzüge glänzen. Je zarter die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet, um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grad erweitert sich der poetische Horizont: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich-fühlbare, wenngleich ätherische Bildung an." „Es liegt überall tiefer Sinn, und doch, so täuschend ist die leichte Grazie des Vortrags, könnte man fast glauben, der Dichter spiele nur mit Bildern. Dieser sich versteckende Tiefsinn, der dem Leser allen Genuß des Denkens giebt, ohne ihn die Anstrengung dabei ahnden zu lassen, ist überhaupt ein Charakter der Schillerschen Werke. — Wehe dem Kritiker, der nicht fühlt, daß der kleine Maßstab seiner kalten Beurtheilung nicht bei jedem Zuge eines solchen Gemäldes angebracht werden dürfe! Ueberall weht der milde Hauch jenes Kunstgefühls, das der Sänger preist, und zaubert dem Gedanken sanfte Formen an. Ueberall herrscht ein stiller, hoher griechischer Geist, der sich seiner Stärke, die Seelen zu erschüttern, freiwillig begab, oder auch, in süßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine Zeit lang sie vergaß."

Schiller hatte vor, ein Epos über Friedrich den Großen in singbaren Stanzen zu schreiben, in welchem die ganze Cultur der Zeit sich abspiegeln sollte; auch eine Göttermaschinerie wollte er dazu erfinden, weil das einmal zur Classicität gehöre. Von der Geselligkeit zog er sich sehr zurück. „Die Leute," (9. März) „wunderten sich anfangs; endlich gewöhnte man sich daran." „Schiller," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen, 29. März, „hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache für die Menschen mehr hat." „Charlotte," erzählt er, „besuche ich noch am meisten; sie ist diesen Winter

gesunder und im Ganzen auch heiterer wie im vorigen; wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, Principien von Unabhängigkeit in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist bleibt stehen. Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von euch ging, ich hätte euch nie verlassen. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein."

„Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ich habe noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten vorsetzen werde." „Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse ... Im Ganzen freue ich mich aber doch auf dies unendliche Feld, das zu durchwandern ist." — Um seine Existenz zu sichern, übernahm er die Redaction einer Sammlung historischer Memoires, wozu er die Einleitungen schrieb. „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehn." „Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geist ist diese Grenze unerträglich; er kann bei einer so zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment nicht stehen bleiben; er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit sie ihm als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Die erste Vorlesung fand 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast 500 Studenten statt; ein Ereigniß für das kleine Jena. „Da mir die Materien, worüber ich lese, noch zu neu sind, so muß ich mich freilich noch ans Manuscript halten. Bis jetzt hat mein Vortrag durch Glanz und Neuheit geblendet, in der Folge muß ich ihm mehr Faßlichkeit zu geben suchen."

Wie der junge Professor seinen Studenten Geschichte vortrug, läßt sich verfolgen, da Schiller, um seine Studien soviel als möglich zu verwerthen, einen guten Theil seiner Vorlesungen drucken ließ. In diesen finden sich hochklingende Perioden ohne bestimmten Inhalt, schmückende Beiworte, die nichts charakterisiren, und Declamationen zahlreicher als in der Einleitung zur nie-

derländischen Rebellion. Zur Simplicität gehört eine tief eindringende Kenntniß, die dem Schriftsteller in jedem Augenblick das treffende Wort eingiebt. Den Mangel an vollständiger Kenntniß kann man nur dadurch ersetzen, daß man sich ein sehr genaues Bewußtsein von den Grenzen derselben bildet. Goethe's prosaische Schriften sind darum classisch, weil jedes Wort bei ihm eine individuelle Anschauung ausdrückt; darauf sich zu beschränken ist Schiller stets unmöglich gewesen

Er begann seine Vorlesungen mit dem Gegensatz des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes. „Ebenso sorgfältig als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich der philosophische Kopf, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen; herzustellen sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Wissenschaften geschieden." Nun springt aber der Zusammenhang nicht ohne weiteres in die Augen, die wichtigsten Ereignisse, wenn man sie nicht von der rechten Höhe übersieht, erscheinen isolirt. „So würde unsere Weltgeschichte nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zu einem vernunftmäßigen Ganzen. Er nimmt die Harmonie aus sich selbst und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge." Freilich soll er dann noch die Probe machen, aber in zweifelhaften Fällen „siegt diejenige Meinung, welche dem Verstand die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat." — „Die innere Wahrheit hat ebensoviel Werth als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen; die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß."

„Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen." — Schiller sagte mit Recht, daß der Geschichtschreiber, wenn er etwas Thatsächliches in sich aufgenommen, nun den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse. „Eine Thatsache läßt sich ebensowenig zu einer Geschichte wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben." Jeder echte Geschichtschreiber construirt d. h. er malt sich aus den fragmentarischen Ueberlieferungen das ganze Werk und ergänzt die Lücken durch Induction und Analogie. Es kommt nur darauf an, welche Vorbildung er mitbringt. Schiller

fehlt es sowohl an gelehrter wie an praktischer Kenntniß; er ist durchweg von seinen Vorgängern abhängig. Er kennt nur zwei positive Interessen: das moralische und das psychologische. Das erste begeistert ihn für Freiheit und für Treue, für schlichte Redlichkeit und für entschlossenen Jesuitismus der Tugend, je nach der Stimmung; das andre eröffnet dem gebornen Dramatiker zuweilen überraschend wahre Blicke, verführt ihn aber, Plan und Berechnung zu suchen, wo dem aufmerksamern Beobachter die zwingende Macht der Zustände entgegengetreten wäre. Weil er nie einen praktischen Begriff von Rechtsbeziehungen, von kirchlichem Leben u. s. w. gehabt, geht er überall von dem Grundgedanken aus, daß der große Mann seine Zeit mit Plan und Absicht hervorbringt. In der Charakteristik des Moses folgt er einer Schrift Reinhold's über die ältesten hebräischen Mysterien. Er kritisirt die schlechte Politik der Aegypter und moralisirt über die Gewaltthätigkeit der Regierung gegen die verachteten Hebräer; dann aber rühmt er die religiöse Cultur in dem Geheimdienst der ägyptischen Priester: sie hätten bereits den Begriff des einzigen höchsten Verstandes entdeckt, sich aber noch gescheut, denselben der Menge Preis zu geben. „Man fand besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft zeigten, in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit, die man unreinen Augen entziehn wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden." Bei diesem Freimaurerorden ging Moses in die Schule und lernte den Begriff des wahren Gottes. „Jetzt prüft er seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern." Bekanntlich machte man damals auch Christus zu einem Schüler der Essäer, einem Freimaurerorden aus der Augusteischen Periode. — Bei Lykurg und Solon hatten schon die Griechen und Römer der spätern Construction vorgearbeitet. Schiller verfehlt nicht vom Standpunkt der Moralität beide Gesetzgeber zu beurtheilen; Lykurg sehr streng: „die ganze Moralität wurde Preis gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann." „Es war ein schülerhafter, unvollkommener Versuch, das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte."

Mit besonderer Vorliebe betrachtete er selbst den Aufsatz „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter". „Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung meines Geistes veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werth gemacht; nie habe ich soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie

dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen." Es galt, zu erweisen, daß die Barbarei des Mittelalters der nothwendige Weg der Vorsehung war, von der Bürgerfreiheit der Alten zur Menschenfreiheit der Neuen zu leiten. „Die Kreuzzüge, so rasend sie aussehn, waren ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen vor Augen gelegt, von selbst darauf verfallen müßte; sie waren ferner der erste Schritt, wodurch der Aberglaube anfing die Uebel zu verbessern, die er der Menschheit geschlagen. Es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses." „Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen. Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und woher diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde."

Indem er dieser Perspective weiter folgt, lernt er bald das Mittelalter an sich würdigen, wie es von Wieland im Geron gewürdigt war. „Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht Glück," heißt es in der Vorrede zu Vertot's „Geschichte des Malteserordens", „in einem Zeitalter zu leben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber ... der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch unmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte ... Der Vorzug hellerer Begriffe kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unserm Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des M. A. setzten an einen Wahn, eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen. Und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb soviel als sie an ihre Thorheit wagen? .. Waren die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Cultur, ein Rückfall in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern

leiten zu lassen, dieses edelste aller menschlichen Vermögen, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus... Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen?... Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltbürgerschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer schon von fern zeigte: — der Muth jener christlichen Helden entbehrte dieser Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eignes unerschöpfliches Feuer."*) — —

Fr. v. Stein schreibt 13. Jan. über eine lustige Gräfin an Lottchen: „sie liebt das Leben außerordentlich, und sagte mir, das gewisse Plätzchen hier wäre ihr lieber als das ungewisse was da kommen sollte. Ich habe keine Anhänglichkeit daran und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde." Immer größer wurde die Entfremdung. 15. Febr. las ihr Goethe aus dem Tasso vor; vielleicht auch die folgende Rede der Prinzessin über die Männer: „Ihr strebt nach fernen Gütern, und euer Streben muß gewaltsam sein. Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln, wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut auf dieser Erde nur besitzen mögen, und wünschen, daß es uns beständig bleibe. Wir sind von keinem Männerherzen sicher, das noch so warm sich einmal uns ergab. Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt, das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt. Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten, die erkennen möchten, welch einen holden Schatz von Treu und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann; wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden in euern Seelen lebhaft bleiben wollte; wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist, auch durch den Schleier dringen könnte, den uns Alter oder Krankheit überwirft; wenn der Besitz, der ruhig machen soll, nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte: dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen, wir feierten dann unsre goldne Zeit." — „Wenn Du es hören willst," schreibt er ihr bald darauf, „so mag ich Dir gern sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie auch im Augenblick empfindlich sind, keinen Verdruß und

*) Mit ähnlicher Beziehung verherrlichte Claudius, nach Anleitung von Herder und Kleuker, die Völker des alten Asiens: „sie waren nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeisterei ausgemergelt und ausgedorrt; bei ihnen ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und mit Fibellettern schreiben, so schrieben sie an ihre Felsen und Berge mit Riesenbuchstaben" u. s. w.

Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechnen, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wieviel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch einander nachsehn."

„Ich war den Winter immer nicht recht wohl," schreibt sie an Lottchen 29. März, „und da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen 14 J. lang gewesenen Freund liegt mir auch manchmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie sehe, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, was ich nicht schreiben mag." — Als sie nach Süddeutschland abreiste, ließ sie Goethe einen bittern Brief zurück. „Er hat mich," schreibt dieser 1. Juni, „auf mehr als eine Weise betrübt. Ich zauderte zu antworten, weil es in einem solchen Fall schwer ist aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. — Wie sehr ich Dich liebe, habe ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen ... Was ich in Italien verlassen, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, mir äußerst empfindlich war ... Ich mußte mir hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. — Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. — Und welch ein Verhältniß ist es? wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? ... Es müßte durch ein Wunder geschehn, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht dulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgiltigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest. — Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet. Es ist nicht genug, daß es

schon schwer hält manche Eindrücke moralisch zu überwinden. Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel. — Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdest."

Indeß hatte Fr. v. Stein Goethe's Mutter, auch Sophie Laroche*) besucht, und sehr gefallen. Gerührt schreibt Goethe 8. Juni: „Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer geworden als der letzte Brief an Dich. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegen einander wieder schließen mögen. — Ich klage nicht über meine hiesige Lage, ich habe mich hineingefunden und hoffe darin auszuhalten. Wenn man die kalte feuchte Sommerzeit, den strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen alles bei uns inconsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustand behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte; wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in Deinem als meinem Sinn, und versichere Dich, daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben. — Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehn bleibe wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkt an, erlaube mir Dir ein gelassenes Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen." — —

Goethe konnte wohl selber kaum daran glauben. Jahre lang sprach Frau v. Stein mit ihm kein Wort, die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur trat hervor, und sie war doch nicht vornehm genug, ihren Schmerz und ihren Groll in sich zu verschließen. Sie sprach sehr viel und sehr bitter über den „ehemaligen Freund". „Ihre Lage muß schrecklich sein!" schreibt Caroline v. Dacheröden 6. Dec. 1789 an Lottchen. — Gleich darauf wurde Goethe durch Christiane mit einem Knaben beschenkt.

„Wen Gott lieb hat," sagt der Dichter im Götz, „dem giebt er ein gutes Weib." — Aus seinem Leben heraus hat man die Doctrin ersonnen,

*) Kurze Zeit darauf war auch Merck bei ihr: „sie ist und bleibt für mich das erste Ideal, das ich mir in einer ausgebildeten Weiberseele denken kann, und ich glaube, wenn ich schon halb jenseit der elysischen Felder angelangt wäre, sie würde mich mit einem Wink zurückzaubern können." Sie war 58 J. alt.

es zieme dem Genius nicht, sich an ein endliches Gefühl zu verpfänden. Goethe hat nicht so gefühlt, er wußte, was er entbehrte.

„Wohl ist sie schön die Welt! in ihrer Weite bewegt sich soviel Gutes hin und her. Ach daß es immer nur um einen Schritt von uns sich zu entfernen scheint, und unsre lange Sehnsucht durch das Leben, auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt! So selten ist es, daß die Menschen finden, was ihnen doch bestimmt gewesen schien, so selten, daß sie das erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff! Es reißt sich los, was erst sich uns ergab, wir lassen los, was wir begierig faßten. Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht: wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."

So spricht zwar nur Prinzessin Leonore, aber es ist der Refrain des ganzen Tasso, jener wunderbaren Tragödie, die unter den Einflüssen der oben geschilderten Stimmung Juli 1789 vollendet wurde. Vor 8 J. waren die beiden ersten Acte niedergeschrieben; als Goethe es in Italien wieder vornahm, mußte er auch diese ganz umarbeiten. Nach seiner schmerzlichen Abreise aus Rom schrieb er: „Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinn betrachten. Ich ermannte mich zu einer freien poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen." (Dazu gehörte auch der Abschied von der Mailänderin.) „Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Prachtgärten. Dort schrieb ich jene Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Diesem Zustand ist jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist. Wie mit Ovid dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück." Und viele Jahre später: „ich hatte im Tasso des Herzbluts vielleicht mehr als billig transfundirt."

Und so ist es in der That. Es liegt im Tasso eine Bitterkeit, gegen welche selbst die leidenschaftliche Erregung des Werther wohlthuend wirkt. So tief ins Leben zu blicken, dazu gehört eine gewisse Krankheit. Wir sind von Goethe's Leben so genau unterrichtet, wie von keinem andern Menschen; wo bleibt der Spielraum für solche Empfindungen, wie sie hier erschreckend uns begegnen! — „Die Menschen kennen sich einander nicht; nur die Galeerensklaven kennen sich, die eng' an eine Bank geschmiedet keuchen; wo keiner was zu fordern hat und keiner was zu verlieren hat; die kennen sich! wo jeder sich für einen Schelmen giebt, und seines Gleichen auch für Schelmen

nimmt. Doch wir verkennen nur die andern höflich, damit sie wieder uns verkennen sollen."

Es ist zwar der historische Tasso, den der Dichter so reden läßt, dessen Schicksale bis zum Einzelnen der Fabel zu Grunde gelegt sind, aber trotz des poetischen Dufts, der uns in die Orangenhaine von Belriguardo zaubert, empfinden wir doch nichts Historisches: es sind nicht glühende Italiener, voll Rachsucht, Tücke und freier Leidenschaft, sondern Deutsche, die selbst in der höchsten Erregung ihr Gefühl zersetzen; nicht die Gift- und Dolch-Atmosphäre des sechzehnten Jahrhunderts, sondern das wohlwollend gesittete Spiel in Weimar, das nur aus Stoffmangel in Tollheiten verfällt. „Er ist mein Herr!" — „Auch Sie! auch Sie!" — Das kommt aus Goethe's Herzen, und die „Enge" der Zustände bezieht sich nicht auf Ferrara.

Faßt man die Fabel prosaisch, so hat man ein Lustspiel: ein wunderliches Original, das sein Herzchen wie ein krankes Kind hegt, kommt in einen gebildeten Kreis, der ihn verhätschelt, mit ihm spielt; gute Leute von nicht ungewöhnlichem Schlage, die aber selbst nicht recht wissen, was sie aus sich machen sollen; er mißversteht alles, und begeht eine Reihe von Albernheiten, die ihn endlich vertreiben: ungefähr wie es Lenz in Weimar gegangen war. Aber der Scherz vergeht einem, wenn man von dieser Tiefe der Empfindung ergriffen wird; wenn man über diesen Blick schaudert, der den Abgrund durchmißt. Diese Welt von kleinem Wollen und Verzagen, die keine andre Tugend kennt als Geduld und Entsagung: — sie wird nicht als ein Bild wunderlicher abnormer Zustände behandelt, sie wird mit einem Ernst zerlegt, als ob es sich um die Natur schöpferischer Kraft, ja um die Natur des menschlichen Herzens im Allgemeinen handelte. Seine Natur in zwei Hälften zu zerlegen, wie hier in Tasso und Antonio, war Goethe schon früher gewöhnt; aber dann kam doch immer das äußere Schicksal dazu, die unvollständigen Wesen zu ergänzen; hier spielt das Schicksal nur in der innern Welt; es ist als ob wüste Träume die Menschen von einander sonderten, sie in dunkle Zellen abschlössen; ja die Leidenschaften leuchten nur, „wie der stille Schein des Monds dem Wanderer spärlich auf den Pfad zu Nacht; sie wärmen nicht, und gießen keine Lust nach Lebensfreud' umher." Was ist das für eine Liebe, welche die Prinzessin zu Tasso empfindet! Das Gefühl der beiden Hauptheldeu ist so verwirrt, daß man oft genug versucht wird, mit Antonio zu sympathisiren, der bei aller Weltklugheit doch der natürlichen Empfindung folgt.

Es ist eine Studie von unendlicher Lebensfülle, von den tiefsten Geheimnissen der Poesie durchdrungen, bis ins kleinste Nervengeflecht künstlerisch erregt; ein Drama ist es nicht, es enthält nur eine psychologische Exposition, kein tragisches Geschick. Kränklich, wie die Seele zu Anfang war, bleibt sie

bis zum Schluß, nur noch verstimmter; und die Gesellschaft, an der sie sich verzehrt, hat nicht Inhalt genug, ein Opfer irgend welcher Art zu rechtfertigen. Die psychologische Tiefe ist noch kaum genug gewürdigt; mehr als manches berühmtere Stück gehört der Tasso in die Weltliteratur, neben Hamlet und Molière's Misanthropen; auf die Bühne ist es nur zufällig gekommen.

„Es liegt um uns herum gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub; doch hier in unserm Herzen ist der tiefste, und reizend ist es sich hinabzustürzen." — „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spinnt. Das köstliche Geweb' entwickelt er aus seinem Innersten, und läßt nicht ab, bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen." — „Ich scheine nur die sturmbewegte Welle; doch überhebe nicht dich deiner Kraft! In dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich, es ruhten die Gestirne an dieser Brust, die zörtlich sich bewegte." — —

„Der Eindruck, den der Tasso das erste Mal zurückläßt," schreibt Huber an Körner, „ist peinlich verworren; doch schwamm in mir auch das erste Mal die Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Composition, in der höchsten Parodoxie des Gedankens und der höchsten Simplicitöt der Ausführung. Später trifft man mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anstrich der Natürlichkeit gesucht ist. An der innern Wahrheit der dargestellten Charaktere ist durchaus nichts auszusetzen. Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch Jemand" (Schiller), „dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will." „Die Charaktere und Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind in der innigen und seelenvollen Behondlung, die Goethe eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessing's subtiler und sinnreicher Manier." Gleichfalls unter dem ersten Eindruck schreibt A. W. Schlegel in Bürger's „Akademie": „Wie ein Dichter am föhigsten ist, einen andern auszulegen, so wird er auch tiefer ergründen, wie sich in einer Dichterseele die Triebe zart in einander weben; seiner belauschen, wie die Regung sich allmälig zur That bildet. — Der Schluß ist nicht ganz befriedigend. Das schöne Gleichniß, worin Tasso sich und den Antonio schildert, kann die dauernde Disharmonie nicht auflösen, durch die der erste in so quälende Lagen geräth. Ein Schauspiel, das sich mehr durch sorgfältige Ausführung, durch Feinheit und Zierlichkeit des Dialogs, als durch Kühnheit und Kraft auszeichnet, muß auf den Leser stärker wirken als auf den Zuschauer. Aber auch jener wird mehr bei der einschmeichelnden

Anmuth einzelner Stellen verweilen als in das Interesse des Ganzen hineingezogen werden. Keine der handelnden Personen ist so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem seinigen machen könnte. Tasso selbst erregt nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme, und die Prinzessin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran sollte nehmen können."

Es wurde Goethe beklommen in dieser Luft. „Nun," schreibt er 10. Aug. an Herder, „sind wir frei von aller Leidenschaft, solch eine consequente Composition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotischer Späße behagt mir besser." Es sind die „römischen Elegien", in denen er wieder aufathmete, ein lieblicher Blumenkranz griechischer Bilder, nach dem Vorbild des Properz zu Ehren Christianens gewunden. „Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben! Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir." „Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe, mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun." Er besingt die Göttin Gelegenheit: „Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab, kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf. Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück." „Schwer wird es mir, das schöne Geheimniß zu wahren; ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht! Keiner Freundin darf ich's vertraun: sie möchte mich schelten; keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr." Er flüstert es endlich den Distichen zu: „wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget euch im leisesten Hauch liebender Lust!" — Wohl regt sich noch die alte Sehnsucht in der Form der Erinnerung: „O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk ich der Zeiten, da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte, herb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank." Aber Amor weiß ihn zu trösten: „war das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten, lebe glücklich und so lebet die Vorzeit in dir!"

Eine ganz andere Stimmung brachte Herder aus Rom mit, wo er 18. Sept. 1788 angekommen war. „Eine Welt von dritthalbtausend Jahren ist hier zu suchen; alles liegt so weit auseinander und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke." „Rom erschlafft die Geister: es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Man fühlt sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr

man mit Händen und Füßen strebt. Die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten... Das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil sich immer der Gedanke zuerst aufdrängt: wozu die Mühe? wozu das Denken? weil doch alles ein Traum-ist." — (13. Dec.) — „Das weiß ich, diese Reise hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens zu finden, und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig giebt."

5. Jan. 1789 kam Herder im Gefolge der Herzogin in Neapel an. „Vom drückenden Rom befreit fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehn und zu athmen. Auch sehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte. Du Griechin solltest hier leben." „Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort"... „Auch für meine Philosophie der Geschichte habe ich hier in acht Tagen mehr erreicht, als in Rom in 3½ Monaten." — „Ich glaube, meine Seele ist von hier nach den Nordländern herübergeflogen; hier, wenn ich hier meine Heimath hätte, wiegte sie sich wie der Vogel auf den Zweigen... Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht so alt wäre und Jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte." — „Das Klima weckt den Geist auf, um zu schlummern... Ich lebe in der höchsten Sinnlichkeit von außen so ätherisch-unsinnlich, daß ich selbst keinen Begriff davon in Deutschland gehabt hätte... Wo alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit der Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet."

19. Febr. 1789 kehrte Herder nach Rom zurück. „Rom ist kein Ort für mich, soviel Schätze der Kunst darin gesammelt sein mögen.... Ich sehne mich aus Italien und wollte, daß ich schon an der deutschen Grenze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politische Situation in Weimar nicht eben mit Vergnügen denke.... Ich habe es satt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen zu leben, und sehne mich nach meiner Heimath." — Sein einziger Trost ist Angelika Kaufmann. „Sie ist gar lieb und hold, leider aber durch die fatale Kunst, in der sie obgleich wie ein Engel existirt und von Kindheit auf existirt hat, auf ihrem Stamm vertrocknet."... „Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dieses seltne jungfräuliche Kunstwesen lieber; eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens. Die Stunden, die ich bei ihr zubringe, sind mir ohne Vergleich die liebsten, die ich hier genossen habe... Sie ist bei all der demüthigen En-

gelsklarheit und Unschuld, von der ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die cultivirteste Frau in Europa... Neulich sagte sie mir, so nach ihrer stillen Weise, daß sie doch wenigstens bei uns zu sterben wünsche, da sie nicht mit uns leben könne; Dich kennen lernen müsse sie wenigstens gewiß, wenn sie nicht bald stürbe." — 15. Mai verließ er Rom, und kam 9. Juli in Weimar an. — Schon in Rom hatte er von Heyne einen Brief erhalten, der ihm im Auftrag des hannöverschen Ministeriums die erste theologische Professur in Göttingen anbot. Dort habe sich alles zu seinen Gunsten verändert. „Jetzt sind Sie als einzige Stütze der Theologie von Hohen und Niedrigen betrachtet, gewünscht, gesucht." Herder verschob die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr; in seinen Briefen an Caroline sprach er sich für die Annahme aus. Auch Spittler und Planck drangen lebhaft in ihn; dagegen geschah in Weimar, namentlich von Goethe's Seite, alles Mögliche, ihn zu halten. „Lange wollte sich Herder nicht ergeben, die Stimme seines Genius war für Göttingen. Als er aber die Wünsche der Herzogin Luise, für die er die innigste Hochschätzung hegte, von ihr selbst vernahm, und der Herzog ihm sehr vortheilhafte Bedingungen bot (er wurde Vicepräsident des Oberconsistoriums), schlug er endlich, obwohl mit schwerem Herzen und vieler Ueberwindung seines Lieblingswunsches, den Ruf nach Göttingen aus. — In wenig Wochen bereute er es schon. Verschiedne Kränkungen und Mißverständnisse machten ihn mißmuthig, und wirkten schädlich auf seine Gesundheit. Ach mein verfehltes Leben! rief er oftmals."

In Weimar erregte er argen Anstoß, als er, nach seiner Gewohnheit, die Schicksale seines Lebens auf die Kanzel brachte. „Noch ein Beispiel von seinem Savoir-vivre," schreibt Schiller, der nun doch etwas von der Hofluft angesteckt war. „Bei der Tafel der Herzogin nannte er den Hof einen Grindkopf und die Hofleute die Läuse, die sich darauf herumtummelten. Das geschah so, daß mehrere es hörten." —

Auf einem Ausflug nach Lauchstädt besuchten Caroline und Lottchen Schiller in Jena. „Kommen Sie bald zurück!" schreibt er ihnen 24. Juli, „kommen Sie, mich wieder zum Menschen zu machen; zum Dichter — das ist vorbei. Uebrigens tröstet mich, daß Sie doch etwas von mir haben, was aus einer glücklichern Epoche meines Lebens sich herschreibt. Es sind Funken der Gluth, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloschen sind, da Ihr Athem sie nicht mehr belebt. Wie glücklich wollte ich sein, wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Wage mehr gelten, als die entscheidendste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar

unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthigste Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Bei unserm gerühmten Freiheitssinn sind wir doch wahrlich nur Sklaven und Opfer der Umstände und der Meinung. — In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt. — Sie glauben nicht, wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen."

Schon lange war eine Zusammenkunft mit Körner's verabredet; als Ort derselben wurde nun Lauchstädt bestimmt; sie fand 2. Aug. 1789 statt. Außer den beiden Schwestern war noch eine Freundin derselben dort, Caroline, die Tochter des Kammerpräsidenten v. Dacheröden in Erfurt, geb. 23. Febr. 1766. Sie war durch den Verfasser des „Noth- und Hülfsbüchleins", Rath Becker in Gotha, gebildet, vorher war sie „ein kleines verdorbenes Geschöpf". Fr. v. Kalb hatte gesagt, der Grund ihres Charakters schiene ihr jovialisch zu sein; es liege aber auch ein Zug von Ernst und Schwermuth in ihr, der ihren Umgang sehr interessant machen müsse. Ihre Briefe sind ein geistiges Sprühfeuer; sie reflectirt darin fortwährend über Natürlichkeit und über die Kraft ihrer Unersättlichkeit im Genuß.

Was in Lauchstädt vorfiel, lehren die folgenden Briefe. 3. Aug., Schiller an die Schwestern. „Der heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Liebste, theuerste Freundinnen! Ich verlasse eben meinen Körner, und in der ersten Freude des Wiedersehns war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben.... O ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung ... Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat; sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe; noch mißtraue ich meiner Hoffnung." — An Körner: „Euer Bild ist wieder lebhaft in mir geworden. Was wir im stillen Umgang mit einander hätten abmachen können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammensein freilich nicht möglich. Wir schieden fast wie im Traum auseinander, und ich hätte Dir tausend Dinge gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen." — „Daß Du Dich," antwortet Körner, „unsers Beisammenseins

mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehn, und kannst mir glauben, daß ich auch Dich verstanden habe."

25. Aug. „Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin lese, was mein Herz so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, und von diesem soll ich Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. — In einer neuen, schönen Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Ihr mein seid, theure Lotte, seitdem Du mir Deine Seele entgegentrugst. Mit langen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang.... Jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden, ich durchlebe sie noch einmal, und alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Licht. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig, in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist." — „Dein Brief, theuerste Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereit liegt. O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. In mir lebt kein Wunsch, den meine Caroline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können. Wohl mir, Caroline, daß Du Deine Erwartungen an mein Wesen, und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig ist, als die Kraft zu etwas Besserem. Behalte diesen Glauben, dieses holde Vertrauen an mein Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehn und alles verhüllen. Dann nur kann ich leicht und frei vor Euren Augen existiren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt ist, verkannt oder mißverstanden zu werden. O wie sehnlich wünsche ich, daß Ihr mich ganz durchschaut haben möchtet, alle meine Schwächen gesehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. So lang ich fürchten muß, daß Euch Mängel in mir überraschen können, worauf Ihr nicht bereitet waret, so lange seid Ihr nicht mein auf ewig."

20. Sept. „Ich eile jetzt gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie es schnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste." — Zu den Ferien ging er nach Rudolstadt, von wo er 21. Oct. zurückkehrte. „Ich lese 5 Stunden Universalgeschichte, 1 St. Geschichte der Römer" (— eben hatte er den Livius zum allerersten Mal gelesen!!), „so daß ich von Ostern 89 bis Ostern 90 den ganzen Cursus durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage." — „Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben; mein schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Mein Privatum ist äußerst miserabel ausgefallen. Jede Wissenschaft muß Brodwissenschaften weichen. Ich gestehe, daß aller Eifer mich verlassen hat, und daß es mich reut, so viel ich Haare auf dem Kopfe habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben."

3. Nov. „Diesen Brief schrieb mir die Kalb. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugier muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen." — 6. Nov. „Die Kalb macht mich doch etwas verlegen. Das Verhältniß, worein sie mit ihrem Mann sich versetzen will, hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich allein ganz weiß, und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie verlangte, und konnte es auch mit Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen sollte — aber — —"

— — er hatte keine Zeit! und schlug ihr vor, lieber nach Jena zu kommen, sie lehnte ab. „Zum Theil haben mich ihre Gründe überzeugt, ihre Lage ist jetzt doppelt delicat, und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan!" — „Körner scheint mir auf einer unrechten Spur, unsere Verstimmung zu erklären, und ich werde mich hüten, ihm Aufschluß zu geben, der ihm so wenig angenehm als nützlich sein würde. Mein Brief an ihn enthielt meine Seele nicht, ich gab mir eine Miene von Zufriedenheit, die ich nicht hatte, und wozu er sich nach dem Vorgefallenen selbst nicht bei mir versah. Es ist mir jetzt auf eine Zeit lang viel Freude entzogen, daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden lassen kann — aber wie vieles macht Ihr mich vergessen!"

14. Nov.: „Wohl hast Du Recht, Caroline, Sehnsucht ist kein Leben, Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet; er muß es herausstellen in das lebendige

Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dies Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in einem Auge lese, an einem Herzen empfinde... So muß ich Euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir selbst stürmt." — „Unsere Liebe braucht keine Wachsamkeit! wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der andern nicht entziehe, was ich der einen bin... Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dies anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Caroline vor Dir voraushat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und **mein** Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen."

Die Briefe sind etwas stilisirt, und daß Schiller nicht ganz klar sah, zeigt, was **Caroline v. Dacheröden** an Lottchen schrieb. — 18. Oct. „Ich habe viel über Euer Verhältniß mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern sollte, und Du fühltest, daß Du die Idee, Schiller liebe Lina mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung wegräumen könntest, so wäre mein Rath Dich mit Schiller darüber zu erklären. Es thut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß alles unter Euch harmonisch sei, gestört würde; aber dies steht denn doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe Deines Herzens ... Es ist ein Gedanke, werth, in Deinem schönen Herzen geboren zu sein, Schiller und Lina zu verbinden, aber wir verlieren an unserer reellen Kraft, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen... Was Dir die **Stein** gesagt, wundert mich sehr, daß es einen so tiefen Eindruck auf Dich hat machen können, da selbst gute Menschen die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen bestimmen, und alles verdammen, was über diese hinausgeht. — Schiller kann in der stillen Anhänglichkeit Deines Wesens, in Deinem sanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrscheinlich mit Euch leben ..." — 30. Nov. „Ich weiß aus eigner traariger Erfahrung, welche Hirngespinnste die getrübte Phantasie ausbrütet, und Dein zartes Herz muß nicht mit diesen Unholden erfüllt sein. Sei offen mit Deinem Geliebten!... O Lotte, ich fürchte, Du umfassest ein Ideal, das Du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wir wir; ihre Seele kann nicht ruhen in **einem** Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben ... Lotte,

es wird eine Zeit kommen, wo Du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann; dann wird es ruhiger sein in Deiner Seele."

Lottchen sagte nichts, und Schiller hatte keine Ahnung von dem Bedenklichen des Verhältnisses. „Die Beulwitz," schreibt er 12. Dec. an Körner, „stimmt sehr übel mit ihrem Mann. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delicatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigne Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Dem wird abgeholfen, wenn wir mit ihnen zusammenleben, im Hause haben wir Platz." — —

19. Dec. war Schiller in Weimar; er sah Charlotte nicht, die sehr krank gewesen war und schreckliche Scenen durchgemacht hatte: ihr Mann und ihr Schwager hatten ihr die Kinder nehmen wollen. Sich zu betäuben, hatte sie eine Flasche Ungar ausgetrunken.

22. Dec. ertheilte Fr. v. Lengefeld ihre Einwilligung zur Heirath ihrer Tochter. Schiller, der das Opfer, welches Lottchen durch ihre Standeserniedrigung brachte, vielleicht tiefer empfand als nöthig, war sehr gerührt; als eine Art von Schadenersatz erbat er sich von Meiningen den Hofrathstitel, zugleich erhielt er von Weimar eine Zulage von 200 Thlr., vom Coadjutor Dalberg die Zusage einer glänzenden Anstellung, sobald dieser das Erzbisthum Mainz erhalten hätte.

In Erfurt um Dalberg sammelte sich jetzt die ganze Gesellschaft, auch W. v. Humboldt traf daselbst ein. Dieser hatte im Sommer in Pyrmont mit Jacobi, Rehberg, Brandes und Zimmermann einige angenehme Tage zugebracht, und war von da 17. Juli mit seinem alten Lehrer Campe nach Paris abgereist; während der Letztere über alles, was er in Frankreich sah, vor Entzücken außer sich gerieth, betrachtete es Humboldt humoristisch. Auf der Rückreise kamen sie 5. Sept. in Mainz an, wo Forster*) gerade beschäftigt war, gegen die berliner Jesuitenriecher einen Aufsatz über Proselytenmacherei zu schreiben, im Sinn Lessing'scher Toleranz. Humboldt, noch ganz enthusiastisch für Therese, betheiligte sich daran. 22. Sept. gab ihm Forster bis Oppenheim das Geleit; er besuchte Schubart in Stuttgart, Lavater (den er ganz hohl fand) in Zürich, G. Jacobi in Freiburg, Schlosser in Karlsruhe. — In Erfurt wurde von allen Seiten dahin ge-

*) „Mein Kopf," schreibt er um diese Zeit an Jacobi, „ist leer, ich weiß der Welt nichts Eignes mehr zu sagen. Wer doch reisen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt."

wirkt, ihn mit Caroline v. Dacheröden zu verbinden. Die Verlobung fand zu Weihnacht in Weimar statt, wohin die ganze Gesellschaft übergesiedelt war; es war ein geräuschvolles Zusammensein, an dem keiner Freude hatte. — „Humboldt," schreibt Schiller, „ist mir zu flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet; ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geist ist reich und geschäftig, sein Herz edel, aber ich vermisse in ihm die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt."

5. Febr. 1790, Jena: „Wegen der Kalb habe ich ernstlich Verdacht, ich weiß, wessen sie fähig ist. Auch ohne italienischen Himmel würde ich Dir nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen; Leidenschaft und Kränklichkeit haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken lasse." — 12. Febr. „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich bestärken; jetzt ist sie nicht edel und nicht einmal häßlich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr schrieb, ich zweifle, ob sie schon die Stimmung gefunden hätte, worin unsere Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könne, antwortet sie mir: ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte u. dgl. Darauf schrieb ich: die Versicherung, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube mir endlich, freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich sprach nun mit vollem Herzen von unserer Zukunft. Das hat sie nicht ertragen. — Hat sie es nicht durch die Plattitude verdient, womit sie ihre eigne Empfindung herabsetzt?" —

Als Schiller 17. Febr. nach Erfurt ging, um dort seine Braut zu treffen, gab er Charlotten eigenhändig ihre Briefe zurück. Sie bewahrte dieselben in einem schwarzen Kästchen. Als sie einmal darin las, verfiel ihre vertraute Dienerin in plötzlichen Wahnsinn; ein leises Grauen erfaßte sie, sie warf die Briefe langsam, einen nach dem andern ins Feuer. „Erstarrt hält an im Lauf die Erde, im Leichenantlitz blickt der Mond durch die entseelte Sternenheerde; vom Tode blieb nichts unverschont. Von allem, was da ist gewesen, lebst Du allein in dieser Nacht, vernichtet hab' ich alle Wesen." — —

20. Febr. wurde Schiller in Jena getraut. „Die Veränderung ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst erstaune. Ich bin noch in einem Taumel und mir ist herzlich wohl dabei. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit. Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Muth entgegen, jetzt, da ich am Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles über meine Erwartungen gegangen ist.

Das Schicksal hat mich zum Theil gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenig Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück." — Wenig ahnte er, daß die Zeit dauernder Schmerzen gekommen war.

Caroline (geb. 3. Febr. 1763) blieb in Erfurt zurück, wie auch **Humboldt**. „Gedrückte Trübheit," schreibt der Letztere an Lottchen, „bemerkte ich oft an Dir, aber kalt schienst Du mir nie, ich fühlte lebhaft, daß diese Bangigkeit Deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene gerade aus der Innigkeit Deiner Empfindung entsprang." Er wünscht ihr Glück zu Schiller: „Dies feine und zarte Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo findest Du es wieder?" — Von stiller Sehnsucht nach Schiller erfüllt, fand Caroline doch Muße, mit **Dalberg** ein platonisches Verhältniß anzuknüpfen, das ziemlich ernst wurde;*) über ihren Mann drückt sie sich stets verächtlich aus, wie sie denn überhaupt in ihren Briefen als ein recht ausgelassenes moquantes kleines Wesen erscheint.

„Gebe der Himmel," schreibt **Wieland** 26. Febr., „daß der Ehestand dazu beitrage, Schiller von der Ueberspannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufs gewesen ist. Sobald er erst in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit sein, sowie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne." — **Schiller** selbst, 16. Mai: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur

*) Die Freundin schreibt 30. März 1791 an Lottchen: „Es kann nur wohlthätig auf Lili wirken, wenn sie ihr ganzes Wesen, ihr innerstes Leben und Weben von Dalberg verstanden und gefaßt fühlt. Eigentlich sehn sie sich doch wenig und sprechen sich noch weniger. Daß es anders werden muß unier ihnen, fühl' ich so tief, fühl' es so wahr wie mein eignes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieser verworrenen Verhältnisse zu Grunde gehn soll ... Was aus dem Verhältniß werden soll? Wenn sie sich nahe leben, ein sehr schönes.' Er wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird glücklich sein, wenn sie frei von ihm existiren darf und die zarten Blüten einer einzigen Liebe pflegt ... Vergehn kann Lili in den schmerzlichen Empfindungen des Sehnens, aber mildern kann nichts die Gluth ihrer Seele." — **Wolzogen**, der in Paris den Dichter **Salis** kennen lernte, damals Hauptmann in der Schweizergarde, kehrte Oct. 1791 nach Stuttgart zurück, wo er Legationsrath wurde.

ganz, und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterischen Gestalten."

Nun trat Schiller wieder in ein näheres Verhältniß zu Reinhold, mit dem es vorher manche Mißverhältnisse gegeben hatte. Reinhold war jetzt der wichtigste Vertreter der Kantischen Philosophie: sein blühender Vortrag gewann ihr Anhänger von den verschiedensten Seiten, mit aller Welt stand der wohlgesinnte Mann in Briefwechsel, und seine Erläuterung des Verhältnisses zwischen Dingen an sich und Subject, daß dort der Stoff, hier die Form gegeben werde („Neue Theorie des Vorstellungsvermögens", Sept. 1789) leuchtete Vielen ein. In Jena hörte man von nichts reden als von Form und Stoff; Schiller nahm lebhaften Antheil, hauptsächlich wegen der ethischen Fragen, während Goethe Belehrung für seine physikalischen Studien suchte.

Schon in Italien hatte sich Goethe auf die Farbenlehre gelegt. „Gegen die Dichtkunst hatte ich ein eigenes Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreif auf das Papier fixirte. Da mir aber in Bezug auf die Technik nichts Brauchbares entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte, so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte. Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgend besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. Desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat. Ueber alles konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft ertheilen; kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, sah ich ein, daß man den Farben als physischen Erscheinungen erst

von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle." —

Newton's Theorie von der Spaltung des Lichts befriedigte ihn nicht; ihm war es zuwider, daß man der Natur Gewalt anthun wollte, sie zu regelmäßigen Erscheinungen zu zwingen; er wollte sie frei gewähren lassen, überzeugt, daß sie auf der Folter des Forschers stumm bleibe. Ein Menschenalter hindurch hat er seine Experimente fortgesetzt: die Darstellung derselben ist von einer wundervollen Klarheit; die Wissenschaft hat seine Resultate nicht bestätigt. „Die Vernunft," heißt es in der Kritik der reinen Vernunft, „sieht nur das ein, was sie selbst nach ihrem Entwurf hervorbringt; sie muß die Natur nöthigen, auf ihre Fragen zu antworten; nicht aber sich von ihr am Leitbande gängeln lassen." Das war ein harter Gegensatz gegen Goethe, der Kant's frühere naturphilosophische Werke so wenig beachtet zu haben scheint, als die „metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" 1785, deren Stoff außerhalb seines Weges lag. Dagegen berührten sie sich in einem andern Punkt: in der Frage nach der Entwickelung der Gattungen.

Es ist bereits beschrieben, wie Goethe auf seiner italienischen Reise, wo ihm die Natur wie in neuer Gewalt und Frische gegenübertrat, der Urpflanze nachging. Sein früheres Jägerleben hatte ihn mit Holz und Moosen vertraut gemacht, Linné verdankte er große Anregung, obgleich die Willkür seiner Eintheilungen ihn abstieß; sympathischer waren ihm Büffon und Rousseau. 1790 veröffentlichte er eine Abhandlung „über die Metamorphosen der Pflanzen": mit höchster Anschaulichkeit wurde gewiesen, wie in allen Erscheinungen des Pflanzenlebens das Blatt als Urform der Pflanze zum Vorschein kommt. — Das Publicum blieb kalt. — „Man konnte sich nicht genug verwundern, wie ein Poet, der sich blos mit sittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheim gegebenen Phänomenen befaßt, sich einen Augenblick von seinem Wege abwenden und in flüchtigem Vorübergehn eine solche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können. Nach seinem Wunsch, sich gut und gleichförmig bedient zu sehn, verlangt das Publicum von Jedem, daß er in seinem Fach bleibe; und dies Ansinnen hat auch guten Grund; denn wer das Vortreffliche leisten will, welches nach allen Seiten hin unendlich ist, soll es nicht, wie Gott und die Natur wohl thun dürfen, auf mancherlei Wegen versuchen. Daher will man, daß ein Talent, das sich in einem gewissen Felde hervorthat, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um sein selbst willen, und nicht für's Publicum da, er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines,

das überall hinschaut und seine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt."

„Freundinnen, welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich, durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen, nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen." Er versuchte sie durch eine Elegie zu gewinnen, in welcher Amor die Metamorphosen auslegte: „höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten" (Christiane, welcher nun auch diese Rolle der Fr. v. Stein übertragen war), „welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf sich zu beziehn; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete; von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden, sie parodirten meine Verwandlungen durch mährchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen."

„Es ist die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß giebt zu einer nicht zu vermittelnden Trennung." Goethe geht so weit, in diesem Widerstreben gegen die Wahrheit das „radicale Böse in seiner häßlichsten Gestalt" zu sehn. „Was ich wollte, lag außer dem Gesichtskreis der Zeit.' Vereinzelt behandelte man sämmtliche Thätigkeiten; Wissenschaft und Künste, Geschäftsführung, Handwerk und was man sich denken mag, bewegte sich im abgeschlossenen Kreise. Jedem Handelnden war Ernst in sich, deswegen arbeitete er aber auch nur für sich und auf seine Weise, der Nachbar blieb ihm völlig fremd. Kunst und Poesie berührten einander kaum, an lebendige Wechselwirkung war gar nicht zu denken, Poesie und Wissenschaft erschienen als die größten Widersacher."

Und eben diese Einheit alles Wissens und alles Schaffens war es, worauf Goethe's Sinn sich richtete. Er machte (denn auch die Thierwelt wurde in den Kreis der gesetzmäßigen Metamorphosen gezogen) auf den Pferdekopf im Parthenon aufmerksam, welcher durch eine besondere Stellung der Augen so übermächtig und geisterartig aussieht, als wenn er gegen die Natur gebildet wäre: „und doch hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehn oder im Geist gefaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinn der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein." Es war artig, daß ein Freund auf den Einfall kam, Goethe habe mit seinen

„Metamorphosen" versteckterweise Anleitung geben wollen, sinnvolle Arabesken zu zeichnen.

„Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muse bringt harmonisch ihn dir mit sanftem Zwange belehrend. Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker. Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur! Du fühlest dich fähig, ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse, daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit." So schließt das Gedicht über das os intermaxillare.

Wie willkommen mußte es Goethe sein, als auch Kant der Einheit von Natur und Kunst nachging. Es geschah in der „Kritik der Urtheilskraft", April 1790.*) Das bisherige System hatte eine Lücke: die beiden Gebiete, Sinnenwelt und intelligible Welt, Natur und Freiheit, Begierde und Wille, standen sich hart und unvermittelt gegenüber; beide unbedingt gebietend, und unfähig, sich einander zu verstehn. In dem räthselhaften Vermögen der Lust an einem rein intellectuellen Gegenstand entdeckte Kant nunmehr den Punkt, wo die beiden Gesetzgebungen des Verstandes und der Vernunft sich berühren: diese Lust wird durch die Zweckmäßigkeit der Natur erregt, ohne doch auf den Zweck einen Werth zu legen.

Wenn mit der bloßen Auffassung der Form eines Gegenstandes der Anschauung, ohne Beziehung auf einen Begriff, Lust verbunden ist: so kann diese nichts anderes, als die Angemessenheit desselben zu den Erkenntnißvermögen, die in der reflectirenden Urtheilskraft im Spiel sind, ausdrücken: Einbildungskraft und Verstand. Der Gegenstand heißt alsdann schön, und das Vermögen, durch eine solche Lust zu urtheilen, der Geschmack.

Die Lust am Schönen ist ohne Interesse; sie hat keine Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Nur durch die Vorstellung wird sie geweckt, die Existenz bleibt dabei gleichgiltig. Dadurch unterscheidet sie sich auch von der Lust am Guten, welche nothwendig die Existenz zum Zweck stellt. Der Geschmack ist noch barbarisch, welcher der Beimischung von Reiz oder Rührung zum Wohlgefallen bedarf. Ein theilnehmender Schmerz, der sich nicht will trösten lassen, auf den wir uns bis zur Täuschung vorsätzlich einlassen; Romane, weinerliche Schauspiele, schaale Sittenvorschriften, die mit sogenannten edlen Gesinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk machen, vertragen sich nicht mit

*) Um dieselbe Zeit erschienen Versuche seiner Schüler: M. Herz „Ueber den Geschmack", Heydenreich (geb. 1764, Prof. in Leipzig) „System der Aesthetik".

der Schönheit. Solche Rührungen gehören nur zur Motion: die angenehme Mattigkeit, welche auf eine solche Rüttelung durch das Spiel der Affecte folgt, giebt nach hergestelltem Gleichgewicht ein Gefühl des Wohlbefindens, wie es auch die Wollüstlinge des Orients kennen. Nur die freie Schönheit fällt unter das ästhetische Urtheil.

Das ästhetische Urtheil überläßt nicht, wie bei dem Sinnlichen, jeden seinem eignen Geschmack, sondern es spricht von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge. Wir fühlen uns berechtigt, dieselben subjectiven Bedingungen der Urtheilskraft, die wir in uns antreffen, allgemein bei jedem Menschen vorauszusetzen.

Aber wir können keinen Beweis führen, keine Regel geben, denn wenn man Objecte nach Begriffen beurtheilt, geht alle Vorstellung der Schönheit verloren. Bei dem ästhetischen Eindruck des gestirnten Himmels oder des Oceans muß man sich alle Begriffe von den Weltkörpern oder Elementen aus dem Sinn schlagen. Die Lust ist weder durch Begriffe noch durch Interessen vermittelt: die ästhetische Zweckmäßigkeit ist die Gesetzmäßigkeit der Urtheilskraft in ihrer Freiheit. Einbildungskraft und Verstand sind in einem freien Spiel. Der Geschmack scheint nicht sowohl an dem zu haften, was die Einbildungskraft auffaßt, als vielmehr an dem, was sie dabei zu dichten Anlaß bekommt.

Der Geschmack wird durch keine Regel vermittelt, er ist ein eignes Vermögen. Selbst die Vorstellung z. B. des Regelmäßigen im Gesicht tritt hinter dem nicht zu definirenden geistigen Ausdruck zurück. Den Geschmack darf man mit mehr Recht einen sensus communis, einen gemeinschaftlichen Sinn nennen, als den sogenannten gesunden Menschenverstand.

Die Empfindung des Schönen, wie sie zuerst durch die Natur geweckt wird, mit Freiheit zu erneuen, ist die Aufgabe der Kunst. An einem Product der Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei und nicht Natur: aber die Zweckmäßigkeit in der Form desselben, ob sie zwar absichtlich ist, muß doch absichtslos, von allem Zwang willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Product der bloßen Natur sei. Auf diesem Gefühl der Freiheit im Spiel unserer Erkenntnißvermögen, welches doch zugleich zweckmäßig sein muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen.

Die angeborne Gemüthsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt, ist das Genie. Es ist ursprünglich, durch keine Regel zu bestimmen, und doch mustergiltig. Der Urheber eines Products, welches er seinem Genie verdankt, weiß selbst nicht, wie sich in ihm die Ideen dazu finden; hat auch nicht in seiner Gewalt, dergleichen nach Belieben oder plan-

mäßig auszudenken; er muß den günstigen Augenblick haschen, in welchem ihm lebendige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen, und er sich nur leidend verhält; er kann, wie es zu Stande gekommen, wissenschaftlich nicht anzeigen, es Andern in Vorschriften nicht mittheilen. Die Regel des Genies kann in keiner Formel abgefaßt, sie kann nur von der That abstrahirt werden. Die Muster der schönen Kunst sind die einzigen Leitungsmittel, diese auf die Nachkommenschaft zu bringen. Die Ideen des Künstlers erregen ähnliche Ideen seines Lehrlings, wenn ihn die Natur mit einer ähnlichen Proportion der Gemüthskräfte versehn hat.

Wenn aber seichte Köpfe glauben, sich als aufblühende Genies am besten dadurch zu bewähren, daß sie sich vom Schulzwang aller Regeln lossagen, so ist zu erwidern: das Genie giebt nur den Stoff der schönen Kunst; die Verarbeitung desselben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent. Die Gemüthskräfte, deren Vereinigung das Genie ausmacht, sind Einbildungskraft und Verstand.

Die Einbildungskraft ist mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoff, den ihr die wirkliche giebt. Wir unterhalten uns mit ihr, wo uns die Erfahrung zu alltäglich vorkommt, bilden diese auch wohl um, zwar noch immer nach Gesetzen der Analogie, aber doch auch nach Principien, die höher hinauf in der Vernunft liegen, wobei wir unsre Freiheit vom Gesetz der Association fühlen. Man kann dergleichen Vorstellungen der Einbildungskraft Ideen nennen, einestheils, weil sie zu etwas über die Erfahrungsgrenze Hinausliegendem wenigstens streben, und so einer Darstellung der intellectuellen Ideen nahe zu kommen suchen, welches ihnen den Anschein einer objectiven Realität giebt; andrerseits, weil ihnen als innern Anschauungen kein Begriff völlig adäquat sein kann. Wenn nun einem Begriff eine Vorstellung der Einbildungskraft untergelegt wird, die zu seiner Darstellung gehört, aber für sich allein so viel zu denken veranlaßt, als sich niemals in einem bestimmten Begriff zusammenfassen läßt: so ist die Einbildungskraft schöpferisch, und bringt die Vernunft in Bewegung, mehr bei Veranlassung einer Vorstellung zu denken, als in ihr aufgefaßt und deutlich gedacht werden kann.

Die Dichtkunst erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt, und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegrenzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen diejenigen darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur als Erscheinung

nach Ansichten zu betrachten, die sie von selbst in der Erfahrung weder für den Sinn noch für den Verstand darbietet, und sie so gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen.

Das Genie, eben als unbewußt, findet auf die Wissenschaft keine Anwendung, welche durchaus nach Regel und Methode verfahren muß.*)

Es geschah in gutmüthiger Absicht, daß diejenigen, welche alle Beschäftigungen des Menschen, wozu sie die innere Naturanlage treibt, gern auf den letzten Zweck der Menschheit, das moralisch Gute, richten wollten, es für ein Zeichen eines guten moralischen Charakters hielten, am Schönen überhaupt Interesse zu nehmen. Dem widerspricht nun freilich schlagend die Erfahrung. Dagegen verräth es eine dem moralischen Gefühl günstige Gemüthsstimmung, ein unmittelbares und dauerndes Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen. Das ästhetische Wohlgefallen ist ohne Interesse: da es aber die Vernunft auch interessirt, daß die Ideen auch objective Realität haben, d. h. daß die Natur wenigstens eine Spur zeige, sie enthalte in sich irgend einen Grund, eine gesetzmäßige Uebereinstimmung ihrer Producte zu unserm von allem Interesse unabhängigen Wohlgefallen anzunehmen: so kann das Gemüth über die Schönheit der Natur nicht nachdenken, ohne sich dabei zugleich interessirt zu finden. Dies Interesse aber ist dem moralischen verwandt, und der, welcher es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur sofern an demselben nehmen, als er vorher schon ein Interesse am Sittlichguten wohlgegründet hat. Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten, und nur in dieser Rücksicht gefällt es mit einem Anspruch auf jedes Andern Beistimmung, wobei sich das Gemüth zugleich einer gewissen Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist. Aber eigentlich muß das Intellec-

*) Daher die beständigen Ausfälle gegen sogenannte Genies im Denken. — In der Anthropologie heißt es: „Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stab der Erfahrung fortschreitenden Verstand nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben, indem sie, wenngleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben. Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griff gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten vom Weisheitssitz im entscheidenden Ton abspricht."

tuelle, an sich selbst Zweckmäßige (das Sittlichgute), ästhetisch beurtheilt, nicht sowohl schön als vielmehr erhaben dargestellt werden.

Das Wohlgefallen am Schönen führt unmittelbar eine Beförderung des Lebens mit sich; die Lust am Erhabenen dagegen wird durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf sogleich folgenden desto stärkern Ergießung derselben erzeugt. Das Gemüth wird von dem Gegenstand nicht blos angezogen, sondern wechselsweise auch immer wieder abgestoßen. Das Gefühl des Schönen beruht auf Uebereinstimmung; der Gegenstand, der das Gefühl des Erhabenen erregt, ist der Form nach zweckwidrig für unsere Urtheilskraft, unangemessen unserm Darstellungsvermögen, gewaltthätig für unsere Einbildungskraft. Die Naturschönheit erweitert zwar nicht unsere Kenntniß der Naturobjecte, aber doch unsern Begriff von der Natur; erhaben erscheint sogar das Chaos. Das Erhabene liegt gar nicht im Gegenstand, sondern im Gemüth: der Gegenstand muß nur von der Art sein, daß er unser Gemüth ins Erhabne stimmt. Zum Schönen der Natur müssen wir einen Grund außer uns suchen, zum Erhabnen aber blos in uns und unsrer Denkart.

Das Gefühl des Erhabnen erweitert die Einbildungskraft über sich selbst. Erhaben ist, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft. Erhaben ist die Natur in denjenigen ihrer Erscheinungen, deren Anschauung die Idee ihrer Unendlichkeit bei sich führt. Das Unendliche ohne Widerspruch auch nur denken zu können, dazu wird ein Vermögen, das selbst übersinnlich ist, im menschlichen Gemüth erfordert; die größte Bestrebung der Einbildungskraft reicht dazu nicht aus. Das Erhabene weist also auf die Ideen der Vernunft. Die Stimmung des Gemüths zum Gefühl des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit desselben für Ideen; denn eben in der Unangemessenheit der Natur zu den letzteren besteht das Abschreckende für die Sinnlichkeit, welches doch zugleich anziehend ist, weil es eine Gewalt ist, welche die Vernunft auf jene ausübt, um sie auf den Abgrund des Unendlichen hinaussehn zu lassen.

Das Gefühl der Unangemessenheit unsers Vermögens zur Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist, ist Achtung. Das Gefühl des Erhabenen in der Natur ist Achtung für unsere eigne Bestimmung, die wir durch eine gewisse Verwechselung einem Gegenstand der Natur beweisen, welcher uns die Ueberlegenheit der Vernunft über das größte Vermögen der Sinnlichkeit gleichsam anschaulich macht. Aus der Unlust geht eine Lust hervor. Es ist für uns Gesetz und gehört zu unserer Bestimmung, alles was die Natur als Gegenstand der Sinne für uns Großes enthält, in Vergleichung mit Ideen der Vernunft für klein zu schätzen, und was das Gefühl dieser übersinnlichen Bestimmung in uns rege macht, stimmt zu jenem Gesetz zusammen.

Das Gemüth fühlt sich in der Vorstellung des Erhabenen in der Natur bewegt, da es in dem ästhetischen Urtheil über das Schöne in ruhiger Contemplation ist. Diese Bewegung kann mit einer Erschütterung verglichen werden. Das Ueberschwängliche für die Einbildungskraft ist ein Abgrund, in dem sie sich selbst zu verlieren fürchtet; aber eine solche Bestrebung der Einbildungskraft hervorzubringen, ist anziehend für die Vernunft.

Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur nicht urtheilen. Für den aber, der der Furcht entnommen ist, wird der Anblick um desto anziehender, je furchtbarer er ist: weil er die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöht, und ein Vermögen des Widerstands in uns entdecken läßt, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können. Die Natur heißt erhaben, wenn sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigne Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann. Auf solche Weise allein unterscheidet sich innerlich Religion und Aberglaube, welcher letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene im Gemüth gründet, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne ihn doch hochzuschätzen.

Wenn nun der Begriff der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines bestimmten Zwecks in der Kunst maßgebend ist, so findet er ebenso auf die wissenschaftliche Betrachtung der Natur seine Anwendung. Die teleologische und die mechanische Betrachtung der Natur durchkreuzen sich; die eine schließt die andere keineswegs aus. Im Begriff des Organismus treffen sie zusammen. Organische Wesen sind die einzigen in der Natur, welche auch für sich betrachtet doch nur als Zwecke derselben möglich gedacht werden müssen, und die zuerst dem Begriff eines Zwecks, der nicht ein praktischer, sondern Zweck der Natur ist, objective Realität geben. Die Trennung beider Principien liegt in der Natur unseres Erkenntnißvermögens. Es ist dem menschlichen Verstand unumgänglich nothwendig, Möglichkeit und Wirklichkeit der Dinge, Sollen und Sein zu unterscheiden. Daher ist der Begriff eines absolut nothwendigen Wesens zwar eine unentbehrliche Vernunftidee, aber ein für den menschlichen Verstand unerreichbarer problematischer Begriff.

Unser Verstand ist ein Vermögen der Begriffe, d. h. ein discursiver Verstand, für den es zufällig sein muß, welcherlei und wie verschieden das Besondere sein mag, das ihm in der Natur gegeben und unter seine Begriffe gebracht werden kann. Weil aber zur Erkenntniß doch auch Anschauung gehört, und ein Vermögen einer völligen Spontaneität der Anschauung ein von der Sinnlichkeit ganz unabhängiges Erkenntnißvermögen sein würde, so kann man sich auch einen intuitiven Verstand denken, für welchen jene Zu-

fälligkeit nicht angetroffen wird. Einen solchen Verstand müssen wir uns denken, um die Möglichkeit einer nothwendigen Harmonie zwischen den Gesetzen der Natur und des Urtheils denken zu können: einen Verstand, der von der Anschauung des Ganzen zum Besondern geht, während unser Verstand ein reales Ganze der Natur nur als Wirkung der concurrirenden bewegenden Kräfte der Theile ansieht. Es ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Tagegenhaltung unsers discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes und der Zufälligkeit eines solchen Verhältnisses auf jene Idee geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte.

Man kann an einem Dinge, welches wir als Naturzweck beurtheilen müssen, zwar alle bekannte und noch zu entdeckende Gesetze der mechanischen Erzeugung versuchen, und auch hoffen damit guten Fortgang zu haben: niemals aber der Berufung auf einen davon ganz unterschiedenen Erzeugungsgrund, nämlich der Causalität durch Zwecke, überhoben sein. Keine menschliche Vernunft kann hoffen, die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus blos mechanischen Ursachen zu verstehn. Wenn die teleologische Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen zur Möglichkeit eines solchen Gegenstandes für die Urtheilskraft ganz unentbehrlich ist, selbst um diese nur am Leitfaden der Erfahrung zu studiren; wenn für äußere Gegenstände, als Erscheinungen, ein sich auf Zwecke beziehender hinreichender Grund gar nicht angetroffen werden kann, sondern dieser, der auch in der Natur liegt, doch nur im übersinnlichen Substrat derselben gesucht werden muß, von welchem uns aber alle mögliche Einsicht abgeschnitten ist: so ist es uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst hergenommene Erklärungsgründe für Zweckverbindungen zu schöpfen, und nach der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens nothwendig, den obersten Grund dazu in einem ursprünglichen Verstand als Weltursache zu suchen. — —

Diese neue Darstellung des Systems enthielt vieles, was Jacobi verständlich sein mußte. In der That hatte nach der zweiten Ausgabe der „Briefe über Spinoza", die Jacobi April 1789 an Kant überschickte, eine Annäherung stattgefunden; Kant hatte 1. Oct. höflich und in gewissem Sinn anerkennend geantwortet, und Jacobi in seiner Weise 16. Nov. feurig die Hand ergriffen. Manches in diesen Briefen hätte ganz gut in der Kritik der Urtheilskraft stehn können.

Jacobi wies nach, daß die spinozistische Substanz sich schon bei den Scholastikern findet. „Dem Menschen überhaupt war es durch seine frühesten Bedürfnisse aufgegeben, dem Beständigen in dem ihn umgebenden und ihn durchdringenden Unbeständigen der Natur nachzuforschen." „Aus dem

Bedürfniß der Abstraction entsteht eine Vernunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stellen der Substanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Universum zu, indem wir es zerreißen und eine unsern Fähigkeiten angemessene, der wirklichen ganz unähnliche Bilder-, Ideen- und Wortwelt erschaffen. Was wir auf diese Weise erschaffen, verstehn wir, soweit es unsere Schöpfung ist, vollkommen; was sich auf diese Weise nicht erschaffen läßt, verstehn wir nicht; unser philosophischer Verstand reicht über sein eignes Hervorbringen nicht hinaus." — „Spinoza's Vorstellungsart hat das Gute, das dabei der wüste Begriff eines Chaos, welches sich erst ordnen müsse, nicht gebraucht wird. Aber auch Spinoza mußte eine unendliche Reihe von einzelnen Dingen, deren eins nach dem andern zur Wirklichkeit gekommen war, also im Grunde eine ewige Zeit annehmen. Das Ungereimte davon suchte er damit zu vertilgen, es liege blos an unsrer Imagination, wenn wir uns eine unendliche Reihe auf einander folgender, objectiv aus einander entspringender Dinge als eine ewige Zeit vorstellen: die Dinge sind nicht allein dem Ursprung nach von Ewigkeit her, sondern auch dem Vernunftbegriff nach alle zugleich vorhanden; denn im Vernunftbegriff ist kein Vorher und kein Nachher, sondern alles nothwendig und zugleich." „Die Bedingung der Möglichkeit des Daseins einer successiven Welt liegt außer dem Gebiet der Begriffe, außer dem Zusammenhang bedingter Wesen, außer der Natur. Wenn die Vernunft also jener Bedingung nachforscht, sucht sie das Uebernatürliche in ein Natürliches, oder das Natürliche in ein Uebernatürliches zu verwandeln. Indem sie auf diese Weise außer ihrem Beruf thätig ist, kann sie ihrem Zweck um keinen Schritt näher kommen, sondern immer nur Bedingungen des Bedingten, Naturgesetze, Mechanismus zu Tage bringen. Ihr Geschäft überhaupt ist progressive Verknüpfung, und ihr speculatives Geschäft, Verknüpfung nach erkannten Gesetzen der Nothwendigkeit, d. h. des Identischen. Alles was die Vernunft durch Zergliedern, Verknüpfen, Urtheilen und Schließen herausbringen kann, sind lauter Dinge der Natur; die gesammte Natur aber, der Inbegriff aller bedingten Wesen, kann dem forschenden Verstand mehr nicht offenbaren, als was in ihr enthalten ist: mannigfaltiges Dasein, Veränderungen, Formenspiel; nie einen wirklichen Anfang, nie ein reales Princip irgend eines objectiven Daseins." — „Bedingungen des Unbedingten entdecken, dem absolut Nothwendigen eine Möglichkeit erfinden und es construiren zu wollen, um es begreifen zu können, ist ein ungereimtes Unternehmen. Wo die Kette des Bedingten aufhört, hören wir auf zu begreifen, und da hört auch der Zusammenhang, den wir Natur nennen, selbst auf. — Da wir von einem realen Anfang weder Vorstellung noch Erfahrung haben, so ist die Frage, ob die Welt angefangen oder nicht angefangen habe, eine höchst

unbesonnene und thörichte Frage, die entweder sich selbst nicht versteht oder keiner Beantwortung werth ist. Es sind nicht zwei entgegengesetzte Behauptungen, die einander aufheben, sondern der Widerspruch liegt in einer jeden insbesondere."

Viel tiefer noch wurde Goethe, Jacobi's alter Gegner, von der „Kritik der Urtheilskraft" betroffen. „Die Kritik der reinen Vernunft," erzählt er später, „lag völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophirte, so that ich es mit unbewußter Naivetät, und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am meisten Ehre macht, und gab Kant's Behauptung recht: wenngleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht eben aus der Erfahrung. Die synthetischen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend. Für alles dies hatte ich jedoch keine Worte, noch weniger Phrasen, nun aber schien zum ersten Mal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel, ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert." „Mir entging nicht, die Natur beobachte stets analytisches Verfahren, eine Entwickelung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann schien sie wieder synthetisch zu handeln, indem ja völlig fremd scheinende Verhältnisse einander angenähert und sie zusammen in Eins verknüpft wurden. Aber und abermals kehrte ich zu Kant zurück, einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verstehn, und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch. Manchmal wollte mir dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben, wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenig Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht, und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille, die ihm durch's Gehirn läuft, den Gegenständen aufzuheften trachtet. Deswegen beschränkt unser Meister seinen Denkenden auf eine reflectirende discursive Urtheilskraft, untersagt ihm eine

bestimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugsam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entschließt er sich zu den liberalsten Aeußerungen, und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einigermaßen zugesteht."

„Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinandergestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse eins behandelt wie das andere. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von Innen heraus war im Buch deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. — Leidenschaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte, wohin sie führten, und für das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte. — Auch in die Kritik der reinen Vernunft schien mir tiefer einzudringen zu gelingen; denn beide Werke, aus einem Geist entsprungen, deuten immer eins aufs andere. — Und so gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd gewesen, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie begünstigte, mir selbst vornehmer und reicher dünken mochte."

Mit Befriedigung begrüßte Goethe den Grundsatz, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehn. „Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei? studire ich mich nicht immer fort, ohne jemals mich zu begreifen, mich und andere? und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. — So auch mit der Welt! liege sie anfang- und endlos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es sei so: aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen." —

Die Herzogin Amalie aufzusuchen, reiste Goethe über Nürnberg, wo er 15. März den hypochondrischen Knebel traf,*) nach Venedig, wo er

*) Sein Bruder endete 9. Mai durch Selbstmord; seine Schwester Henriette zog im folgenden Jahr zu ihm nach Jena, und wurde bald darauf Erzieherin der jungen Prinzessin.

3. April ankam, „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation als das vorige Mal." Bald sehnte er sich nach Hause. „Weit und schön ist die Welt; doch o, wie dank' ich dem Himmel, daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört. Bringet mich wieder nach Hause! was hat ein Gärtner zu reisen!" Mit Verdruß empfindet er, der „einzigen Freude des Lebens" den Rücken gewendet zu haben: „es ist mein Körper auf Reisen, und es ruhet mein Herz stets der Geliebten im Schooß." „Südwärts liegen der Schätze gar viel! Doch einer im Norden zieht, ein Magnet, unwiderstehlich zurück." „Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wiedergefunden, aber glücklicher nie, nun ist dies Mädchen mein Glück! Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter, und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'!" „An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt." Die Liebe zu Christiane zeigt ihm auch das Volk von einer ganz neuen Seite; mit Genuß folgt er den Seiltänzermädchen, den zierlichen Lacarten, die in Spelunken verlocken. „Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich. O wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!" — Weihnachten war ihm sein Sohn geboren. — „Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte, treu sein wollt' ich und froh herzen und küssen den Mann; so sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen mir in Venedig; — und nie hört' ich ein frömmer Gebet!" — „Hast Du nicht gute Gesellschaft gesehn? es zeigt uns Dein Büchlein fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist." „Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt." — Wo war in diesen „venetianischen Epigrammen" der Anbeter Lida's geblieben! — „Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu!" — „Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben, denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund." — — „Nur die Galeerensklaven kennen sich!" sagt freilich schon Tasso. — Spott und Hohn gegen alle Apostel, Pfaffen und Propheten, was sie auch für ein Evangelium predigen. „Mit Botanik giebst Du Dich ab! mit Optik! was thust Du? ist es nicht schön'rer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz? — Ach die zärtlichen Herzen! ein Pfuscher vermag sie zu rühren; sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

6. Mai kam die gute Gesellschaft; die Herzogin (die Reichard in Rom getroffen, wo er Angelika seine Compositionen vorspielte) mit dem alten römischen Freunde, dem Maler Meyer, der nun nach Weimar übersiedelte. Mitte Juni waren sie dort; der Herzog war kurz vorher nach Schlesien ab-

gegangen, wo sich der Congreß von Reichenbach vorbereitete; 26. Juli reiste Goethe ihm nach und wurde in Dresden 28. Juli bei Körner eingeführt.*) „Er thaute auf und war zuletzt sehr mittheilend; aber seine Art sich anzukündigen hat immer etwas Kaltes und Zurückschendendes." Im schlesischen Lager (der König von Preußen kam 11. Aug. daselbst an) erwarteten Goethe geräuschvolle Feste und Uebungen: ein soldatischer Hof, ein prunkender und ausschweifender Adel. „In all dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben, und damit ich nicht gar zu abstract werde, eine komische Oper zu dichten."

Auf der Rückkehr blieb Goethe acht Tage in Dresden „Ich habe viel mit ihm gelebt," schreibt Körner an Schiller 6. Oct.; „es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen; wo sonst als im Kant!" **)

31. Oct. besuchte er Schiller in Jena. „Das Gespräch," erzählt Schiller „kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art kleidet und überraschend zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectiv, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole.

*) Um diese Zeit lebte die schöne Dorothea, Herzogin von Kurland, viel im Körner'schen Hause; sie interessirte sich namentlich für Dora, die sie später nach Schlesien mitnahm. Körner schreibt: „sie hat all die Weiblichkeit, die ihrer Schwester fehlt; ihre Lebhaftigkeit geht oft bis zur Unbehutsamkeit, aber in ihrem ganzen Betragen herrscht angeborne Grazie. Sie hat ein ungemeines Talent, Personen, für die sie sich interessirt, durch tausend feine Aufmerksamkeiten angenehme Empfindungen zu machen. Aber das geschieht mit Leichtigkeit, mit dem Muthwillen eines Wesens, das blos auf sein Vergnügen denkt. Nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Resignation. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend, und sie kleidet sich mit Geschmack." Später interessirt sie sich auch für die Polen: „aber ohne Pedanterie, immer mit Feinheit, Weiblichkeit und Grazie. Auch darin beschämt sie ihre Schwester, die ebenso steif und unweiblich politisirt als empfindelt."

**) Huber an Körner, 15. Oct.: „Daß Du in Goethe's Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wohl eine kleine Vermengung sein. Die Beziehungen, die er seiner Theorie giebt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menschlicher, begreiflicher und also lieber macht. Giebt es ein System, dem man diese rein sinnliche Anschauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Dann käme er mir vor wie der Vater von gesunderen, kräftigern Kindern, als unser Zeitalter sonst bringt, der den Grund dieses Vorzuges darin setzte, daß er die wahrscheinlichste Hypothese über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte."

Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht ihn mir zum großen Mann. — Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehn, und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben."

Die Gesammtausgabe fand im größern Publicum verhältnißmäßig geringen Anklang; desto aufmerksamer wurde sie von empfänglichen Gemüthern studirt. Neben Iphigenie und Tasso zündete namentlich das Fragment des Faust; „es ist," schreibt Huber an Körner, „ein tolles, unbefriedigendes Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt, und die auf eine Art von hoher philosophischer Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Ganzen der plumpen Pöbelmoral, die in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergiebt sich dem Teufel, der ihn liederlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu sein. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuyirt Mephistopheles auf nichts Anderes, selbst in ernsthaften Stellen, die beim ersten Anblick was Höheres zu bedeuten scheinen." „Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel einen Menschen von Faust's Gehalt mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persiflirt Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohl gethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie, bei der man auch nur die für die poetisch sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den philosophischen Gehalt der Idee zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle, bald pikante, immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas tiefer Liegendes darunter zu suchen. Der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente, unbestechliche Faunenweisheit. Daß Goethe darum den menschlich hohen Werth Faust's nicht vernachlässigte,

trotz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch warm ausmalte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und dem Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der, nirgend durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und gerade dies hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht: es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eigenen Individualität: das großmüthigste, freieste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde."

„Faust," schreibt A. W. Schlegel in der „Akademie", „ist ein Mensch, für dessen Verstand die Wissenschaft, für dessen ungestümes Herz sittlich gemäßigter Genuß zu eng ist; dessen Empfindungen das Gepräge angeborner Hoheit und echter Liebe zur Natur an sich tragen, und dessen Thun schwankend und zwecklos und verderblich ist; ein Mensch, der in dem einen Augenblick sich über die Grenzen der Sterblichkeit hinausdrängt, um Bündnisse mit höhern Geistern zu stiften, und in dem nächsten dem Teufel wilder Sinnlichkeit sich preisgiebt; edel genug, um von der fühllosen Spottsucht des Dämons, der ihm in der Befriedigung seiner Begierden dient', nicht angesteckt zu werden, und nicht stark genug, die Leidenschaften zu übermeistern, die ihm einen solchen Begleiter nothwendig machen. Gleich weit entfernt von behaglicher unthätiger Ruhe und von der Freude gelungener Thätigkeit, hat Faust sein Leben in endlosem Forschen hingebracht...... Dies alles ist hinreißend dargestellt, und nach Goethe's Art mit einer Art von Sorglosigkeit, und doch mit der treuesten Wahrheit hingeworfen. Weiter führt uns der Dichter nicht. Faust's Schicksal ist zwar in gewisser Rücksicht längst entschieden. Der Weg, den er einmal betreten, führt unvermeidlich zum Verderben. Aber wird dies sich blos auf seinen äußern Zustand oder auch auf den innern Menschen erstrecken? Wird er sich selbst treu bleiben, und auch bei seinem letzten Fall noch menschliches Mitleid verdienen, weil er mit großen Anlagen menschlich fiel? Oder wird der verworfene Geist, dem er sich übergeben hat, ihn dahin bringen, selbst Erfinder von Bosheit, selbst Teufel zu werden? — Diese Frage bleibt noch ungelöst."

Nicht mindere Aufmerksamkeit erregte bei der allgemeinen freimaurerischen Stimmung das Fragment „die Geheimnisse". „Mir," schreibt Huber, „sind sie zu quälend, um so quälender, weil es in Goethe's Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln Anstrich zu geben; die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas

besonders Schmerzliches." A. W. Schlegel: „In herrlichen Stanzen wird man in ein Labyrinth mystischer Bilder geführt, als ob man in die hohen gewölbten Gänge eines Klosters träte; nachdem man aber soweit gekommen ist, daß man ohne Divinationsgabe sich nicht wieder herausfinden kann, sieht man sich plötzlich von seinem Führer verlassen, und bekommt beinahe Verdacht gegen ihn, daß er den Weg selbst noch nicht weiter ausgefunden habe."

Endlich Huber in der L. Z. über die Gesammtausgabe: „Wo das reinste und umfassendste Gefühl, der reifste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes darzustellen, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen: — da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung; da gilt von solchen Kunstwerken der muhamedanische Glaube vom Koran, daß er von Ewigkeit her existire, da sind die Muster aufgestellt, in welchen jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem innern Sinn anschaulich zu erkennen hat." „So frei von aller eignen Manier, die immer, wie schön sie auch sei, dem dargestellten Gegenstand geliehene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen als Goethe: oder vielmehr, die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts anderes, als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen wie ein Proteus ohne Spur von Gewaltsamkeit, nach dem Erforderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie auffaßt, nie anders als in dessen eignem und vollem Licht zu schauen und darzustellen ... Damit ist sehr genau verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken es keinen Dichter giebt, in welchem man so wenig „Stellen" ausfindig machen könnte ... Darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, in welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem schönen und innigen Eindruck harmonirt." —

Fast gleichzeitig (Jan. 1791) erschien in Bürger's Akademie A. W. Schlegel's Recension der „Künstler"; in der L. Z. die anonyme Kritik der Bürger'schen Gedichte von Schiller. Schiller fühlte das Bedürfniß, mit seiner eignen lyrischen Vergangenheit abzurechnen, und ließ es Bürger entgelten. Der Läuterungsproceß, dem er seine Seele unterwarf, machte ihn auch gegen Andere hart. Es ist immer ein Mißbrauch, wenn man eine dichterische Erscheinung, statt sie in ihrem vollen Umfang zu würdigen, nur zur Ent-

wickelung allgemeiner Ideen benutzt. — Schiller spricht von der Aufgabe unserer Poesie. „Bei der Vereinzelung unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst allein, welche die getrennten Kräfte in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt." Dazu gehört aber, daß die Poesie der allgemeinen Bildung voraneilt. „Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die gemeinen Sitten wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen"... „Nur dem reifen, dem vollkommenen Geist entfließt das Reife, das Vollkommene. Es ist nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man will die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität; diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität zu veredeln, sie zur reinsten, herrlichsten Menschheit zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren." „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche von groben Beimischungen zu befreien, die Strahlen der Vollkommenheit zu sammeln, das Individuelle zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind nur Ausflüsse eines innern Ideals, das in der Seele des Dichters wohnt." — Bei Bürger's Gedichten dagegen empfindet er durchweg, „daß der Geist, der sich darin darstellt, kein gereifter Geist sei, daß seinen Producten nur deshalb die letzte Hand fehlt, weil sie ihm selbst fehlte." „Sie sind nicht blos Gemälde einer eigenthümlichen und sehr undichterischen Seelenlage, sondern sie sind auch Geburten derselben... Aber die Musen dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das einer reinen Begeisterung... Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt." Zum Schluß freilich: „Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist."

Die Vorwürfe waren sehr aus der Oberfläche geschöpft, und was etwa davon gegründet sein mochte, traf Schiller's eigne Gedichte doppelt und dreifach. Bürger's Talent war er in keiner Weise gerecht geworden: die Pfarrerstochter von Taubenhain, der wilde Jäger, Kaiser und Abt, die Kuh, das Lied von der Treue — sämmtliche Balladen aus der Zeit von 1781—1788, waren fast gar nicht, oder nur in Bezug auf den häßlichen Stoff erwähnt,

da doch die künstlerische Behandlung das Höchste war, was die Deutschen überhaupt in diesem Fach geleistet haben. Wegen des Hohen Liedes und ähnlicher Versuche der Leidenschaft, sich selbst zu überschreien, mochte man dem Kritiker recht geben, wie denn darüber sein Urtheil das allgemeine war; Voß geht soweit, zu behaupten: „Bürger kann nur das Komische und das Gräßliche, beides Abweichungen von der reinen Wahrheit der Natur, und unverstellt, außer einer gewissen Malerei des Leblosen, nur die Studentennatur treffen."

Daß Bürger sich empörte und seinem Unmuth in heftigen Reden gegen den „kranken Uhu Ideal" Luft machte, kann man ihm nicht verargen, und wenn er meinte: „Gegenstände, welche das sinnliche Vorstellungsvermögen nicht auffassen kann, und welche an keine Seite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind außer dem Kreise der Poesie;" so war das eine gerechte Revanche. Aber auch er wurde irre, er hatte selbst stets zwischen zwei entgegengesetzten Principien geschwankt,*) dem Princip der Popularität und dem der ängstlichsten Formvollendung, zwischen Frau Schnipps und der Nachtfeier der Venus; er fing an, seine Gedichte in Schillerscher Art zu verbessern, meist zum Nachtheil derselben. — Was A. W. Schlegel 10 J. später schrieb, wird wohl das Gesammturtheil der Nation bleiben: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen als von tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und im leichten Lied als in der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theil seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Grundsätze und Gewöhnungen hindern, sich ganz aus der Manier zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit, seltner Größe hat."

Am tiefsten mußte Bürger ein Vorwurf Schiller's verwunden, der viel mehr als dieser ahnte ins Schwarze traf: daß die fehlende Idealität seiner Gedichte auf einen Fehler in der Persönlichkeit hinwies. — Es ist schon erwähnt, daß 5. Sept. 1789 im Stuttgarter Beobachter ein anonymes Schwabenmädchen dem klagenden Dichter sein Herz anbot; die Neugier verführte Bürger, darauf einzugehn und mit Elise Hahn eine Correspondenz zu eröffnen. Es kam zu einer förmlichen „Beichte". Er warnt, von einigen poetischen Blüthen auf die Vollkommenheit des Baums, welcher sie trug, zu

*) Schon in der Vorrede zur Gesammtausgabe warnt er vor der Nachahmung seiner eignen Manier, und rechtfertigt seine Naturlaute, die Schiller so heftig anfocht, nur aus „dem Bestreben, daß dem Leser sogleich alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen."

schließen: „Auch ein wurmstichiger mehr als halb verrotteter Baum vermag, wenn er sonst nur ursprünglich guter Art ist, noch immer deren einige hervorzubringen." „Ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühling meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte ... In Stunden der Muthlosigkeit halte ich mich selbst für kopfleer, für herzkalt, kurz für einen höchst werthlosen Stümper." „Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt zu Stande." „Mein träges und weichliches Temperament liebt Ruhe und Frieden .. Ich bin ziemlich unordentlich, nachlässig und leichtsinnig ... trocken, hölzern und steif in meinen Bewegungen .. Man hält mich für einen ziemlichen Libertin, und nicht ganz mit Unrecht: doch bin ich nie auf eine niedrige und schmutzige Art ausschweifend gewesen, ich war jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erst mühseliger Anstrengungen zu bedürfen." Dann folgt die unglückselige Geschichte seiner ersten Ehe: „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die Schwester, die damals noch ein Kind war, in meinem Herzen ... Mein Fieber legte sich nicht, und wurde immer heftiger ... Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen ... —"

Bürger hatte absichtlich schwarz gemalt, aus Gewissenhaftigkeit; die Verlobung kam April 1790 dennoch zu Stande, im Oct. war die Hochzeit. Elise hatte auf ein glänzendes Künstlerdasein gerechnet, den beschränkten Haushalt brach sie bald. Die Freunde sahen mit Besorgniß ihre allseitige Coquetterie, es wurde so arg, daß die Scheidung März 1792 erfolgen mußte. Die Ausführlichkeit, mit welcher Bürger darüber zu reden liebte, thut in seinem Leben am meisten wehe. Er war fortan bettlägerig. 3. Juni 1794 starb er, 46 J. alt. — Elise zog noch lange Jahre als Deklamatorin herum, wie es scheint nicht ganz ohne Talent.

Athemlos hatte man in Deutschland dem Wiederhall der Schüsse gelauscht, welche 14. Juli 1789 den Fall der Bastille verkündeten; fast durchweg mit freudiger Hoffnung. Klopstock schildert einen Fürsten, dem umsonst sein Kebsweib zur Laute singt, Wein einschenkt, Rosen streut. „Hör'," ruft sie ihm zu, „es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tragen, zu der Schaar, die Schlachten uns spielt, zu der Jünglinge Reihn mit blankem Gewehr!" Immer finstrer wird sein Gesicht, er sieht eine Erscheinung," den

schrecklichen Geist der Freiheit: „welcher Zauber beschwört und bannt ihn hinab in des stummen Kerkers Nacht, aus welchem er kam! Weh mir! wo ist, der sich an den hundertarmigen Riesen, hundertäugigen Riesen sich wagt!" — Stolberg schreibt aus Berlin: „Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Freiheitsgedicht mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil sie auf dem Schutt von Millionen standen." — „Der 14. Juli," schreibt J. Müller aus Mainz, „ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft. Freiheit, gegründet auf Gesetze, an der Spitze des größten Volks in Europa. Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Nun nimmt mich wunder, ob die Deutschen sich nicht bald schämen werden, ihres superioren Verstandes sich gegen die frivolen Franzosen zu rühmen? — Im Uebrigen ist's äußerst aufmunternd zu sehn, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren gesäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich gesäet, denn, wer sein wartet, derselbe stirbt nicht." — „Kann's eine Frage sein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erschlägt, nicht besser sei als die Luftvergiftung, als Pest?" — „Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Mögen sie denn fallen, die, welche zittern! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, sie seien auch Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt." — — „Nur sollten die Eigenthumsrechte und die Justiz nicht so gar verletzt werden! da sie in Frankreich beide so schrecklich leiden, so wird auch mir bald unglaublich, daß dasselbe Werk bestehen könne. Es ist nicht gleich dem englischen vor hundert Jahren. Verstand präsidirte letzterm; diesem Witz, Systeme, Phraseologie." — „Mir gefällt weder die Verschmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und andrer Völker, noch die belletristische Phraseologie, die ich oft oft kaum verstehe."

Huber, der als reiner Artist im 14. Juli nur die Entwickelung eines interessanten Trauerspiels sah, schreibt 6. Nov. an Körner: „es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle Menschen, die darin verwickelt sind, nur einer precären, partiellen Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Ekelhafte bei der Sache.

Freilich muß man wohl auch annehmen, daß wir noch immer am ersten Act sind. Die Phantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allgemeine Aufklärung, durch unsere Papieraufklärung entsteht, sehe ich sehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Diese Aufklärung verjagt den Despotismus, aber sie macht die Freigewordenen untüchtig, Republikaner zu sein."

Huber's Verhältniß zu Therese war immer inniger geworden, während Sömmering (er heirathete März 1792) sich kalt zurückhielt; durch Leichtsinn in Geldsachen geriethen die Angelegenheiten Forster's immer mehr in Verwirrung. Um sich zu erholen, nahm er Urlaub, und reiste April 1790 mit Alex. v. Humbolt, Wilhelm's jüngerem Bruder, nach Düsseldorf ab. Geb. zu Berlin 14. Sept. 1769 hatte Alexander sich erst in seiner Vaterstadt in der Technologie ausgebildet, dann ein Jahr lang mit seinem Bruder in Göttingen studirt, Philologie bei Heyne, Naturwissenschaft bei Blumenbach und Lichtenberg; Therese hatte ihn mit ihrem Mann bekannt gemacht. Forster nennt ihn einen jungen Mann „von der beweglichsten Phantasie und dem zartesten Sinn". In Pempelfort bei Jacobi verweilten sie längere Zeit: „wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen trage," schreibt Forster, „ist mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem schönen, umfassenden Bilde." Die Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf die Revolution: „Ueberall sind die Leidenschaften aufgeregt, und wo sie Gesetze geben, da ist jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten. Das Volk ist selten zurückhaltender oder billiger als der Despot; moralische Vollkommenheit konnte ihm der Despotismus nicht geben." So war Forster's Ansicht; Jacobi schreibt in denselben Tagen an Dohm: „Die Herrschaft des innerlichen Rechts in menschlichen Händen ist mir von jeher unter allen Uebeln als das größte erschienen. Der Irrthum, als könnte von nun an reine Vernunft, nicht innerlich und im einzelnen Menschen, sondern äußerlich und überhaupt, mit Beibehaltung aller unsrer Liebhabereien, ihrer Einrichtungen und Betriebsamkeiten, allein regieren, allein uns treiben und beherrschen, würde mehr Betrug, mehr Tyrannei, mehr alle Sittlichkeit und Geisteswürde zerstörende Mittel anwenden müssen, als der andere Irrthum, es solle alles nach der Religion eingerichtet, und sie daher zur öffentlichen Sache gemacht werden." — „C'est un véritable escamotage que ces substitutions continuelles avec lesquelles nous parvenons à établir nos théories de droit naturel, et à attribuer à la raison une puissance législative et exécutive qu'elle ne saurait avoir . . . Donnez de la réflexion, des idées distinctes, tout ce qu'il faut pour le raisonnement, à la truie, mais sans changer ses affec-

tions: elle n'en dévorera pas moins ces petits. Ce qu'elle n'avait fait que brutalement, elle le fera maintenant avec reflexion, et cet animal vorace en paraîtra d'autant plus dégoutant, d'autant plus horrible à nos yeux." — „Unterdessen freue ich mich, eine gewisse Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge sich verändern und eine neue Gestalt gewinnen müssen, wo ein feierliches Ringen zwischen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont der Erde umfaßt."

Am Niederrhein und in den Niederlanden legte sich Forster eifrig auf das Studium der bildenden Kunst, von der er in den „Ansichten" so bezaubernde Beschreibungen gegeben hat. In Haag fand er Hemsterhuys im Sterben. Von da gingen die Reisenden nach London, wo Forster sich vergeblich bemühte, für seine wissenschaftlichen Unternehmungen Unterstützung zu gewinnen. 19. Juni reisten sie nach Frankreich ab.*) Die „Pariser Umrisse" geben ein schönes Bild von der gewaltigen Bewegung. „Die Natur der willkürlichen Gewalt läßt sich nicht verkennen, sie werde von einem Tyrannen oder von einer 1200köpfigen Hydra verübt; sie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder sie trage die Larve der alles richtenden Vernunft." „Im großen Gang menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze denkende Thier in seinem Freiheitstraum zugestehn will. Die Revolution ist anzusehn als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit, seinen Rechten der Menschheit, seinen metaphysischen Theorien ist jetzt an die Reihe gekommen; sonst war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit derselben. Wenn es Sterblichen vergönnt ist, sich Wege der Vorsehung zu denken, so sind es gewiß nicht die armseligen Combinationen, die eine menschliche Klugheit dafür ausgiebt; sondern die Geschichte des Vergangenen kann sie lehren, wo sie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu sichern Frevler überraschen." „Die Reihe ist jetzt nicht an Deutschland, durch eine Revolution erschüttert zu werden; es hat die Unkosten der Lutherischen Reformation getragen, sowie Holland und England, jedes zu seiner Zeit, den Schritt, den sie zur sittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts gethan, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müssen. Ich wünschte herzlich, man möchte sich am französischen Feuer wärmen und nicht brennen; aber am Unglück Anderer sich spiegeln, ist nicht Jedermanns Sache." — 11. Juli war Forster wieder

*) Um dieselbe Zeit kam Fr. Schulz, der beliebte Romanschreiber, aus Paris nach Jena, und erzählte Schiller Anekdoten von den neuen Zuständen.

in Mainz; Humboldt ging nach Hamburg zur Handelsakademie, und kam noch zur rechten Zeit, 14. Juli das Freiheitsfest anzusehn. „Es wurde außer der Stadt gefeiert. Alles was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Kein Edelmann außer mir und Ramdohr war eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder daran. Die Damen gaben dann auch den Herrn Stücke von diesem Bande. Als ich ein Stück erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band ein, was allgemeinen Beifall fand. Ein Chor von Jungfrauen sang ein Lied, dessen Refrain von uns allen wiederholt wurde. Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, u. a. auf baldige Nachfolge in Deutschland und Abschaffung des Despotismus. Vor und nach Tische wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden dazu eingeladen." — Der das schrieb, war der Frh. v. Knigge, der alte Illuminat, der nun als Romanschreiber für seine Ideen arbeitete, und ein altklug weitläufiges Buch „über den Umgang mit Menschen" verfaßte, das damals viel gelesen wurde. — Von den erwähnten Oden Klopstock's ist die eine „an Cramer den Franken" gerichtet; sie schildert, wie ein todter Riese durch einen Geist wiederbelebt, mit Feuerblicken um sich schaut. Der Geist tadelt ihn wegen seiner furchtbaren Wildheit. „O laß mich ein wenig der Jugend mich freuen, die du mir gabst. Wankt' ich nicht siech umher? lag schmachtend und bleich auf dem Stroh, und starb? Du hast den Jammer gesehn! Laß denn ein wenig mich taumeln beim Wollustmahle der Freiheit, mich kränzen mein Haar, und schwören beim Schwert. Doch der verstummende Schatten, der einst mir Seele war, schwebet so traurig vor mir, und tröstet sich nicht!" — „Er hat noch ein ernstes Geschäft: wandelt um Mitternacht in der Könige Schlössern; dann wehklagt's, als flösse die blutige Thräne des Volks! klingt's mit der Krone, als fiele sie ab! mit dem Scepter, als bräch' er! kommt stets näher! schließt den großen goldenen Saal auf, und rüttelt am Thore, ein warnend Gespenst!"

In Mainz, wo man den Ereignissen näher stand, wurde man bedenklicher. „Der französische Schwindel," schreibt J. Müller, „hat alle Köpfe so verwirrt, daß Geistliche und Edle kaum wünschen dürfen, frei zu werden, aus Furcht, ihr Ruin sei dabei. Es ist zu befürchten, daß die unmäßigen Forderungen der Demagogen den Despotismus befestigen, wo er noch jung ist, und seine Wiederkehr befördern, wo er verbannt schien; ich gestehe, daß ich von der Consistenz dieser überspannten Ideen mir keinen Begriff machen kann." —

„Viele hoffen oder fürchten, der Fall des Throns werde auch den Altar mit umreißen. Ich gestehe, daß ich dies nicht eben für das größte Unglück halte: in Christi Religion sind weder Priester noch Altäre. ... Indeß wird etwas Aeußerliches immer sein müssen; aber etwas Neues; das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen kommen, sonst schlummert alles ein." — „Heute ist nun das Freiheitsfest. Ich gestehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Bestand haben. Gott scheint das Werk zu thun, er will einmal eine neue Ordnung der Dinge. Die Reformation von 1517 schien anfangs auch nicht sich behaupten zu können. Der Freiheitssinn ist zu tief und allgemein in die Völker gefahren, und zu offenbar gewinnen sie dabei, um sichs wieder entreißen zu lassen."

Kaiser Joseph war 10. Febr. 1790 gestorben, mit ihm waren seine sämmtlichen großen Entwürfe ins Grab getragen. Die florentinische Politik seines Nachfolgers schien Europa den Frieden zu versprechen. 27. Juli wurde zwischen Oestreich und Preußen der Vertrag zu Reichenbach geschlossen. 11. Aug. versammelte sich der Wahlconvent in Frankfurt; J. Müller wurde dabei beschäftigt. 30. Sept. erfolgte die Kaiserwahl, die einstimmig auf Leopold 2. fiel, 9. Oct. die Krönung, von welcher Ritter Lang bemerkt, daß nichts ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen altdeutschen Reichsverfassung geben könnte, als das Fastnachtspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung. „Was ich nicht mit Ihnen fühlen kann," schreibt Jacobi an Müller, „ist Ihr deutscher Patriotismus. Das Menschenverständige verschwindet allmälig ganz aus unserer Verfassung; all ihre Einrichtungen werden so sinnlos, so abgeschmackt, so lächerlich, daß man oft mit einem: Herr erlaube uns, daß wir unter die Säue fahren! von ihr Abschied nehmen möchte." — „Die unseligen Folgen des westphälischen Friedens sind noch nicht in das helle Licht gestellt worden, in dem sie von Rechtswegen stehn sollten. Die Verfassung vorher war auch schlecht genug, aber sie ertrug Verbesserung; die gegenwärtige kann nur in Despotismus übergehn." — „Daß keine von all unsern Verfassungen lange mehr halten kann, davon bin ich überzeugt, weil fast nichts von ihrem ersten Bildungstrieb mehr vorhanden ist. König — Adel — Geistlichkeit: nichts als leere Masken, verdorrte Gebeine. Wer kann sagen, was geschehn wird? nur sagen, was geschehn solle? — Ich denke, grüble und — verstumme."

Die Partei, welche jetzt in Oestreich ans Ruder kam, hatte ihr Auge auf J. Müller geworfen: man machte ihm ansehnliche Anerbietungen, und er bat in der That um seine Entlassung. Aber der Kurfürst ernannte ihn zum Wirkl. Geh. Staatsrath, und Müller schrieb nach Wien, zu einer andern Zeit hoffe er von Sr. Majestät Gnade den seinem Herzen erwünschten Ge-

brauch zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurde er (Dec. 1790) in den Adelstand erhoben.

15. Febr. 1790 heirathete F. L. Stolberg (40 J. alt) in Berlin die Gräfin Sophie v. Redern (geb. 4. Nov. 1765), und nahm 18. Juli Urlaub, um auf seinen Posten nicht wieder zurückzukehren. 15. Juni 1791 wurde er als Regierungspräsident in Eutin eingeführt, erhielt aber gleichzeitig Bewilligung zu einer längern Reise. Mit dem alten Freunde Voß war das Verhältniß sehr wechselnd. Stolberg war vornehmer und frommer geworden, Voß blieb dem Rationalismus und den bürgerlichen Sitten treu: er erklärte sich für Nicolai in den Streitigkeiten gegen die Geisterseher, Zeichendeuter und Philosophen; gegen die letzteren, weil er in dem Uebermaß der Speculation eine Beeinträchtigung der Dichtkunst sah. Zuweilen besuchte er Klopstock in Hamburg, der im Frühling 1791, 67 J. alt, seine Nichte und langjährige treue Pflegerin heirathete, Fr. v. Windhem.

6. Juli 1791 reiste Stolberg von Eutin ab, mit seiner Familie und einem frommen Hofmeister Nicolovius, zuerst nach Osnabrück, wo Kleuker noch immer orientalische Sagen und Philosopheme durchforschte, während J. Möser, 71 J. alt, mit jugendlicher Kraft gegen die Revolution kämpfte. Es war in diesen Kämpfen viel Paradoxie; wenn er über „das Recht der Menschheit als Grund der neuen französischen Constitution" mit Fug spotten durfte, so war doch sein Vergleich einer Staatsverfassung mit einem Deichverbande, in welchem die alten Anwohner das Recht haben, den Zuzüglern Bedingungen zu stellen, ein hinkender. Erfreulicher ist seine „Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens:" die symbolische Beleuchtung alter Gebräuche, Formeln und Sprichwörter hat für die deutsche Alterthumswissenschaft Epoche gemacht, wenn auch die Früchte erst später geerntet wurden.

Stolberg schwärmte nicht mehr für die Revolution. „Es sind doch immer die Franzosen, die sie waren. Paris, die Mutter der Unsittlichkeit, konnte sie der Sitz heiliger Freiheit sein? Ich sehe den Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird; Segen und Fluch wird er bringen. Nur durch Sittlichkeit und Tugend werden Völker der Freiheit fähig." — Möser begleitete Stolberg nach Münster zur Fürstin Galizin, die ihm sehr imponirte. In ihrem Saal fand er die Büsten von Homer, Hemsterhuys, Goethe und Herder. Von da nach Pempelfort, wo er Jacobi mit einer neuen Ausgabe des „Allwill" beschäftigt fand: nach der Vorrede sollte es die Geschichte einer Seele sein, die aus dem materiellen Dasein hinausstrebe. Stolberg hielt sich 3 Wochen auf, und nahm Jacobi's Sohn mit. In Mainz suchte er Müller nicht auf, weil die Hofluft ihn anekelte; in Heinse

fand er einen raffinirten Egoisten.*) 5. Aug. kam er in Karlsruhe an, und hatte mit Schlosser und G. Jacobi einige angenehme Tage; in den politischen Ansichten stimmten sie ganz. In Ulm fand er in Miller den alten Bundesbruder. In Zürich blieb er 14 T., Pfenninger war gestorben; von Lavater schreibt er: „Sein Ansehn hat schrecklich gealtert. Ob er auf etwas steht, was auch andere tragen kann? Der heilige Boden, auf dem er steht, kann und will uns alle tragen; aber wenn Gott ihn nicht hielte und halten müßte, so fiele er von dem Gerüst, das er sich auf diesem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er strengt seine innere Sehe fürchterlich an, um in unserer Mondscheinnacht andere als reflectirte Sonnenstrahlen zu sehn, das ist's, was ihm das Gesicht so durchfurcht." — Es that Stolberg wohl, in dem schönen Süden die revolutionären Wirren einen Augenblick zu vergessen.

Durch die neue französische Verfassung waren die Rechte verschiedener deutscher Fürsten geschädigt, der Kaiser hatte 14. Dec. 1790 Restitution verlangt; auf der andern Seite war man über die drohende Haltung der Emigranten in Coblenz aufgebracht; die Spannung wurde immer größer. Der König von Preußen wünschte einen Kreuzzug gegen die Revolution, Herzberg, der die altenfritzische Tradition vertrat, und der neuen polnischen Verfassung, 3. Mai 1791, im preußischen Interesse widerstrebte, wurde 5. Juli in milder Form bei Seite gestellt, und Bischoffswerder, des Königs Günstling, schloß 25. Juli in Wien einen Vertrag ab, das polnische Erbreich anzuerkennen. Die Solidarität der conservativen Interessen schien für den Augenblick die alten Parteiungen beseitigt zu haben. In Berlin wurde April 1791 die Censur den Predigern Hermes, Woltersdorf und Hilmer übergeben, und 31. Aug. verordnet, daß ohne ihre Prüfung Niemand in einem kirchlichen oder Schulamt angestellt werden sollte.

„Ich bekenne," schreibt J. Müller 16. Juli 1791, „daß ich in der französischen Revolution viel Gutes finde: aber erstlich, nachdem ich lange überlegt, wie ich mich benehmen soll, habe ich gefunden, daß ich den Posten behaupten muß, den die Vorsehung mir angewiesen, und welchem zufolge die Abschaffung aller geistlichen und weltlichen Herren, erblichen Adels und herkömmlicher Macht von mir nicht unterstützt werden darf; zweitens finde ich die Franzosen auf einem mir als Privatmann schon äußerst fatalen Weg; abstracte Theorien sind ihnen alles: ich sehe auf das, was war und ist; drittens sehe ich, daß sie den Namen Jesu Christi als einen Namen Gottes nicht mehr

*) Forster hatte um diese Zeit die „Sakontala" nach der englischen Uebersetzung bearbeitet, und deutete auf die große Bereicherung hin, welche aus dem Studium des Sanskrit der deutschen Bildung erwachsen könne; Herder, ganz damit einverstanden, veröffentlichte Auszüge aus dem jüdischen Dichter Jehuda Ben Halevi.

genannt wissen wollen, und ich glaube, daß der Herr, auf eine uns unbegreifliche Art, für uns, Gott ist, nnd bete ihn an, kann auch nicht glauben, daß sie ohne Gott auslangen werden." — „Le nonveau système des Français pouvait être bon an sortir de l'ârche de Noë, on plutôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop graude violeuce. Enx, à présent, venlent reprendre tout le fil des égaremens, par lesqnels ont passé les divers Etats jusqu' à l'époque, où ils ont pris une assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après de combats et des dévastations innombrables, an point où il eût été si aisé de se tenir aujourd'hui. Ce qne je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable anx sciences morales; tonte l'histoire qn'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastiqne sur les gouvernemens, des raisonnemeņs à priori sur la conduite des états et la minutiense dissection d'idées impraticables." — „Es ist kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzusehn, doch scheint mir unmöglich, den seit einem halben Jahrhundert in Europa vorbereiteten Geist nun mit Bajonneten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit." —

Entschiedener vertheidigte Huber gegen Körner die Revolution. „Möge noch soviel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, die That selbst hat eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und viel bleibt übrig, das unserer Ideale vom Alterthum würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst aufgenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichen Einverständniß der ganzen Nation ist so unmerklich als schön, und die Revolution scheint nun so fest gegründet als jemals eine in der Geschichte. . . Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die demokratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Um die französische Revolution in der Weltgeschichte als eine ihrer größten Epochen stehen zu sehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wissen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu bestimmen sein wird. — Es ist gut, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entstanden ist, wo eine leidenschaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäischen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht." —

W. v. Humboldt machte 29. Juni 1791 in Erfurt Hochzeit, quittirte den Staatsdienst und zog mit seiner Gattin*) auf sein Gut Burgörner bei Mansfeld. „Daß auf Erden," schreibt er an Forster, „nichts so wichtig ist als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst! und nur ihr zweites: wirke auf andere durch das was du bist! — diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideal, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern? — Ich zog also das bescheidenere Loos vor, ein stilles häusliches Dasein. In diesem kann ich mir selbst leben, und vielleicht, wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt, auch einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben auf der Welt selbst wider seinen Willen nur als Mittel dient: zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen."**) — Aug. 1791 richtete er an einen „Freund der aprioristischen Staatsverfassung" ein „paradoxes Sendschreiben": nach Grundsätzen der bloßen Vernunft könne keine Staatsverfassung gedeihen; nur aus dem Kampf des Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft gehe sie hervor. Die Vernunft an sich sei unproductiv; sie könne nur Vorhandenes formen, nicht schaffen. — Die Abhandlung wurde Jan. 1792 in der Berl. Monatsschr. abgedruckt. Dalberg verfocht gegen ihn die Ueberzeugung, die Obrigkeit habe für das Glück aller Unterthanen zu sorgen; doch forderte er ihn auf, seine Ansicht zusammenhängend vorzutragen. Es geschah in den

*) Sie schreibt an Lottchen, 26. Aug. „Es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höhern Empfindungen. Ach und wie zart ist er in allem, wie so leicht zu behandeln. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendliche stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnt kaum ihren erhabenen Flug." Alle ihre Studien trieben sie zusammen, auch Fr. v. Beulwitz hörte zuweilen zu, welche die Scheidung von ihrem Mann immer ernstlicher betrieb.

**) Später: „In die Wirklichkeit kann leicht etwas störend eindringen, und das Größte und Schönste; das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist der wahre Genuß, das Glück, das man ohne Beimischung einer Trübheit in sich aufnimmt ... Wenn ich von der Vertiefung in die Idee rede, so meine ich damit das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Sammeln der Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe."

„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen", Mai 1792, die damals aber nur theilweise gedruckt werden konnten. Sie sind das Abgerundetste, was er überhaupt geschrieben hat, und enthalten sein vollständiges Glaubensbekenntniß. Der wahre Träger des menschlichen Interesses ist nach ihnen das freie Individuum, nicht der Bürger; der Staat habe keine andere Aufgabe, als für die freie Entwickelung des Individuums Sicherheit zu schaffen; viel zu regieren sei die schlimmste Krankheit der Regierungen; seine wahren Bedürfnisse, auch die nationalen, befriedige der Mensch durch freie Association. Ebenso sei die Religion dem Privatgefühl zu überlassen, als schöne Vollendung der individuellen Bildung je nach dem subjectiven Bedürfniß. Die Geschichte, die dieses Namens werth ist, behandle nur die allmälige Freiwerdung der Humanität. — Um das geistvolle Büchlein nicht schief zu beurtheilen, muß man sich daran erinnern, was ehemals in Deutschland Staat genannt wurde: daß Staat, Nation und Gesellschaft Begriffe sind, welche nothwendigerweise streben einander zu decken, entging den Weltbürgern, die dem Vorschreiten des Feindes deshalb mit ziemlicher Gelassenheit zusahen.

Kaiser Leopold hatte dem Drängen der Emigranten und dem Legitimitätseifer des Königs von Preußen zähen Widerstand geleistet; die Zusammenkunft der beiden Monarchen in Pillnitz, 25. August 1791, von welcher man die größten Entschlüsse erwartete, hatte zu nichts geführt. Nun starb der Kaiser, 1. März 1792; sein Nachfolger Franz, 24 J. alt, war kriegerisch gesinnt, und es fügte sich schon 20. April, daß Frankreich dem „König von Ungarn" den Krieg erklärte. Die Coalition kam zu Stande.

14. Juli 1792 war in Frankfurt die Kaiserkrönung, der auch Huber und Forster beiwohnten. 18. Juli traten die höchsten Herrschaften in Mainz zur Conferenz zusammen: 10,000 Fremde waren anwesend, es war ein ungeheurer Glanz. Mallet du Pan suchte gegen die Emigranten Vernunft zu predigen; der Herzog von Braunschweig, in altpreußischen Traditionen aufgewachsen, war gegen den Krieg. Der Krieg wurde doch beschlossen. 23. Juli begab sich der König von Preußen ins Lager bei Coblenz; 25. wurde das berühmte Manifest erlassen. Karl August als preußischer General führte die Avantgarde; er ließ Goethe nachkommen.

Goethe war Mai 1791 die Direction des Hoftheaters übertragen worden, die er äußerst bequem führte. Dittersdorf'sche Opern spielten eine große Rolle, doch wurde einmal ein Versuch mit Shakespeare's König Johann gemacht. Seinen Schwager Vulpius machte er zum Theatersecretair. Um selber etwas zu leisten, bearbeitete er die Halsbandgeschichte zum „Großcophta", ursprünglich in Opernform: ein unglückliches Thema und eine sehr verstimmte

Weltanschauung; man wird an die „Mitschuldigen" erinnert; selbst die Tugendhaften sehr erbärmlich aus. Als er das Stück nach der Vollendung an Forster schickte, schrieb dieser: „Dies Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt; dieser platte hochadlige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben: — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben wollen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla wieder leibhaftig vor uns steht." Die Schilderung Cagliostro's ist übrigens vollkommen wahrheitsgetreu.

Nachdem er sich eine Woche in Frankfurt gelangweilt, kam Goethe 20. Aug. in Mainz an. „Er war gesellschaftlich lustig," schreibt Huber an Körner, „und ich bin in dieser Hinsicht sehr von ihm erbaut gewesen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität bis zum Lächerlichen. Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erschlafftes bekommen hat. Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall zurückstoßender Steifigkeit vorüber war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchslosigkeit in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er war wirklich lebhaft; wenn er launig kräftig etwas auseinandersetzte, machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wiederzufinden... An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich bei Goethe nicht mehr, sondern an das Studium einer gewissen weisen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zusammengebraut haben mag, und in welche denn mannigfaltige und gegen seinen ehemaligen Geist oberflächliche Beschäftigungen mit wissenschaftlichen Gegenständen mit einschlagen."

27. Aug. kam Goethe im Lager der Alliirten an, das gleich darauf seinen Feldzug antrat. Um dieselbe Zeit erhielt Huber von Körner im Namen Dora's die ernste Aufforderung, sich über seine Absichten zu erklären; er gab eine ausweichende Antwort, und es erfolgte der vollständige Bruch. „Huber," schreibt Schiller, „hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt was er ist, ein räsonnirender Weichling und gutmüthiger Egoist."

Den ganzen Juli hindurch hatte Jacobi mit Herder's in Aachen zusammengelebt, im innigsten Einverständniß; alle alten Mißverständnisse schienen ausgeglichen. „Mich verlangt zu hören," schreibt ihm Stolberg aus Sorrent, „wie Du von Herder geschieden seist. Dieser Proteus wird in mancherlei

Gestalten um Dich gespielt haben. Je mehr Geist einer hat, desto eher ist (wie das zugeht, sehe ich nur so in der Dämmerung, aber ich habe es durch viele Erfahrungen bestätigt gefunden) der Verstand der dupe des Herzens. Und nur daher zweifle ich, ob es Dir werde gelungen sein, diesen angenehmen Unhold so zu schnüren, daß er in seine Ungestalt sich zurück habe winden müssen. Auch ist das an sich schon sehr schwer, theils weil er des Zaubers gar viel in seiner Gewalt hat, theils weil er durch vieles Hin- und Herbeugen sein Fleisch und Gebein in Knorpel und Schuppen verwandelt, und die Ungestalt verloren hat."*)

Nach seiner Abreise aus Aachen war Herder 28. Aug. mit Joh. Müller in Aschaffenburg beim Kurfürsten von Mainz; Müller hatte eine Aufforderung nach Wien erhalten — man glaubte, er wolle Katholik werden — und erhielt dazu Urlaub. — Seine Ansicht über die Revolution schwankte noch immer. „Um gewiß zu sein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit, nämlich die Kenntniß des wahren (nicht durch Furcht erkünstelten) Enthusiasmus der Franzosen für diese Verfassung, einer Monarchie ohne Kopf, oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten; eines Systems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenschaftlicher Menschen. Haben sie hierfür eine Begeisterung, gleich jener der Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dies Evangelium bringen werden... Alles ist so einzig in seiner Art, und Jedermann, der agirt oder agiren sollte, handelt so wenig seiner Rolle gemäß, daß man nicht weiß, ob die Welt ein großes Bedlam werden soll, oder ob die Vorsehung aus soviel Thorheit und Schwäche ein noch nie gesehenes Meisterwerk hervorzubringen vorhat."

Nach längerem Aufenthalt bei Dohm besuchte Jacobi 1. Sept. Forster in Mainz, und verlebte in Karlsruhe mit seinem Bruder bei Schlosser einen glücklichen Monat, bis die Annäherung der Franzosen 3. Oct. sie aus-

*) Nachdem Stolberg in Genf Necker, Mounier, Bonnet, Gibbon kennen gelernt und in Turin den König Victor Amadeus gesprochen hatte, kam er in Rom an, wo er 2. Jan. 1792 dem Papst vorgestellt wurde. In der römischen Stille machten die Nachrichten von der Revolution einen ganz wunderlichen Eindruck auf ihn. „Noch tappen ganze Nationen, du Quell des Lichts! in Dunkelheit, und die in deinem Lichte wohnen, umzieht die Wolke schwerer Zeit." In Rom hielt er zärtlichen Verkehr mit Angelika Kaufmann, 2. Febr reiste er nach Neapel ab: hier wurden Hackert und Tischbein seine Führer. Der tolle Aberglaube kam ihm nicht recht geheuer vor, doch schloß er sich an zwei leidenschaftliche Katholiken, die Gebrüder Droste Bischering an, und machte mit ihnen 10. Mai bis 13 Juli eine Reise durch Sicilien. Auf der Rückreise hielt er sich 28. Oct. bis 19. Dec. in Wien auf (sehr mit Denis) und traf in der Sylvesternacht bei seiner Schwägerin in Königsbrück ein.

einanderscheuchte. Die Beschreibung der Campagne durch Goethe kennt Jeder; man weiß, daß er sich durch die kriegerischen Abenteuer in seinen optischen Studien nicht stören ließ. 2. Sept. war die Einnahme von Verdun, 20. Sept. die Kanonade von Valmy; 29. Sept. begann der Rückmarsch, und Goethe sagte seinen Gefährten: „von heute beginnt eine neue Zeit! ihr seid dabei gewesen."

2. Oct. packte der Kurfürst in Mainz und entfloh in möglichster Eile; ihm folgte der ganze hochgeborne Troß, die lautesten Maulhelden voran. Huber zog sich mit den übrigen Gesandtschaften nach Frankfurt zurück. — Forster suchte sich anfangs neutral zu halten. „Wie sollte es mir einfallen, einen Umsturz herbeiführen zu wollen, den ich für ein so großes Unglück in Deutschland halte, daß ich vielmehr alles aufbiete, um es abzuhalten! Unser armes rohes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht sich constituiren."

21. Oct. rückte Custine in Mainz ein. Gleich darauf sah man Professoren (Böhmer, Wedekind, Hoffmann u. s. w.) mit dreifarbigen Cocarden und rothen Röcken durch die Straßen ziehn; ein Club wurde errichtet, Forster wegen seines guten Französisch zu Verhandluagen mit den neuen Behörden benutzt. 22. Oct. besetzten die Franzosen auch Frankfurt; Custine erließ eine wüthende Proclamation gegen die „Tiger" und „Tyrannen", welche den Hütten Frieden, den Palästen Krieg zusicherte. 28. Oct. kam Forster mit Huber in Höchst zusammen; er widerstand jeder Anforderung, sich der Emigration anzuschließen. „Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen; dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehn als etwa die in Stupidität versunkene Verfassung Asiens." Er forderte Wiedereröffnung der Theater, um „das Publicum zu humanisiren". — 5. Nov. trat er in den Club — um ihn zu mäßigen! Einige Tage darauf kam Müller nach Mainz, seine Sachen zu retten; er ließ sich mit den Franzosen in Unterhandlungen ein, und seine Aeußerungen waren so zweideutig, daß Forster, der 15. Nov. die Mainzer aufforderte, sich für die Republik zu erklären, sich auf Müller's Einstimmung berufen zu dürfen glaubte. Schon damals erkärte Forster den Rhein für Frankreichs natürliche Grenze, und es sei berechtigt, dieselbe zu reclamiren. 20. Nov. nahm er eine Stelle in der Verwaltung an, ohne Gehalt; und sie gleich seinen Collegen zu Erpressungen zu benutzen, dazu war er nicht der Mann. Ein ehrlicher Mann spielt in Revolutionen eine mißliche Rolle, wo das Gesindel sich an die Spitze drängt: das Schlimmste ist, daß es ihm nur selten gelingt, sich ganz rein zu halten. Als man die gewöhnlichen Gewaltmittel anwandte, die republikanische Gesinnung in Mainz zu verbreiten, wurden diese von For-

ster durch seine Betheiligung und ausdrücklich gut geheißen. Als die Franzosen aus Frankfurt, wohin sie einen Raubzug gemacht, herausgeschlagen wurden, schrie Forster über Verrath!

Huber, dessen Leidenschaft für Therese immer gewachsen war, wagte sich noch einmal nach Mainz: er beschwor Forster, die Gattin abreisen zu lassen. Forster schwankte: „er fühlte, daß er von Therese das Opfer, mit ihm zu leben und zu sterben, nicht fordern könne!" Endlich willigte er ein. Therese ging nicht ungern. Sie fühlte sich „mit ihren sehr weiblichen Gewohnheiten, mit sehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesenen Umgang unbehaglich: ihre Abendcirkel waren durch die Flucht der Gesandtschaften auf ein paar weibliche Bekannte beschränkt; Forster's Patriaten machten keineswegs eine angenehme Theegesellschaft. 7. Dec. reiste sie mit den Kindern ab. Huber hatte sich verpflichtet, für sie zu sorgen. „Die Zukunft," schrieb er an seine Eltern, „ist in meinem Gemüth fest beschlossen, und ich werde für sie kein Opfer achten." — Zuerst wurde Therese in Straßburg bei einem Jakobiner untergebracht, aber bald entwich sie nach Neufchatel, also auf preußisches Gebiet, zum Schrecken ihres Mannes. Forster war in einer beständigen nervösen Aufregung; 29. Dec. empfing er aus Wien einen leidenschaftlichen Brief Sömmering's, der ihn für allen Unfug der Demokraten in Mainz verantwortlich machte. „Ich stehe jetzt," schrieb er in der Sylvesternacht, „in meiner Thätigkeit ganz isolirt, und finde also, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menschen, von ihren Privatabsichten und Leidenschaften und dem daraus erwachsenden Parteigeist unabhängig zu bleiben, bei Strafe, sich in seinem Wirkungskreis von allen Seiten beengt und eingeschränkt zu sehn."*)

Goethe folgte dem Rückzug der Preußen; 22. Oct. war er in Trier; der allgemeinen Verwirrung zu entfliehn, machte er einen Abstecher nach Düsseldorf, und besuchte den alten Freund Jacobi, den er seit 8 Jahren nicht gesehn, in Pempelfort. Die Freude des Wiedersehns war groß, obgleich in den Ansichten an keine Ausgleichung mehr zu denken war. Der Fortgang der Revolution hatte Jacobi immer trostloser gemacht. „Ich sehe nicht," schreibt er an Elise Reimarus, „woran wir ein festes Ja und Nein,

*) Der Bekannteste der Uebergetretenen, Eulagius Schneider, geb. zu Würzburg 1756, Franziskaner, war 1789 von dem aufgeklärten Kurfürsten als Professor nach Bonn berufen, und hatte 1790 Gedichte von aufgeregter Sinnlichkeit veröffentlicht. „Einsam schmacht' ich hier im Bette, Thränen fallen auf die Kette, die der Tiger Hildebrand mir um Herz und Hände wand;" „Lebewohl, Theologie! lange hast du mich gequält, Wintermährchen mir erzählt, und gedacht, ich glaubte sie" u. s. w. 1791 ging er als bischöflicher Vicar nach Straßburg.

Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Verfassungen nur Schattenspiele an der Wand sind. Soweit das Auge reicht, liegen alle Gefilde voll verdorrten Gebeins, und ich bemerke kein Wehen des Geistes, der sie zu einem bessern Leben wieder zusammenfügen wird. Mir kommt vor, als läge selbst die Geschichte in den letzten Zügen. Was will und soll uns Geschichte, wenn das Ende ihres Zusammenhangs kein Zusammenhang ist? Wenn wir alles niedergeworfen haben, was uns im Wege lag, was wollen wir dann? — Vielleicht Ardinghello's Geschichte von den glückseligen Inseln wahr machen?" — „Zu zeigen, daß der Mensch einen Gott vor Augen haben muß, bei Strafe der Entdeckung, die Wahrheit aller Wahrheiten sei, es gebe keine Wahrheit, dafür bin ich der Mann. Aber nun bin ich auch am Ende, denn mein eigner Glaube ist kein Fels, und — kurz, der jüngste Tag muß kommen, oder ich weiß nichts Besseres, als daß wir uns einander je eher je lieber die Hälse brechen, um dem ungereimten Dinge, Menschheit, ein Ende zu machen."

Das war nicht die Stimmung, sich mit Goethe zu verständigen, der, schon in Italien an eine derb realistische Auffassung der Dinge gewöhnt, diese Neigung im Lagerleben erheblich bestärkt hatte. Seine eigne Iphigenie mochte er nicht vorlesen hören, er fühlte sich dem zarten Sinn des Stücks entfremdet, und bot, was in seiner Natur Mephistophelisches lag, auf, den guten Freund zu necken, der sich dafür an den optischen Versuchen schadlos hielt. Goethe hatte seine Ansicht der Revolution in einem wunderlichen Entwurf „Reise Megaprazons und seiner Söhne", niederzulegen begonnen; auch das fand in Pempelfort keinen Anklang. Doch war der dreiwöchentliche Verkehr — an dem auch Dohm und Heinse theilnahmen — freundschaftlich. Von da ging Goethe über Duisburg, wo er den Selbstquäler Plessing aus Wernigerode besuchte, der sich nun auf mystische Studien des Alterthums gelegt hatte, nach Münster zur Fürstin Galizin. Hier kehrte er die entgegengesetzte Seite seiner Natur hervor, und verständigte sich mit der andersgläubigen Frau, wie früher mit Frl. v. Klettenberg, auf dem Boden des Sittlichen und Schönen. Bei seiner Abreise vertraute sie ihm eine Sammlung geschnittener Steine an, die ihr Hemsterhuis hinterlassen hatte.

Bei seiner Rückkehr in Weimar, Mitte Dec. 1792, fand er einen Brief aus Frankfurt vor, der ihm zu denken gab. Man bot ihm eine Rathsherrnstelle an; daß er ablehnte, verstand sich, aber die Bilder seiner Jugend regten sich lebhaft in ihm. „Meine Ankunft zu Hause um Mitternacht gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde." „Und wie wir auch durch ferne Lande

ziehn, da kommt es her, da kehrt es wieder hin; wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke, der Enge zu, die uns allein beglücke."

Auch die weimarischen Lande waren von den Unruhen berührt. Zu Anfang des Jahres hatte ein progressistischer Verein in Jena den Entwurf eines Ehrengerichts ausgearbeitet und der Behörde eingereicht; einem Wuthausbruch der Orden gegenüber ließ man die Sache fallen. 10. Juni hatten die letzteren wieder einen Grund zur Beschwerde: 600 Studenten sangen auf dem Markt: Ein freies Leben führen wir! warfen dem Rector (Ulrich) die Fenster ein und mißhandelten ihre Gegner auf eine schmähliche Weise. Endlich glaubte man doch einschreiten zu müssen: 14. Juli wurden Soldaten requirirt, ein neuer Aufstand erfolgte, am 19. wanderten die Landsmannschaften mit fliegenden Fahnen und geschwungenen Hiebern nach Bibra aus; das Philisterium gerieth in Schreck; man verstand sich zu einer schmählichen Nachgiebigkeit, die Studenten wurden 23. im Triumph wieder eingeholt, und Mag. Forberg, der sich „dem allgemeinen Schwindelgeist" zu widersetzen gewagt, mußte öffentlich eine schimpfliche Abbitte vorlesen!

Hufeland las im Sommer 1792 vor 500 Zuhörern über französische Verfassung; man fand es doch bedenklich, beruhigte sich aber, als er die Vorlesungen drucken ließ. Ja man nahm sich sogar des Prof. Eberh. Schmid in Gießen an, der wegen liberaler Aeußerungen gemaßregelt wurde. „Die französischen Affairen," schreibt Geh. R. Voigt 28. Juli an Hufeland, „werfen unsere Denk- und Preßfreiheit auf manche Jahre wieder zurück. Seit dem Marsch der Deutschen ist die Aristokratie mächtiger als jemals, sie ist sogar intolerant geworden. Jeder Fürst und Herr lauert, und will gleich anfangs nichts aufkommen lassen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen scheint. Etwas ist auch an der Sache, wenn man nur darauf denkt, ruhig schlafen zu können." „Haben Sie nur keine Sorge!" schreibt ihm der Herzog 14. Sept., „die Einschränkung, die entstehn wird, ist nur diese, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Administration von Ländern, ja eines Bauerguts nichts zu thun gehabt, nichts davon praktisch verstehn, auf leere Abstractionen hin Grundsätze in die Welt bringen mögen, die nur wahr scheinen, weil sie so wenig wie Gespenstergeschichten juristisch widerlegt werden können: — daß dergl. Gelehrte künftig nicht jeden Gedanken, den eine Indigestion eingiebt, für einen innern Beruf ansehn werden, das Volk gegen scheinbare Bedrückungen aufzurufen." Und Voigt selbst, 20. Oct.: „möge die Erfahrung in Deutschland nie bewähren, daß Revolutionen bei Hebung von Uebeln zehnfach größere Uebel herbeiführen! Der Adel ist ein kleines Uebel gegen den verworfenen Pöbel, der zu solchen Zeiten mit Sicherheit und Eigenthum spielt." — Die pariser Septembermorde mußten jeden Rechtlichen erschüttern.

Als Präsident des Clubs begrüßte Forster 3. Jan. 1793 die Deputirten des französischen Nationalconvents. Die Zustände waren nicht sehr erbaulich, der eine Patriot klagte immer den andern gemeiner Unterschleife an, die französischen Behörden drohten einem nach dem andern mit dem Galgen. Forster, jetzt ganz den Jacobinern verfallen, las mit Schrecken die Briefe seiner Frau, die sich gegen die Hinrichtung des Königs aussprach: der stolze Republikaner zitterte vor den Aposteln der Freiheit! „Ich bitte Dich," schreibt Stolberg 13. Jan. an Jacobi, „laß Forster Deinen Schutz nicht ferner angedeihen! laß sein Andenken, zugleich mit Kotzebue's Büste, in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Weizen zu sichten und heulenden Winden die Spreu zu überlassen." Schlosser sagte sich in einem offenen Schreiben von Forster los; auch Jacobi's Briefe strotzen von Haß gegen die Franzosen. „Wer diese Nation," schreibt Karl August aus Erfurt 13. Jan., „in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht."

Zu Wien erhielt Joh. Müller 12. Febr. 1793 vom Kurfürsten von Mainz seinen Abschied. „Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen: was geschehn sein würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen." So war nun der Verfasser der Schweizergeschichte und des Fürstenbundes im Dienst desjenigen Hofes, den er bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte.

8. März erklärte der mainzer Nationalconvent unter Forster's Leitung den ganzen Strich Landes von Landau bis Bingen für frei; alle regierende Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souverainetätsrechte auf ewig erloschen sein. In der folgenden Sitzung wurde die Einverleibung der neuen Republik in die französische beschlossen, und Forster 25. März nach Paris geschickt, um diesen Beschluß zu überbringen. Er verfaßte folgendes Manifest: „Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveraine Volk. Seine Stellvertreter, nachdem sie vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen ihrer angemaßten Rechte verlustig erklärt, haben gegen diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten. Allein diese Aeußerungen der Volkssouverainetät sollen nur Vorläufer eines noch wichtigern Schritts sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der

alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückseligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Committenten; sie thun in diesem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrochen; daß sie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei."

Seiner Verpflichtung gegen Therese getreu, nahm Huber 15. Febr. Urlaub, und ging über Jena nach Leipzig, wo er seine Eltern sehr gealtert fand. „Von nun an," schreibt Schiller an Körner, „könnt ihr ihn völlig vergessen; wäre Rache nöthig, so würde ich sagen, daß Therese sie reichlich an ihm ausüben wird." In Dresden fand man sein Abschiedsgesuch unbegreiflich; noch im Mai hatte er keine Antwort, da entdeckte er die wahre Ursache, welche ihn nöthigte, ohne Aufschub abzureisen. Er erhielt seinen Abschied, und vereinigte sich schleunigst in Neufchatel mit Therese. „So wunderbar," erzählt diese, „spann das Schicksal den Faden von seinem Leben fort, daß es schwer zu unterscheiden war, wo es ihn unbewußt fortriß oder wo er es selbst bereitete. Er täuschte sich über keine Folge seines Schritts, er sah ihnen mit Ergebung entgegen. Er opferte sein bürgerliches Glück, seine Freunde, er weihte ein ganzes Leben seiner Pflicht." — Es mußte hart gearbeitet werden, um den nöthigen Lebensunterhalt zu verdienen; nur Abends konnte Huber die Freundin besuchen, und wenn diese zuweilen in einen sehr bittern Humor verfiel, fand sich Huber „in seine Lage mit der Heiterkeit eines Kindes, das heute voll Begier eine Zuckerdüte leert, und morgen, als erschöpfte es allen Genuß dabei, ein Stück trocken Brod speist."

In Goethe's Abwesenheit hatte ihm der Herzog das neue Haus einrichten lassen; die Vollendung des Baus blieb dem Dichter vorbehalten. Er unterhielt den Hof mit den geschnittenen Steinen der Galizin, und beschäftigte sich mit optischen Studien, wobei Heinr. Meyer, jetzt sein Haus- und Tischgenoß, ihn treulich unterstützte.

19. März 1793 besuchte ihn David Veit aus Berlin, geb. zu Breslau 8. Nov. 1771, der auf der Durchreise nach der Universität Göttingen ihm einen Empfehlungsbrief von Moritz überbrachte.*) „Unten in der Mayer vor der ersten Treppe," schreibt er an seine Freundin Rahel Levi in Berlin,

*) Moritz starb plötzlich 26. Juni 1793, erst 36 J. alt; kurz vorher hatte er geheirathet, seine Frau war ihm aber bald darauf durchgegangen. Er blieb doch bis

„stehn in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße; aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemälde hängen ... Goethe ist von weit mehr als natürlicher Größe, und dieser Größe proportionirt breitschulterig. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehn; die Augenbrauen im Gemälde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man soviel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von 44 recht eigentlich an ... Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine Zähne. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber nicht mürrisch, und keine Spur von Aufgeblasenheit ... Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar kahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert ... Er sprach überaus natürlich, immer als ob er nur die Sache, nicht die Worte suchte ... Man muß ihm im Gespräch zu Hilfe kommen: er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen, und macht beständig Gesichter." Von der Vulpius hörte er, sie sei Goethe zur linken Hand angetraut, komme aber nie in sein Haus.

Wie sich gebührte, wurde auch Wieland besucht (60 J.). „Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn, mit einer Platte; wenig Augenbrauen, kleine bläuliche, ein wenig inflammirte, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt; das Profil ist überhaupt recht interessant, en face kann man ihn höchstens für ein gleichgiltiges Alltagsgesicht passiren lassen. Figur mittler Höhe, auffallend mager. Er sprach viel von gelehrten Sachen ... er versprach uns, nichts mehr über Revolution zu schreiben; er habe den Zweck gehabt, beide Parteien zu versöhnen; er wisse freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indeß dienten sie doch dazu, dem verständigen Leser Vergnügen zu machen: und so berührte er immerfort alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Resultat, das einer von uns zog, und schränkte es bald darauf wieder ein."

Wieland's Aufsätze über die Revolution kann man noch heute mit Vergnügen lesen, er hat ein ungewöhnlich gescheidtes Urtheil. Freilich läßt sich's vom sichern Port gemächlich rathen. Er begann Aug. 1789 mit einem Ge-

ans Ende seines Lebens ein Sonderling. Sein „Magazin der Erfahrungsseelenlehre" enthält verschiedene ganz vortreffliche Aufsätze. Zu seinen nähern Freunden gehörten außer Herz und dem Mendelsohnschen Hause (Reichard siedelte 1791 nach Halle über) Maimon und Bartoldy.

spräch zwischen Walther und Adelstan, die idealen Stimmführer beider Principien; es folgte Oct. eine kosmopolitische Adresse an die französische Nat. Vers., worin das Freiheitsfieber mit dem Abderitenfieber verglichen wurde: „Mit welcher Art von Raserei man behaftet sein mag, dies ist immer gewiß, daß es ein Zustand ist, worin der menschliche Verstand nicht sehr klar sieht, und die Vernunft Sprünge im Schließen macht, die nicht natürlich sind. Kein Wunder also, wenn die vom Freiheitstaumel ergriffene Nation nicht sah, daß sie, indem sie ein unerträgliches Joch abschüttelte, nur ihre gebietenden Herrn wechselte, und den monarchischen Despotismus mit einem andern vertauschte, den sie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird." Er dringt auf Theilung der Gewalten. Juli 1790 tadelt er die Abschaffung des Adels und das Verfahren gegen die Klerisei. Doch sucht er stets zu vermitteln. „Ich vergesse nie, daß Menschen in allen Umständen und Zeiten weder mehr noch weniger als Menschen sind. Daher kommt es, daß nicht leicht etwas so gut oder schlimm, so vernünftig oder so albern ist, daß ich es ihnen nicht unter gewissen Umständen zutrauen sollte. Daher kommt es, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich, Momente übler Laune und Aufbrausung abgerechnet, nie darüber formalisire, wenn sie, zumal in außerordentlichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten, nicht wie Götter oder stoische Weise, sondern wie arme Erdenklötze handeln. Ich erwarte nie, daß irgend etwas Großes, das nur durch vereinigte Kräfte und hartnäckigen Fleiß zu Stande kommen kann, sich so auf einen Guß machen lasse. Ich finde nichts Simpleres, als wenn Menschen nicht vermögen, was ein Gott selbst ohne Wunderwerke nicht möglich machen könnte. Es kann in einem Hause, woran noch gebaut wird, nicht so ordentlich aussehn, als wenn es fertig und ausmöblirt ist."

„Die französische Revolution" (Jan. 1792) „ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nation dazu berechtigt gewesen? scheint mir ebenso überflüssig als gefährlich. Revolutionen sind, wie alle andern Weltbegebenheiten, Wirkungen natürlicher Ursachen, und erfolgen in den meisten Fällen nach einem nothwendigen Naturgesetz. Jene Frage paßt nicht viel besser, als bei einem Erdbeben in Calabrien oder einem Orkan in Jamaika. Die Hauptfrage ist: ist diese Constitution auch wirklich der allgemeine Wille der Nation?" — „Ich kenne keine ärgere Commission, als seinen eignen Souverain zu regieren; und, große Götter! was für einen Souverain! Einen Souverain, gegen den der Bel zu Babel und selbst der ungeheure Gargantua ein Wiegenkind ist; der 25 Millionen Mäuler zum Verschlingen und 50 Millionen Arme zum Greifen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte Theil jeden Augenblick bereit ist, seine Souverainetät mit Fäusten und Fersen, Knitteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten. Glauben Sie, daß

ein Souverain, der 25 Millionen schwindlige Köpfe hat, seine Verbindlichkeit, Gesetzen, die er sich selbst gegeben hat, zu gehorchen, seltner vergessen werde, als einer, der nur einen Tollkopf hat?" — „Freiheit und Sicherheit" (Febr. 1792) „ist nicht eher da, bis das Gesetz mit einer unaufhaltbaren vollziehenden Macht umgeben ist, die in ihren Wirkungen durch nichts als das Gesetz selbst eingeschränkt ist. Das Volk muß wissen, daß es zwar Souverain ist, um das Gesetz zu machen, aber Unterthan, um es auszuüben." Nach Einführung der Republik, Sept. 1792, weist er ganz richtig nach, daß nichts in Absicht stehe, als Unterwerfung des Landes unter die Hauptstadt. — Jan. 1793: „Das Wort Freiheit ist eins von den Zauberworten, die ihre Kraft blos vom Glauben an sie erhalten. Nichts ist auffallender, wiewohl für einen Forscher der menschlichen Natur nichts begreiflicher, als wie sehr in diesem Punkt der politische Glaube dem religiösen gleicht. Es ist eine neue politische Religion, die uns von den französischen Heeren gepredigt wird. Die Gläubigen dieser neuen Religion erkennen keine andern Gottheiten als Freiheit und Gleichheit, und haben die Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Muhamed gemein. Wer ihren Begriff von Freiheit und Gleichheit nicht für den einzig wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts. In solcher Sprache kündigen die neuen Republikaner allen Königen der Erde den Krieg an. Sie haben von unserm wirklichen Zustand nur sehr dürftige und verworrene Kenntniß, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsere Sklaverei nennen." — Vergebens ruft man dieser Gewalt gegenüber den „deutschen Patriotismus" auf, den man sich aus Horaz und Plutarch abstrahirt hat. „Es finden sich in unserer Verfassung starke Ursachen, welche einen solchen Geist beinahe unmöglich machen oder wenigstens seine Wirkungen lähmen. Es giebt märkische, sächsische, würtembergische, hamburger, frankfurter Patrioten; aber deutsche Patrioten, die das ganze deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa blos seiner Vertheidigung gegen einen gemeinsamen Feind, sondern der Heilung seiner Gebrechen, der Behinderung seines äußern Ansehns beträchtliche Opfer zu bringen: — wo sind sie?" „Möge der Erfolg diese untröstlichen Ahnungen beschämen, und die Vorsicht durch den unwahrscheinlichsten Ausgang uns zu einem Beispiel machen, daß Gute und Böse, Kluge und Unkluge mit ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge sind, die den unaufhaltbaren großen Zweck einer höhern Weisheit wider ihren Willen befördern müssen." *)

*) Wieland's Hauptwerk in dieser Zeit, neben den „Göttergesprächen", in welchen wieder die Revolution das Thema ausmacht, war der Roman „Peregrinus Proteus", gewissermaßen die Rettung eines Schwärmers gegen die Verleumdungen des Lucian.

Ganz ähnlich lauten Lichtenberg's Reflexionen. „Es sind immer gefährliche Zeiten, wo der Mensch sehr lebhaft erkennt, wie wichtig er ist, und was er vermag." „Der höchste Grad von politischer Freiheit liegt unmittelbar am Despotismus." „Das Traurigste, was die französische Revolution für uns bewirkt hat, ist, daß man jede vernünftige und von Gott und Rechtswegen zu verlangende Forderung als einen Keim von Empörung ansehn wird." „Was die Großen jetzt zu bedenken haben, ist, daß sie ihre Unterthanen gewiß nicht leicht ärger drücken können, als sie in Frankreich gedrückt werden: und daß diese doch ihrem König den Kopf abgeschlagen haben."

Kant schreibt 22. März 1793: „Wenn die Starken der Welt im Zustand des Rausches sind, er mag nun von einem Hauch der Götter oder einer Musette herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu rathen, daß er sich ja nicht in ihren Streit mische."

Unter verschiedenen deutschen Schriftstellern*) ertheilte die französische Republik auch Klopstock das Bürgerrecht. „Es ist unmöglich," schrieb er 19. Nov. 1792, „die Ehre zu verdienen: das Einzige, was ihn bis zu einem gewissen Grad dessen würdig machen kann, ist sein vor dieser einzigen Erhebung vorhergehender Civismus." Mit Abscheu wandte er sich gegen die deutschen Mächte, als sie die Campagne unternahmen: „Ihr wollt das gepeinigte Volk, das der Freiheit Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höh', Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen, es zwingen, Wilden von neuem dienstbar zu sein! wollt, daß der Richter der Welt dem Menschen Rechte nicht gab, erweisen durch Mord! . . . Spielt denn des Krieges allzu schreckliches Spiel! in den Kriegen werden vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht. Sterbliche wissen nicht, was Gott thun wird: doch gewahren sie, wenn große Dinge geschehn, jetzt sein langsames Wandeln, jetzt donnernden Gang der Entscheidung, der mit furchtbarer Eil' es vollbringt. Wer zu täuschen vermag und mich liebt, der täuscht den Erlebung Wünschenden, weissagt donnernden Gang." Doch warnte er ernst vor der immer mehr um sich greifenden Gewalt der Jacobiner. Nun häuften sich die Greuel: „Die Freiheit ist in den Himmel wiedergekehrt! Der Gedanke verjüngt mich nicht mehr, ich empfinde das Alter!" — „Freiheit schuft ihr euch, habt zum Ungeheuer die Göttin umgeschaffen! Reiniget euch und fleht der entweihten, daß sie euch ver-

Die Darstellung der Christen im 2. J. ist ziemlich verfänglich. Im Costüm und in den sinnlichen Verführungsscenen wird man wieder an den Agathon erinnert. Auch seinen Liebling, die berüchtigte Faustine, rettet Wieland wiederum.

*) Dazu gehörte auch Schiller, der als Verfasser der „Räuber" in Frankreich bekannt war: Mr. Gille, publiciste Allemand. Erst nach vier Jahren kam das Diplom an ihn, nachdem alle, die es unterzeichnet, bereits guillotinirt waren.

zeih' die Verwandlung! Traget von dem entweihten Altar den blutigen Staub weg, weg das starre Gebein!" — „Ich glaubte! und ach, Wonne war mir, morgenröthlicher Glanz der goldne Traum! war ein Zauber, wie gehoffter Liebe, dem trunknen Geist! . . . Ach des goldenen Traums Wonn' ist dahin, mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz, und ein Kummer, wie verschmähter Liebe, kümmert mein Herz." — Hochweise Politiker haben den Dichter, der eben kein Politiker war, verspottet, daß er zu früh hoffte, zu früh verzagte; wir haben herzliches Mitgefühl mit dem alten Mann, der seinen heiligen Glauben schmählich begraben sah, und in ehrliche, männliche Klage ausbrach.

Mit ihm nahm auch der ältere Stolberg seinen „Irrthum" zurück; Gleim wüthete in „Zeitgedichten" gegen die Revolution: er fand nur in seinem „Hüttchen" ein Asyl vor den Greueln der Zeit. Dagegen ergaben sich zwei Freunde Klopstock's, v. Hennings („Genius der Zeit") und Cramer der wildesten Demokratie; ebenso Reichardt, der um diese Zeit eine zweite Reise nach Paris machte.

„Sie dünkten sich die Herren aller Herrn, zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise und gingen übermüthig neue Gleise . . . sie beten Unsinn an und thun dem Teufel Ehre, und stellen Greuel auf Altäre." So grollte der wandsbecker Bote. Claudius hatte nie mit der Revolution gebuhlt. Monarchisch gesinnt war er stets gewesen: zwar verlangte er von den Fürsten, sie sollten „die bessern Männer sein", sie sollten nicht nach Blut dürsten; aber Gehorsam heischte er — schon 1777 — „nicht blos gegen die gütigen und gelinden, sondern auch gegen die wunderlichen Fürsten." In einer Flugschrift „über die neue Politik" verkennt er die Gebrechen des Alten nicht, aber die Besserung müsse nicht ärger als das Uebel sein, das man bessern wolle; Anhänglichkeit an das Alte sei edler als Vorurtheil für das Neue; die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist, als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edlen Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will, und immer über seine Rechte brütet?" —

„Das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes, der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten. Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung, wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen. . ." u. s. w. — Diese Stelle schob Goethe in den alten Reineke ein, den er in hochdeutsche Hexameter übersetzte, um das liebenswürdige, von Humor sprudelnde Volksbuch

den Gebildeten seiner Zeit zugänglich zu machen. Die Arbeit ist des Urbildes und des Meisters würdig; und wenn der letztere in diese „unheilige Weltbibel" etwas zu viel hineinlas, der Stimmung, die Welt sei ein großes Narrenhaus, zu viel Spielraum gab, so wird dadurch der günstige Eindruck nicht im mindesten beeinträchtigt. Weniger erfreulich ist der „Bürgergeneral", auf die altbeliebte Rolle des Schnaps zugeschnitten, ein wenig Holbergisch; für eine Posse zu anspruchsvoll, und trotz einzelner guter Einfälle selbst als Theaterstück zu unbedeutend. Der Theaterdirector, der solche Dinge brauchte, schmeichelte sich selbst, politische Wahrheiten gesagt zu haben, was ihm freilich Niemand glauben wollte.

Wieder wurde er in die Kriegsunruhen gerufen. Die Sache der Franzosen ging rückwärts, sie waren 18. März 1793 bei Neerwinden geschlagen, Dumouriez hatte 5. April das Heer verlassen, Mainz wurde belagert. Zu dieser Belagerung fand sich Goethe, der Aufforderung seines Herzogs folgend, 26. Mai ein: „Bei uns," schreibt er 7. Juli an Jacobi, geht es lustig und traurig zu; wir stellen eine wahre Haupt- und Staatsaction vor, worin ich den Jaques nach meiner Weise repräsentire. Im Vordergrund hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen." Eine deutsche Stadt mußte von Deutschen bombardirt werden! sie ergab sich 24. Juli; darauf besuchte Goethe Schlosser in Heidelberg, spielte wieder den Mephistopheles, und hielt sich bis zum 28. Aug., wo er in Weimar eintraf, in Frankfurt bei seiner Mutter auf, die mit ihrem ewig heitern Sinn den Unruhen Trotz bot. Neben der Farbenlehre wurde die Revolution wieder für das Theater verwerthet: „Die Aufgeregten" folgten dem „Bürgergeneral;" alle Standpunkte sollten mit Unparteilichkeit vertreten werden, aber das verstand Wieland doch besser; und daß die Revolution einen Hofmeister verleitete, zu viel die Zeitungen zu lesen, und darüber das hochgräfliche Kind zu vernachlässigen, das sich leider eine Brausche schlug — diesen Vorwurf hätte Goethe doch lieber einem Andern zur Bearbeitung überlassen sollen. — Auch die „Unterhaltungen Ausgewanderter" wurden um diese Zeit begonnen: nach dem Muster des Decamerone plaudert sich eine auserlesene Gesellschaft die Pest der Revolution durch kluge Ansichten und lustige Spuckgeschichten aus dem Sinn.

Forster war 25. März nach Paris abgereist, wo er viel mit dem wunderlichen, geistreichen Gr. Schlabern dorf und mit Leuchsenring — dem Pater Brey — verkehrte, der vor kurzem auf seine alten Tage aus Berlin als Demagog ausgewiesen war, und sich von einem jungen überspannten Fräulein, Elise v. Bielefeld, hatte entführen lassen, mit der er nun in vulkanischer Ehe lebte. — Forster's Verblendung hielt nicht lange an; er sah die verruchte Wirthschaft in der Nähe, und sein Fanatismus schwand vor dem

Eindruck der Wirklichkeit. „Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen, und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung, und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde." „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealischen Träumereien mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehn, unterwegs fallen und wieder aufstehn und weiter gehn: aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne." — „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet zu sehn, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen . . . Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge: also das Erste. — Hätte ich vor acht Monanten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche." — „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schicksal des ganzen Geschlechts, was im Schicksal eines Einzigen zu ändern? Wird nicht alles unaufhaltsam fortgerissen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterleiweise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint, aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vortheile und die geschwätzigen Moralprediger unseres Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden."

Forster war mit Therese und Huber in beständigem Briefwechsel geblieben. Nov. 1793 wagte er in Pontarlier, im Jura, eine Meile von der Grenze, eine Zusammenkunft. „Von Schnee und Felsen umgeben, in einem elenden Bauernwirthshause verlebten sie fünf Tage. Sie hatten sich gegenseitig eine Welt von Vorgängen zu erzählen. Forster gab Huber den Schlüssel zu tausend Redensarten, Gesichtspunkten, Wortstellungen, er lehrte ihm gleichsam die Parole der damaligen Zeit . . . Mancher phantastische Traum beschäftigte die sonderbaren, edel schwärmenden Menschen." — Um sich sicher

zu stellen, ließ sich Forster von Huber ein Document geben, um es im schlimmsten Fall gegen den eben angeklagten General Luckner zu benutzen und seine Reise über die Grenze dadurch zu rechtfertigen: Luckner konnte ohnehin dem Tode nicht entgehn. „Ich habe," erzählt Therese, „diese Menschen betrachtet, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkannes Recht selbst das Leben zu opfern, durch die Spannung der Umstände vermocht wurden, sich selbst ein Recht zu schaffen. Das ist die schreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleise des bürgerlichen Lebens herausgerissen, eigne Kraft allein führen muß, da die gewöhnlichen Rechtsgrundsätze nicht mehr anwendbar sind."

26. Nov. kehrte Forster nach Paris zurück; bald darauf erkrankte er. „Für mich," schrieb er nach Neufchatel, „kann weiter nichts mehr sein als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Dasein. Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel — oder wer ist der schadenfrohe zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt? — wenn der fragt: was ist dir nun die Größe? bist du nicht ein eitler Narr, dich für besser als andere zu halten? O mein Gott! da versink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und denke nichts mehr als: du mußt, bis du nicht mehr kannst, dann hat's von selbst ein Ende." — 12. Jan. 1794 starb er, ohne Pflege: „sa femme absente," sagt der Todtenschein.

Heinse, der an der „Freiheitsfarce" keinen Theil genommen, schrieb an Gleim: „Der Weltumsegler hat sich wieder nach Stürmen gesehnt und ist von der Revolution verschlungen worden; sein Staatsschiff war eine in der Eile elend zusammengeflickte Barke." — Forster verdammen kann nur der Pharisäer, dessen trockenem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbstentzweiung fremd geblieben ist, dem gerade starke Naturen nicht selten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragischen Geschick nie versagen darf: aber was er gethan, soll den Spätern nicht Vorbild, sondern Warnung sein — Die Darstellung seiner Schicksale in zwei Novellen: „Die Reise nach Neuholland" und „Das einsame Todbett" waren Huber's nächste poetische Versuche. Er konnte nun Therese heirathen und sie in die Gesellschaft wieder einführen, die sie bisher vermieden hatte. Anfangs trug er sich mit dem Gedanken, die Kantische Philosophie in Frankreich einzuführen. Bald darauf aus der Stadt Neufchatel ausgewiesen, hielt er sich in einem Dorf am Abhang des Jura auf, und correspondirte in deutsche Zeitungen.

Jacobi, Schlosser und Stolberg bestärkten sich immer mehr im Haß der Revolution. „Ich erkenne," schreibt der Letztere 6. Dec. 1793 aus Emkendorf, wo er sich bei Julie Reventlow aufhielt, „den Gang der

"Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit den Geschichten der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast alles theils mit verblendeten theils blinden Kräften einem Ziel der moralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet; zweitens an der übernatürlichen Gleichgiltigkeit, mit welcher so manche, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Greuel mit großen Schritten herbeikommen sehn, und kalt bleiben bei Abscheulichkeiten, die doch alles übertreffen, was bisher Abscheuliches auf der Erde geschah."

Die Großen der Erde dachten anders. Die polnischen Angelegenheiten regten die alte Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen wieder auf; die Revolutionsarmee hatte jetzt auch gelernt, und drang vor; die Preußen zogen sich Sept. 1793 über den Rhein zurück; Karl August trennte sich Dec. von der Armee und nahm seinen Abschied; immer ernstlicher dachte man an den Frieden.

27. Dec. 1793 verlor Fr. v. Stein ihren Mann, der lange gekrankt hatte; jetzt hätte also Goethe sie heirathen können: sie war 51 J. alt. Ihr Vater, 80 J. alt, war 6. Nov. 1790 gestorben: „er verließ die schöne Welt sehr ungern." „Ich sehe," schreibt sie 5. Aug. 1791 an Lottchen, mit der sie aufs engste befreundet war (ihr Fritz, der 1791 — 1793 in Jena studirte, war Hausfreund bei Schiller's), „schon eine Weile dem Leben gleichgiltig zu. Recht aufgefallen ist mir bei Durchlesung der Sakontala, daß vor 19 J. bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existirte, sich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und Strafen, nicht wieder kommen zu lassen."

Jena war indeß durch Reinhold zu einem der wichtigsten Sammelplätze der Kantischen Philosophie gemacht worden; Jünglinge und Männer aus allen Ständen lauschten seinen Offenbarungen. Dazu gehörten ein Baron Herbert aus Klagenfurt, der später Königsberg selbst aufsuchte, und ein junger Arzt aus Nürnberg, Ehrhard. „Er ist," schreibt Schiller 10. April 1791, „der reichste, vielumfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur die Kantische Philosophie aus dem Grunde kennt, sondern durch eigenes Denken ganz neue Blicke darein gethan hat. Er ist Mathematiker, denkender Arzt, Philosoph, voll Wärme für die Kunst, zeichnet ganz vortrefflich und spielt ebenso gut Musik; und doch erst 25 J. alt. Sein Umgang ist geistvoll, sein moralischer Charakter vortrefflich und größtentheils sein eigenes Werk; denn er hatte lange und hat noch mit einem starken Hang zur

Satire zu kämpfen. Die erste Erscheinung kündigt ihn nicht so vortheilhaft an, weil er etwas Decidirtes und Sicheres an sich hat, das man leicht für Prätension auslegt. Er arbeitet an einer größern Schrift, welche der medicinischen Wissenschaft ihre Grenzen abstecken soll. Doch hält er es seinen Kräften und Neigungen für angemessener, im lebendigen Umgang für einen kleinern Cirkel zu wirken." Die „Kritik der praktischen Vernunft" hatte ihn zu feurigen Thränen begeistert, und in ihm eine völlige Wiedergeburt bewirkt. Mai 1791 ging er nach Königsberg, wo ihn Kant sehr liebgewann; er beschreibt ihn als „lauter, fröhlich und geistreich": „warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?"

Schiller war Jan. 1791 in eine schwere Krankheit verfallen, von der er sich nie wieder erholt hat; sein Leben war fortan ein unausgesetztes Siechthum. Seine Vorlesungen hatte er aufgeben müssen. „Der schreckhafte Anfall," schreibt er 24 Mai aus Rudolstadt, „hat mir innerlich sehr gut gethan; ich habe mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehn, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden. In Augenblicken, wo mich schon die Stimme verlassen hatte, blieb mein Geist heiter." Eine Badereise nach Karlsbad Juli 1791 schaffte ihm einige Linderung; aber seine Mittel waren völlig erschöpft, als sich ihm eine unerwartete Hilfe bot.

Baggesen, geb. 15. Febr. 1764, hatte als dänischer Dichter schon einen sehr bedeutenden Ruf, als er Mai 1789 mit Unterstützung des Prinzen von Augustenburg, begleitet von Fr. Cramer, eine Reise durch Deutschland unternahm. In Eutin schloß er sich enge an Voß, dessen Muse ihm für deutsche Poesie ein Vorbild wurde; in Hamburg an Klopstock, Reimarus, Gerstenberg, Knigge; dann ging er über Göttingen und Mainz nach der Schweiz. In Bern verlobte er sich mit Haller's Enkelin und heirathete sie in Paris. Im Spätsommer 1790 traf er in Jena und Weimar ein, und entwickelte für Schiller und Reinhold glühende Begeisterung. Er war ein leidenschaftlicher Kantianer geworden. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, empfing er Juni 1791 mit tiefer Bestürzung die falsche Nachricht von Schiller's Tod: er veranstaltete eine Todtenfeier, und verwandte sich, nachdem das Gerücht widerlegt war, bei zwei edlen Patrioten, dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann, um eine Unterstützung für den kranken Dichter. Sie erfolgte Dec. 1791 in der würdigsten Weise, in der je ein Geschenk geboten wurde: auf drei Jahre jährlich 1000 Thlr.; für die Abzahlung der drückendsten Schulden hatte Körner schon im Stillen gesorgt. So konnte nun Schiller im folgenden Frühling daran denken, Dresden zu

besuchen. „Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein."

Als Fr. v. Hardenberg, 19 J. alt, 22. Sept. 1791 Jena verließ, wo er unter Schiller und Reinhold Philosophie studirt, schrieb er an den ersten: „Wen sollte nicht das überschwänglich selige Gefühl, sich von Ihnen wärmer umfaßt zu wissen, für alles entschuldigen? .. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich als Ermahnungen und Beweisgründe; es zündete tausend Funken in mir ... Sie gaben mir den entscheidenden Stoß, der meinen Willen fest bestimmte, und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu meinen Verhältnissen passende Richtung gab. Freilich werde ich mir nicht entbrechen, selbst an der Seite der strengen Göttin, zu deren Priester ich mich an Kopf und Herzen combabisiren lassen soll, noch manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Musen zuzuweisen .." — Und an Reinhold: „Wenn ich nur Schiller nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf! Und stört mich dann der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war; Schiller, der den begierdelosen Weisen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden; dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergang retten könnte; Schiller, der soviel Individualität mit soviel Allgemeinheit, soviel Herzensgüte mit soviel Herzensstärke, soviel System mit soviel Art, soviel Charakter mit soviel Sinn, soviel Größe mit soviel Liebenswürdigkeit vereinigt; endlich einer der seltenen Menschen, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei: — — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück ... Wie lebendig wird mir das Angedenken an die Stunde, da ich ihn zum ersten Mal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor ihn trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Ihm zu gefallen, war mein Dichten und Sinnen Tag und Nacht ... Dies nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, die gereifteste Frucht der Humanität, die einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschenseins zu verwandeln." — Der spätere Dichter des Ofterdingen ist wohl etwas überschwänglich, aber wenn man sich von Schiller kein schiefes Bild machen will, muß man dergleichen Zeugnisse in Anschlag bringen.

Dem Einfluß Kant's konnte sich fast keiner unter den namhaften Gelehrten der Zeit entziehn. Von großem Interesse sind z. B. Lichtenberg's

Tagebücher, der oft auf eine wunderliche Weise den Ideen des königsberger Philosophen beizukommen suchte; freilich tragen seine Betrachtungen fast durchweg die Farbe seiner immer wachsenden Hypochondrie, und seine Ueberzeugung springt fortwährend wieder in Zweifel über. „Es wäre möglich, daß manche Lehren der Kantischen Philosophie von Niemand ganz verstanden würden, und Jeder glaubte, der Andre verstünde sie besser als er, und sich daher mit einer undeutlichen Einsicht begnügte." „Ich glaube, daß sowie Kant's Anhänger ihren Gegnern immer vorwerfen, sie verstünden ihn nicht, so auch manche glauben, er habe Recht, weil sie ihn verstehn. Seine Vorstellungsart ist neu, und wenn man nun auf einmal Einsicht in dieselbe erlangt, so ist man auch sehr geneigt, sie für wahr zu halten, zumal da sie soviel eifrige Anhänger hat. Die Meisten glauben über der Freude, ein sehr abstractes und dunkel abgefaßtes System zu verstehn, es sei demonstrirt." „Sollte nicht manches von dem, was Kant lehrt, zumal in Rücksicht auf das Sittengesetz, Folge des Alters sein? wo Leidenschaften und Meinungen ihre Kraft verloren haben, und Vernunft allein übrigbleibt. Wenn das menschliche Geschlecht in seiner vollen Kraft, etwa mit dem 40. J. stürbe, was für Folgen würde das haben!" „Kant hat in der Physiologie unsres Gemüths aufgeräumt; aber diese nähere Kenntniß der Muskeln und Nerven wird uns weder bessere Klavierspieler noch bessere Tänzer geben." „Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs." In einem Brief an Lichtenberg spricht sich Kant selbst über die pedantische Schulsprache seiner Anhänger sehr mißfällig aus.

Schon galt es als Ehre, Kantianer zu sein, und in der neuen hochklingenden Terminologie die alten Ideen vorzutragen. In Berlin eröffnete 1791 Kiesewetter, der mit ministerieller Unterstützung Kant 1788 selber gehört, seine Vorlesungen für die gebildete Welt, sehr glatt und populär; er wurde der Modephilosoph; der Kreis von Moritz suchte sich wenigstens zu verständigen: Bartoldy, Platner's Schüler, war durch Reinhold bekehrt; Maimon (geb. 1753; Moritz hatte seine Biographie herausgegeben), schrieb ein philosophisches Wörterbuch: ein zersetzendes, haarspaltendes Talent, mit dem Kant selber nicht recht zufrieden war („Juden wollen immer etwas Neues erfinden"). Auch die Universitäten füllten sich mit Kantianern: in Halle Jacob (geb. 1759), ein Moralist, der ein eignes Journal gründete; Tiestrunk (geb. 1766), gebildeter Theolog; später Maaß und Hofbauer. In Tübingen eiferten die Orthodoxen gegen Kant, aber im Stift glühten einige Jünglinge für die neue Lehre, darunter Hegel, Schelling und Hölderlin. Selbst auf katholischen Universitäten regte sich der transcendentale Idealismus.

Von den Gegnern, den alten Wolffianern, waren am thätigsten Eberhard in Halle (der sich einige Jahre darauf durch seine „Synonymik" ein wirkliches Verdienst erwarb; gegen ihn war Kant am heftigsten, weil Eberhard ihm alle Originalität absprach), Platner in Leipzig („Neue Anthropologie", „Aphorismen") und Meiners und Feder in Göttingen. Die berliner Akademie, von Nicolai beeinflußt, stellte die Frage: was hat die Philosophie seit Leibnitz für Fortschritte gemacht? auf welche Kant 1791 einen ziemlich gereizten Bescheid ertheilte. Auch seine Abhandlung „Ueber das Mißlingen aller Theodicee" war gegen die Leibnitzianer gerichtet. Viel kam bei diesen Streitigkeiten mit unproductiven Köpfen nicht heraus; ernst wurde die Bewegung erst, als ein Mann von starkem Willen und tiefem Denken eintrat.

Zu Rammenau, einem Dorfe der Oberlausitz, war Fichte 19. Mai 1762 geboren; der Vater war Bandweber, wie auch der Großvater gewesen; die Familie zahlreich, die Mittel schmal. Früh zeigte der Knabe das Talent, den Inhalt einmal gehörter Predigten zu behalten; ein durchreisender Edelmann, v. Miltitz, wurde auf ihn aufmerksam, und beschloß sich seiner anzunehmen. Die Mutter, der starke Charakter der Familie, von den Kindern nicht sehr geliebt, willigte erst ein, als die protestantische Erziehung garantirt war. Der achtjährige Knabe wurde erst in den Edelhof gebracht, lernte Französisch und tanzen — worauf er sich später nicht wenig zu gute that — dann wurde er einem Landpfarrer übergeben; endlich, 4. Oct. 1774 kam er nach Schulpforte. Um dieselbe Zeit starb sein Gönner, und er blieb fortan ohne Unterstützung: er hatte das Leben der höhern Stände kennen gelernt, und gelernt sich seiner Armuth zu schämen. — Seine Lieblingslectüre auf den obern Classen waren Lessing's religiöse Streitschriften. — Oct. 1780 kam er nach Jena, Theologie zu studiren; dann nach Leipzig. Er mußte sich durch Privatunterricht erhalten; es gelang ihm nicht, ein Stipendium zu erwerben. Nachdem er in verschiedenen Edelhöfen der Umgegend Hofmeister gewesen, fand er sich 18. Mai 1788 in Leipzig so von allen Mitteln entblößt, daß er im Begriff war zu verzweifeln, da verschaffte ihm sein Gönner Weiße eine Hofmeisterstelle in Zürich.

Aug. 1788 reiste er dahin ab. Bald wurde er mit Lavater und seinem Kreise bekannt; dadurch auch mit Rahn, Klopstock's Jugendfreund und Schwager, der als vermögender Mann ein Haus machte. Seine Tochter Johanna (geb. 15. März 1758, 4 J. älter als Fichte) in Hamburg erzogen, dem Vater leidenschaftlich ergeben, schenkte dem jungen Candidaten ihre Zuneigung; es wurde correspondirt; Fichte's Briefe sind sehr steif und dogmatisch, einzelne Aeußerungen mögen aufgezeichnet werden. „Sie beschämen mich in allem; ich sage es mit Schmerz, daß ich's nicht ändern kann, da ich

ein männliches Geschöpf bin, welches den Kopf immer voll hat, immer voll Projecte und Plane, in einer beständigen Unruhe ist." „Lernen Sie einen verwahrlosten Winkel meines Herzens kennen: einen gewissen Stolz, nie eine Geldverlegenheit merken zu lassen und keine Ausgabe auszuschlagen, und wenn ich es borgen sollte ... In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als ich mich desselben bitterlich schämte ... Eine Gabe aus bloßem Mitleid mit Dürftigkeit könnte ich verabscheuen, ja den Geber hassen." .. „Wäre ich jetzt nicht ganz der Ihrige, so wäre ich ein Ungeheuer, das weder Kopf noch Herz, noch Ansprüche auf Glück hätte." —

Seine Hofmeisterstelle gab er März 1790 auf; Rahn versprach ihm Empfehlungen an Herder, Klopstock, Gr. Bernstorf u. A.; Fichte's Idee war, Prinzenerzieher zu werden. „Der Endzweck meines Lebens ist, mir jede Art von Charakterbildung zu geben, die das Schicksal nur irgend erlaubt. Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach, und finde, daß eben dies auch wohl ihr Plan mit mir sein könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, und im Ganzen gefunden, daß durch alle diese Vorfälle mein Charakter immer bestimmter geworden ist... Mir fehlen manche Eigenschaften, ohne die ich meine Kräfte nie recht brauchen kann, unter andern die, meinem Charakter entgegengesetzte Personen zu behandeln. Sollte die Vorsicht etwa den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? sollte mein Treiben an einen Hof Wink der Vorsicht sein? Und sollte ich dann durch Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir doch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke. — Ich habe zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. — Wenn Sie sagen, am Hofe wäre kein wahres Glück, so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgend, beim Dorfpfarrer ebensowenig als beim Premierminister. Der eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseit des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein, das weiß ich; aber Glück ist auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden."

Als Verlobter, von weit aussehenden Projecten voll, war er 30. März unterwegs; 10. April gab er seine Empfehlungen in Stuttgart ab, einige Zeit darauf in Weimar, bei Herder. Eine Dame versprach ihn zu protegiren, es wurde nichts daraus. 10. Mai war er in Leipzig. Er entwarf den Plan zu einem Journal, vor schlechter Lectüre zu warnen, fand aber keinen Buchhändler. Er nahm Stunden in der Declamation, ein Gegenstand, über den er viel nachgedacht, und für den er schon vor drei Jahren eine

Akademie halle gründen wallen. „Mein Sinn steht auf Weimar, wo der Haf für dergleichen Dinge viel Sinn hat. Ich habe ziemlich weit aussehende Prajecte, denen ich ganz in der Stille entgegenarbeite.“ Nicht für den geistlichen Stand: „verketzert werde ich immer werden, wäre es auch nur wegen meiner ketzerischen Nase; das ist nun einmal gewiß.“ Die Nase war in der That sehr pronancirt, Fichte's Figur war kurz und stämmig.

Nach Hause schrieb er, 20. Juni, kurz und trotzig. „Ich gehe einen Weg, es entweder sehr hach zu bringen ader ganz zu verlieren, sagt ein hiesiger Prafessar. Er hat recht; aber ich hasse das Erstere, und würde das Letztere ertragen. Den gewöhnlichen Weg schleichen, mich auf eine Darfpfarre setzen kann ich einmal nicht, und Gatt, der mir diesen Sinn gab, weiß, daß ich es nicht kann.

Die Prajecte wechseln rasch; er versuchte sich auch in Trauerspielen und Novellen. Dem Oberhafprediger Reinhard legte er einen Aufsatz var, er haffte auf eine Professur. „Geschieht es nicht,“ schreibt er an seine Braut 1. Aug., „so wird sich dach eine Stelle für mich finden, außer Landes zu gehn. Ich nehme alles, es sei nach Rußland oder nach Spanien, und erwarte dann mein ferneres Glück vam Schicksal oder van meinem Unternehmungsgeist. Uebrigens ist es unbegreiflich, wieviel Projecte mir seit meiner Abreise entweder ganz verunglückt ader ins Stocken gekammen sind. Entweder die Vorsehung behält mir etwas anderes var, um dessen willen sie mir bis jetzt nichts hat geben wollen; oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. Ich habe fast alles verlaren als den Muth.“ — 12. Aug. „Diese Wache scheint eine Zeit der Entscheidung zu sein. Alle meine Prajecte bis auf die letzten sind verschwunden.“

Johanna, mit Einstimmung des Vaters, fardert ihn dringend auf, zurückzukehren. „Wie soll ich Dir lohnen!“ antwortet er 5. Sept. „Wird mein ganzes Leben hinreichen, mit allem was ich vermag, der Anhänglichkeit einer so schönen Seele würdig zu werden? Es ist Dir geweiht, Du weißt es; und hiermit weihe ich Dir auch alle meine Prajecte und meinen unruhigen Ausbreitungstrieb, und will mein ganzes Leben darauf einschränken, mich von Dir glücklich machen zu lassen, und Dich glücklich zu machen, wenn ich's kann. Ich gebe mich Dir in allem hin, leite Du meine Schicksale, und ich weiß, sie sind wohl geleitet. Nur eine einzige Erinnerung erlaube mir. Ich bin Deiner nach nicht würdig, und wenn auch Du mich dafür hieltest, sa werden doch Deine Freunde, Deine Landsleute einen Menschen, der weder Amt noch Ruf hat, Deiner nicht würdig finden. Es wäre auffallend, wenn ich wieder in Zürich erschiene, ahne das Geringste gethan zu haben. — Ich habe var einiger Zeit eine Arbeit angefangen, die in die höhere Philasaphie schlägt...

Dann erst könnte ich doch nicht ganz mit Unehre erscheinen, wenn ich einige Hoffnung gegeben hätte, daß ich nicht willens wäre, mein Dasein ganz unnütz für die Welt zu verleben."

„Ueberhaupt habe ich vor meinem projectvollen Geist Ruhe gefunden, und danke der Vorsehung, die mich kurz vorher, ehe ich die Vereitelung aller meiner Hoffnungen erfahren sollte, in eine Lage versetzte, sie ruhig und mit Freudigkeit zu ertragen. Ich hatte mich nämlich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ungefähr schien" (er mußte einem Studenten Privatstunden geben), „ganz dem Studium der Kantischen Philosophie hingegeben, einer Philosophie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstand das Uebergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge giebt. Ich habe eine edlere Moral angenommen, und statt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Das hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei schwankender äußerer Lage meine seligsten Tage verlebt. — Ich werde dieser Philosophie wenigstens einige Jahre meines Lebens widmen . . . Sie ist über alle Vorstellung schwer, und bedarf es wohl, leichter gemacht zu werden . . . Die Grundsätze derselben sind freilich kopfbrechende Speculationen, die keinen unmittelbaren Einfluß aufs menschliche Leben haben; aber ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verdorben ist; und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Licht darzustellen, wäre Verdienst um sie. — Sage Deinem theuern Vater, wir hätten uns bei unseren Untersuchungen über die Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, so richtig wir auch schlossen, doch geirrt, weil wir aus einem falschen Princip disputirten; ich sei jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei, und daß nicht Glückseligkeit der Zweck unsers Daseins sei, sondern nur Glückwürdigkeit. — Auch Dich bitte ich um Verzeihung, daß ich Dich oft durch dergleichen Behauptungen irre geführt habe. Glaube nur hinfort an Dein Gefühl, wenn Du auch die Vernünftler nicht widerlegen könntest. — Wie traurig die Grundsätze sind, die ich ehedem hatte, sehe ich u. a. an dem Beispiel eines mir sehr lieben Freundes, der sie vorlängst von mir annahm, ohne sie ganz zu fassen, und durch sie auf andere geführt wurde, die die meinigen nicht waren und die auch nicht nothwendig daraus folgten. Er ist jetzt nicht glücklich und findet keinen Trost in sich, weil er ein Ungläubiger ist." Diesem Letztern schreibt er: „Die Revolution, die durch die Kritik in meiner ganzen Denkart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniß schuldig, daß ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube, und wohl einsehe, daß nur unter dieser Voraussetzung eine Moral möglich ist. Das Sittenverderben ent-

springt großentheils aus dem angenommenen Satz der Nothwendigkeit aller Handlungen. Mich täuschte sonst die scheinbare Consequenz dieses Systems, und so täuscht es vielleicht noch tausend."

„Die etwaige Anlage, die ich zur Beredsamkeit habe, werde ich neben diesem Studium nicht vernachlässigen; ja dies Studium selbst muß dazu beitragen, sie zu veredeln, weil es derselben einen erhabenen Stoff liefert. Nach Vollendung meiner jetzigen Schrift werde ich nichts thun, als eben diese Grundsätze populär und durch Beredsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen suchen." „Ich suche völlig Herr über mich selbst zu werden, und lege mir in dieser Absicht etwas auf, was ich nicht gern thue, versage mir etwas, was ich gern gethan hätte, kündige jeder aufkeimenden Leidenschaft, sowie sie sich blicken läßt, den Krieg an, und so werde ich dieser Störer unserer Ruhe immer mehr entledigt."

Im Herbst nahm Fichte doch wieder eine Informatorstelle in Leipzig an, auf ein halbes Jahr; dann wollte er nach Zürich. „Wie werden wohl die Züricher meine Erscheinung aufnehmen? Möchte ich recht gewiß sein, daß ich Niemand in Deiner Familie Anstoß gebe! Wäre es nicht besser, fürs erste die wahre Absicht meiner Rückkehr zu verbergen? . . ." 6. Dec. „Und so, theuerste Erwählte! gebe ich mich Dir feierlich hin, und weihe mich ein, Dein zu sein . . . Ich fühle bei dem Gedanken der großen Pflichten, die ich übernehme, wie klein ich bin. Aber die Größe dieser Pflichten soll mich erheben . . . Ich stehe jetzt an der wichtigsten Begebenheit meines irdischen Lebens, und bewundere die unsichtbare Hand, die mich durch den ersten gefährlichen Theil, durch das Land der Verirrungen leitete. Ich habe wieder wunderbare Spuren der Vorsehung erfahren und die Schwäche meines Verstandes kennen gelernt. Unser Verstand ist eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben; mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Berührung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge; für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus."

1. März 1791. „Mit Ende dieses Monats bin ich frei, und entschlossen zu Dir abzureisen." „Ist es wahr oder ist es ein süßer Traum, daß ich dem einzigen Glück meines Lebens so nahe bin, die herrlichste Seele, die unter allen Seelen für mich auserwählte und vom Schöpfer mir bestimmte Seele zu besitzen! Könnte ich Dir doch meine Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem Augenblick meine Brust durchströmen und sie zu zerreißen drohen! Nimm mich hin, theures Mädchen, mit all meinen Fehlern! . . O was bin ich doch bis jetzt für ein Mensch gewesen! Man hat mir einige Male Festigkeit des Charakters nachgesagt, und ich bin eitel genug gewesen, dies für wahr anzunehmen. Welchem Umstand habe ich wohl diese Meinung zu verdanken,

ich, der ich bis jetzt mich immer von den Umständen habe leiten, meine Seele die Farbe der Gegenstände habe annehmen lassen, die mich umgaben? — Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten. Aus Verzweiflung mehr als Geschmack warf ich mich in die Kantische Philosophie, und fand eine Ruhe, die ich wohl am meisten meiner guten Gesundheit und dem Schwunge meiner Phantasie zu verdanken hatte; täuschte mich wohl so sehr, daß ich die erhabenen Gesinnungen, die ich meinem Gedächtniß einprägte, aus mir selbst als in mir einheimisch zu schöpfen glaubte. Die Umstände führten mich zu einer andern, das Herz weniger ausfüllenden Beschäftigung; die veränderte Lebensweise, selbst die Zerstreuungen einer kleinen Reise konnten den so tief gewurzelten Frieden des großen Philosophen stören und mich in eine so fürchterliche Mißlaunigkeit bringen! — Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm Du mich hin, männlichere Seele, und fixire diese Unbeständigkeit!"

Vier Tage darauf, 5. März 1791, erzählt er seinem Bruder die Sache etwas anders: „Rahn liebte und verehrte mich ... Er hatte eine Tochter, die unter seinen Augen aufgewachsen, und von Jugend auf gewohnt war, alles mit den Augen ihres Vaters anzusehn. War es ein Wunder, daß ganz ohne mein Zuthun der Liebling des Vaters auch der der Tochter wurde? Welche Mannsperson ist nicht scharfsinnig genug, Empfindungen der Art bald zu entdecken, die noch dazu mir eben nicht verhehlt wurden? Mein Herz war leer ... Ich ließ mich lieben, ohne es eben zu sehr zu begehren. — Ich reiste ab, nachdem wir einander unbestimmte Versprechungen gemacht und einen beständigen Briefwechsel verabredet hatten. — Dieser Briefwechsel wurde von ihrer Seite immer dringender und zärtlicher. Endlich schrieb sie mir, ich solle, da meine Aussichten scheiterten, zu ihr nach Zürich kommen; das Haus ihres Vaters und ihre Arme ständen mir offen. Ich besann mich in meiner damaligen Stimmung keinen Augenblick, Ja zu sagen. Noch erwartet sie mich im April, und will sich sogleich mit mir verheirathen. Sie ist die edelste, trefflichste Seele; hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig; liebt mich, wie wohl wenig Mannspersonen geliebt worden sind. Sie ist nicht ohne Vermögen, und ich hätte die Aussicht, einige Jahre in Ruhe mein Studiren abzuwarten ... Ich bin fest entschlossen gewesen, den Antrag zu ergreifen ... Aber von einer andern Seite hat eine gewisse Begebenheit wieder meinen ganzen Durst in die Welt hinaus aufgeweckt; ich liebe die Sitten der Schweizer nicht, und würde ungern unter ihnen leben; es ist immer eine gewagte Sache, sich zu verheirathen, ohne ein Amt zu haben; und endlich fühle ich zuviel Kraft und Trieb in mir, um mir durch

eine Verheirathung gleichsam die Flügel abzuschneiden, mich in ein Joch zu fesseln, von dem ich nie wieder loskommen kann, und mich nun so gutwillig zu entschließen, mein Leben als ein Alltagsmensch vollends zu verleben. — Ich bin also seit einiger Zeit sehr unentschlossen, ob ich gehn werde. — Gehe ich aber nicht, so weiß ich nicht, was ich anfangen werde. — Ich darf dann nicht hier bleiben, weil meine Geliebte mich hier zu gut zu finden weiß; weil ich mich der Fortdauer eines Briefwechsels aussetze, der mir sehr beschwerlich werden würde . . ."

Wer sich versucht fühlen sollte, diesen handgreiflichen Widersprüchen gegenüber in eine pharisäische Stimmung zu gerathen, möge sich daran erinnern, daß Wahrheit gegen sich und Andere zwar das höchste Gesetz des Lebens, aber sehr schwer zu erfüllen ist. Freilich war Fichte in dieser Beziehung gegen Andere äußerst strenge. — Ob man es als Milderungs- oder als Erschwerungsgrund betrachten will, daß zwischen die beiden Briefe die Nachricht fällt, Rahn's Vermögensumstände seien unsicher geworden, mag Jedem überlassen bleiben. Die Hauptsache war, daß Fichte sich scheute, als unfertiger Mann zu heirathen.

Man bot ihm eine Hauslehrerstelle in Warschau an, und er reiste 28. April 1791 über Dresden und Breslau dahin ab; unterwegs sah er den alten Vater; mit der Mutter war er völlig zerfallen. Die Stelle in Warschau, wo er 7. Juni ankam, zerschlug sich, weil seine französische Aussprache nicht befriedigte; in der Unschlüssigkeit, was nun zu thun, beschloß er Kant aufzusuchen. 4. Juni stellte er sich in Königsberg ihm vor; er kam ihm mit einer ungestümen Verehrung entgegen, die dem alten Mann schon damals unheimlich gewesen zu sein scheint. An kleinbürgerliche Lebensverhältnisse gewöhnt, verwirrte ihn die revolutionäre Heftigkeit des jungen Philosophen, bei der nicht abzuleugnenden Verwandtschaft mit seinen eigenen Gedanken, und er nahm in Bezug auf die heiligsten Mittheilungen, die jener ihm machte, eine ablehnende Stellung ein. Nicht Jedem gegenüber war er so: Ehrhard, der eben bei ihm war, hatte sein unbedingtes herzliches Vertrauen gewonnen.

18. Aug. schickte ihm Fichte ein rasch hingeschriebenes Manuscript: „Kritik aller Offenbarung"; Kant empfahl ihn an den Hofprediger Schulz, auch seine bedeutenderen Schüler, namentlich Theodor v. Schön, geb. 1770, der schon damals durch die Grundsätze der Kritik die Volkswirthschaft zu beleben suchte, näherten sich Fichte, der gleich ihnen Maurer war.

Aber wovon sollte er leben? Er beschloß zurückzukehren, und bat zu diesem Zweck 2. Sept. Kant um ein kleines Darlehn: er rechtfertigte seinen Schritt und suchte seinen Credit nach Principien der reinen Vernunft zu begründen; Kant lehnte ab, verschaffte ihm aber eine vortheilhafte Hauslehrer-

stelle bei dem Grafen Krokow in der Nähe von Danzig, wo sich Fichte recht wohl befand; zugleich wurde für die „Kritik aller Offenbarung" ein Verleger geschafft. Sie erschien April 1792: eben (5. März) war zu Berlin ein neues geschärftes Censuredict herausgekommen; man ließ zwar noch eine Kantische Abhandlung passiren, „weil doch nur tiefdenkende Gelehrte seine Schriften läsen", eine neue Abhandlung aber wurde im Juni gestrichen.

Kaum war die „Offenbarung" erschienen, so stand in der Jen. Lit. Z.: „Jeder, der nur die kleinsten derjenigen Schriften gelesen, durch welche der Philosoph von Königsberg sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werks erkennen." Gleich darauf erfolgte eine begeisterte Recension (von Niethammer und Hufeland), mit „dem feurigsten Dank an den großen Mann, dessen Finger hier überall sichtbar ist". Kant berichtigte 3. Juli, er sei nicht der Verfasser; habe auch keinen Antheil an der Schrift, und nannte Fichte's Namen, der nun für die L. Z. geworben wurde.

Fichte entwickelt die objective Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Offenbarung; er weist nach, daß das Menschengeschlecht so verwildern konnte, die Idee der Pflicht überhaupt zu verlieren, und daß in diesem Fall Gott unmittelbar in einem auf die Sinne wirkenden Factum (Wunder) auftreten mußte, um es darauf aufmerksam zu machen, daß es überhaupt eine Pflicht gebe, und ihm dann zu überlassen, den Inhalt dieser Pflicht im eignen Gewissen zu suchen. Der Glaube an eine gegebene Offenbarung könne vernunftmäßig nie auf Wunder gegründet sein, und keine Offenbarung könne unsere moralische Erkenntniß materiell erweitern. — Die Schrift ist äußerst scharfsinnig, aber überwiegend formal; weit wichtiger sind die religiösen Aphorismen, die er in jenen Jahren aufgezeichnet hatte.

„Es scheint allgemeines Bedürfniß des Menschen zu sein, in seinem Gott gewisse Eigenschaften zu suchen, die der erste Schritt zur Speculation ihm absprechen muß. Diese wird ihm Gott als ein unveränderliches, keiner Leidenschaft fähiges Wesen zeigen, und sein Herz heischt einen Gott, der sich erbitten lasse, der Mitleid, der Freundschaft suche. Die Religionen vor Jesu, selbst die jüdische, bedienten sich des Anthropomorphismus, um diese Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen. In der christlichen Religion wurde das System der Mittlerschaft erreicht. Christus ist zum Gott der Menschen gesetzt: ihm werden diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, die das Herz in Gott sucht, ohne daß der Verstand sie findet." — „Es war Grundsatz in allen Religionen, daß Sünde sei, und daß der Sünder nicht anders als nach gewissen Aussöhnungen sich nahen könne. Die christliche Religion setzt diesen Satz als einen Empfindungssatz voraus, ohne sich auf das Wie desselben einzulassen. Ihre

Grundsätze gründen sich mehr auf Empfindungen als auf Ueberzeugungen; sie scheint mehr für das Herz bestimmt als für den Verstand; sie will sich nicht durch Demonstrationen aufdrängen; sie will aus Bedürfniß gesucht sein. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." — „Wenn man von diesen Sätzen ausgeht, so erscheint alles in der christlichen Religion in dem richtigsten Zusammenhang; geht man mit seiner Untersuchung über sie hinaus, so verwickelt man sich in unendliche Schwierigkeiten und Widersprüche. Schon Paulus scheint mir in seinem Römerbrief mit seinen subtilen Untersuchungen über die Gnadenwahl die Grenzlinie des Christenthums überschritten zu haben." — Auf speculative Theologie giebt er also nicht viel; dagegen scheint das System des reinen Deismus dem Christenthum nicht zu widersprechen. — „Aber es kann Augenblicke geben, wo das Herz sich an der Speculation rächt, wo es sich zu dem als unerbittlich anerkannten Gott mit heißer Sehnsucht wendet. Im Felde der Speculation scheint ein solcher Mensch unüberwindlich." Mit dieser ungelösten Frage schließt das Fragment.

Viel tiefer drang Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in das Wesen der Sache ein. Das Buch erschien April 1793;*) der Anfang, vom radicalen Bösen, war schon Juni 1792 in der Berl. Mon. Schr. veröffentlicht. Das Buch bildet eine Epoche in der Geschichte des Rationalismus.

Schon in der „Kritik der Urtheilskraft" hatte Kant gezeigt, die Natur treibe wohl an, das Göttliche zu suchen, sie könne es aber nicht weisen; die griechischen Götter wie die pantheistische Substanz sind nur anmuthige Verkleidungen der Frage. Dagegen treibt uns die moralische Anlage, uns ein Wesen zu bilden, dem wir Dank, Gehorsam, Liebe, Demuth entgegenbringen können. „Dieser moralische Beweis ist nicht etwa ein neu erfundener. Sobald die Menschen über Recht und Unrecht zu reflectiren anfingen, in einer Zeit, wo sie über die Zweckmäßigkeit der Natur noch gleichgiltig wegsahen, sie nützten, ohne sich dabei etwas Anderes als den gewohnten Lauf der Natur zu denken, mußte sich das Urtheil unvermeidlich einfinden, daß es im Ausgang nimmermehr einerlei sein könne, ob ein Mensch sich gut oder böse verhalten habe. Es ist als ob sie in sich eine Stimme wahrnähmen, es müsse anders zugehn."

„Glaube ist der beharrliche Grundsatz des Gemüths, das, was zur Möglichkeit des höchsten moralischen Endzwecks als Bedingung vorauszusetzen nothwendig ist, um der Verbindlichkeit zu demselben willen als wahr anzu-

*) Nov. 1791 hatte ihm Prof. Stäudlin in Göttingen seine „Ideen" überschickt.

nehmen; er ist das Vertrauen auf die Erreichung eines Zwecks, dessen Beförderung Pflicht, dessen Möglichkeit für uns aber nicht einzusehn ist."

Die Moral bedarf keineswegs der Religion, weil sie, wenn es auf Pflicht ankommt, von allen Zwecken abstrahiren kann und soll; aber sie führt unumgänglich zur Religion. Der Mensch sucht etwas, das er lieben könne; das Gesetz kann er nur achten.

Die Basis des Christenthums, die es mit der Erfahrung des täglichen Lebens, der Geschichte und der Philosophie gemein hat, ist die Einsicht in das radicale Böse in der menschlichen Natur. Der Mensch ist von Natur böse, d. h., er ist sich des moralischen Gesetzes bewußt, und hat doch die (gelegentliche) Abweichung von demselben in seine Maxime aufgenommen. Diesen Satz kann man, als subjectiv nothwendig, in jedem, auch dem besten Menschen voraussetzen. Der Grund dieser Verkehrtheit des Herzens ist uns unerforschlich, gerade weil er als Act der Freiheit uns selbst zugerechnet werden muß; man darf dafür auch keinen Zeitursprung suchen. Nicht als ob der Mensch, auch der ärgste, jemals auf das moralische Gesetz völlig Verzicht leistete: dieses drängt sich ihm vielmehr unwiderstehlich auf. Er ist nur böse, insofern er die sittliche Ordnung der Triebfedern umkehrt: das moralische Gesetz zwar neben dem der Selbstliebe in seine Maximen aufnimmt, aber die Triebfeder der Selbstliebe und ihre Neigungen zur Bedingung der Befolgung des moralischen Gesetzes macht. Dieser natürliche Hang zum Bösen ist als solcher durch menschliche Kräfte nicht zu vertilgen. Es ist eine gewisse Tücke des menschlichen Herzens, sich wegen seiner eignen Gesinnungen selbst zu betrügen, und wenn nur die Handlungen das Böse nicht zur Folge haben, das sie nach ihren Maximen wohl haben konnten, sich seiner Gesinnung wegen nicht zu beunruhigen. Diese Unredlichkeit, sich selbst blauen Dunst vorzumachen, ist der faule Fleck unserer Gattung, welcher, solange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, sich zu entwickeln.

Wie es nun möglich sei, daß ein natürlicherweise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache, das übersteigt alle unsere Begriffe. Aber ungeachtet jenes Abfalls erschallt doch das Gebot: wir sollen bessere Menschen werden! unvermindert in unserer Seele; folglich müssen wir es auch können, sollte auch das, was wir thun können, für sich allein unzureichend sein, und wir uns dadurch nur eines für uns unerforschlichen höhern Beistands empfänglich machen. Freilich muß vorausgesetzt werden, daß ein Keim des Guten übriggeblieben. Es ist die Achtung vor dem Gesetz, die wir nie haben verlieren können; es kommt nur darauf an, sie in ihrer Reinheit als oberste Triebfeder wiederherzustellen. Das kann nicht durch allmälige Reform, sondern muß durch eine Revolution in der Gesinnung des Menschen, durch

eine Aenderung des Herzens bewirkt werden. Die moralische Bildung des Menschen fängt nicht von der Besserung der Sitten, sondern von der Umwandlung der Denkungsart und von Gründung eines Charakters an. Wir können in der sittlichen Ausbildung der anerschaffnen moralischen Anlage nicht von einer uns natürlichen Unschuld den Anfang machen, sondern müssen von der Voraussetzung einer Bösartigkeit der Willkür anheben, und weil der Hang dazu unvertilgbar ist, mit der unablässigen Gegenwirkung gegen denselben durch das Gefühl der Erhabenheit unserer moralischen Bestimmung.

„Was ist das in uns, wodurch wir, von der Natur durch soviele Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über sie so weit erhoben werden, daß wir sie insgesammt für nichts und uns selbst des Daseins für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genuß, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, nachhängen sollten einem Gesetz zuwider, durch welches unsre Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabei weder etwas zu verheißen noch zu drohen? Das Gewicht dieser Frage muß jeder Mensch von der gemeinsten Fähigkeit, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden, sie aber nicht bis zur Erforschung der Freiheit geführt, innigst fühlen; und selbst die Unbegreiflichkeit dieser eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken."

„Den Muth auffordern, ist schon zur Hälfte soviel als ihn einlößen, dagegen die faule, sich selbst gänzlich mißtrauende und auf äußere Hilfe harrende kleinmüthige Denkart alle Kräfte des Menschen abspannt, und ihn dieser Hilfe selbst unwürdig macht." Ohne alles Vertrauen zu seiner einmal angenommenen Gesinnung würde kaum Beharrlichkeit möglich sein; doch soll man nicht zu sehr vertrauen, sondern seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen: ein hartes Wort, das mißverstanden, zur finstersten Schwärmerei treibt.

Was allein eine Welt zum Gegenstand des göttlichen Rathschlusses machen kann, ist die Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit. Es ist das Wort, durch welches alle Dinge sind; in ihm hat Gott die Welt geliebt. Zu diesem Ideal der moralischen Vollkommenheit, d. h. dem Urbild der sittlichen Gesinnung in ihrer ganzen Lauterkeit, als vom Himmel zu uns herabgekommen, uns zu erheben, ist allgemeine Menschenpflicht. Wir können uns das Ideal der Menschheit nur unter der Idee eines Menschen vorstellen, der alle seine Menschenpflichten erfüllt. Im praktischen Glauben und treuer Hingebung an diesen Sohn Gottes kann der Mensch hoffen, Gott wohlgefällig zu werden. In praktischer Beziehung hat diese Idee ihre Realität vollständig in sich selbst, denn sie liegt in unserer moralisch gesetzgebenden Vernunft. Wir sollen ihr gemäß sein, wir müssen es daher auch können.

Vollständig kann das Böse nie gebrochen werden; nur seine Gewalt wird getilgt. Der Mensch fing vom Bösen an, und diese Verschuldung ist ihm nie auszulöschen möglich. Am wenigsten kann sie von einem Andern getilgt werden, denn sie ist die allerpersönlichste. Der Ausgang aus der verderbten Gesinnung in die gute ist als das Absterben des alten Menschen an sich schon Aufopferung und Antretung einer langen Reihe von Uebeln des Lebens, die der neue Mensch übernimmt, die aber eigentlich einem andern, dem alten, als Strafe gebührten. Ob er gleich seinem empirischen Charakter nach eben derselbe strafbare Mensch ist, ist er doch als intelligibles Wesen ein anderer geworden.

Weiter zu grübeln, heißt aus den Schranken der Vernunft herausgehn. Die Fragen nach Endlichkeit oder Unendlichkeit des Gerichts sind Kinderfragen. — Wer sich in seiner neuen Gesinnung durch die That fortwährend geprüft und sich vermuthungsweise bewährt gefunden hat, kann vernünftigerweise hoffen, es werde so fortgehn; dagegen der, welcher selbst bei oft versuchtem Vorsatz zum Guten dennoch niemals fand, daß er dabei Stand hielt, der immer ins Böse zurückfiel, oder wohl gar im Fortgang seines Lebens an sich wahrnehmen mußte, aus dem Bösen ins Aergere gleichsam auf einem Abhang immer tiefer gefallen zu sein, vernünftigerweise sich keine Hoffnung machen kann, daß wenn er noch länger hier zu leben hätte oder ihm auch ein künftiges Leben bevorstände, er es besser machen werde, weil er bei solchen Anzeigen das Verderben als in seiner Gesinnung gewurzelt ansehen müßte: und das ist der Blick in ein unabsehliches Elend, d. h. für menschliche Begriffe, in eine unselige Ewigkeit.

Wenn eine moralische Religion gegründet werden soll, so müssen alle Wunder, die die Geschichte mit ihrer Einführung verknüpft, den Glauben an Wunder überhaupt endlich selbst entbehrlich machen: denn es verräth einen sträflichen Grad moralischen Unglaubens, wenn man den Vorschriften der Pflicht, wie sie ursprünglich ins Herz der Menschen durch die Vernunft gelegt sind, anders nicht hinreichende Autorität zugestehn will, als wenn sie noch dazu durch Wunder beglaubigt werden. Es mag sein, daß die Person des Lehrers der absoluten Religion ein Geheimniß, daß sein Leben lauter Wunder, ja gar, daß die Geschichte, welche jene Wunder beglaubigen soll, selbst auch eine Offenbarung sei: so können wir sie insgesammt auf ihrem Werth beruhen lassen, ja auch die Hülle noch ehren, welche gedient hat, jene Lehre öffentlich in Gang zu bringen; wenn wir es nur nicht zum Religionsstück machen, daß Glauben, Nachsagen und Bekennen unbegreiflicher Dinge eine Art sei, Gott wohlgefällig zu werden. — Vernünftige Menschen wollen den Glauben an Wunder nie praktisch aufkommen lassen: sie glauben, was die Theorie betrifft,

daß es dergleichen gebe, in Geschäften aber statuiren sie keine; weise Regierungen räumen ein, daß vor Alters Wunder geschehen seien, neue aber erlauben sie nicht.

Der Mensch soll aus dem Naturzustand herausgehn, um Glied eines ethischen Gemeinwesens zu werden. Dies Reich Gottes kann nur in Form einer Kirche gedacht werden: wehe dem Gesetzgeber, der eine auf ethische Zwecke gerichtete Verfassung durch Zwang bewirken wollte! — Bei der Schwäche der menschlichen Natur geht allemal die Gründung einer Kirche von einem historischen Glauben aus, und dieser wird am besten durch eine heilige Schrift gegründet: ein heiliges Buch erwirbt sich selbst bei denen, die es nicht lesen, und gerade bei diesen am meisten, die größte Achtung, und alles Vernünfteln verschlägt nichts wider den alle Einwürfe niederschlagenden Machtspruch: da steht's geschrieben!

Allein die reine moralische Gesetzgebung, dadurch der Wille Gottes ursprünglich in unser Herz geschrieben ist, ist nicht allein die unumgängliche Bedingung aller wahren Religion, sondern das, was diese selbst eigentlich ausmacht, und wozu die statutarische nur das Beförderungsmittel enthalten kann. Der Kirchenglaube hat zu seinem höchsten Ausleger den reinen Religionsglauben. Lange vor dem Volksglauben lag die Anlage zur moralischen Religion in der menschlichen Vernunft verborgen, wovon zwar die ersten rohen Aeußerungen blos auf gottesdienstlichen Gebrauch ausgingen, und zu diesem Behuf selbst jene angeblichen Offenbarungen veranlaßten, hierdurch aber auch etwas von dem Charakter ihres übersinnlichen Ursprungs selbst in diese Dichtungen, obgleich unvorsätzlich, gelegt haben. Auslegungen derselben nach den Principien der Vernunft kann man also nicht der Unredlichkeit beschuldigen, vorausgesetzt, daß man nicht behaupten will, der Sinn, den wir den Symbolen des Volksglaubens oder auch heiligen Büchern geben, sei von ihnen so beabsichtigt worden, sondern dies dahingestellt sein läßt.

Der allmälige Uebergang des Kirchenglaubens zur Alleinherrschaft des reinen Religionsglaubens ist die Annäherung des Reichs Gottes. Die Hüllen, unter welchen der Embryo sich zuerst zum Menschen bildete, müssen abgelegt werden, wenn er an das Tageslicht treten soll; das Leitband der heiligen Ueberlieferung mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste thut, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel, wenn er in das Jünglingsalter eintritt. Wenn das Ziel auch nie erreicht wird, so ist es eine Idee, an deren Erfüllung wir fleißig arbeiten sollen: nicht daß der historische Glaube aufhöre, sondern daß er aufhören könne.

Mit diesem historischen Glauben steht der jüdische, der blos ein Inbegriff statutarischer Gesetze war, in keiner wesentlichen Verbindung: erst das Christen-

thum tritt als die Verkündigung einer moralischen Religion auf. Freilich ist die Geschichte desselben, bis auf die Zeit, da es für sich ein gelehrtes Publicum ausmachte, dunkel, es bleibt uns unbekannt, welche Wirkung die Lehre desselben auf seine Religionsgenossen ausübte; und was wir später hören, gereicht ihm keineswegs zur Empfehlung: wenn nicht aus der Stiftung noch immer deutlich genug hervorleuchtete, daß die erste wahre Absicht nur durch den schlimmen Hang der menschlichen Natur verdorben ist. „Fragt man nun: welche Zeit der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte die beste sei? so trage ich kein Bedenken zu sagen: es ist die jetzige!"

Der Glaube an etwas, das wir doch zugleich als heiliges Geheimniß betrachten sollen, steht mit der Vernunft nicht in Widerspruch. So ist die Freiheit als Eigenschaft des Willens kein Geheimniß, weil ihr Erkenntniß Jedermann mitgetheilt werden kann; der uns unerforschliche Grund dieser Eigenschaft aber ist ein Geheimniß. Eben diese Freiheit ist auch allein dasjenige, was, auf das letzte Object der praktischen Vernunft angewandt, uns unvermeidlich auf heilige Geheimnisse führt. Nur was man praktisch ganz wohl verstehn kann, was aber theoretisch alle unsere Begriffe übersteigt, ist ein Geheimniß, das sich für eine Offenbarung eignet.

Religion ist die Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. Dazu wird kein assertorisches Wissen, selbst des Daseins Gottes nicht, gefordert, sondern nur die Idee von Gott; theoretisch genügt, daß dieselbe nicht widerlegt werden kann. — Es kann eine Religion die natürliche, gleichwohl aber auch offenbart sein, wenn sie so beschaffen ist, daß die Menschen durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunft auf sie von selbst hätten kommen können und sollen. — Von dem Bösen, das im menschlichen Herzen liegt und von dem Niemand frei ist; von der Unmöglichkeit, durch seinen Lebenswandel sich jemals vor Gott für gerechtfertigt zu halten, und gleichwohl der Nothwendigkeit einer solchen vor ihm giltigen Gerechtigkeit; von der Untauglichkeit des Ersatzmittels für die ermangelnde Rechtschaffenheit durch kirchliche Observanzen und fromme Frohndienste, und dagegen der unerläßlichen Verbindlichkeit, ein neuer Mensch zu werden, kann sich ein Jeder durch seine Vernunft überzeugen, und es gehört zur Religion, sich davon zu überzeugen. — Dieses finden wir auch in dem Neuen Testament, einem von den mancherlei Büchern, die von Religion und Tugend unter dem Credit einer Offenbarung handeln, sehr geeignet als Zwischenmittel zur Erläuterung der Vernunftidee: es mag mit seiner Geschichte stehn wie es wolle. Wollten wir ihm freilich aufs Wort folgen, so müßten wir annehmen: ein jeder Christ müsse ein Jude sein, dessen Messias gekommen ist. Eine Erläuterung ist nothwendig: die allgemeine Menschenvernunft muß als das oberste gebietende Princip anerkannt und geehrt, die

Offenbarungslehre aber, worauf eine Kirche gegründet wird, und die der Gelehrten als Ausleger und Aufbewahrer bedarf, als bloßes aber höchst schätzbares Mittel der Ausbreitung geliebt und cultivirt werden.

Es klingt zwar bedenklich, ist aber keineswegs verwerflich, zu sagen, daß ein jeder Mensch sich einen Gott mache, ja nach moralischen Begriffen machen müsse, um an ihm den, der ihn gemacht hat, zu verehren. Denn auf welcherlei Art auch ein Wesen als Gott von einem Andern bekannt gemacht und beschrieben werden, ja ihm ein solches auch (wenn das möglich ist) selbst erscheinen möchte, so muß er diese Vorstellung doch erst mit seinem Ideal zusammenhalten, um zu urtheilen, ob er befugt sei, es für eine Gottheit zu halten und zu verehren. Aus bloßer Offenbarung, ohne jenen Begriff vorher in seiner Reinheit als Probirstein zum Grunde zu legen, kann es also keine Religion geben, und alle Gottesverehrung würde Idolatrie sein.

Abgötterei ist diejenige Religion, welche sich das höchste Wesen mit Eigenschaften denkt, nach denen noch etwas andres als Moralität die Bedingung sein könne, seinem Willen in dem, was der Mensch zu thun vermag, gemäß zu sein. Alles was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist Afterdienst. — Wirkungen der Gnade in sich hervorbringen, himmlische Einflüsse in sich wahrnehmen zu wollen, ist Schwärmerei. — Der Wahn, Gottes Rathschlüsse im Einzelnen zu wissen und durch das Bekenntniß derselben sich Gnade erwerben zu wollen, ist ebenso gegen die Religion wie gegen die Vernunft. — Wer ist der Ungläubige? der, welcher vertraut, ohne zu wissen, wie das, was er hofft, geschehe? oder der, welcher die Art der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus wissen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe aufgiebt? — —

Die Erläuterung der Religion durch die kritische Philosophie war die Wiederaufnahme des reinen Lutherthums, soweit es in einer aufgeklärten Zeit möglich war. Sehr verschieden von dem Naturalismus der Franzosen und dem alten Rationalismus der Wolffischen Schule, welche in der Natur Einheit fanden, ging Kant gleich Luther von der Sünde, dem Glauben und der Wiedergeburt aus. Luther hatte Himmel und Hölle, Sünde und Erlösung in das Herz aufgenommen; Kant führte sie in das Reich der Idee ein. Die französische Aufklärung hob mit dem Wunder auch den Glauben auf; Kant vertiefte vielmehr den Spiritualismus, indem er den Glauben auf sich selbst stellte, und alle Rücksicht auf Zweck, Lohn und Strafe verbannte. Der Gegensatz gegen den alten Glauben zeigt sich namentlich in der Leugnung alles persönlichen Verkehrs mit Gott, in der Geringschätzung des Gebets. Kant drückt sich sehr hart darüber aus.

„Bei dem Gebet ist immer Heuchelei, denn der Betende stellt sich die

Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden könne, da er doch nur ein Princip der Vernunft ist. Daher schämt man sich, beim Beten überrascht zu werden; daher hört derjenige, welcher große Fortschritte im Guten gemacht, auf zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen." Wenn also Kant auf der einen Seite sich gegen die Spinozisten kehrt, bildet er auf der andern den Gegensatz gegen Lavater und seines Gleichen.

Kant's Schüler zogen seinen Rationalismus wieder ins Triviale: es blieb ihnen nur das todte Register der Kategorien, das sie der Unbequemlichkeit des eignen Denkens überhob; die Virtuosität der Analyse, bei Kant aus dem Tiefsten geschöpft, wurde bei ihnen ein leeres Spiel mit fertigen Begriffen. Die Theologen, die auf seine Ideen eingingen, vergaßen, bei der Auslegung der Schrift das Historische vom Symbolischen zu sondern. Gleichwohl erlangten sie die Herrschaft auf den Universitäten.

Der namhafteste von ihnen, Paulus, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg, eine halbe St. von Stuttgart, stammte aus einer alten Pastorfamilie; die Mutter hatte er früh verloren, der Vater wurde Sept. 1771 wegen schwärmerischer Gesichte abgesetzt (ob absurdas phantasmagoricas visiones divinas cassatus); gegen die Kinder war er von der äußersten Strenge. Die Lieblingslectüre des Knaben waren Siegwart und Sophiens Reise. Seit 1775 auf den Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen vorgebildet, kam er Dec. 1779 auf die Universität Tübingen, studirte Theologie und nahm nach bestandener Prüfung 1789 eine Hauslehrerstelle an. — Eine Uebersetzung des Hohen Liedes 1787 ist schon streng rationalistisch: „Der Glaube des Christen ist, wenn wir alles zusammenfassen, die richtigste Anwendung der gebesserten Vernunft in bestmöglicher Betrachtung aller beseligenden Wahrheiten und in thätigster Ausübung aller daraus fließenden Menschenpflichten. Geistige Gottesverehrung und Glaube sind ganz gleich bedeutende Ausdrücke, sowie Gottesverehrung nichts anderes als das Bestreben des Menschen, die edlen Zwecke seines Daseins zu erfüllen. Niemals steht der Glaube des Christen im Gegensatz gegen Vernunft, und nur der unglückseligste Mißverstand konnte diese unwürdige Meinung unterhalten. Christus' Lehre sucht nicht Erstickung des menschlichen Forschungstriebes" u. s. w. — Zum Theil in Folge dieser Schrift erhielt er ein Reisestipendium, und machte sich auf, hauptsächlich um überall die Erziehungsanstalten und die kirchlichen Einrichtungen und Gesetze zu prüfen. Er besuchte Schubart auf dem Hohenasperg, Salzmann in Schnepfenthal; in Weimar (22. Juni) hielt er sich hauptsächlich an Herder, doch wurde er auch bei Wieland und Musäus wohl aufgenommen; in Jena bei Reinhold, Griesbach; in Halle (15. Juli) verehrte er sein Vorbild Semler (jetzt 62 J. alt, † 14. März 1791), dann Eberhard,

Niemeyer, Sprengel; auch Bahrdt trieb noch sein Wesen als Professor. Halle hatte damals 1200 Studenten, noch mehr als Jena. In Leipzig schloß er sich an Platner an; in Berlin (17. Aug. bis 21. Sept.) imponirte ihm besonders Spalding, auch v. Rochow der Kinderfreund erregte seine Aufmerksamkeit. In Göttingen studirte er eifrig; 6. Oct. 1787 bis 17. März 1788, unter der Leitung von Heyne und Kästner. Dann in Leyden, Oxford, Cambridge, Paris; 14. Nov. 1788 war er wieder in Stuttgart. — 15. April 1789 erhielt er einen Ruf nach Jena, an Stelle des Orientalisten Eichhorn, und heirathete 2. Juni seine Cousine, die er schon als Hofmeister geliebt, wider den Einspruch seines Vaters, aber nach streng moralischer, etwas redseliger Prüfung aller Umstände. 12. Juni eröffnete er in Jena seine exegetischen Vorlesungen, in denen er hauptsächlich auf die klimatischen Unterschiede der Religionsbegriffe und die Wundersucht des Orient aufmerksam machte. Er suchte in den biblischen Geschichten die Thatsachen beizubehalten, aber alle Wunder natürlich auszulegen. Den Studenten war er nicht Kantianer genug, sie hätten auch hebräische Grammatik nach den Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität lernen mögen. Zugleich übernahm er die ganze theologische Kritik in der L. Z., und gründete das „neue Repertorium für Theologie," an dem sich alle namhaften Rationalisten betheiligten. — An seinen Landsmann Schiller schloß er sich sehr innig an; mehr noch Caroline, seine Frau, geb. 14. Sept. 1767, die auch bei Goethe sehr gut angeschrieben war:*) sie schrieb unter dem Namen Eleutheria Holberg mehrere beliebte Romane.

Das epochemachende Werk, in welchem Paulus seine Ueberzeugungen zuerst zusammenfaßte, war der Clavis zum Jesaias, 1793: die Propheten erscheinen darin als kluge Leute, die gut zu combiniren verstanden. Als er Oct. 1793 in die theologische Facultät eintrat, und die symbolischen Bücher beschwören sollte, nahm er Anstand; man fand endlich den Ausweg, daß er vorher eine Rede hielt, in welcher er den Sinn dieser Verpflichtung erläuterte: das Versprechen der Orthodoxie sei nichts anderes, als das Versprechen eines rechtschaffenen Verhaltens bei Untersuchung der Wahrheit. Daneben commentirte er den Spinoza, den er als angemessene Einleitung zum Christenthum betrachtete. Vom eisenacher Consistorium liefen 10. Jan. 1791 heftige Beschwerden ein, Meiningen schloß sich an, Herder suchte zu vermitteln; der Herzog entschied endlich, die ganzen Acten bei Seite zu legen.

*) Als sie einmal ernstlich krank war, schreibt Goethe 19. März 1802: „Die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweiten Mal zusammenbringt."

Schon in den Aushängebogen studirte Schiller die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ mit großer Befriedigung.*) Fortwährend krank, duldete er doch in seinen philosophischen Arbeiten keine Unterbrechung; mehrere junge Magister, mit denen er zusammen speiste, erleichterten ihm das Verständniß. Die Idee eines Epos über Friedrich den Großen hatte er aufgegeben: „ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen.“ Dagegen dachte er an Gustav Adolf; seine „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“, die das große Verdienst hat, im gebildeten Publicum die protestantische Sache historisch gerechtfertigt zu haben, ohne doch die nationale Seite der Frage zu übersehn — das Urtheil über Gustav Adolf's rechtzeitigen Tod ist sehr bedeutend — brachte ihm diesen Stoff näher, mehr noch freilich den Wallenstein. Einen vaterländischen Stoff würde er vorziehn: „kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellung seinem Vaterland entfliehn. „Ein philosophischer Gegenstand“ (wozu Körner ihm gerathen hatte) „ist schlechterdings für die Poesie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen soll.“ Freilich dachte er daran, eine Theodicee zu schreiben, die ganz poetisch sein sollte; mehr beschäftigte ihn der Gedanke einer Aesthetik in künstlerischer Form. So traf ihn W. v. Humboldt, der Jena April 1793 besuchte, und in dem Menschen ganz den Idealisten fand, den er im Dichter sah. In der Kenntniß der Griechen und der Philosophen konnte er ihm sehr behilflich sein, sie verabredeten für das nächste Jahr eine längere Zusammenkunft.**)

Bei der Revision seiner Gedichte erlitten namentlich die „Götter Griechenlands“ eine wesentliche Umgestaltung; viele Härten wurden gestrichen, der Schluß gab dem Ganzen eine völlig neue Wendung. „Ja sie kehrten heim, und alles Schöne, alles Hohe nahmen sie mit fort, alle Farben, alle Lebenstöne, und uns blieb nur das entseelte Wort. Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben sie gerettet auf des Pindus Höhn: was unsterblich im Gesang

*) Um dieselbe Zeit schickte Herder an Jacobi eine Erläuterung der Ausgießung des heiligen Geistes; Jacobi fand sie (7. Dec. 1793) geistreich genug: „etwas schlüpfrig wird das philologische Verfahren wohl allemal, wenn es sich mehr vornimmt, als nur den Geburtsort der Begriffe, die Anschauungen, aus denen sie hervorgingen, zu entdecken. Zu Deinem Pfingsttag kann ich keine Andacht haben, ich bin an Mißmuth und Unglauben ein zweiter Salomo. Und was Deine heilige Kirche betrifft, so höre ich zwar auch wohl läuten, weiß aber nicht, wo die Glocke hängt.“

**) „Ich bin jetzt nicht productiv,“ schreibt Humboldt an Caroline, „alle meine Pläne sind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit sie zu vollenden hinreicht. Indeß vergeht das Leben schön und leicht, und mir war's nie um die Werke sonderlich zu thun.“

soll leben, muß im Leben untergehn." — Schiller bleib insofern auf seinem alten Julianischen Standpunkt, als er behauptet: die griechische poetisch-religiöse Weltanschauung (d. h. dieselbe, welche der Dichter der Freigeisterei, der Resignation und der Freude als Gegensatz gegen den christlichen Spiritualismus postulirt, welche Julius pantheistisch entwickelt, und welche nun die erste flüchtige Lecture der Griechen als etwas einmal wirklich Gewesenes zu bestätigen scheint) — diese Weltanschauung ist schöner als die unsrige. — Aber sie ist noch schöner für uns, als sie für die Griechen war, weil wir mit dem Genuß eines solchen Bildes zugleich den Genuß der Sehnsucht um dieses Bild empfinden, und weil die Ferne es verklärt. Der wahre Genuß des Lebens — auch der Religion — ist nur im Bilde; nur das „Reich der Formen" macht uns glücklich, denn es befreit die Seele und giebt ihr das Gefühl des Erhabenen. Der Dichter hat die Bedeutung des freien Spiels für das ideale Leben der Menschheit erkannt; er hat die Aufgabe der modernen (sentimentalen, romantischen) Kunst und ihre Berechtigung der griechischen gegenüber begriffen.

In dieser Einsicht unterstützte ihn die Kantische Philosophie. In der Abhandlung „über die tragische Kunst" zeigt Schiller die Nothwendigkeit, das Gefühl der Zweckwidrigkeit, das unser Mitleid bedingt, in das einer höhern Zweckmäßigkeit aufzulösen. „Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal ist immer demüthigend für freie Wesen. Dies ist es, was uns auch in der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrigläßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten Stufe löst sich auch dieser: wenn die Unzufriedenheit mit dem Schicksal sich in die Ahnung einer teleologischen Verknüpfung der Dinge verliert ... Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihr so weit voranleuchtete. Der neuen Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen. Müssen wir Neuern darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, ist der philosophische Genius des Zeitalters der Poesie nicht günstig, so wirkt er weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Cultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte."

Das „radicale Böse" gab den Pantheisten — Goethe und Herder — noch ärgern Anstoß als „der kategorische Imperativ": es war der entscheidende Punkt, in dem die beiden Glaubensbekenntnisse auseinandergingen. Freilich hätte der Dichter des Tasso auch etwas vom radicalen Bösen wissen können,

aber für den Anhänger Spinoza's giebt es nur ein relatives Böse, das Weltganze kennt keinen Mißklang. Eine Philosophie dagegen, der Freiheit das Höchste ist, wird den Contrast zwischen Sittengesetz und Naturgesetz so grell ausmalen als möglich. Hier war Schiller mit seiner zugleich poetischen und speculativen Anlage der geeignete Vermittler.

In der Abhandlung „über Anmuth und Würde" (Juni 1793), die der Vorläufer seines größern Werks über Aesthetik sein sollte, bespricht er das Princip des Kantischen Sittengesetzes mit voller Anerkennung, ja mit Begeisterung. „Aber vorgetragen ist die Idee der Pflicht mit einer Härte, die alle Grazien zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem freien Geist unter allen die empörendste sein muß, so hat er selbst durch grelle Entgegensetzung der beiden auf den Willen des Menschen wirkenden Principien Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann nach den von ihm geführten Beweisen kein Streit mehr sein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, so scheint ihn in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine subjective Maxime geleitet zu haben, die aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist. Wie er die Moral seiner Zeit vorfand, mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt; auf der andern ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war (Posa). Er richtete also dahin, wo die Gefahr am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetz, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrheit zurechtzuweisen; Erschütterung forderte die Cur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung, und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken zu erregen. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht ertragen."

„Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? .. Mußte schon durch die imperative Form die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden? War es bei dieser Form wohl zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die der Mensch als Vernunftwesen sich selbst giebt und die dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühl verträglich ist, nicht den Schein eines fremden Gesetzes annahm? — Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehn darf. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht."

„Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit ist blos eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann." — Und dieser Idee sich zu nähern, giebt es nur ein Mittel: Neigung und Sinnlichkeit so lange unbedingt zu bekämpfen, bis sie sich dem vernünftigen Willen völlig unterworfen haben und mit ihm eins geworden sind. Dann fehlt der Neigung die Würde, dem Willen die Anmuth nicht mehr."

„Ich gestehe gern," erwidert Kant, der die Abhandlung mit Meisterhand geschrieben nannte, „daß ich dem Pflichtbegriff gerade um seiner Würde willen keine Anmuth beigesellen kann. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf Sinai) flößt Ehrfurcht ein. — Aber die Tugend, d. h. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr als alles, was Natur oder Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich in das Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern dazu hergeben wollen. — Fragt man

nun, welcherlei ist die ästhetische Beschaffenheit, gleichsam das Temperament der Tugend, muthig, mithin fröhlich, oder ängstlich gebeugt und niedergeschlagen? Es ist kaum eine Antwort nöthig. Die letztere sklavische Gemüthsstimmung kann nie ohne einen verborgenen Haß des Gesetzes stattfinden, und das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht (nicht die Behaglichkeit in Anerkennung desselben) ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung, selbst in der Frömmigkeit, die nicht in der Selbstpeinigung des reuigen Sünders (welche sehr zweideutig und gemeiniglich nur innerer Vorwurf ist, wider die Klugheitsregel verstoßen zu haben), sondern im festen Vorsatz es künftig besser zu machen besteht, der durch den guten Fortgang angefeuert eine fröhliche Gemüthsstimmung bewirken muß, ohne welche man nie gewiß ist, das Gute auch liebgewonnen, d. h. es in seine Maxime aufgenommen zu haben."

Zur Unterdrückung des „radicalen Bösen" ist allerdings die Zucht des Gesetzes nöthig; aber diese Zucht muß ein Ende nehmen; es ist nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, daß ein Moment der Wiedergeburt eintritt, der das Gesetz aufhebt. Der kategorische Imperativ muß seiner Aeußerlichkeit sich entkleiden, er muß mit dem Gefühl eins werden; der Mensch muß wieder aus der vollen innern Nothwendigkeit seiner Natur handeln. Dies muß namentlich dem dramatischen Dichter einleuchten: er kann nur solche Charaktere gebrauchen, die in jedem Augenblick so handeln müssen, wie er sie handeln läßt. Nur die unbedingte Gewalt der Natur ist tragisch darstellbar und eines Conflicts mit dem Schicksal fähig, und wenn wir auf die letzten Gründe zurückgehn: nur das (auch dem verdorbenen Menschen eigene) geheime Wohlgefallen am Guten, wenn er es interesselos betrachtet, rechtfertigt die Allgemeingiltigkeit des kategorischen Imperativs.

In den „Annalen" zählt Goethe unter den Gründen, die ihn gegen Schiller verstimmten, auch „Anmuth und Würde" auf. „Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Licht; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener." Diese Stellen aufzusuchen, dürfte wohl vom größten Interesse sein.

Schiller beschreibt die Vorzüge derjenigen Schönheit, welche durch Freiheit nie gestört wird. „Aber," setzt er hinzu, „als bloßes Naturproduct hat diese ihre bestimmten Perioden der Blüte, der Reife und des Verfalls, und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmälig über die Form Meister wird und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet." — „Etwas Aehnliches geht zuweilen mit dem Genie vor. Nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird das Genie mehr als die erworbene Kraft des Geistes bewundert. Die Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinausliegen. Aber wie es der Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stellvertreterin heranzuziehn, ebenso dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können: dadurch, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts als was Form ist sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen und sie ersticken. — Die Erfahrung liefert reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichtern, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte." — Man erschrickt, wenn man an die Möglichkeit denkt, diese Sätze auf Goethe zu deuten. Und doch findet sich keine andere Stelle, und doch empfindet man, daß Goethe's Ahnung nicht ganz auf falscher Fährte ging.

Noch härter sprach sich Schiller aus in dem Aufsatz über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, der erst Nov. 1795 erschien, aber bereits Oct. 1793 geschrieben war.*) „Es hieße Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem Schöngeist zum leich-

*) In Schwaben, wohin sich Schiller schon lange gesehnt hatte, und wohin er mit seiner Frau 17. Juli 1793 abgereist war. Bis zum 15. Sept. hielt er sich in Heilbronn auf, dann zog er nach Ludwigsburg; der „alte Herodes" starb während

ten Spiel dienen sollte. Es ist bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Wo der Geschmack der alleinige Richter ist, wird man gleichgiltig gegen die Realität der Dinge und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Cirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Garve hat in seiner „Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten" unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Competenz desselben zum Umgang mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob dieses Vorrecht auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings Gewinn heißen könne, bezweifle ich. Wenn es freilich bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet und der Adelige repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird. — Größer noch als die Nachtheile, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen, sind eben diese Anmaßungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben. Belletristische Willkür im Denken verfinstert den Verstand; eben diese Willkür auf Maximen des Willens angewandt, verdirbt das Herz. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut. — Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Dadurch bewirkt er zwar, daß die Begierden sich veredeln, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehn. Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiel sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens wird un-

seiner Anwesenheit. Auch seine Schwägerin Caroline und W. v. Wolzogen fanden sich dort ein. — Mit Fr. v. Kalb war schon Mai 1793 ein freundliches Verhältniß wiederhergestellt.

vermerkt als ein Contract angesehn, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will. Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn gesichert ist. Selbst der edelste Affect des Menschen, die Liebe, weiß sophistisch die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür stehe. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir ihr verächtliches Opfer sind. — Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil seine geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn regiert, wird er zu Grabe gehn, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen."

Einer Aufforderung des Gr. Bernstorf folgend, begab sich Lavater Mai 1793 nach Kopenhagen. Pfenninger war im vergangenen Jahr gestorben, mit Häseli (jetzt in Dessau) hatte er sich überworfen; desto freundschaftlicher correspondirte er mit Reinhold. Als er Ende des Monats in Weimar und Jena ankam, führte ihn der Letztere bei Wieland ein; auch Herder sah er. Kant erklärte er für den größten Denker seiner Zeit und für einen der größten Menschen aller Zeiten: nur auf der höchsten Höhe, die ein

Sterblicher zu erreichen vermag, könne man solche Wahrheiten entdecken, wie Kant in der Kritik der Urtheilskraft. — Goethe, noch im Lager vor Mainz, schrieb an Herder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß; laßt ihn liegen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen: auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß ist ihre Nase wie auf eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen." Und an Jacobi: „Lavater hat unterwegs den Philosophen des Tages gehuldigt. Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthür in die Wohnung des gesunden Menschenverstandes wieder hereinlassen. Er versteht sein Handwerk, und weiß, mit wem er sich zu alliiren hat. Uebrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spionirt, unser entschiedenes Heidenthum hat ihn aber, sowie das allgemeine Mißtrauen, bald verscheucht." — Mit besonderer Begeisterung sprach Lavater von der Herzogin Luise.

In seinem Reisetagebuch wird erzählt „von einem spottreichen, genialen Freigeist, der oft große Blicke auf Christenthum und Evangelium hatte, die gewöhnlichen Freigeister bitter haßte, und mehr noch die deïstisirenden Theologen; der von dem Christenthum als von einem großen antiken Tempel sprach (den er zwar zu besuchen jetzt weder Lust noch Bedürfniß habe), der schlechterdings nicht auseinandergelegt, sondern als ein harmonisch groß gebauter Tempel angenommen werden müsse; oder auch als eine uralte Epopöe ... Ein tiefer Menschenkenner habe von diesem Mann geweissagt: dieser Saulus wird noch ein Paulus; der Herr scheint ihn berührt zu haben, und wen er einmal berührt, den läßt er nicht mehr." —

Reinhold schrieb ihm nach seiner Abreise: „Seitdem die Kritik der reinen Vernunft mich in Stand gesetzt, das Wahre wie das Falsche im Naturalismus und im Supranaturalismus zu suchen und zu finden, sah ich in Ihnen einen Mann, mit dem ich in der Hauptsache wie mit Wenigen einverstanden bin; den ich nur solange mißverstanden habe, als ich das Eine was Noth ist nach unrichtigen Begriffen dachte; das er wohl noch durch unrichtige Begriffe von entgegengesetzter Art denkt, aber durch die richtigsten Gefühle wie nur äußerst wenige kennt; den Mann, dessen theoretische Vernunft zwar durch eine übermächtige Phantasie unterjocht, aber dessen so gewaltige Phantasie in jedem Fall, wo es auf Maximen des Wollens, aufs Handeln ankommt, durch

die gesundeste praktische Vernunft beherrscht wird, in dessen veredelter Schwärmerei ein heilsames Gegengift gegen den unedlen Kaltsinn der Afterphilosophie bereitet ist, und der in einem Zeitalter, das den Eigennutz sogar zum Princip der Sittenlehre erhoben hat, und keine Realität, die sich nicht mit Händen greifen läßt, anerkennen will, den der Humanität so wesentlichen Respect für das Unsichtbare zu predigen, zu beleben und zu verbreiten gesandt ist. — Wir kamen überein, daß die Gottheit in einem uns schlechterdings unzugänglichen Licht wohne, daß wir den Unterschied zwischen dem uns unbegreiflichen Wesen der Natur und dem ebenso unbegreiflichen Wesen der Gottheit nur durch einen Glauben erreichen können, dessen vornehmster Inhalt und Gegenstand die personificierte Heiligkeit der Humanität ist als das Mittelwesen zwischen Gott und uns, in welchem wir das Einzige, was uns von der Gottheit zu begreifen möglich ist, das Sittengesetz als Willen der Gottheit und zugleich als Charakter der Humanität geoffenbart antreffen."

Durch seine Verbindungen in Kopenhagen bewirkte Lavater die Berufung Reinhold's nach Kiel; Reinhold nahm für Ostern des folgenden Jahres an. — Lavater berührte auch Eutin, wo Voß und Stolberg im Ganzen freundlich miteinander verkehrten, obgleich der Letztere sich über den Deismus und die intolerante Toleranz des Freundes nicht selten bitter beklagte. Nach Lavater's Abreise (30. Juli) kam die Fürstin Galizin an; ihr Einfluß auf Stolberg war nicht ungünstig, sie gewöhnte ihn an einen einfachen Haushalt; Voß fand sie angenehm und natürlich, nahm aber doch an ihren katholischen Gebräuchen Anstoß. Gleichzeitig zeigten sich Büsch aus Hamburg, Ebert aus Braunschweig, Reichardt aus Halle; später die Gebrüder Droste, die einen geweihten Stein mitbrachten. Wenn mit ihnen Stolberg sich in die Mysterien der katholischen Kirche vertiefte, so stand er auf der andern Seite in Verdacht, zu den Herrnhutern zu neigen.

23. Aug. 1793 war Lavater wieder in Zürich. Vor ihm, im Juli, nach längerm Aufenthalt in Jena, war Baggesen angekommen, der seine Frau nach Bern führte. Auch Fichte war dort. — Als anerkannter Schriftsteller glaubte Fichte nun um so mehr die Hand seiner Geliebten annehmen zu dürfen, da die Vermögensverhältnisse derselben sich wieder geklärt hatten. „Welche Seligkeit bereitest Du mir Unwürdigen!" schrieb er aus Danzig 5. März, nachdem er seine Hauslehrerstelle aufgegeben. „Geuß, Du edle Seele! eine gehaltene Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredlung meines Brüdergeschlechts. — Ich habe große, glühende Projecte, nicht für mich. Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Mensch-

heit und für die Geisterwelt Folgen zu knüpfen. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei.... Ach ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausgesetzt und oft in einzelnen Augenblicken so sehr schwach — denn ich muß es Dir sagen, ich habe mir fest vorgenommen, ein rechtschaffener Mann im ganzen Sinn des Worts zu sein. Ich weiß, daß Dein Herz die Tugend nicht minder liebt als das meinige, aber Dein Geist ist nüchterner und weniger stürmisch; Du wirst oft nöthig haben, Wasser in mein Feuer zu gießen.... Leite mich die Hand des Weltregierers wie vorher! Und könnte sie mich anders als wohl leiten, da mich eins seiner vollkommensten Geschöpfe sein Schicksal mit dem meinigen zu vereinigen würdigt?... Nur der Augenblick, da ich mich Dir ganz hingeben und sagen werde, ich will nicht mehr mein, ich will ganz Dein sein, wie es ein Sterblicher einer Sterblichen sein kann! nur er ist's, auf welchen ich jetzt lebe, um dessen willen ich noch leben mag."

Nach einigem Aufenthalt in Berlin (März, April) reiste Fichte zu Fuß nach Zürich, wo er 16. Juni ankam. Die Reise hatte ihm gut gethan. „Schon einigemal ist das Ungeheuer Hypochonderie mir auf den Fersen gefolgt, ich weiß nun aus Erfahrung, wovor es flieht: strenge, angreifende Arbeit, und nach der Arbeit wieder lebhafte Zerstreuung, starke Fußreisen u. s. w." Er meldete nun seinen Eltern, auch Johanna's Oheim Klopstock seine Verlobung: „dem Einzigen, der im frühesten Knabenalter meinem Auge die erste Thräne der Rührung entlockte, der zuerst den Sinn für's Erhabene, die einzige Triebfeder meiner sittlichen Güte, in mir weckte!"

Die Hochzeit fand 22. Oct. statt; Fichte machte mit seiner Frau eine Reise nach der französischen Schweiz, wo er viel mit Baggesen und Fernow*) verkehrte. Beide waren mit Reinhold und durch ihn mit Lavater befreundet. Sie besuchten ihn 6. Dec. in Zürich und brachten ihn zu Pestalozzi. Beim Abschied schrieb ihm Fernow ins Stammbuch: „Gott sprach:

*) Fernow, Sohn eines armen uckermärkischen Bauern, geb. 19. Nov. 1763, war als fünfjähriger Knabe von einem jungen Fräulein auf ein Gut genommen, und wuchs dort unter sehr angenehmen Verhältnissen bis zum 12. J. auf; dann kam er als Copist zu einem Notar nach Pasewalk, wo es ihm schlecht ging, bis ein Gelehrter ihm seine Bibliothek öffnete. Leider schnitt er aus dessen Sammlung die Kupferstiche aus, entwich, als es entdeckt wurde, auf das Gut seiner Beschützerin. 14. J. alt gab man ihn zu einem Apotheker nach Anclam. Um den Werbern zu entgehn — er war ein hübscher, wohlgewachsener junger Mann, ging er nach Lübeck, 1786 wieder in die Apothele. Dort lernte er den Maler Carstens kennen, und wurde von ihm zur Kunstliebe angeregt; er hatte einiges Talent zum Portraitiren. außerdem ging er

es werde Licht! und es ward — Kantische Philosophie!"*) Fichte blieb bei Pestalozzi, dessen Erziehungssystem ihm aufs Aeußerste imponirte: die Menschheit durch principielle Umschaffung des Geistes zu verjüngen, erschien ihm als die höchste Aufgabe der Zeit.

Wenn die kleinbürgerlichen Verhältnisse in Zürich ihn anwiderten, so verfehlte doch der Aufenthalt in einer Republik seine Wirkung nicht. Die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten; Heliopolis, im letzten Jahr der alten Finsterniß", stimmt einen hohen Ton an, obgleich die Gesinnung nicht revolutionär ist. „Das Elend der Menschheit wird verbessert, entweder durch gewaltsame Sprünge oder durch allmäliges Fortschreiten. Durch gewaltsame Umwälzungen kann ein Volk während eines halben Jahrhunderts weiter vorwärts kommen, als es in zehn gekommen wäre; aber dieses halbe Jahrhundert ist elend und mühevoll; es kann ebenso weit zurückkommen und in die Barbarei des vorigen Jahrhunderts zurückgeworfen werden. Revolutionen sind stets ein Wagstück: gelingen sie, so ist der errungene Sieg des ausgestandenen Ungemachs wohl werth; mißlingen sie, so drängt ihr euch durch Elend zu größerm Elend hindurch." Sicherer ist allmäliges Fortschreiten zur größern Aufklärung. Hemmt man aber diese, so „bricht der zurückgehaltene Gang der Natur gewaltsam durch und vernichtet alles, was ihm im Wege steht, die Menschheit rächt sich auf das grausamste an ihren Unterdrückern." — Es folgt eine heftige Declamation gegen die Erbärmlichkeit der meisten Fürsten, wobei diejenigen ausgenommen werden, welche dies Buch nicht verbieten; eine Deduction der unveräußerlichen Menschenrechte, und ein Nachweis, daß ein Vertragsbruch von Seiten der Fürsten auch den Vertragsbruch von Seiten des Volks rechtfertige. Die Greuel der Revolution seien nicht Früchte der Denkfreiheit, sondern Folgen der vorhergehenden langen Geistessklaverei. Das seien die schlimmsten Feinde der Fürsten, die sie verführten, sich für Götter zu halten. „Wißt ihr, wem unsere tiefe Verbeugung, unser unterwürfiger Ton gilt? Dem Repräsentanten der Gesellschaft, nicht euch. Bekleidet einen Mann von Stroh mit eurer königlichen Kleidung, und wir werden nichts vermissen."

viel ins Theater und schrieb Prologe. Als Carstens 1788 nach Berlin ging, nahm Fernow seinen Aufenthalt erst in Ratzeburg, dann in Ludwigslust; lebte von Stunden, Portraits und Versen. Die Liebe zu einer jungen Dame führte ihn nach Weimar, und als die dortigen Pläne mißglückten, nach Jena, wo er Reinhold's eifriger Schüler wurde.

*) Baggesen und Fernow reisten nach Wien, wo sie 1. Jan. 1794 ankamen. Von Baron Herbert unterstützt, gelangte Fernow 29. Sept. nach Rom, wo er sich an Carstens anschloß.

Sept. 1793 schrieb Kant gegen den Grundsatz: „das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis!" Er forderte die Freiheit jedes Gliedes der bürgerlichen Gesellschaft als Mensch, seine Selbstständigkeit als Bürger und die Gleichheit vor dem Recht; er verlangte, daß die oberste Macht in der Gesetzgebung die Richtung auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft festhalte und den rechtlichen Zustand gegen äußere und innere Feinde sicher stelle. Er behauptete aber, daß alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Rebellion das höchste Verbrechen im Gemeinwesen wäre, weil es dessen Grundvesten zerstöre, und er behauptete es unbedingt.

Anders Fichte im ersten „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution", der, gegen die Politiker Rehberg und Brandes gerichtet, in demselben Monat erschien, anonym. Bei Uebersendung desselben an Kant schreibt er: „mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen." „Dinge sind zum Gespräch des Tages geworden, an die man sicher nicht dachte. Unterhaltungen über Menschenrechte, über Freiheit und Gleichheit, über die Heiligkeit der Verträge lösen zuweilen in glänzenden und glanzlosen Cirkeln die Gespräche von neuen Moden und alten Abenteuern ab. Man fängt an zu lernen." Aber er warnt davor, die neu gewonnenen Grundsätze gegen die bestehenden Staaten anzuwenden. „Daß die Verfassung der meisten nicht nur höchst fehlerhaft, sondern auch höchst ungerecht sei, und daß unveräußerliche Menschenrechte in ihnen gekränkt werden, davon bin ich freilich innigst überzeugt. Aber es läßt sich gegen sie vor der Hand nichts weiter thun, als ihnen zu schenken, was wir uns mit Gewalt nicht dürfen nehmen lassen; uns selbst aber Erkenntniß und Liebe der Gerechtigkeit zu erwerben und möglichst zu verbreiten. Mündigkeit der Freiheit muß von unten herauf kommen; die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen."

Die Frage: welches ist der Endzweck der Staatsverbindung? hängt von der Beantwortung folgender ab: welches ist der Endzweck jedes Einzelnen? Die Antwort muß sich auf das Sittengesetz gründen, nicht auf die Empirie. — „Rousseau, den ihr noch einen Träumer nennt, indeß seine Träume unter euern Augen in Erfüllung gehn, verfuhr viel zu schonend mit euch, ihr Empiriker! Unter euern Augen hat der menschliche Geist ein Werk vollbracht, das ihr für die unmöglichste aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn ihr fähig gewesen wäret, die Idee desselben zu fassen: er hat sich selbst ausgemessen. Ihr werdet noch oft nöthig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht seht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten

wirklich geworden ist. Was wollt ihr doch mit eurer Erfahrung? Stellt sie uns etwas anderes dar, als Kinder, gefesselte und Alltagsmenschen? Habt ihr den goldnen Flügel des Genius je rauschen gehört? habt ihr je ein kräftiges Ich will! eurer Seele zugeherrscht, und das Resultat desselben trotz aller Hindernisse hingestellt? — Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht! so will er nicht."

Die Empiriker spotten über die Idee des Contract social. „Freilich sieht man es unsern Staatsverfassungen, und allen Staatsverfassungen, die die bisherige Geschichte kennt, an, daß ihre Bildung nicht das Werk einer verständigen Berathschlagung, sondern ein Wurf des Ungefähr oder der gewaltsamen Unterdrückung war. Daß aber rechtmäßigerweise eine bürgerliche Gesellschaft sich auf nichts anderes gründen könne als auf einen Vertrag zwischen ihren Mitgliedern, und daß der Staat gegen das erste Recht der Menschheit sündige, wenn er nicht wenigstens hinterher die Einwilligung jedes einzelnen Mitglieds sucht, ist dem schwächsten Kopf darzuthun. — Um den Grund der Verbindlichkeit der Verträge zu entdecken, muß man den Menschen im Naturstand denken, von keinen äußern Verträgen gebunden, blos unter dem Gesetz seiner Natur, d. h. dem Sittengesetz stehend. Wenn auch ein solcher Naturstand in der wirklichen Welt nicht anzutreffen wäre — wer heißt euch denn unsere Ideen in der wirklichen Welt suchen? — Leider ist er nicht da; er sollte dasein. Keinen unter uns hat der Staat um seine Einwilligung gefragt; er hätte es thun sollen. — Ein fremder Wille verbindet nie." — „Es ist ein unveräußerliches Recht des Menschen, auch einseitig, sobald er will, jeden seiner Verträge aufzuheben; Unabänderlichkeit und ewige Giltigkeit irgend eines Vertrags ist der härteste Verstoß gegen das Recht der Menschheit an sich. — Jeder hat das Recht, aus dem Staat zu treten, sobald er will. Kann es aber Einer, so können es Mehrere. Diese stehn nun gegen einander und gegen den Staat, den sie verließen, unter dem bloßen Naturrecht. Wollen sie unter sich einen neuen Bürgervertrag auf beliebige Bedingungen schließen, so haben sie dazu das Recht. So ist ein neuer Staat entstanden: die zur Zeit nur noch einen Theil umfassende Revolution ist vollendet. Zu jeder Revolution gehört die Lossagung vom ehemaligen Vertrag und die Vereinigung durch einen neuen. Beides ist rechtmäßig, mithin auch jede Revolution, in der beides auf die gesetzmäßige Art, d. h. aus freiem Willen geschieht."

„Ihr sagt: da uneingeschränkte Monarchien sein sollen, so muß sich das menschliche Geschlecht schon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen lassen. Wir antworten: da sich das menschliche Geschlecht diese ungeheure Menge von Uebeln nicht gefallen lassen will, so sollen keine uneingeschränkten Monarchien sein. Ich weiß, daß ihr eure Folgerungen durch stehende Heere, durch schweres

Geschütz, durch Fesseln und Festungsstrafe unterstützt; aber sie scheinen mir darum nicht die gründlicheren." Freilich hat die allen Monarchien einwohnende Tendenz, „nach Innen uneingeschränkte Alleinherrschaft, nach Außen Universalmonarchie", mittelbar viel Gutes gewirkt. „Das Reiben des mannigfaltigen Räderwerks dieser künstlichen politischen Maschine von Europa erhielt die Thätigkeit des Menschengeschlechts immer in Athem. Es war ein ewiger Kampf streitender Kräfte von Innen und von Außen." „Die Betrachtung dieses mannigfaltigen Spiels kann dem denkenden Beobachter eine erweckende Gemüthsergötzung geben, aber befriedigen kann es den Weisen nicht."

Die Schäden der Militärverfassung werden mit Bitterkeit hervorgehoben.*) Im zweiten Heft geht es gegen die Aristokratie, hauptsächlich gegen das sentimentale Mitleid, welches der Philister dem herabgekommenen Adel zollt. „Unser Zeitalter ist im Ganzen weit empfindlicher gegen die Bedürfnisse der Meinung als gegen die der Natur; ein großes Heer unserer Bedürfnisse sind einzig Producte der Einbildungskraft." Es folgt eine Geschichte des Adels, nach constructiver Methode, sehr ausführlich, nicht gerade aus der Tiefe geschöpft. — Noch leidenschaftlicher sind die Angriffe gegen die Kirche. „Ich sage nicht, daß alle Stifter oder Erweiterer des kirchlichen Systems die Absicht, durch boshafte Mittel die Gewissen der Menschen zu unterjochen, sich immer deutlich gemacht haben. Nein: ängstlich gewissenhafte, schon vorher in Schrecken versetzte Gemüther gingen, vom Instinct geleitet, mit sich selbst den Weg, den sie nachher mit andern einschlugen; sie täuschten erst sich selbst, ehe sie andere täuschten. Eine Ungereimtheit, die nicht aufgegeben, sondern aus Angst und Furcht geglaubt werden muß, führt zu unzähligen, und je scharfsinniger der gewissenhafte Grübler ist, eine desto reichlichere Ausbeute von Träumen wird

*) Weniger Beifall wird finden, was unmittelbar darauf folgt. „Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger Staat, der mit allen übrigen im beständigen Krieg steht, auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechts aufgebaut: das Judenthum. Wir sehen, daß in einem Staat, wo der unumschränkte König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, der erste Jude, dem es gefällt, mich ungestraft ausplündert. Ihr könnt es nicht leugnen, und redet zuckersüße Worte von Toleranz und Menschenrechten und Bürgerrechten! Fällt euch denn nicht ein, daß die Juden, welche ohne euch Bürger eines Staats sind, der fester und gewaltiger ist als die eurigen alle, wenn ihr ihnen auch noch das Bürgerrecht in euern Staaten gebt, eure übrigen Bürger völlig unter die Füße treten werden? Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken. — Wohl weiß ich, daß man vor verschiedenen gelehrten Tribunalen eher die ganze Sittlichkeit und ihr heiligstes Product, die Religion, angreifen darf als die jüdische Nation."

er aus dem Land der Chimären zurückbringen. — Aber unsern heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres reinen Glaubens, die großentheils nicht mit derselben Ehrlichkeit eifern, muß ich eine Lehre geben. Wenn sie ihren Glauben dadurch zu behaupten suchen, daß sie etwa die abenteuerlichsten Sätze aufgeben, um ihn der Vernunft näher zu bringen, so ergreifen sie ein Mittel, das gegen ihren Zweck läuft. Sie erregen durch dies Nachgeben den Gedanken, daß wohl auch im Beibehaltenen Dinge sein könnten, die mit der Zeit würden aufgegeben werden. Indem sie ferner das System abkürzen und es von einem Theil seines Wunderbaren entkleiden, erleichtern sie die Uebersicht und Prüfung desselben. — Geht den umgekehrten Weg! jede Ungereimtheit, die in Anspruch genommen wird, beweist kühn durch eine andere, die etwas größer ist; es braucht einige Zeit, ehe der erschrockene menschliche Geist zu sich selbst kommt, und mit dem neuen Phantom, das anfangs seine Augen blendete, sich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu untersuchen; läuft es Gefahr, so spendet ihr aus dem unerschöpflichen Schatz eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geschichte wiederholt sich, und so geht es fort bis an's Ende der Tage. Nur laßt den menschlichen Geist nicht zum kalten Besinnen kommen! nur laßt seinen Glauben nie ungeübt! und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß sie eure Herrschaft überwältigen." — Mit der Auflösung der Kirche nimmt es Fichte sehr leicht. „Jeder kann der Kirche den Gehorsam aufkündigen, sobald er will. Sobald er ihr den Glauben kündigt, ist sie für ihn vernichtet; und was nicht ist, dessen Rechte könne nicht verletzt werden. Jeder, der aus der Kirche tritt, hat das Recht, sein Eigenthum, das dieselbe besitzt, zurückzufordern." So auch die Gesammtheit, der Staat. —

Es konnte Fichte nicht entgehn, daß sich Kant zu solchen Ansichten schwerlich bekennen werde. Das sittliche Gesetz und das Gesetz der Geschichte lagen bei diesem auseinander: die Geschichte erfüllt ihren Zweck durch eine gewisse List, ohne den Willen der Individuen; das Sittengesetz hat mit dem Zweck nichts zu thun, und der Einzelne hat sich nur an das Gewissen zu halten. Das Gewissen ist im Wesentlichen nur verbietend. Zum Schluß der „Religion" wird der Grundsatz aufgestellt: „man soll nichts auf die Gefahr wagen, daß es unrecht sei". „Ob eine Handlung überhaupt recht oder oder unrecht sei, darüber urtheilt der Verstand, nicht das Gewissen. Es ist auch nicht schlechthin nothwendig, von allen möglichen Handlungen zu wissen, ob sie recht oder unrecht sind. Aber von der, die ich unternehmen will, muß ich nicht allein urtheilen und meinen, sondern auch gewiß sein, daß sie nicht unrecht sei." Mit dieser Negation ließ sich Fichte nicht genügen. Er nahm den Zweck in das Sittengesetz, die Geschichte in das Gewissen auf: der Einzelne hat einzustehn für den Fortgang des Ganzen.

Noch andere Punkte des kritischen Systems gewannen für ihn ein anderes Licht, theils durch Jacobi's Schriften, theils durch Schulze's*) „Aenesidem" (1792), der die Waffen des Skepticismus gegen die Kritik wandte und das unmittelbare sinnliche Bewußtsein wiederherzustellen suchte. Das Buch machte auf Fichte einen großen Eindruck. „Es hat mich eine geraume Zeit verwirrt, Reinhold bei mir gestürzt, Kant mir verdächtig gemacht und mein ganzes System von Grund aus umgestürzt. Unter freiem Himmel wohnen geht nicht! Es half also nichts, es mußte wieder aufgebaut werden. Freuen Sie Sich, ich habe ein neues Fundament entdeckt, aus welchem sich die gesammte Philosophie sehr leicht entwickeln läßt. Kant hat die richtige Philosophie, aber nur in ihren Resultaten, nicht nach ihren Gründen. Dieser einzige Denker wird mir immer wunderbarer; ich glaube, er hat einen Genius, der ihm die Wahrheit offenbart, ohne ihm die Gründe derselben zu zeigen!"

„Unter vier Augen," schreibt er 6. Oct. 1793 an Prof. Niethammer in Jena, „bekenne ich Ihnen, daß ich mit dem jetzigen Zustand der kritischen Philosophie schlecht zufrieden bin. Meiner innigen Ueberzeugung nach hat Kant die Wahrheit blos angedeutet, aber weder dargestellt noch bewiesen. Dieser wunderbar einzige Mann hat entweder ein Divinationsvermögen der Wahrheit, ohne sich ihrer Gründe selbst bewußt zu sein, oder er hat sein Zeitalter nicht hoch genug geschätzt, um sie ihm mitzutheilen; oder er hat sich gescheut, bei seinem Leben die übermenschliche Verehrung an sich zu reißen, die ihm über kurz oder lang doch zu Theil werden mußte. Noch keiner hat ihn verstanden; die es am meisten glauben, am wenigsten; keiner wird ihn verstehn, der nicht auf seinem eignen Wege zu Kant's Resultaten kommen wird, und dann wird die Welt erst staunen. — Kant stützt das Sittengesetz auf eine Thatsache... Es giebt nur eine ursprüngliche Thatsache des menschlichen Geistes, welche die allgemeine Philosophie und die theoretische und praktische, ihre zwei Zweige, begründet. Kant weiß sie gewiß, aber er hat sie nirgend gesagt; wer sie finden wird, wird Philosophie als Wissenschaft darstellen. Der Erfinder wird keiner von denen sein, welche geeilt haben, ihr System nach dem Studium der bloßen Kritik der reinen Vernunft abzuschließen; und ich fürchte, daß keiner von diesen ihn je verstehn wird."

Das Buch über die Revolution war in der L. Z. günstig besprochen, Fichte hatte durch Baggesen's Vermittelung mit Reinhold einen zärtlichen Briefwechsel und ein förmliches Freundschaftsbündniß angeknüpft; Dec. 1793

*) Geb. 1761, Prof. in Helmstädt, später in Göttingen, wo er 1794 Feder's Tochter heirathete.

erging an ihn die Anfrage, ob er nicht Reinhold's Nachfolger werden wolle. Es waren hauptsächlich Geh. Rath Voigt und Hufeland, welche alle Bedenken beseitigten: „Ich habe erklärt," schreibt der Letztere an Fichte, „daß Sie die demokratische Partei nur in Rücksicht des Rechts und ganz in abstracto in Schutz nähmen, daß bei den Vorlesungen wenig von diesen Fragen die Rede sein würde, und daß Sie Mäßigung, Kälte und Klugheit genug hätten, unnütze und am unrechten Ort angebrachte Aeußerungen zu vermeiden." „Wahr ist es," schreibt Böttiger, „daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufsehen erregt." Gleichwohl wurde die Sache in Richtigkeit gebracht. „Fichte," schreibt Voigt 20. Febr. 1794 an Hufeland, „will sogleich derb auftreten, um sich seines Rufs würdig zu machen; er will drei oder vier Semester so fortfahren ohne zu verreisen; er will sein neues System während seiner Vorlesungen noch umbilden u. s. w. So werden wir also im Besitz der neuesten Philosophie bleiben und das Vorstellungsvermögen noch höher hinauf abstrahiren ... Er will sich ganz besonders an Sie halten; benutzen Sie das Zutrauen und helfen Sie, daß er die Politik, als eine danklose Speculation, bei Seite läßt."

Vor seinem Abgang aus Zürich trug Fichte den Entwurf seines neuen Systems in einer Privatvorlesung vor Lavater und andern züricher Notabilitäten vor; der Erstere schrieb ihm am Schluß, 25. April 1794, das Denkblatt: „Heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen; richtiger und sicherer prüfen, bestimmter alles bezeichnen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschaubarkeit bringen, die Kräfte des menschlichen Geistes mehr bewundern .... dies sollt' ich noch von dem schärfsten Denker, den ich kenne, gelernt haben. Lebenslang danke ich ihm dafür als Schüler, Freund und Mitmensch."

29. März 1794 reiste Reinhold nach Kiel ab; seine Zuhörer in Jena, geführt durch Erich v. Berger, den Sohn eines dänischen Generals (geb. 1772), einen strebsamen Jüngling, überreichten ihm ein Abschiedsgedicht; er hinterließ ihnen einen Sendschreiben, in dem er sie vor den Schlingen der Sophistik warnte, sie zur Tugend ermahnte, und die echte Philosophie als Quelle aller gesunden Moral und Religion darstellte. Gleich nach seiner Ankunft in Kiel (wo z. B. Baggesen sein College war) richtete er unter den Studenten ein Ehrengericht ein, und gründete eine Gesellschaft zur Förderung tugendhafter Gesinnungen, für die er auch im übrigen Deutschland warb.

14. April erschien in Berlin ein Edict, daß alle Aufklärer, die gegen die frühern Verordnungen gehandelt, künftig ohne Rücksicht als Widerspenstige belangt werden sollten. 14. Sept. wurde verordnet, daß alle neu anzustellenden Lehrer sich verpflichten müßten, dem durch die symbolischen Bücher festge-

setzten Kirchenglauben in ihren Vorträgen treu anzuhängen. Kant (eben hatte er eine vortreffliche Satire „das Ende aller Dinge" veröffentlicht) erhielt 12. Oct. eine Cabinetsordre, die ihn wegen Herabwürdigung christlicher Lehren zur Verantwortung zog, und ihm unter Androhung allerhöchster Ungnade verbot, dergleichen Schriften zu veröffentlichen. In einer übrigens sehr würdigen Antwort versprach er „als Sr. Majestät getreuester Unterthan" (der 71 j. Greis dachte doch vorsichtig an den Fall, den König zu überleben!) über Religion überhaupt nichts mehr drucken zu lassen. Die Zahl der Anhänger (Thibaut aus Göttingen z. B. hielt sich 1793 1 J. in Königsberg auf) und Gegner hatte sich immer vermehrt; unter dem Titel „Geschichte eines dicken Mannes" schrieb 1794 Nicolai eine läppische Spottschrift gegen den transcendentalen Idealismus.

Seine Beklommenheit dieser neuen Philosophie gegenüber sprach Jacobi in dem „Sendschreiben an Erhard O." aus, in der 2. Ausg. des „Allwill" 1792. — Er verstehe nicht die Befriedigung, mit der man sich mit dem negativen Resultat, man könne über die höchsten Fragen nichts wissen, beruhige. Freilich seien es nur Träume und Schatten, die auf das Höchste deuten. „Denn wo ist Dasein und Leben in sich, wo ist Freiheit? Wahrlich nur jenseit der Natur! Innerhalb der Natur ist alles unendlich mehr im andern als in sich, und Freiheit nur im Tode." — „Ich habe mich hieran oft bis zur Verzweiflung versucht. und jedesmal nur ein neues Räthsel, das Räthsel meiner unheilbaren Unwissenheit erbeutet. Könnte der Mensch seine Ansprüche an wirkliches Dasein fahren lassen, längst hätte ich die meinigen, über all den hart abschlägigen Antworten, die von der Natur, von der Geschichte, von meiner Vernunft mir und meinem Herzen zu Theil wurden, aufgegeben. Je mehr wir lernen, desto weniger begreifen wir; desto betroffener stehn wir zwischen Himmel und Erde da; desto verlegener in uns selbst! — Ganz so unwissend, wie ich Dir sage, bin ich. Unwissend in einem Maß, daß ich den bloßen Zweifler verachten darf! — Dennoch, weit entfernt, mit dieser überschwenglichen Unwissenheit mich zu brüsten; sie zu verwechseln mit der Wahrheit, deren Verheißung ich im Busen trage; ihr, von Hochmuth trunken, Tempel und Altäre zu weihen, und die sinnloseste aller Abgöttereien aufzurichten: demüthigt mich vielmehr ihr Bewußtsein bis zu einer Schwermuth, die sich zwar mit keinem Hohn verträgt; wohl aber zum Lachen halber Wisser und Nichtwisser sagen möchte: du bist toll!" — „Nur soviel ist Gutes am Menschen, nur insoweit ist er sich und andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnen und zu glauben hat. Es liegt in der Natur des endlichen, nur mittelbar d. h. sinnlich erkennenden Wesens, daß ihm Wahrheit, daß ihm eigentliches Dasein und Leben so wenig ganz aufgedeckt als ganz verborgen

sein kann. — Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren ist Glaube." —

In einem andern Aufsatz (Febr. 1793), der später als „zerstreute Ergießungen eines einsamen Denkers" in den Horen abgedruckt wurde, suchte er sich mit der öffentlichen Meinung zu verständigen. „Wir sind geneigt, die Gewalt der Meinung aus der Menge der Meinenden zu erklären, die Meinung selbst aber als etwas an sich Leeres zu verachten. Der oft schnelle Wechsel der Meinungen und der sonderbare Umstand, daß sich die gedankenlosesten gewöhnlich als die hartnäckigsten beweisen, scheint das Urtheil, welches die Meinungen überhaupt in die Classe der Gespenster setzt, zu rechtfertigen. — Aber von den Meinungen, die einmal gewaltig waren, ist nicht eine ein bloßes Gespenst gewesen. Die ursprüngliche Energie der Meinung ist die Energie des Lebens selbst. Daß jeder Mensch in dem, was ihm Wahrheit ist, sein Leben hat, darin hat die Gewalt der Meinung ihren Ursprung. — Mehr oder minder zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weswegen auch nie ein Mensch durchaus einerlei Meinung mit einem andern Menschen werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Gewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteste von der Welt sein, und darum nicht im geringsten weniger Nachdruck beweisen, wenn die Meinung nur lebendig ist; denn in unsrer eigenthümlichen, lebendigen Meinung, sie sei beschaffen wie sie wolle, erkennen wir uns, sie allein macht uns unser Dasein wahr und wirklich. — Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus sinnlose Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meinung oder Maxime sind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie verkehrt er in der Folge auch erscheinen mag, ist bei seinem Ursprung ein wahrer Glaube, d. h. ein nothwendiges Resultat der Verhältnisse gewesen, worin jene Menschen, bei denen er entstand, sich gegen Gott, Welt und Mitmenschen befanden."

„Ganz und rein kann der Mensch die Wahrheit nicht empfangen; er sieht sie nur im Bilde, in einem Bilde, das ihm gleich ist. Laßt uns keine ihrer Erscheinungen verachten! aber auch keine so verehren, als wäre sie in eigner Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und ein für allemal erschienen wäre. — Diese oder jene einzelne Sprache kann geschickter als die andere sein, den Geist des Menschen außer ihm darzustellen; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß sie das Todte und Tödtende des Buchstabens nicht mehr an sich hätte. Dieser ist und bleibt, wie alles Körperliche, in sich finster und leblos. Wenn es sich nun mit dieser unmittelbarsten und geistigsten der Formen und Einsetzungen so verhält: wie nicht ebenso mit allen an-

dern? wie nicht auch mit den Formen und Einsetzungen positiver Religionen und Gesetzgebungen? — Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung mit einander gemein, und sie unterscheiden sich in ihren Zufälligkeiten von einander wie die verschiednen Sprachen. — Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Umbildungen für das wesentliche Wahre und das wesentliche Gute selbst zu halten; weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da sein werden; je aufhören werden Geist zu sein, um lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: — o daß wir alle einmal von dieser Weisheit erfüllt sein möchten!"

„Entziehe dem Gesetz, der Angewöhnung, dem Vorurtheil das Leben, das sie von dem Trieb, der sich so gestaltet hatte, nahmen, und sie werden Schatten und verschwinden. Die lebendige Hand entzieht sich einer todten, die sie nicht mehr braucht; der Trieb dem Gesetz, das seiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß ist. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit ist wie die Macht der Triebe, sie ist ihre todte Hand, und sie ist stark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann sich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anstalt gegen lebendige Angriffe bestehn."

„Blicke umher, was siehst Du? Lauter Gestalten, aus denen der Bildungstrieb, der sie hervorbrachte, entwichen ist. Sie bewegen sich noch, aber sie athmen nicht mehr. Anderswo ist die Seele, die ehemals sie belebte, und wirkt neue Gestalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, sie einholen, sie wieder erobern können? Sie vermissen sie ja nicht einmal! — Wenn Alles untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andere Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? es wäre ungereimt, es nur zu wollen. — Leider, eine sehr blutig gewordend Schwärmerei unsers Zeitalters! — Zuverlässig aber ist dies eine: daß der Mensch nur in dem, was er für wahr hält, leben, nur mit dem, was ihm gerecht scheint, Friede halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger als das Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas außer ihm, äußerliche Zerstörung; dieses will ihn in ihm selbst, im Innersten des Lebens tödten."

„Es giebt," schreibt er um diese Zeit, „nur zwei wesentlich von einander verschiedene Philosophien: Platonismus und Spinozismus. Zwischen diesen beiden Geistern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder von dem andern, so daß man ihm allein anhängen, ihn allein für

den Geist der Wahrheit halten muß. Was hier entscheidet, ist des Menschen ganzes Gemüth. Zwischen beiden sein Herz zu theilen, ist unmöglich; noch unmöglicher, sie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entsteht, da betrügt die Sprache, da ist Doppelzüngigkeit."

12. Jan. 1794 schickte Jacobi eine umgearbeitete Ausgabe seines „Woldemar" mit einer zärtlichen Widmung an Goethe, welche den frühern Ekel des alten Freundes an der ersten Ausgabe zu rechtfertigen schien. Aber es war die alte Quälerei, und Goethe konnte sich nicht entschließen, seine Meinung zu ändern. Desto begeisterter sprachen sich Lavater und Claudius über das „unsterbliche Werk" aus; auch Herder fand darin, abgesehn von ein paar „delicaten Punkten" eine „Summe alter und neuer Weisheit"; Stolberg vermißte den „warmen belebenden Hauch des Christenthums." „Ich sehe in der Bibel zwei Hauptvorstellungen, um welche sich alles dreht: beständige und unmittelbare Beziehung auf Gott, und Hinblick auf Christum als der Menschheit Haupt und einzigen Wiederhersteller. Alle Fäden der Geschichte des Menschengeschlechts werden vereinigt in diesem Punkt. Ihm setzt die Auferstehung Christi das Siegel Gottes auf, und das ist unsere Magna Charta. Wem das Siegel unverletzt bleibt, der kann jeden Faden zurückleiten bis zum Urgewebe in Gottes Hand; nimm das Siegel, alles fällt auseinander: Du staunst über den Bruchstücken einer ungeheuern Mosaikarbeit, die nun kein ganzes Gemälde ausmacht, und doch in ihren Theilen welchen Meister verräth! .. Tertullian hatte die Kühnheit zu behaupten, er wolle Jesu Lehre abschworen, wofern nicht jeder Christ, vor ein Götzenbild geführt, den einwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel sei. Das war ohne Zweifel eine große Vermessenheit, aber jene Verheißung Christi hat sich seit 18 J. bewährt und wird sich bewähren bis ans Ende der Tage; sie allein macht die Annahme des Glaubens zur Pflicht ... Unsere ganze Religion ist Mystik. Nimm ihr diese, sie zerfällt. Daher sie denn auch subjectiv bei all den saubern Lehrern schon längst zerfallen ist, welche sie auf Moral einschränken wollen."

Jacobi dagegen: „Ich halte alle Theologien nach ihrem mystischen Theil für gleich wahr, nach ihrem dogmatischen für gleich irrig, wenn auch nicht für gleich verderblich. Die verschiedenen Glaubenslehren verhalten sich zur Gottesfurcht und Tugend, wie sich die verschiedenen Staatsverfassungen zum Princip der Geselligkeit verhalten, dessen Dasein und Nichtdasein sie zugleich voraussetzen, und an diesem Widerspruch ihr Wesen haben."

Danach gestaltete sich auch ihr Verhältniß zur Fürstin Galizin anders. „Heb' o Geliebte!" singt Stolberg sie an, „heb' o Gesegnete des Herrn, auf deinen Schwingen zur ewigen Sonne, heb' o Geliebte mich empor!" Da-

gegen Jacobi, der sie April 1794 in Münster besuchte: „Ich fand sie, wie ich sie immer gefunden habe, gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem was sie erzählt. Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat sie abgelegt, dafür ist sie hetzender geworden und hat die Gicht des Mönchsthums in allen Gliedern ... Trotzdem liebe, bewundere und verehre ich sie unaussprechlich: es ist eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe, sie hat ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie steht ihr zur Seite, wenn sie nur winkt."

Den Franzosen zu entgehn, die gegen Düsseldorf vorrückten, siedelte Jacobi Oct. 1794 nach Hamburg über, wo er an Klopstock, Claudius, Schröder, den Reimarus, und den gräflichen Familien Reventlow und Schimmelmann eine ihm angemessene etwas kindisch gemüthvolle Geselligkeit fand. K. F. Cramer (42 J. alt), der Regierung schon lange als Demokrat verhaßt, war eben Landes verwiesen und etablirte sich in Paris, Gerstenberg, ganz Kantianer, schrieb eine „Theorie der Kategorien". Mit Voß, Claudius, Reinhold, Baggesen u. s. w. kam Jacobi, der seinen Aufenthalt zwischen Wandsbeck, Eutin u. s. w. theilte, in lebendigste Berührung; wichtiger war ihm das Verhältniß zu Weimar und Jena, wo inzwischen eine große Umwandlung eingetreten war.

Der erste deutsche Dichter, der in den Rang der Classiker aufgenommen wurde, war Wieland. Der unternehmende Buchhändler Göschen in Leipzig veranstaltete eine Gesammtausgabe, die so prachtvoll ausgestattet wurde, daß sie leicht die Deutschen in den Ruf eines reichen Volks bringen konnte; der verbesserte „Agathon" stand an der Spitze. Der Dichter war 61 J. alt. In der Vorrede (18. Mai 1794) erklärte Wieland, er habe seine schriftstellerische Laufbahn, die beinahe ein halbes Jahrhundert umfasse, begonnen, als eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, er verlasse sie, wie es scheine, mit ihrem Untergang. Ein Recensent nannte die Ausgabe „ein herrliches Monument, das typographische Kunst dem großen Dichter errichtet, welchem, insofern man alle Dichtertalente zusammen in die Wagschale legte, kein noch so verdienter Mitbewerber das Uebergewicht streitig machen dürfte". Zur Einweihung gab ihm Juli 1794 der Verleger in Dresden und Leipzig ein großes Fest, wobei der Dichter dem Kurfürsten von Sachsen vorgestellt wurde. Seine Tochter So-

phie schickte er mit Baggesen nach Zürich, wo sie im April d. f. J. Geßner's Sohn heirathete.

Gleichzeitig veranstaltete Göschen eine Prachtausgabe der Klopstock'schen Oden. Klopstock — 70 J. alt — hatte jetzt den alten Gegner als ebenbürtig anerkannt; gegen Goethe hegte er noch den alten Groll; mit Herder und Gleim stand er in zärtlichem Briefwechsel. Seine Unzufriedenheit mit der Revolution drückte er 16. Nov. 1791 in einem stolzen Schreiben an den Präsidenten des Convents aus. In einer Ode heißt es: „Wer an dem Frühlingsmorgen der neugeborenen Freiheit meine Freuden empfand, der allein, und kein anderer fühlt den innigen Schmerz auch, welcher jetzo die Seele mir trübt. O vergäß' ich auf immer!" Den Schlittschuhlauf hatte er aufgegeben, dafür ritt er viel; auch das trieb er wissenschaftlich. „Treiben Sie noch immer die Tollkühnheit des Nichtreitens?" fragte er einmal Gleim. Seine Stieftochter sang ihm seine Oden vor; oft grübelte er noch über Fanny, die jetzt als würdige Matrone in Langensalza lebte, ob sie ihn wohl einmal wirklich geliebt? — Vor 47 J. hatte er eine seltsame Elegie geschrieben, worin er voraussagte, alle seine Freunde würden vor ihm sterben, zuletzt auch Ebert; es kam nun so, Ebert, der letzte, starb 19. März 1795, 72 J. alt. „Graun der Mitternacht schließt mich nicht ein, ihr Verstummen nicht; auch ist, in dem Namen der heiligen Freiheit jüngst kein Mord geschehn; dennoch ist mir ernst die ganze Seele. Liebliches Wehn umsäuselt mich; wenig ist nur des Laubes, das fiel; noch blühn der Blumen, dem Herbste gelingt Nachbildung des Sommers: aber meine ganze Seel' ist ernst! Ach mich reißt die Erinnerung fort, ich kann nicht widerstehn! muß hinschaun nach Grabstätten, muß bluten lassen die tiefe Wund', aussprechen der Wehmuth Wort: — Todte Freunde, seid gegrüßt!" —

Klopstock und Wieland waren es gewesen, die im Verein mit Winckelmann, Lessing und Herder das Alterthum in Aufnahme gebracht; hinter diesen freien Denkern und Dichtern war die eigentliche Gelehrsamkeit weit zurückgeblieben, selbst Heyne konnte sich an Tiefe und Einfluß lange nicht mit ihnen messen. Jetzt trat ein Gelehrter im strengsten Sinne des Worts auf, der umfassender und freier als irgend einer seiner Vorgänger die Gesammtanschauung des Alterthums in sich durcharbeitete.

F. A. Wolf war 15. Febr. 1759 auf einem Dorf bei Nordhausen geboren, und als der Vater 1767 Küster in dieser Stadt wurde, auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet. Doch erwarb er sich seine Kenntnisse hauptsächlich durch Selbststudium; den schwachen Lehrern setzte er früh die Ironie eines überlegenen und stolzen Geistes entgegen. Ein platonisches Verhältniß zu einer schwindsüchtigen Frau veranlaßte ihn zur Lectüre der deut-

schen Dichter. — 18 J. alt kam er nach Göttingen, und ließ sich gegen das Herkommen als stud. philol. einschreiben. Gegen Heyne war er bald aufsässig, und auch dieser mochte den übermüthigen Jüngling nicht leiden. Oct. 1779 wurde er Lehrer in Ilfeld, März 1782 Rector zu Osterode: strebsamen und ernsten Schülern ein freundlicher Helfer und Rathgeber, mit Vorgesetzten und Collegen beständig in Unfrieden. — Aug. 1783 erhielt er eine Professur in Halle, wo die glänzende Zeit seines Wirkens beginnt.

Im Waisenhaus und den davon abhängigen Anstalten spielten die Realien eine große Rolle; Wolf trat als entschiedener Humanist auf. Aber er betrachtete die Alterthumswissenschaft, gegen das bisherige Herkommen, als „den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustand der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religion, Nationalcharakter und Denkart bekannt machen, dergestalt daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehn und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern zu genießen." Als das letzte Ziel dieser Studien, als das, was die Priester von Eleusis die Epoptie oder Anschauung des Heiligsten genannt, schwebte ihm die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst vor, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgehe. Kein niedrigerer Standpunkt könne allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen. Zu diesem Gipfel müsse man über einige Anhöhen steigen, auf denen man in verschiedenen Perioden verweilend die reichsten Gesichtspunkte habe finden wollen. „Es gab vom 14. bis in das 16. J. eine Zeit, wo man die Werke des Alterthums nicht nur als einzige Muster in jeder Darstellung der Kunst, sondern auch als Magazine der reichhaltigsten Gedanken und Grundsätze ansah, vermittelst deren man neue Kreise von Kenntnissen bilden und Systeme der Wissenschaften gründen könne. Man studirte Geschichte und Politik der Alten, um in den Einrichtungen der jungen Staaten und sogar in dem höhern Geschäftsleben davon Gebrauch zu machen; man las und commentirte alte Dichter, Redner, Geschichtschreiber, um mit ihnen in Poesie, Declamation, vaterländischer Geschichte zu wetteifern, wie es die Künstler in Italien mit den zuerst entdeckten Kunstwerken versuchten. So ergriff man das Alterthum in der ersten Freude über dessen Wiedererwachen bald als ein großes, an Ideen und Sachen ergiebiges Ganze, betrieb jeden Theil davon zu unmittelbarer Anwendung, und benützte sich materiellen und formellen Nutzen daraus zu ziehn. — Diese Methode kann nicht mehr die

unsrige sein. Die Wissenschaften haben sich seitdem bis zur Unkenntlichkeit bereichert; kleine Lehrbücher der Neuern enthalten mehr begründete Sätze, mehr ausgemachte Wahrheiten, als die größten Werke berühmter Alten, und um aus den letztern noch hin und wieder versteckte Goldkörner zu sammeln, scheint das Nachgraben zu kostbar. — Der wahre Gewinn der Alterthumsstudien ist jetzt höhere Kenntniß des Menschen und harmonische Bildung unsers Geistes und Gemüths. Was bei Individuen die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, das gewährt bei Völkern ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemälde ihres ganzen Nationalseins in den gehaltreichsten Zeitpunkten.*) Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehn, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird nothwendig, unsere eignen nach Möglichkeit zu vertilgen und aus dem gewohnten Wesen herauszugehn. Daraus entspringt eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als für den Weltmann die Fähigkeit, zu endlichen Absichten sich ungewohnte Formen anzueignen."

Wolf's pädagogische Thätigkeit war noch weit bedeutender als seine schriftstellerische, in der doch vieles Torso blieb. Er konnte sehr hart sein, und kannte gegen die Schwäche keine Schonung: aber der ernst strebende Jüngling wurde oft durch ein bedeutendes Wort von ihm für sein ganzes Leben beglückt. Seine Ueberlegenheit fühlte jeder; wer es aber ernst in der Arbeit meinte, lernte auch den Zauber seiner Güte kennen. Es war eine seltne Verbindung von genialer Divination und schulgerechter Untersuchung; eine seltne Mischung von allseitiger Combination und Beschränkung auf ein bestimmtes Feld, wo es galt. Er hatte die große Gabe schlagender Worte, wie Lessing, wenn auch nicht seine schöpferische Kraft. Lessing's Büste stand in seinem Hörsaal.

Einen nicht gemeinen Einfluß übte Semler auf ihn, der noch 8 J. sein Amtsgenoß war († 11. März 1791, 65 J. alt); nur war seine Ansicht über die Entstehung des Christenthums noch viel weniger theologisch. „Nach Alexander wurden orientalische Vorstellungen unter den Griechen verbreitet, die ihren Vorstellungen der alten Denker ähnlich sahen, so daß die Griechen

*) 1793 erschienen die „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums" von Heeren in Göttingen, geb. 1760.

sagten, sie hätten diese Vorstellungen aus dem Orient. Selbst die Juden färben sich, und man sucht in den Moses Weisheit hineinzutragen, wie man sie in den Homer trug. Durch diese Mischung griechischer und orientalischer Weisheit mit ihrer frühern entsteht die Bewegung von Secten, und das Neue Testament ist nichts weiter als eine Zusammensetzung jüdischer und griechischer Ideen." Wie er über die Evangelienharmonien dachte, kann man sich vorstellen: sein Spott war nicht selten sehr bitter.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Nothwendigkeit einer Kritik der christlichen Quellen auf die Methode der Kritik im Allgemeinen Einfluß ausübte. — Schon 1779 als zwanzigjähriger Jüngling hatte Wolf Heyne einen Aufsatz vorgelegt, in welchem die Einheit des Homer angezweifelt wurde: daß man in ihm das Product eines großen Zeitalters zu sehn habe, hatte schon Herder angeregt. Wolf kam es aber nicht blos auf die Idee, sondern auf die wissenschaftliche Begründung an; er untersuchte den Begriff der Rhapsodien, ihre Geschichte; suchte in der Ilias und dann auch in der Odyssee die Merkmale des Aneinanderschweißens zu erkennen, und so wuchs das Werk im Stillen fort, ohne daß er es von vornherein übersah, bis er April 1795 die Prolegomena zu der neuen Ausgabe des Homer erscheinen lassen konnte, in welchen er mit schlagenden Gründen nachwies, daß im homerischen Zeitalter die Schreibkunst noch nicht erfunden, daß von geschriebenen Büchern erst im 6. J. die Rede war. Die Folgerung lag nahe: Ilias und Odyssee zerfielen in eine Reihe von Balladen, welche durch Rhapsoden vorgetragen, von Mund zu Munde fortgepflanzt und endlich im Zeitalter des Pisistratus zu einem Ganzen zusammengeschweißt wurden. Ganz deutlich hat sich Wolf nie darüber ausgesprochen, wie er sich diesen Proceß vorstelle, und die Gelehrten haben sich noch heute nicht geeinigt; aber wie fruchtbar war die Idee für die Auffassung vom poetischen Schaffen überhaupt! Boileau war auch damals nur scheinbar überwunden; man konnte sich den Begriff der Zweckmäßigkeit nicht anders denken, als mit einem Plan und einer Regel verbunden; und so wie man die Zweckmäßigkeit in der Natur mit der Vorstellung eines ordnenden und prüfenden Werkmeisters verknüpfte, so stellte man sich den Homer, als er die Ilias dichtete, immer mit der ars poetica des Horaz in der Hand vor. Erst in seiner italienischen Reise ging Goethe durch die Anschauung auf, wie die Homerischen Bilder und Gleichnisse nicht eigentlich poetisch sondern rein sinnlich aufzufassen wären. Nun trat die strenge Kritik mit dem lebendigen Gefühl in Bund.

Wolf verhehlte sich nicht die Anwendbarkeit seiner Grundsätze auf die biblische Kritik. „Heiliger oder Profanschriftsteller ist mir einerlei. Nebenbetrachtungen machen mich nicht schüchtern, sowie ich nicht geneigt bin, Schüch-

ternheit zu affectiren. Die Demonstration, die nicht lange ausbleiben wird, daß der Pentateuch eine Composition von ungleichartigen Theilen mehrerer Säcula und erst aus dem Zeitalter kurz nach Salomo ist, eine solche Ausführung würd' ich ohne Scheu einleiten."

Die gewaltige Neuerung rief zunächst eine unbehagliche Verwunderung hervor; man war verstimmt, in den gewohnten Vorstellungen gestört zu sein, und erschrak vor dieser zersetzenden Kritik, die das Heiligste anzutasten keine Scheu trug. W. v. Humboldt, der im Sommer 1793 Wolf besucht hatte und seitdem in beständigem Briefwechsel mit ihm stand — er las mit seiner Frau in methodischer Folge die griechischen Schriftsteller — erklärte sich durch den Gesammteindruck der Wolf'schen Gründe überzeugt. Der hartnäckigste Gegner war Voß, der unter allen damals Lebenden am meisten berufen war, über den Homer mitzusprechen. Es schien ihm nicht unbegreiflich, daß ein Homer auch ohne Schrift ein so großes Werk endlich aus einem einfachen Keim zu entwickeln und alles mit Leben zu erfüllen vermocht; gegen die nachträgliche Zusammenschweißung durch einen Andern sprach ihm die Einheit des Werks. Seine „mythologischen Briefe" (Mai 1794, gegen Heyne gerichtet), sowie seine Studien über alte Geographie hatten Epoche gemacht; die Uebersetzung der Ilias war um dieselbe Zeit fertig, ebenso eine neue Bearbeitung der Odyssee nach sehr strengen metrischen Grundsätzen. Die ältere Ausgabe hatte noch etwas Naturalistisches gehabt, sie hatte gerade mit ihrem treuherzigen Ton durchgeschlagen. Nun ging Voß mit seiner Nachbildung ganz ins Einzelne; der Rhythmus jedes Verses wurde wiedergegeben, es war ein ernstes gründliches Kunstwerk, das die deutsche Sprache in manchen Wendungen und Worten wirklich bereicherte, manches gute Alte wieder in sein Recht setzte, aber durch seine Gewaltsamkeit die spätern Dichter nicht selten verführte, den eignen natürlichen und wahrhaft poetischen Gang deutscher Art zu verlassen.

Es war Voß sehr nöthig, einmal den Schulstaub abzuschütteln, der ihn hypochondrisch gemacht; er nahm Urlaub, und reiste 15. Mai 1794 (43 J. alt) von Eutin ab: im Leben eines stillen Mannes bei den damaligen Verkehrsmitteln eine wichtige Begebenheit. Ueber Braunschweig (Leisewitz, Eschenburg, Ebert) kam er 20. Mai nach Halberstadt zu seinem alten Wohlthäter Gleim, der, 75 J. alt, noch ganz der Alte, ihn mit überschwenglichem Enthusiasmus empfing: es waren Tage gegenseitiger trunkner Vergötterung; auch Matthisson und Klamer Schmidt fand er dort. 2. Juni war er in Weimar: Wieland war ganz überrascht, in ihm nicht mehr den Barden vom Hainbund zu finden. „Mein Homer hat in Weimar kein Glück gemacht; man findet ihn undeutsch und zu ängstlich." Als er ihn aber bei Goethe — dessen prächtiges Haus einen großen Eindruck machte

— vorlas, wurde man bekehrt, und Goethe trug seitdem die Ilias mit großem Behagen in seinen Privatcirkeln vor: ihm lag seiner epischen Versuche wegen daran, sich die Grundsätze der Metrik klar zu machen. Durch seinen Besuch in der Residenz der deutschen Literatur gewissermaßen recipirt, ging Voß 8. Juni nach Halle zu Reichardt und Wolf, mit dem er schon viel correspondirt hatte. Die Naturen waren doch verschieden: Wolf vornehm im schönsten und im bedenklichen Sinn des Worts, Voß jeder Zoll ein Plebejer. 11. Juni wieder im „Hüttchen“ bei Gleim, mit Geschenken überhäuft: Gleim regte ihn an, die Luise zu vollenden.

Jetzt beginnt die große Periode für Weimar und Jena. Humboldt war schon Febr. 1794 mit seiner Frau nach Jena übersiedelt; 15. Mai traf Schiller ein. Caroline war in Schwaben zurückgeblieben; sie hatte, sehr gegen den Willen ihrer braven Mutter, die sich über diese Verhältnisse äußerst unglücklich fühlte, die Scheidung von Beulwitz durchgesetzt, und heirathete 27. Sept. in Stuttgart ihren Vetter W. v. Wolzogen, beide 32. J. alt; Beulwitz folgte bald darauf ihrem Beispiel. Mit Schiller blieb sie längere Zeit gespannt. — Schiller brachte die an den Herzog von Augustenburg gerichteten Briefe über die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ fast fertig mit; der alte Stoff seiner „Künstler“ mit den neuen Errungenschaften der Kantischen Urtheilskraft verwebt. Sie waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltungen mit W. v. Humboldt; im Gespräch mit dem geistvollen Dialektiker entwickelten sich Schiller's Ideen schneller und glücklicher. Auch die beiden Frauen standen sich gut; im Herbst kam der jüngere Bruder, Alex. v. Humboldt dazu, 25 J. alt: er hatte sich nach seiner Reise mit Forster dem Bergbau gewidmet, nach achtmonatlichen Studien unter Werner in Freiberg 1792 eine Anstellung als Oberbergmeister in Baireuth gefunden: „er ist jetzt zuverlässig einer der gelehrtesten Menschen in Deutschland“, schreibt Veit an Rahel.

18. Mai kam Fichte an — Schiller's Bekanntschaft hatte er unterwegs in Tübingen gemacht; und eröffnete seine Vorlesungen mit der Antrittsrede „über die Würde des Menschen“. Der Herzog zeigte sich wohlwollend, Wieland, Schütz, Hufeland, Niethammer, Forberg empfingen ihn aufs freundschaftlichste. Als Leitfaden für seine Vorlesungen und als Andeutung seines neuen Systems gab er die „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ heraus.

Schiller hatte mit Lotte den Plan zu einem großen Journal, „die Horen“, entworfen, welches alle bedeutenden Schriftsteller der Nation umfassen, und um jeden Anstoß zu vermeiden, Politik und Religion völlig ausschließen sollte. Als Mitarbeiter boten sich Fichte, Humboldt, Körner; von älteren Berühmtheiten wurden Herder, Engel, Garve, Knebel geworben; von jüngeren

Woltmann aus Oldenburg, geb. 9. Febr. 1770, der in Göttingen mit Schlegel und Bouterwek studirt hatte und nun als Professor der Geschichte nach Jena übersiedelte; ein Anempfinder von viel Talent, aber mehr Ehrgeiz als ernstem Streben; damals Enthusiast für die französische Revolution: „ein leichtes zierliches Wesen, ganz im göttinger Stil!" schreibt ein junger Schwabe. Für die Horen gab er einen Aufsatz über den Nationalcharakter der Franzosen. Ferner Weißhuhn, Fichte's Mitschüler aus Schulpforte, den dieser gleichfalls nach Jena zog; der aber, kränklich und unbesonnen, bald in Conflict mit den Behörden kam; er starb schon 24. Mai 1795. Ehrhard gab eine Kritik der platonischen Republik („die Idee der Gerechtigkeit als Princip der neuen Gesetzgebung";*) A. v. Humboldt schrieb vom „rhodischen Genius"; sein Bruder über den Unterschied der Geschlechter; Körner über Charakteristik in der Musik, Meyer Ideen zur Kunstgeschichte.

Auch Kant wurde aufgefordert: „Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehn lassen, ohne Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, der Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt haben. Blos der Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theil des Publicums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehn Ihres Gegners geben ... Nehmen Sie die Versicherung meines lebhaften Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geist angezündet haben — eines Danks, der, wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist." — Das war vollkommen ernst gemeint; Schiller studirte fast ausschließlich die Kantischen Schriften: „einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortsetzen soll ... Ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird."

Gleichzeitig erging die Aufforderung an Goethe,**) der 24. Juni zusagte. Einige Wochen später gab eine naturhistorische Vorlesung, die sie gemeinschaftlich hörten, Gelegenheit zu weiterer Anknüpfung. Die alten Zwistig-

*) 1794 wurde von ihm eine Abhandlung „über die Narrheit", 1795 eine „Apologie des Teufels" (in Niethammer's Journal) veröffentlicht.

**) Fichte hatte diesen 3. Juni kennen gelernt. „Er ist weit mehr eingeweiht in das freie Forschen, als man bei seinem dichterischen Charakter glauben sollte, und übertrifft Schiller darin um vieles, der eigentlich in zwei Welten lebt." Goethe schrieb ihm 24. Juni, nach der Lectüre des Programms: „es enthält nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkart willig anschlösse. Sie werden durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlecht eine unschätzbare Wohlthat erweisen, und ich werde Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich doch niemals vereinigen konnte."

keiten waren in den Hintergrund getreten, Moritz war todt; Schiller, aus Schwaben sehr hinfällig zurückgekehrt, machte durch sein leidendes Aussehen einen rührenden Eindruck auf Goethe. Goethe suchte ihn zu überführen, daß es eine Weise geben konne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt, sondern wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. „Ich trug die Metamorphose der Pflanzen vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehn. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedner Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. Schiller erwiderte als gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten" — u. s. w. — Man sieht, daß Realismus hier etwas Anderes heißt, als man gewöhnlich darunter versteht. Heute nennt man Realisten die verstockten Erfahrungsmenschen, Goethe nennt sich, im Sinn der mittelalterlichen Philosophie, einen Realisten, weil ihm seine Ideen Realität haben, ja weil sie ihm als das einzig Lebendige erscheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend gesehn; aber das Bild seines Geistes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß seiner Sinne.

Es war ein Glück, daß Schiller von der Naturwissenschaft gar nichts verstand. Die Männer der Wissenschaft kamen Goethe mit ungläubigem Lächeln entgegen, hier fand er nun einen geistvollen Schüler, dem es nur daran lag, seine Ideen zu bereichern, und der über die neugewonnenen Anschauungen glücklich war. — „Die neulichen Unterhaltungen," schreibt er 23. Aug. an Goethe, „haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte der Körper zu mehreren Ideen, Sie brachten mich auf die Spur. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer Anschauung liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht. Leider wissen wir nur das, was wir scheiden, Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie

zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird, das Geben selbst ist nicht Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunklen aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehn, und den Weg, den Sie vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchem Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen. Wären Sie als ein Grieche geboren, und hätte von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden: schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit den Griechen davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren. Das kann nicht anders als nach leitenden Begriffen geschehn; aber wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Anschauungen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instincts mit den

reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keinen größeren Widerspruch geben: sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht die letzte mit freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete herzlich und eingehend. „Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Schiller erhielt den Brief, als er aus Weißenfels zurückkam, wo er 28. bis 30. Aug. mit Körner zusammengetroffen war. Er antwortete sofort: „Unsere späte Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen. Ich begreife vollkommen, daß die so verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben. Erwarten Sie bei mir keinen großen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv; mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben; noch jetzt begegnet mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte so weit Meister werden, daß ich einer jeden ihre Grenzen bestimme, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber

ich werde thun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet."

Auf Goethe's Einladung brachte Schiller 14. bis 25. Sept. in seinem Hause in Weimar zu; mit Schrecken erfährt man bei der Gelegenheit, wie tief die Krankheit in sein Leben gefressen hatte. Aber er achtete wenig der Krankheit, denn eine Welt von Ideen wurde in ihm angeregt, und er konnte das Beste seines Herzens aufschließen. Es war nicht eine Jugendfreundschaft, die von einer gemeinsamen Vergangenheit zehrt; es war die Freundschaft von Männern, auf eine gemeinsame, von einem gleichen Glauben bewegte und getragene Arbeit begründet. Was Goethe und Schiller in jenen schönen Jahren mit einander trieben, war der edelste Ausdruck für den Idealismus, der für das Heil, wonach das Volk zu streben habe, eine klar umrissene Gestalt suchte. In diesem Bund laufen sämmtliche Fäden des frühern Dichtens und Denkens wie in einem Knoten zusammen, von ihm aus gruppirt sich fortan die deutsche Literatur. — „Für mich," schreibt Goethe viele Jahre später, „war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." — „Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Literatur wieder vergegenwärtige! Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, daß die Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. — Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre." — „Leben Sie wohl," schreibt er 18. März 1795 an Schiller, „und lieben mich, es ist nicht einseitig."

Durch Goethe's Vermittelung wurde 24. Aug. 1794 auch Jacobi für die Horen gewonnen, den damals manche Aufmerksamkeiten aus Jena-Weimar erfreuten. W. v. Humboldt (Sept. 1794) schrieb eine Recension des Woldemar, welche die Schwächen des Romans durchaus nicht verhehlte, aber durch ihren verehrenden Ton den Dichter entzückte; wie viel in diesem Ton bewußte oder unbewußte Ironie sei, läßt sich schwer ausmachen. Auch Fichte schlug, indem er Jacobi das Programm seiner Vorlesungen übersandte, den nämlichen Ton an.

24. Oct. sendet Schiller den Anfang der „Briefe über ästhetische Erziehung" an Goethe, und fügt hinzu: „Sie werden darin Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen gesetzt hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen." Goethe erwiderte umgehend: „wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heil-

same Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" — Dieser Beifall tröstet Schiller über den Widerspruch Herder's, der die Briefe als Kantische Sünden perhorrescirt. „Ich erwarte von den Gegnern der neuen Philosophie keine Duldung, denn diese übt in den Hauptpunkten selbst keine Duldung aus. Aber das macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkür ertragen kann. Im offnen und hellen Feld der Untersuchung erbaut sie ihr System, sucht nie den Schatten und reservirt dem Privatgefühl nichts. So alt das Menschengeschlecht ist, hat man die Fundamente dieser Philosophie stillschweigend anerkannt." „Mit der Philosophie unsers Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandtniß haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde. Nach seinen mündlichen Aeußerungen ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wiederfängt. Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten."

Durch das „Philosophische Journal", dessen Redaction er mit Niethammer übernahm, gewann Fichte ein Organ für seine Ansichten. 26. Sept. 1794 erhielt er aus Tübingen ein Buch „über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt", das ganz auf seine Ansichten einging: es war von dem jungen Schelling. Ein Franzose, der ihn hörte, Camilla Perret, übernahm seine Schriften zu übersetzen. Selbst die Damen, z. B. Fr. v. Stein, wünschten über „Ich" und „Nicht-Ich" aufgeklärt zu sein. Auf seine Schüler übte er eine ungemeine Wirkung: seine gebietende Persönlichkeit riß sie fort, er suchte zu Anfang an ihre gewohnten Vorstellungen anzuknüpfen und regte sie zur Selbstthätigkeit an. „Wer im Denken zusammengenommen, geschult und rastlos durchgearbeitet sein will, der gehe zu ihm!" schreibt einer seiner Zuhörer; „Fichte ist jetzt die Seele von Jena!" Ein anderer (Hölderlin): „In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Principien dieses Wissens und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen, und mit gleicher Kraft des Geistes die kühnsten Folgerungen aus diesen Principien zu denken: eine Mischung von Feuer und Bestimmtheit, die mir Armen ohne dies Beispiel ein unauflösliches Problem geschienen hätte."

Zum demokratischen Parteihaupt gab er sich nicht her; doch hielt er Sonntagsvorlesungen, um eine Gesellschaft zur Beförderung der Moralität darauf zu gründen. Er kam in Conflict mit dem akademischen Gottesdienst, und ein Denunciantenblatt, die „Eudämonia" behauptete, „daß die Weltver-

wirrer durch Fichte auf den öffentlichen Gottesdienst der Christen einen förmlichen Angriff zu thun und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienstes zu stören sich erfrecht hätten.“ Um diese Verleumdungen zu entkräften, gab er 6. Oct. die Vorlesungen „über die Bestimmung des Gelehrten“ heraus; es zeigt sich darin ebenso die Verwandtschaft als der Gegensatz zu Schiller. In der Aufgabe, die er der Philosophie stellt, kommt er mit Schiller überein: die Bestimmung des Menschen ist die Uebereinstimmung des empirischen Ich mit dem absoluten Ich, d. h. des Einzelnen mit dem Ideal. Daß Fichte nebenbei sehr spitzfindige Untersuchungen anstellt, z. B. inwiefern wir berechtigt seien, uns unserer Gliedmaßen zu bedienen? und wie wir dazu kommen, Menschen außer uns anzunehmen? hatte auf den Gang des Ganzen keinen Einfluß. Beide halten die Uebereinstimmung mit sich selbst für ein Ziel, das man nie erreiche, dem man sich aber unendlich nähern müsse; beide finden den Grund der Nichtübereinstimmung in den äußern Dingen, die den Menschen bestimmen, da er sich doch selbst bestimmen soll. Aber das Mittel, die Uebereinstimmung hervorzubringen, ist bei beiden verschieden. Schiller räth dem Menschen, um frei zu sein, von der Wirklichkeit zu abstrahiren und ins Reich der Ideale zu flüchten; Fichte dagegen verlangt, er solle sich die Dinge unterwerfen: „Damit er mit sich selbst übereinstimmen könne, ist die Uebereinstimmung aller Dinge mit seinen Begriffen von ihnen das letzte, höchste Ziel des Menschen.“ — Damals hatte er noch nicht den Begriff eines Staats als einer Zwangsanstalt für den Fortschritt der Gattung erfunden; der Zweck aller Regierung ist ihm noch, die Regierung überflüssig zu machen, und der Charakter der Gesellschaft ist Wechselwirkung der Freiheit. Aber eine ganz andere Freiheit als die des Künstlers! „Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt, wirklich frei macht. Unter seinem Auge athmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst verbietet.“ In der Freiheit des Künstlers liegt etwas Aristokratisches; der Philosoph fordert die Gleichheit aller Menschen: denn um ganz mit sich selbst übereinzustimmen, muß der nothwendige Begriff des Menschen, daß alle Menschen vernünftig seien, verwirklicht sein. Der Künstler erreicht sein Ideal unmittelbar durch das einzelne Kunstwerk; der Gelehrte ist nur der Führer der Cultur in ihrem gemeinschaftlichen Kampf gegen die Natur. „Die Vernunft liegt mit der Natur in einem stets dauernden Kampf; der Zweck aller Bildung ist, die Natur zu schwächen und der Vernunft zu unterwerfen.“ Durch das Bewußtsein dieser Bestimmung fühlt sich jeder als ein nothwendiges Glied der großen

Kette, die von Entwickelung des ersten Menschen bis in die Ewigkeit hinausgeht. „Aber ich werde aufhören müssen wie mein Vorgänger? — O! das ist der erhabenste Gedanke: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; das was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Dasein keine Zeit bestimmt und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernahme jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wassersturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken und sage: ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel! vermischt euch im wilden Tumult, und ihr Elemente alle, schäumet und tobt und zerreibt im wilden Kampf das letzte Sonnenstäubchen meines Körpers, den ich mein nenne — mein Wille allein soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben, denn ich habe meine Bestimmung ergriffen und die ist dauernder als ihr; sie ist ewig und ich bin ewig wie sie."

Wenn Schiller's Künstler als Seher eines bessern Zeitalters sich von der Wirklichkeit abwendet, so organisirt Fichte's Gelehrter gleichsam als Feldherr die Wirklichkeit: sein Beruf ist die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts und die stete Beförderung dieses Fortgangs. „Ein glückliches Schicksal, noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu sein, dasjenige zu thun, das man schon um seines allgemeinen Berufs willen als Mensch thun müßte! zur Arbeit, zum Geschäft, zum einzigen Tagewerk seines Lebens zu haben, was Andern süße Erholung von der Arbeit sein würde! Ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, was thäte ich dann weiter als das was ich schlechthin thun müßte? Ich weiß, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es selbst sich nicht zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Scham sich verräth, Schwärmerei nennt; daß es mit Angst seine Augen von einem Gemälde zurückreißt, in welchem es nichts sieht als seine Entnervung und seine Schande. Aber ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich möchte vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten."

Wenn nicht gerade der Sinn, so doch der Klang dieser Worte mußte in Schiller verwandte Saiten anregen. Zugleich aber mußte ihn manches ab-

stoßen. Zunächst der Mißbrauch der kritischen Vernunft zum phantastischen Aufbau einer Welt aus dem Begriff des Ich heraus. Dann die Richtung auf das Wirkliche, und das leidenschaftliche Bestreben, dieses Wirkliche dem reinen Begriff gemäß neu aufzubauen, mit andern Worten, der demagogische Geist der neuen Philosophie.*) Endlich die Uebertreibung des moralischen Rigorismus, die noch weit über Kant hinausging.

Das Obereonsistorium zu Weimar fand sich 18. Nov. gemüßigt, Fichte's Sonntagsvorlesungen zu inhibiren, „maßen es allerdings scheint, daß dieses Unternehmen ein intendirter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst sei". Die progressistischen Studenten machten 21. Nov. zu Gunsten ihres Lehrers eine Demonstration; Fichte's Rechtfertigungsschrift war im Ganzen besonnen, er sagte darin: „seit ich mich entschlossen habe, meine Vernunft selbst zu brauchen und nach allen Richtungen hin, die der menschliche Geist nehmen kann, frei zu untersuchen, habe ich es mir zur unverbrüchlichsten Maxime meines ganzen Lebens gemacht, an meinem Beispiel zu zeigen, daß Freiheit des Geistes mit Regelmäßigkeit im bürgerlichen Leben sich sehr wohl vertrage. Ich setze im bürgerlichen Leben meinen Stolz darauf, den Gesetzen zu gehorchen und den Gehorsam gegen dieselben zu zeigen, und halte, soweit mein Wirkungskreis reicht, selbst streng auf Ordnung und Gesetz." Der Bericht des akademischen Senats fiel nicht ungünstig aus, und der schließliche landesherrliche Bescheid untersagte nur während des Gottesdienstes die Vorlesungen.

„Seitdem Reinhold uns verlassen," schreibt Forberg in sein Tagebuch 7. Dec. 1794, „ist seine Philosophie bei uns wenigstens Todes verblichen. Von der Philosophie ohne Beinamen ist jede Spur aus den Köpfen der hier Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen, aber man glaubt desto hartnäckiger. Ich und Nicht-Ich sind jetzt das Symbol der Philosophie von gestern, wie es ehemals Stoff und Form waren. An der Rechtmäßigkeit, Verträge einseitig aufzuheben, wird ebensowenig gezweifelt als ehemals an der Mannigfaltigkeit des Stoffs ... Es ist gewiß, daß in der Philosophie Fichte's ein ganz anderer Geist ist als in der seines Vorgängers. Der Geist der letztern ist ein schwacher und furchtsamer Geist, der zwischen den Verzäunungen und Verpfählungen der Inwiefern, der weitern, engern und engsten Bedeutungen scheu

*) „Ich habe über den politischen Jammer," schreibt er 20. Oct. an Goethe, „noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in den ästhetischen Briefen sage, geschah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen."

einherschleicht, ein armer und erschöpfter Geist, der seine Armuth an Gedanken hinter dem weiten Mantel der Schulsprache verbirgt, und dessen Philosophie Förmlichkeit ist ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch und Blut, Körper ohne Leben, Verheißung ohne Erfüllung. Aber der Geist der Fichte'schen Philosophie ist ein stolzer und muthiger Geist, dem das Gebiet der menschlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu enge ist; der sich auf jedem Schritt, den er thut, neue Bahnen bricht; der mit der Sprache kämpft, um ihr Worte genug für die Fülle seiner Gedanken abzuringen; der nicht führt, sondern fortreißt, dessen Finger keinen Gegenstand berührt, ohne ihn zu zermalmen. Man hört ihn graben und suchen nach Wahrheit: in rohen Massen bringt er sie aus der Tiefe und wirft sie von sich. Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reich der Begriffe mit einer merkwürdigen Unbefangenheit. In all seinen Untersuchungen ist ein Regen, ein Streben, ein Treiben, die härtesten Probleme der Vernunft durchgreifend aufzulösen. Sein Vorgänger schien nicht einmal die Existenz jener Probleme zu ahnen. — Fichte ist wirklich gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Der Hang zu unruhiger Thätigkeit, der in der Brust jedes edlen Jünglings wohnt, wird von ihm sorgfältig genährt und gepflegt. Er schärft bei jeder Gelegenheit ein, daß Handeln, Handeln die Bestimmung der Menschheit sei."

Kant hatte aus der Aufnahme der Erscheinungen in den äußern und innern Sinn und ihre Ordnung durch die Kategorien des Verstandes die allmälige Entwickelung des Selbstbewußtseins verfolgt: dies ist der Punkt des Archimedes, mit welchem Fichte beginnt. Um sich selbst zu setzen, muß das Ich eine Grenze, ein Nicht-Ich setzen, und dieses mit seiner eignen Form durchdringen. So glaubte er die Jenseitigkeit der „Dinge an sich" überwunden und die genialen Anschauungen seines Lehrers in ein strenges System gebracht zu haben, welches er die Wissenschaftslehre nannte, d. h. die Lehre von der wissenschaftlichen Begründung aller Wissenschaft. — Der Gegensatz gegen Kant liegt weniger in der Theorie als in der Gesinnung. Die Kritik der reinen Vernunft verbirgt einen gewissen Schmerz, in der Wissenschaftslehre bricht eine vermessene Siegesgewißheit hervor. Kant hatte mit einer Resignation geschlossen, Fichte begann mit einem an das Frevelhafte streifenden Selbstgefühl. Kant faßte das Gesetz zwar als ein allgemeines auf, aber der Einzelne hatte nur für seine eigne Genugthuung zu sorgen; ob es in der Welt hergestellt ward, ging ihn nichts an. Fichte, der die Herstellung des Rechts auf Erden als Zweck der Geschichte auffaßte, legte in das Gewissen eine revolutionäre Gewalt: der Einzelne hat nicht nur mit seiner eignen Rechtfertigung, sondern mit der Rechtfertigung der ganzen Welt zu

thun. Kant's Ueberzeugung ging dahin: über die letzten Gründe unsers reinen Denkens vermögen wir uns keine Rechenschaft zu geben, aber an diesem Denken kann uns auch nur die praktische Seite interessiren, und in dieser haben wir einen Halt, der uns über die objective Sicherheit unsrer Gedanken vollkommen beruhigt, soweit es für unsre Bestimmung innerhalb der praktischen Welt nothwendig ist. Fichte glaubte streng bei der Theorie zu bleiben, wenn er die Existenz der Natur, der Menschheit und Gottes lediglich aus dem Gewissen herleitete. Wenn Kant die Menschen darüber tröstete, daß sie sich die objective Erkenntnißquelle durch das Gewissen ersetzen könnten, so gehört nur eine gewisse Energie der Gesinnung dazu, diesen Trost anzunehmen. Wenn aber Fichte aus dem Gewissen nicht blos die Existenz Gottes und der Welt im Allgemeinen, sondern auch der endlichen realen Dinge herzuleiten unternahm, so konnte er die scharfsinnigsten Deductionen anwenden, und doch mußte alle Welt sagen, hier ist irgend ein Trugschluß; denn der Glaube an die Existenz der Dinge wird nicht aus dem Gewissen hergeleitet. Fichte hatte beständig über den Unverstand des Publicums zu klagen: wie oft er seinen Recensenten zurief, er trage eine Wissenschaft vor, die sie nichts angehe, die mit den Dingen dieser Welt nichts zu thun habe, die sie, wenn sie nicht anders wollten, als eine Gymnastik des Gedankens betrachten sollten: so war die ganze Energie seines Geistes doch aufs Praktische gerichtet, und es durfte ihn nicht wunder nehmen, daß man seiner praktischen Folgerungen wegen jene Metaphysik argwöhnisch ins Auge faßte. — Die Construction des Weltganzen aus einem abstracten Begriff heraus nach Analogie der Mathematik war entschieden nicht im Sinne Kant's, der mehrfach davor gewarnt hatte. Das producirte Nicht-Ich war jedenfalls nicht concreter als die recipirten „Dinge-an-sich", und die scheinbare Analyse drängt den Philosophen doch immer zu einem Sprung, wenn er in die wirkliche Welt übergehn will. In allen übrigen Wissenschaften greift man von den verschiedenartigsten Punkten in das Leben hinein, wenn man auch einem letzten einheitlichen Ziel zustrebt.

Die neue Philosophie drang gleichzeitig mit der neuen Kunstlehre auf die Welt ein. 12. Dec. 1794 erschien in der befreundeten L. Z. die öffentliche Ankündigung der „Horen": „Sie sollen zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneut und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in Gesprächen noch in Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, dem zerstreuten Leser eine Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art bieten. Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürf-

niß, durch ein höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sei, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Schönheit wieder zu vereinigen. Aber indem sich die Zeitschrift alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, zu dem Ideal veredelter Menschheit einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Man wird sich bestreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben." — Die Erwartungen des Publicums waren sehr groß, der erste Erfolg glänzend.

„Daß Goethe sich Schiller immer mehr nähert," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „fühle ich auch, denn seitdem scheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er sei einige Jahre auf eine Südseeinsel verschlagen gewesen und fange nun an auf den Weg nach Hause zu denken." — Wenn Goethe in Jena war, was ziemlich häufig geschah, in der Regel mit Meyer, brachte er alle Abende bei Schiller zu; sie verständigten sich fast durchweg. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," schreibt Schiller 7. Jan. 1795, als er den Anfang des „Meister" gelesen, „wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehn. Dort ist alles so heiter, so lebendig und so menschlich wahr, hier alles so streng, so abstract und so höchst unnatürlich. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; vielleicht treuer als unsere Kantianer für erlaubt halten. Dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Räsonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehn mag. Soviel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Carricatur gegen ihn."

In denselben Tagen hörten Goethe und Meyer die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" an, die Schiller ihnen vorlas, und mit denen er die Horen eröffnete. „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn mehr und mehr vom Ideal zu entfernen droht. Die Kunst verschwindet vom lärmenden Markt des

Jahrhunderts. Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Eine Frage, welche sonst durch das Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht. Der Mensch ist aus seiner langen Indolenz aufgewacht, und fordert die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine Möglichkeit scheint gegeben, wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Aber der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. — In den niedern Classen stellen sich rohe Triebe dar, die nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung mit Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Darf man den Staat tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, statt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. — Auf der andern Seite geben die civilisirten Classen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und Depravation. Die Aufklärung des Verstandes zeigt so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten."

„Bei den Griechen hatten Sinne und Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum: noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen. So fein und scharf die Vernunft trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte bei keinem einzigen Gott. — Bei uns Neuern äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psycholog sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehn nicht blos Einzelne, sondern ganze Classen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind. Die Cultur selbst war es, welche der Menschheit diese Wunde schlug. Sobald die erweiterte Erfahrung eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände noth-

wendig machte, zerriß der innere Bund der menschlichen Natur. Indem hier die Einbildungskraft die Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstractionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen sollen. Ewig an ein einzelnes Bruchstück gefesselt, bildet der Mensch sich selbst nur als Bruchstück aus, und ewig bleibt der Staat seinen Dienern fremd, weil das Gefühl ihn nirgend findet. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr so wenig erleichtert wird, fällt die Gesellschaft in einen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet." —

„Jeden Versuch einer Staatsveränderung muß man so lange für unzeitig halten, bis die Trennung im Menschen wieder aufgehoben und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu sein. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, hier in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen, bis endlich die blinde Stärke dazwischentritt und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf endigt."

„Nicht in der Vernunft liegt der Grund, daß wir noch immer Barbaren sind, sondern im Gemüth. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist das dringende Bedürfniß der Zeit, und das Werkzeug dieser Ausbildung die schöne Kunst. — Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. — Dem Verstand überlasse er die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. — Gieb der Welt die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealen Gehalts in deinem Herzen versichert bist. Leiste deinen Zeitgenossen,

was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet."

„Die Reflexion ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zum Weltall. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandelnde, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflectirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird im Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legte sich auch der Sturm im Weltall. Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie blos empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben weiß. Sowie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eignen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen. Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels, worin er den Menschen von allem entbindet. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft. Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seine Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt." — —

Fr. v. Kalb, jetzt wieder in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Schiller, studirte sich an den Briefen „den Kopf ganz heiß und schwindlig": „ich wünschte ihr," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „ein wenig mehr Ruhe, aber die Ruhe thut uns beiden nur so wohl, weil wir leidend sind, andern gesunden und lebhaften Menschen kommen wir gewiß langweilig vor, denn man kann uns gar nicht dramatisiren. — Ich habe einen immerwährenden Krampf

am Herzen. Da dies schon so verschiedene Jahre dauert, so bin ich auch resignirt, ich glaube, mein Herz versteinert nach und nach; ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben." Auch andere Damen ließen sich die Horen nicht entgehn, am eifrigsten war die Gemahlin des Prof. Mereau in Jena, Sophie geb. Schubert, geb. 27. März 1761 zu Altenburg, „eine niedliche Miniaturgrazie", wie Jean Paul später sich ausdrückt, deren Gedichte („Seresine", „Amande und Eduard") bei Schiller viel Beifall fanden. Sie schrieb für den Musenalmanach, den Schiller gleichzeitig mit den Horen unternommen hatte. — Nach beiden Seiten hin war ein junger Landsmann thätig.

Hölderlin 29. März 1770 in der Nähe von Heilbronn geboren, hatte früh den Vater verloren und war ausschließlich von der Mutter erzogen: sein ohnehin weibliches Gemüth wurde dadurch noch wehrloser gegen die Außenwelt. In der lateinischen Schule zu Nürtingen, wohin seine Mutter gezogen war, studirte er früh die Griechen; er hatte eine platonische Liebe zu einem schwindsüchtigen Mädchen, mit dem er den Ossian las; im Uebrigen waren Klopstock, Schiller und Schubart die Führer seiner jungen Muse. Auch die Freundschaft pflegte er leidenschaftlich. Herbst 1788 kam er nach Tübingen, wo erst Hegel, dann Schelling mit ihm den Kant studirten; sie suchten die neue Philosophie mit Plato zu verschmelzen, und Schiller lehrte sie, in den Göttern Griechenlands das Ideal der reinen Menschheit zu suchen. Hölderlin's Gedichte in dieser Zeit sind ganz nach Schiller, aber zarter und inniger: er hatte eine gute musikalische Bildung; daneben machte sich Matthisson's Einfluß geltend. Oct. 1790 wurde er Magister, wobei er einen Vortrag über die griechische Kunstgeschichte hielt. — Heinse's Ardinghello gab ihm den Gedanken ein, seine Sehnsucht nach Griechenland in einem Roman zu verarbeiten, den er „Hyperion" taufte; Schiller, der bei seinem Aufenthalt in Schwaben des Dichters persönliche Bekanntschaft machte, veröffentlichte ein Fragment in der „Thalia", und empfahl ihn Fr. v. Kalb als Hauslehrer. Oct. 1793 ging Hölderlin nach Waltershausen ab, und fand bei der begabten Frau Verständniß und liebevolle Theilnahme. Auch Fr. v. Stein wurde auf das Fragment aufmerksam. — Wie vorbereitet sein Gemüth für Schiller's Ansichten war, zeigen die Briefe an seinen Bruder: „Mir wird sonderbar zu Muth, wenn ich der Hoffnungen gedenke, die man sich vom folgenden Jahrhundert macht, und die verkrüppelten, kleingeistigen, rohen, anmaßlichen, unwissenden Jünglinge dagegenstelle, die alsdann ihre Rolle spielen sollen!" „Uebrigens scheinen mir unsere Leute in den letzten Jahren doch etwas mehr Theilnahme an Ideen, die außer dem Horizont des Unmittelbarnützlichen liegen, zu zeigen; laß das Kriegsgeschrei verhallen, und die Wahr-

heit und Kunst wird einen seltenen Wirkungskreis erleben." „Indeß wie es das heilige Schicksal will'" — Nov. 1794 kam er mit seinen Zöglingen nach Jena, in engstem Umgang mit Schiller, Fichte, Humboldt, Woltmann, Niethammer; Fr. v. Kalb führte ihn auch bei Goethe ein. „Ruhig, viel Majestät im Blick, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräch, das aber doch hier und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn und einem ebenso bittern Zug im Gesicht gewürzt. Man sagte sonst, er sei stolz, wenn man aber darunter das Niederdrückende im Benehmen gegen unser einen verstand, so log man."

Jan. 1795 gab er seinen Unterricht auf und hörte ein Collegium bei Fichte, das ihn sehr ergriff. Er schwankte nun zwischen Dichtkunst und Philosophie, gab aber, was er dachte und empfand, ganz in seinen Briefen aus. Da sich keine rechte Beschäftigung fand, ging er nach Nürtingen zurück. „Ich wußte wohl," schreibt er 23. Juli an Schiller, „daß ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können; ich erfahr' es mit jedem Tage lebendiger. — Es ist sonderbar, daß man sich sehr glücklich finden kann unter dem Einfluß eines Geistes, und ohne mündliche Mittheilung, blos durch seine Nähe. Ich hätt' es schwerlich über mich gewonnen zu gehn, wenn nicht eben diese Nähe mich so oft beunruhigt hätte. Ich war immer in Versuchung Sie zu sehn, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts sein konnte. Ich sehe wohl, daß ich mit diesem Schmerz, den ich so oft mit mir herumtrug, nothwendig meine stolzen Forderungen büßte. Wär' es Eitelkeit gewesen, die von einem großen Mann einen freundlichen Blick erbettelt, um sich mit der unverdienten Gabe über die eigne Armseligkeit zu trösten, dann würd' ich mich tief verachten. Aber ich freue mich, daß ich mir gewiß sagen kann, daß ich den Werth des Geistes, den ich achte, soweit ich ihn ermessen kann, in mancher Stunde rein empfand, und daß mein Streben, ihm recht viel zu sein, im Grunde nichts anderes war als der gerechte Wunsch, dem Guten und Schönen, sei es unerreichbar oder erreichbar, mein Individuum zu nähern." — Bald darauf: „Es ist mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie sich mir mittheilten, ohne über den trüben Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Aeußerung oft nimmer erkennen konnten. Es ist die Eigenschaft der seltnen Menschen, daß sie geben können ohne zu empfangen. Ich fühle nur zu oft, daß ich kein seltner Mensch bin. Ich friere und starre in den Winter, der mich umgiebt. Es ist beinahe mein einziger Stolz, daß ich Ihnen etwas von mir sagen darf. — Ich würde mich darüber tadeln, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit verloren hatte." — „Ihre Nähe ist mir nicht erlaubt. Ich weiß es noch ganz gut, wie sie mich immer entzündete,

daß ich den ganzen andern Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat: man muß sie zudecken um Mittag."

Der Ton ändert sich nicht. „Sie wissen es selbst," heißt es noch 3 J. später, „daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt. Deswegen darf ich Ihnen wohl gestehn, daß ich zuweilen in geheimem Kampf mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen. Und das ist auch gut: so lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden."

Dieser Enthusiasmus spricht sich in einer nicht kleinen Zahl begabter Jünglinge aus, die damals in Jena studirten. Veit ist schon erwähnt — der einzige Jude in Jena; Jacobi's Sohn Max stand in engstem Zusammenhang mit Goethe. Eine „Gesellschaft freier Männer", an der Spitze Erich v. Berger, machte Philosophie und Poesie zum Gegenstand ihrer Zusammenkünfte. Einer der ehrlichsten dieser Männer, der später dänische Legationsrath Rist, giebt im Leben Berger's von der Stimmung der gläubig strebenden Jugend ein schönes Bild.

„Das Geschlecht der Männer aus der Mitte der siebziger Jahre wuchs zu Kämpfen heran, die ihresgleichen nicht gehabt. Um ihre Wiege spielten die ersten Lichtstrahlen einer hoffnungsvollen Freiheit. Neue Welten des Gedankens entwickelten sich mit der Schnelle des Blitzes in dem Innern, ungemessene Räume des Wollens und Wirkens vor den Augen der Jünglinge; von Grund aus aufgewühlt ward jeder Glaube; der Besitz erschüttert, während er begieriger als je gesucht ward. Die Zukunft ungewiß, die Gegenwart unleidlich, das Dasein oft nur durch das Opfer der höchsten Güter zu retten! Keine Versöhnung zwischen den Gegensätzen, kein Maß in dem Kampf; nicht immer ein Ziel, jedes Dasein bedrängt, die Lüge frech ihr Haupt erhebend und Anerkennung fordernd, wenn auch nur äußere! So alterte dies Geschlecht, weniger reich begabt als das vorangegangene, schwerer als die meisten geprüft. Wer will behaupten, daß es mit Ruhm bestanden? Gewisser ist, daß mancher der Ueberlebenden die Todten nicht beklagt, vielmehr beneidet das Loos der Väter, denen das Leben leichter ward, und leicht die Erde über ihren Gräbern, weil sie noch meinten, den Kindern bessere Tage als die ihrigen zu hinterlassen."

„Bis zum Anfang der siebziger Jahre hatten strenge Formen des Lebens und Besitzes den Zuständen im Ganzen eine ungewöhnlich lange Dauer erhalten. Zwar läßt sich jedes der frühern Decennien als ein mächtiger Fortschritt im Staats- und Privatleben, in Kunst und Wissenschaft bezeichnen; doch blieb dem Herkommen eine geheiligte Macht in den Gemüthern, und die ältere Generation erwehrte sich mannhaft aller Concessionen, die eine Störung hergebrachter Verhältnisse ahnen ließen. Während die Väter die Anfänge atlantischer Freiheit mit zweifelhaftem Auge betrachteten, waltete über den Söhnen noch schulgerechte Methode des Lernens, mit der ganzen Sicherheit ununterbrochener Ueberlieferung. Welch ein anderes Bild stellt sich dar, begleiten wir den heranwachsenden Knaben in die Mitte der achtziger Jahre. Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling. Es war als gewännen die bleichen Gestalten der Vorzeit, die man vermessen so oft heraufbeschworen, um sie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu lassen, frische Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. Es wurden Winke vernommen von Sprengung der Zellen und von Freiheit der Völker, und ein schottischer Meister im schlichten Kleide war eine geistige Macht in seinem Kreise. Solche vom Winde verstreute, beflügelte Saat hängt überall fest und keimt oft freudiger als die sorgsam beackerte. So wurzelte allmählich und unbewußt sich die Jugend auf einem neuen Boden fest. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die jüngere Generation, und selbst die Aeltern ergriff ein Vorgefühl hoher Bestimmung, unermeßlicher Vervollkommnung, die dem Geschlecht bevorstehe. Auf diesem Punkte hatte die Welt in ihrem Kreislauf sich noch nicht befunden. So spiegelte sie sich denn mit inniger Lust und großer Unbefangenheit in ihrem eignen Bild, entdeckte immer mehr Züge der Gottähnlichkeit, und schmeichelte sich, was fehle, müsse von selbst kommen, nun man es so weit gebracht. In dem Ringen nach geheimer Wissenschaft, nach überirdischer Kraft, nach Genuß ohne Arbeit, das sich tief und tiefer in das Mark der Gesellschaft einfraß, lag schon der Keim des Zwiespalts, der bald die Behaglichkeit des vergnüglichen Zeitalters trübte. Noch spielte man, in gesicherter äußerer Lage, mit Wundererscheinungen und Geheimnissen, noch hieß man jede bunte Larve willkommen. Doch als nun die gewaltigen Erscheinungen im Westen sichtbar wurden, fanden sie in Deutschland wohl zubereiteten Boden: schnell nahm die Zeit einen ernsten Charakter an. Jene Holdseligkeit, jenes Schönthun mit Ideen, die dem Leben mehr zur Zierde als zum Princip des Handelns dienen, verschwand mit dem ersten Nahen einer großen historischen Zeit. Wie Erleuchtete meist den Moment anzugeben wissen, wo ihr Geist in höhere Gemeinschaft aufgenommen wurde, so möchte vielen der Zeitgenossen erinnerlich bleiben, bei welchem Anlaß der Streit politischer Richtungen den ersten Funken in die

Unbefangenheit ihrer Jugend geworfen, um fortglimmend zu erwärmen und zu erleuchten oder zu verzehren. Wann wird man so reine Begeisterung wiedersehen, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten, und Lichterscheinungen vor sich zu sehn, deren Glanz sie mit dem eignen besten Blute zu nähren sich sehnten! Um ihre Ruhe war es geschehn; sie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ward ihnen nur zu oft Genügsamkeit und Unbefangenheit verloren. Wir wollen nicht verdammen, denn so klug war die Welt noch nicht als jetzt; leicht mochte sie besser sein."

„Mit den äußern Banden und Fugen des geselligen Lebens sollten zugleich die innersten Tiefen des Gedankens, des Wollens, jene stille Heimath des Gefühls erschüttert und aufgewühlt werden, wohin sich so oft ein von außen bedrängtes Dasein zu retten weiß. War dem Jüngling bis dahin die zersetzende Kraft der kritischen Philosophie noch unzugänglich geblieben, so hatte er in dieser Zeit wenigstens mit ihren, in Glauben und Wissen der Menge plötzlich überströmenden Resultaten schmerzliche Kämpfe zu bestehn. Es ist nicht ein Kleines, auf der Schwelle des freien Bewußtseins den Glauben der Väter durch strenge Folgerechtigkeit der Betrachtung erschüttert, das Wissen der Väter in allen Zweigen auf den Kopf gestellt, theils verhöhnt, theils bemitleidet, theils als Schutt verwendet zu sehn zu neuen Bauten, von dreisten, neuem Licht entgegenjubelnden Geistern. Da standen Fichte und Schelling auf, um das Geschlecht, das sich ihnen hingab, von jeglichem Ueberlieferten rein abzulösen. Den Alten waren das Erscheinungen wie andere, von denen sie ihr Theil zu nehmen, was nicht zusagte, zu lassen befugt waren: der spätern Jugend ist es Geschichte geworden, die kühl vernommen wird. In und mit uns erzeugte sich das alles, ward mitgethan und mitgelebt. Um dieselbe Zeit, wo jene gewaltigen Erschütterungen die Geister bewegten, entwickelte sich volksthümlich, leidenschaftlich, rücksichtslos dem Naturgefühl und der Selbstverherrlichung gewidmet, eine neue poetische Richtung in der deutschen Nation. Eine lang bekannte Welt, Natur, Vorzeit und Gegenwart, schienen wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; sie wirkte hier und da versöhnend, oft irre leitend, nicht selten empfängliche, doch beschränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirne trug sie die Lehre: Alles Schöne sei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit, dem Hochmuth nahe verwandt. Es war eine gewaltige, eine chaotische Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die Bessern unter der Jugend alle zu Grunde gegangen."

Wenn eine nicht kleine Zahl strebsamer Jünglinge den Vorträgen ihrer Lehrer in Jena mit Spannung lauschten, so war die Masse aufs greulichste verwildert. Fichte, auf seine Popularität vertrauend, machte den Versuch, die Orden, den Hauptsammelplatz der Zügellosigkeit, zur Selbstauflösung zu bestimmen; dafür warfen ihm diese die Fenster ein: „die unangenehmste Weise," bemerkt Goethe, „von dem Dasein eines Nich-Ich überzeugt zu werden!" Fichte war über die erbärmliche Schwäche des Senats gegen diesen Unfug so verstimmt, daß er Ostern die Vorlesungen schloß und sich nach Osmannstädt zurückzog. „Mit Freund Fichte," schreibt Schiller 15. Mai 1795 an Goethe, „ist die reichste Quelle von Absurditäten erschöpft." „Fichte," äußerte sich Goethe später, „war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehn, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen, aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?"

Fichte hoffte noch immer von den beiden Dichtern große Stücke für die Philosophie; mehr als von den Philosophen von Profession; er glaubte sich von ihnen am besten verstanden. Einen Aufsatz von ihm „Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit" hatten die Horen gebracht; 24. Juni sandte er an Schiller einen zweiten: „über Geist und Buchstaben in der Philosophie". Seltsamerweise enthielt derselbe eine begeisterte Rede auf Goethe: „Es ist in den letzten Meisterwerken des begünstigten Lieblings der Natur nicht die einfache Erzählung, nicht die sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird . . . Die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht: diese edelste Blüte der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eines ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich an unsere Seele das lebendige Bild jener geendigten Cultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegengeht, und die eher alles als die reine Ebenheit ihres Charakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths verliert: jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eignen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andringen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unserer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der

Sinnenwelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann ... Wir fühlen uns gehoben und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern."

Wider Erwarten sandte Schiller den Aufsatz zurück; theils wegen der „trocknen, schwerfälligen und nicht selten verwirrten Darstellung", theils weil er vom Gegenstand abwich. Der Brief war grob, und es wurde Fichte leicht, in der Antwort die Unschicklichkeit des Tons zu rügen. „Daß wir über den Vortrag sehr verschiedene Grundsätze haben, habe ich schon aus Ihren eignen philosophischen Schriften gesehn. Sie gehen analytisch, den Weg des strengen Systems, und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie statt des abstracten Begriffs setzen. Ich setze die Popularität in den Gang, den ich nehme. Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist, mache ich mir nach ganz andern Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden, scheinbar nach der bloßen Ideenassociation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgend schärfer, als vor der Hand nöthig ist, bis zuletzt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergiebt. Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor oder nach dem Begriff, was gleich ist, ich sehe darauf, daß es passe. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuern Schriftsteller, die in dem Ruhm des guten Vortrags stehn, es so gehalten. Ihre Art aber ist völlig neu. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen zu denken. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen. Ich muß alles erst übersetzen, ehe ich es verstehe; und so geht es andern auch. Was man meinen frühern Schriften auch vorwerfe, so sind sie doch häufig gelesen worden, und man hört hier und da erzählen, was darin steht. Ihre philosophischen Schriften (ich rede nicht von Ihrem Tiefsinn, den ich verehre, ich rede nur von Ihrem Stil) sind bewundert, angestaunt, aber weniger gelesen und gar nicht verstanden worden; und ich habe im größern Publicum keine Stelle daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin stehe?"

Am meisten mußte Schiller verdrießen, daß sein Gegner sich auf Goethe's Urtheil berief; über diesen Punkt antwortete er sehr empfindlich. Ebenso protestirte er gegen das Urtheil des Publicums. „Es giebt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publicums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen,

ist der ernstliche Plan meines Lebens. Ich suche nicht durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publicum zu gewinnen, sondern es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspornen und zu erschüttern. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publicums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird." — In demselben Sinn schreibt Schiller an Herder, der sich gegen die griechische Mythologie für die nordische ausspricht: „Giebt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehn, damit eins ausmachen und darin zurückfließen muß, und (in unsern Umständen) kann, so haben Sie gewonnen. Aber gerade jene Voraussetzung leugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsers Zustandes ist meines Bedünkens so groß und entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht. Mir scheint daher gerade ein Gewinn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

Noch nach einer andern Seite hin hatte sich Fichte zu vertheidigen. Wieland, ohnehin über das „Ich und Nicht-Ich" sehr verdrießlich, hatte seinem Schwiegersohn Reinhold von boshaften Aeußerungen seines Nachfolgers geschrieben, und Reinhold hatte sich sehr empfindlich darüber ausgesprochen. Aber Fichte wußte den schwächeren Mann durch Syllogismen so in die Enge zu treiben, daß er ganz kleinlaut wurde. „Neulich," schreibt er ihm 2. Juli 1795, „habe ich Wieland unendlich liebgewonnen. Er schmähte auf die Kantische Philosophie, auf Demokratismus, auf abgeschnittenes Haar, auf Bänderschuh, kurz auf alles was meine geistigen und körperlichen Prädicate ausmacht oder wenigstens dafür gehalten wird, mit einer solchen Naivetät und Genialität, ging, als ich herzlich mitlachte und er sich zu besinnen schien, daß dies doch einmal meine Prädicate wären, in eine solche Herzlichkeit über, daß dies die angenehmsten Augenblicke meines Lebens waren." — In demselben Brief meldet er den Druck seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre",

und macht ihn auf den Gegensatz ihrer Zwecke aufmerksam: „Sie gehn allenthalben darauf aus, sich selbst und Andern Ihre theuersten Erwartungen nicht sowohl zuzusichern, als sie, die aus einer ganz andern Quelle entspringen, gegen alle Angriffe der nur speculativ gewordenen Vernunft zu sichern. Sie philosophiren mit und aus praktischem Interesse. Ich, durch eine freiere Erziehung in der frühesten Jugend, darauf durch einen Druck, den ich bald abwarf, durch ein leichtes Blut, durch eine ziemlich gute Gesundheit, und, was durch jenes nur erleichtert wird, durch ein festes Beruhen auf mir selbst — unterstützt, habe der Speculation seit sehr früher Jugend getrost und kalt unter die Augen gesehn. Ungeachtet es kein geringes Gut für mich ist, einer Philosophie mich bemächtigt zu haben, die mein Herz in Uebereinstimmung mit meinem Kopf setzt, so würde ich doch keinen Augenblick mich besinnen, sie aufzugeben, wenn man mir ihre Unrichtigkeit zeigte, eine völlig diese Eintracht zerstörende Lehre dafür anzunehmen, wenn sie richtig wäre, und auch dann meine Pflicht zu thun glauben."

Ueber die Schwierigkeit seines eignen Systems täuscht er sich nicht. „Was ich mittheilen will, ist etwas, das gar nicht gesagt noch begriffen, sondern nur angeschaut werden kann; was ich sage, soll nichts weiter thun, als den Leser so leiten, daß die begehrte Anschauung sich in ihm bilde. Wer meine Schriften studiren will, dem rathe ich, Worte Worte sein zu lassen, und nur zu suchen, daß er irgendwo in die Reihe meiner Anschauungen eingreife, fortzulesen, auch wenn er das Vorhergehende nicht ganz versteht; bis irgendwo an einem Ende ein Lichtfunke herausspringt. Dieser, wenn er ganz und nicht halb ist, wird ihn auf einmal in die Reihe meiner Anschauungen auf den Gesichtspunkt setzen, aus welchem das Ganze angesehn werden muß. — Der Eingang in meine Philosophie ist das schlechthin Unbegreifliche; das macht dieselbe schwierig, weil die Sache nur mit der Einbildungskraft und gar nicht mit dem Verstande angegriffen werden kann." — Das ist nicht so überschwänglich als es aussieht. Es heißt nur: wer, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, in seinem Geist nicht unmittelbar sieht, daß im Ich das Gedachte auch das Denkende ist, dem fehlt der Verstand zum Philosophiren. Ebenso kann man in der Mathematik sagen: wer nicht mit den Augen des Geistes sieht, daß sich jede Linie unendlich verlängern läßt, der mache das Buch zu.

Der Studentenunfug wiederholte sich immer bösartiger, der Senat entschloß sich endlich 1. Aug. zum scharfen Einschreiten. „Ich werde," schreibt Fichte 24. Aug., „zu Michaelis nach Jena zurückkehren. Durch militärische Gewalt ist die Ruhe wiederhergestellt. Wer nicht auf der Stelle eingesteckt sein will, muß wohl ruhen. Von einer Verbesserung der Grundsätze ist nichts

merklich. Es ist auffallend, wie die Besten und Verständigsten unter den Studirenden auf einmal den Verstand verlieren, wenn die Rede auf Burschenrechte, akademische Freiheit u. s. w. kommt. Die Besten wollen freilich ihr Recht, Häuser zu stürmen, zu plündern und zu rauben, nicht gebrauchen, aber das muß von ihrem guten Willen abhängen; sie mit Gewalt daran zu hindern, ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Gott mag es denen, die durch eine lange Praxis sie diese Grundsätze gelehrt haben, vergeben; ich kann es nicht. Ich bin dem Gedanken nahe, den ich sonst mit ganzer Macht bestritten, den ich in Andern als ein tiefes Zeichen der Schlechtigkeit betrachtet — Gott verzeihe es mir — daß mit dieser Menschenclasse schlechterdings nichts anzufangen ist, daß man ihre Erziehung Gott und ihren künftigen Schicksalen überlassen muß und zufrieden sein, wenn es so einzurichten ist, daß andre Leute es neben ihnen eben nur aushalten können."

Immer tiefer studirte sich Fichte in Jacobi's Schriften ein, immer mehr erstaunte er über die Einstimmung, die er zu finden glaubte, trotz des scheinbaren Widerspruchs. „Sie sind ja bekanntermaßen Realist," schreibt er ihm 30. Aug., „und ich bin ja wohl transcendentaler Idealist, härter als Kant es war: denn bei ihm ist doch noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung — zwar mag Gott wissen, wie und woher! — gegeben; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen producirt werde." „Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum, aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deducirt werden." „Sowie wir uns als Individuum betrachten (und so betrachten wir uns immer im Leben, nur nicht im Philosophiren und Dichten), stehn wir auf dem Reflexionsstandpunkt, dem praktischen im Gegensatz zum speculativen; von ihm aus ist eine Welt für uns, unabhängig von uns da, die wir nur modificiren können; von ihm aus wird das reine Ich außer uns gesetzt und heißt Gott. Wie kämen wir sonst zu den Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben und uns absprechen, wenn wir sie nicht doch in uns selbst fänden und nur als Individuum sie uns absprächen? — In dem Gebiet dieses praktischen Reflexionsstandpunkts herrscht der Realismus; durch seine Anerkennung von Seiten der Speculation selbst erfolgt die gänzliche Aussöhnung der Philosophie mit dem gesunden Menschenverstand. — Wozu ist der speculative Gesichtspunkt und mit ihm die ganze Philosophie, wenn sie nicht fürs Leben ist? Hätte die Menschheit von dieser verbotnen Frucht nie gekostet, so könnte sie der ganzen Philosophie entbehren. Aber es ist ihr eingepflanzt, jene Region über das Individuum hinaus nicht blos in dem reflectirten Licht sondern unmittelbar erblicken zu wollen; und der Erste, der eine Frage über das Dasein Gottes erhob, durchbrach die Grenzen, erschütterte die Menschheit in ihren tiefsten

Grundpfeilern und versetzte sie in einen Streit mit sich selbst, der noch nicht beigelegt ist, und der nur durch kühnes Vorschreiten bis zu dem höchsten Punkt, von welchem aus der speculative und praktische vereinigt erscheinen, beigelegt werden kann. Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Nacktheit und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung."

Für Schiller war die philosophische Form nur ein Nothbehelf; sein angebornes Talent trieb ihn, die neugewonnenen Ueberzeugungen poetisch auszusprechen. Durch seine Studien mit reichstem Stoff erfüllt, schoß seine Lyrik plötzlich zu einer gewaltigen Blüte auf: freilich ist dieser herrliche Farbenglanz in seiner fremdartigen Pracht aus dem Treibhaus hervorgegangen. „Wenn Sie diesen Brief erhalten," schreibt er 9. Aug. an Humboldt, indem er ihm „das Reich der Schatten" übersendet, „so entfernen Sie alles was profan ist, und lesen in geweihter Stille dies Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie Sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor... Es könnte sein, daß ein Anderer einiges noch deutlicher gesagt wünschte; aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." — Humboldt empfängt die Gabe in demselben Sinn: er fühlt sich prophetisch angehaucht und aus den Fesseln des Erdenlebens entrückt. — Wer sich bei Schiller beklagt, er gebe in seinen Gedichten nur den versificirten gesunden Menschenverstand, kann sich hier der tiefsten Mystik erfreuen; sie verliert sich in so luftleere Höhen, daß dem Leser zuweilen der Athem ausgeht. — Mit Neid sieht der Mensch auf das spiegelreine Leben der seligen Götter. Es wird ihm nun offenbart, wie er sich ihnen nahen könne. Kein Gesetz der Zeit fesselt diejenigen, die von ihren Gütern nichts berühren. Wer in dem Reich des Todes frei sein will, muß sich am Schein genügen lassen: selbst der Styx fesselte Proserpina nicht, aber als sie den Apfel genossen, war sie auf ewig an den Orcus gebannt: „Nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten; aber frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielin seliger Naturen, wandelt oben in des Lichtes Fluren, göttlich unter Göttern, die Gestalt. Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben, werft die Angst des Irdischen von euch! fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich! Und vor jenen fürchterlichen Schaaren euch auf ewig zu bewahren, brechet muthig alle Brücken ab. Zittert nicht, die Heimath zu verlieren: alle Pfade, die zum Leben führen, alle führen zum gewissen Grab. Opfert freudig auf, was ihr besessen, was ihr einst gewesen, was ihr seid, und in einem seligen Vergessen schwinde die Vergangenheit." — Das sind harte Anforderungen an den Menschen, und er weiß nicht recht, wie er sie erfüllen soll, wenn ihm auch herrliche Güter dafür

in Aussicht gestellt werden, z. B. daß in diesem Heiligthum jede Pflicht, jede Schuld und jeder Schmerz aufhöre. Das wirkliche Leben ist stets ungenügend. Wenn die Menschheit in ihrer traurigen Blöße vor dem Gesetz steht, dann muß die Tugend vor der Wahrheit erblassen, vor dem Ideal muß die That beschämt zurückweichen. „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entflohn, und der ew'ge Abgrund wird sich füllen; nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Die Menschheit soll denselben Verjüngungsproceß durchmachen wie Hercules, der im Leben die größten Plagen erduldete, — „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt. Froh des neuen ungewohnten Schwebens, fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt". — Der kampfesfreudige, an Löwen und Drachen gewöhnte Gott würde in der ewigen Heiterkeit dieser seligen Schattenwelt eine unerquickliche Rolle gespielt haben. Jene Verklärung paßt wohl für einen sehnsuchtsvollen Jüngling, wie ihn Goethe im Ganymed so lieblich schildert, aber nicht für den Gewaltigen, der schon als Säugling die Schlangen zerdrückte.

Sucht man für die Symbolik den realen Ausdruck, so bezeichnet Schiller selbst, „den Begriff des uninteressirten Interesses am reinen Sein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, den Inbegriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subject des Schönen" als den Leitton des Ganzen: die Kunst müsse dem Schmerz und der Befangenheit der irdischen Leidenschaften entfliehn. — Es hat sein Bedenken, Philosopheme poetisch zu verklären. Nicht die zufällige Noth soll die Kunst zeigen, aber was der ganzen Menschheit zugetheilt ist: zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen. Schön sagt Goethe's Proserpina: „Euer ruhiges Wandeln, Selige! streicht nur an mir vorüber, mein Weg ist nicht mit euch. In euern leichten Tänzen, in euern tiefen Hainen rauscht's nicht von Leben wie droben, schwankt nicht von Schmerz zu Lust der Seligkeit Fülle." In der seligen Schattenwelt der ewig gleichen Götter ist keine Bewegung möglich, also auch keine Poesie: die homerischen Götter empfanden Schmerz und Lust gerade wie die Sterblichen. Die Kunst soll nicht dem Schmerz entfliehn, sie soll ihn concentriren und ihn adeln; und wenn sie das Kreuz des Lebens hinter Rosen versteckt, so soll dies Kreuz doch deutlich genug hervortreten, um uns im tiefsten Innern zu erschüttern.

Dem Publicum in Masse war das Gedicht so unverständlich, daß Schiller schon an einen Commentar dachte. Diesen Commentar übernahm A. W. Schlegel, der, von den Briefen entzückt, sich auch der ältern Gedichte Schiller's, namentlich der „Götter Griechenlands", gegen den Dichter selbst annahm. „Wer

Sinn für das Idealische hat, wird mit ebenso großem Wohlgefallen als Erstaunen in das Reich der Schatten eintreten; ein Gedicht, dessen Muse wie dessen Gegenstand die reinste unkörperliche Schönheit ist. Das verklärte Licht auf der Stirn der Himmlischen leuchtet uns schon beim Eingang entgegen. Im Hintergrund strahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beschieden ist, so lange er das Irdische noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Dasein, an welches er überall durch die Bande der Unvollkommenheit gefesselt ist, unablässig hinaufstreben soll. — Es ist schwer, über ein solches Gedicht, indem man den empfangenen Eindruck sinnlich machen will, nicht wieder zu dichten; allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthusiasmus gesichert werde, muß man ihm helle, bestimmte Einsicht zur Grundlage zu geben suchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer sich nicht verdrießen lassen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wollust, aber unverstanden wie Geistersprache, an seinem Ohr vorübergleiten zu lassen, wenn er die Offenbarungen, die darin mehr angekündigt als wirklich entfaltet werden, in sich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo sich alles greifen und handhaben läßt: und sind es gleich elysische Gestalten, welche den Betrachter umgeben, so haben sie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehn sich seinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingerissen, sie auf das innigste mit seinem Wesen verschmelzen will. Es ist daher die erste Pflicht des Beurtheilers, den dichterischen Schleier der Wahrheit wegzuziehn und, von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umrisse, so viel es sich thun läßt, in ungeschmückten Worten hinzuzeichnen." Es folgt nun diese Erläuterung, wie sie bereits die ästhetischen Briefe geben. — „Nach dieser Darlegung des Inhalts wird jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, durchaus nicht erwarten, es werde mit lyrischer Fülle hinströmen. Lehrend kann sich die Poesie gewissermaßen das Unsinnlichste zueignen, denn sie gebraucht eben das als darstellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Festhaltung der Begriffe unentbehrlich ist: aber welche, wenn man so sagen darf, vergeistigte Empfänglichkeit gehört dazu, von solchen Gegenständen berührt, ihren Eindruck melodisch zurückzugeben. — Der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben fassen kann, und die sanft verschmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur selten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie sind blos idealisch eingeflochten, und es ist aufs glücklichste ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichts liegt in dem Apfel Proserpinens begriffen. Es ist eins jener erhellenden Gleichnisse, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde setzt. Ebenso

schön und wahr ist in der Erwähnung Laokoons die edelste Forderung ausgedrückt, welche an die Menschheit zu machen steht: der Widerstand, den die niederdrückende Natur des Leidens in den höchsten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Ursprungs verwandelt. Wir wissen, daß die Bildsäule Laokoons beides darstellt, die Angst, welcher sich der Sterbliche nicht entziehn kann, und den Muth, wodurch er unsere Ehrfurcht mehr denn der Gott erregt, der ein willkürliches Urtheil über ihn sprach. Diesem Gedanken, den der Künstler in der Schrift menschlicher Züge darlegte, sind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules malt uns die Befreiung von der Last des Irdischen so fühlbar hin, daß wir am Ende des Gesanges in der That mit dem Vergötterten hinangeschwebt zu sein glauben." —

Eine ähnliche Mystik weht uns aus dem „verschleierten Bild zu Saïs" an. „Die Macht des Gesanges" entwickelt in einer prächtigen Schilderung die Fluth der Poesie, von welcher die Menschheit nicht weiß, woher sie rauscht. „Das Mädchen aus der Fremde" zeigt die Poesie als eine Gottheit aus dem Jenseits, deren Spur im Leben schnell verloren gehe. Von dem modernen Dichter wird gesagt, er vernehme kaum noch im Herzen die Himmlische, die dem alten im Leben erschien: „weh ihm, wenn er von Außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen, und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf! Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse; kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt." — Doch wird dem Genius das Recht zuertheilt, in der Weise der Griechen der Stimme der Natur zu folgen, die dem Leben schweigt, weil in der entadelten Brust das Orakel verstummt ist. Das Ideal wird nur durch ein Wunder ins Leben gerufen, während das Menschliche mühsam wächst und reift; dem Liebling der Götter fügen sich die Gesetze der Welt, die Ferne, die er ahnt, ist da. „Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer: wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor. Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde: was der eine verspricht, leistet die andre gewiß." Schiller hat sich Goethe's Ansichten nicht blos zugesellt, sondern sie überboten. — Die reifste Frucht des Jahres ist „der Spaziergang". Die allgemeinen Schicksale der Menschheit ziehn in der Form eines bewegten landschaftlichen Gemäldes an den Augen des Lesers vorüber. Man wird an „die Künstler" erinnert, aber der Gang ist bildlicher, also poetischer, als in diesem blos räsonnirenden Gedicht. Auch diesmal muß die griechische Mythologie dem Dichter ihre Symbole leihen, obgleich ihm die modernen Zustände bis zur französischen Revolution vorgeschwebt haben. Das elegische Versmaß eignet sich trefflich zu diesem anmuthigen Gemälde, und einzelne Aussprüche über Gesetz und Liebe gehören zu dem Tiefsinnigsten, was Schiller gesagt. Er selbst that sich nicht wenig

darauf zu gut: „Mein eignes Dichtertalent hat sich in diesem Gedicht erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als eine Kraft gewirkt. Mit ihm verglichen ist das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht; wäre der Inhalt des letzteren so poetisch ausgeführt worden wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum geworden . . Und das will ich versuchen . . . Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an, das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, und daraus eine Idylle in meinem Sinn zu bilden. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. — Hercules ist in den Olymp eingetreten, seine Vermählung mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Ueber diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben. Zeigt es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar ist, daß sich das Ideal nicht individualisiren läßt, so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben. — Denken Sie Sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehn. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit ganz rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden."

Ganz im Sinn dieser transcendentalen Lyrik, die gleich Narciß nur im Spiegel das Schöne suchte, war Goethe's „Mährchen", das Sept. 1795 zum Schluß der „Unterhaltungen" in den Horen abgedruckt wurde. Wieland schlief bei der Vorlesung ein, Frau Schiller fand etwas von Voltaire darin; desto beredter war A. W. Schlegel in seiner Bewunderung. „Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehn zuweilen in eine lächelnde Charakteristik und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung als im Mitleiden, das der Gegenstand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigern Schmerz als den der süßen

Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmete. Die Zeichnung erschöpft, was sie darstellen soll, und gleitet doch leicht hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Grases. Bei der Flüchtigkeit, die man sonst nur den Landsleuten der Irrlichter zutrauen sollte, schimmert ein gewisser Ernst durch, der nicht schwer wird über allem, sondern eben hinreicht, eine desto angenehmere Erinnerung der empfundenen Lust zurückzulassen u. s. w." — Wir können uns diesem Lob nicht anschließen. Die Irrlichter, die Schlange, die schöne Lilie, die vier Könige, der versteinerte Mops, der Fährmann mit seinen drei Kohlköpfen, drei Artischocken u. s. w. sind keine mährchenhaften Figuren, an denen man ein unbefangenes Interesse nehmen könnte; sie treten anspruchsvoll und mit bedeutenden Ahnungen auf, und selbst die Feierlichkeit der Sprache weist auf einen tief verborgenen Zusammenhang hin; aber der Dichter läßt den Faden nirgends blicken, und trotz aller Versuche, die Weise und Thoren gemacht haben, ihn zu finden, sind wir überzeugt, daß keiner vorhanden ist. Dem Dichter kommt es nur auf eine künstlerische Gruppirung von Farben und Linien an, die aber keinen Gegenstand ausdrücken; und es ist charakteristisch für jene Periode, daß man an dem seltsam räthselhaften Spiel dieser Schnörkel und Arabesken so große Freude fand.

Noch vor dem „Mährchen" (Juni 1795) waren Goethe's „römische Elegien" in den Horen abgedruckt,*) jene anmuthig träumerische Mischung italienischer Erinnerungen mit dem Liebesverhältniß zu Christiane. „Ich habe für diese Art Gedichte keinen Sinn," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen; „in einer einzigen war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß sie schön sind, sie thun mir aber nicht wohl." A. W. Schlegel lobt sie sehr fein; doch liest man einige Bedenken heraus. „Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht. Es nachahmen zu wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantasie zurückwirft." Die lebendige Beziehung der Gedichte kannte er nicht.

Im Gegensatz zu Schiller ging Goethe's Liebe der Griechen aus wirklicher Anschauung hervor. Die Gestalten des Alterthums waren ihm lebendige Gegenwart, er hatte nicht nöthig, durch einzelne mühsam zusammengesuchte

*) Bald darauf folgten Knebel's Elegien; im Rhythmus nach Goethe und Schiller, im Sinn mehr nach Herder.

Farben und Striche den Schein des griechischen Lebens hervorzubringen. Schiller empfand nur die Sehnsucht nach der griechischen Harmonie, da er sich seiner eignen reflectirten und unharmonischen Bildung mit einem gewissen Schmerz bewußt war: Goethe fühlte wirklich als Grieche; er konnte das gegenwärtige Leben mit griechischen Augen ansehn und diejenigen Züge herausfinden, die der allgemein menschlichen Natur angehörig, von den Voraussetzungen der Zeit befreit, sich bequem in die Einfachheit eines griechischen Gemäldes fügten. Bei Schiller spricht immer nur die Wehmuth über den Verlust der goldnen Zeit, Goethe sucht, soweit es angeht, die goldene Zeit in seinem individuellen Leben und Dichten wiederherzustellen. Aus der pietistischen Verkümmerung des deutschen Privatlebens flüchtete der Dichter in die Säulenhallen der griechischen Kunst. Er vertiefte sich in diese Bilder, um sein von dem nordischen Nebel umwölktes Auge zu erquicken, aber er opferte diesem heidnischen Bilderdienst keineswegs sein Gemüth. Die neuen Götterbilder, die er auf den Altar hob, waren doch nur die verklärten Formen seiner eigensten Empfindung. Wenn er die Kunst zum Gegenstand der Dichtung machte, bemühte er sich nicht, den philosophischen Sinn derselben, sondern ihre endliche Erscheinung zu versinnlichen. Das Gebiet, welches er ausschließlich idealisirt, ist die Natur in ihrem organischen Zusammenhang: hier ist er unermüdlich, das Leben, das in allen einzelnen Erscheinungen pulsirt, zu vergöttlichen, sich mit inniger Liebe in den Schos der unendlichen Mutter zu versenken, deren Gestalt ihm bei jedem neuen Anschauen werther und deutlicher wird.

Goethe's Bedeutung vollständig zu begreifen, und sich selber klar zu machen, in welcher Gattung er doch diesem Liebling der Götter gewachsen sei, schrieb Schiller die Abhandlung über das „Naive und Sentimentale", in der sich alle Fragen kreuzen, welche die Aesthetik und Literaturgeschichte der folgenden Zeit beschäftigt haben. „Inwiefern kann ich bei meiner Entfernung von dem Geist der griechischen Poesie noch Dichter sein?" — schreibt er an Humboldt 26. Oct. 1795. Er glaubt wahrzunehmen, daß die Modernen eine gewisse Realität vor den Griechen voraus haben. „Mit dieser Realität verbinden einige Dichter, z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes; ich habe aber bemerkt, daß durch diese Annäherung, die ihr Ziel doch nie erreicht, immer etwas von jener modernen Realität abnimmt; daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. — Sollte also der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem eignen Gebiet sich heimisch zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen lassen? sollte er nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?"

Wie kommen die modernen Dichter (seit Rousseau) zu ihrer Schwärmerei

für die Natur? — „Dies Gefühl ist nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, was wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Es war ein ganz anderes Gefühl, was Homer's Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirten den Ulysses bewachen ließ, als was die Seele Werther's bewegte, da er diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur ist nicht durch Anschauung erzeugt sondern durch eine Idee vermittelt: es gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Wir lieben in ihr das, was uns abgeht, aber wonach wir aufgefordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritt zu nähern hoffen dürfen." Aehnlich ist unser Verhältniß zu den Kindern. „In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist im Gegentheil die Vorstellung seiner freien und reinen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt." — Ist aber die Natur uns ein Ideal, so darf sie uns doch keine Sehnsucht sein. „Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen ... Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest, bei der du die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest."

Aus dem Begriff der Poesie, „der kein anderer ist als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ergiebt sich, daß in einem harmonischen Zeitalter die möglichst getreue Nachbildung des Wirklichen; in einem disharmonischen die Darstellung des Ideals den Dichter macht. Weil das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der cultivirte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden. Vergleicht man hingegen die Arten selbst miteinander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Cultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehn ist. Wenn man den Gattungsbegriff der Poesie einseitig aus den alten Poeten abstrahirt, so ist nichts leichter, als die Modernen gegen sie herabzusetzen. Aber wenn jene mächtig sind durch die Kunst der Begrenzung, so sind es diese durch die Kunst des Unendlichen. In der bildenden Kunst sind uns die Alten überlegen, ein Werk der Einbildungskraft kann die Vollkommenheit auch durch das Unbegrenzte erreichen. — Der sentimentale Dichter reflectirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird auf eine Idee bezogen und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Auch

der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, sondern nur ein idealischer Gegenstand sein; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen." Diese Reflexion auf das Ideal scheidet die sentimentale Poesie in Elegie, Satire und Idyll: das Idyll ist die höchste Form. „Die Idee eines harmonischen Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit all den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Cultur unterworfen ist, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hilfe, um jene Ideen zur Anschauung zu bringen."

Dem Gegensatz der sentimentalen und naiven Dichtung entspricht der andere zwischen dem Realisten und dem Idealisten, dem Empiriker und dem Phantasten. Den Realisten charakterisirt ein nüchterner Beobachtungsgeist, eine feste Anhänglichkeit an das Zeugniß der Sinne und eine resignirte Ergebung in das, was ist und was sein muß; den Idealisten ein unruhiger Speculationsgeist, der in den Erkenntnissen wie in den Handlungen auf dem Unbedingten besteht. Der Realist wird, was er liebt, zu beglücken, der Idealist es zu veredeln suchen; der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Was kümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn: er ist im Besitz, die Erde ist sein, es ist Licht in seinem Verstand und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glück zerfällt, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches; beschränkt ist alles, was er leistet; er denkt über die Menschheit so groß, daß er in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten. Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glaube daran nicht besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und darum begrenzten Wirken erblickte" u. s. w. Resultat: „daß das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist."

Goethe, der, wenn er im Allgemeinen einen Menschen billigte, gegen das Einzelne sehr nachsichtig war, und dem in solchen Dingen Reinlichkeit der Classification über alles ging, war mit der Schilderung ganz zufrieden und

liebte noch später auf sie zurückzukommen, da ja durch einen schönen Freundschaftsbund die beiden Pole sich in einer höhern Einheit zusammengefunden hatten. Aber der Idealismus im Faust und der Realismus im Wallenstein, der Idealismus im Herzen Goethe's und der Realismus im Verstande Schiller's waren viel größer als beide glaubten.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geschichte und im wirklichen Leben schnell die charakteristischen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falsche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem schärfsten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterscheiden vermag, welche charakteristisch sind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Domestiken keinen Helden giebt, ist der Domestik ein falscher Realist. — Der wahre Realismus der Darstellung liegt darin, daß man über die nöthige Technik, sei es in Bezug auf Pinsel und Palette oder auf den Meißel, auf den Ton oder auf das Wort, so frei disponiren kann, daß man die zur Charakteristik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falsche Realismus der Kunst liegt darin, daß man bei der glänzendsten Virtuosität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß. — Will man den wahren Realismus Idealismus nennen, so ist auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge ist auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealist mit seiner Idee das Wesen der Dinge trifft, so bildet sich der falsche Idealist eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entspricht, weil sie überhaupt keinen Inhalt hat. Der Gegensatz der Realität ist nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre.

Schiller's Talent ist viel respectabler nach der realistischen als nach der idealistischen Seite. Es gelingt ihm nicht, die überspannte Empfindungsweise der Jungfrau, den moralischen Idealismus Thekla's, die Philosophie Tell's verständlich zu machen; aber im Lager Wallenstein's werden wir zu Hause; jeder Zug prägt sich unauslöschlich unserer Phantasie ein. Sein Gedicht „die Ideale", spricht nicht für diejenigen, die ihn einen Idealisten nennen. Er ist verschiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; sie haben sich alle als illusorisch erwiesen, er bleibt bei der Freundschaft stehen und bei der Beschäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben. Schiller ist dem edlen Trieb des Ruhms stets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an sein Lebensende; andere Ideale, die er gar nicht nennt, z. B. die künstlerische Schönheit, waren die Gluth seines Lebens, und wenn er klagt:

„allzuschnell nach kurzem Lenze entfloh die schöne Liebeszeit" — gerade vier Jahre, nachdem er verheirathet war —, so wußte Lottchen sehr wohl, wie dergleichen Declamationen zu nehmen seien.

Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen subjectiven Schriftsteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident ist. Es giebt keinen subjectivern Schriftsteller als Goethe — dieses Wort in gutem Sinn genommen; und es giebt keinen Dichter, der so wenig subjectiv wäre als Schiller. Die subjectivste Form der Dichtkunst ist die Lyrik, das subjectivste Gefühl des Menschen ist die Liebe: in der eigentlichen Lyrik aber ist Schiller immer nur ein Dichter zweiten Ranges, und die Liebe hat er nie zu schildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die süßen Geheimnisse der Liebe aus der innersten Tiefe des Herzens herauszulocken versteht. Seine Gedichte von der frühesten Jugend bis zum Greisenalter, bis zur Trilogie der Leidenschaft sind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären ist. Es ist aber nicht blos die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigste, das hinreißendste Wort; von den kleinen Mondschein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angstruf des Faust, überall ist es das überströmende Gefühl, das den Hörer mit sich fortreißt. Wo findet sich in Schiller's lyrischen Gedichten ein Ton, der sich mit diesen seelenvollen Accorden vergleichen ließe?

Wie sich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, so überwiegt auch der Schatz seiner Ideen an Umfang und an Tiefe. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in seinem Geist zu lassen; sobald ihn der philosophische Zweifel erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit seiner eisernen Willenskraft durch, bis er zum Abschluß kam. Aber vergleichen wir den Gehalt speculativer Ideen, die sich als Resultat aus seinen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in seine sämmtlichen Werke und auch in seine Briefe verstreut hat, so erscheint Goethe als der speculativere Kopf. Freilich hat er seine Ansichten nicht mit der peinlichen Anstrengung seines Freundes, nicht mit dialektischem Scharfsinn ausgesponnen; sie kamen ihm von selbst, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge. Darin eben lag der Gegensatz zwischen den beiden Dichtern, daß Goethe bei seiner glücklicher und gesunder angelegten Natur die Eingebungen gewähren ließ und durch den Willen so wenig wie möglich hinzuthat; während Schiller einer widerstrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Viel reicher und blütenvoller als das seines hartgeprüften Freundes, rankte Goethe's Leben sich wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen seltsam gewundenen Stamm, den er als sein

Dämonisches bezeichnete, während der Baum von Schiller's Leben durch hartes, sprödes Erdreich, durch Hindernisse aller Art gerade auf zum Himmel strebt.

Wenn Schiller die gesammte moderne Poesie im Gegensatz zur antiken als sentimental bezeichnet, so war das ein Irrthum, den man durch eine unvollkommene Kenntniß der Thatsachen entschuldigen, den man aber nicht mehr nachsprechen darf. Desto treffender ist jene Bezeichnung für die Poesie des 18. J. Sentimentale Perioden, in denen der Geist der höhern Gefühls- und Verstandesbildung mit dem Gesetz der Wirklichkeit zerfällt, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber sie traten erst dann in das Leben einer Nation ein, wenn die poetische Kraft abgeschwächt war. Das Eigenthümliche des 18. J. — wenigstens für Deutschland — liegt darin, daß der Gegensatz zwischen der innern und äußern Welt im Augenblick der höchsten poetischen Kraftanstrengung eintrat. In einem Augenblick, wo der Boden schwankte, auf dem man stand, wo man in der Furcht vor den unerhörtesten Erschütterungen einen Tag in den andern lebte, trennte sich die Kunst vom Volk und seiner Geschichte und strebte fremden Idealen zu. Die Wirklichkeit schien unsern Dichtern so hoffnungslos, daß sie, um zum Ideal vorzudringen, nicht sie offen bekämpften, sondern ihr den Rücken drehten. Das Reich des Schönen herzustellen, flüchteten sie in das Reich der Schatten. „Das irdische Leben flieht, und die Todten dauern immer.“ Aber das Leben ist nur bei den Lebendigen; die Kunst blüht nur aus dem Glauben auf. An die griechischen Götter, an die griechische Sittlichkeit, an das griechische Schicksal, an die griechische Naturanschauung konnten unsere Dichter nicht glauben, sie konnten sie also auch nicht in lebendigen Kunstwerken darstellen. Was sie darstellten, war nur der Schmerz um die verlorne Zeit der Kindheit, nicht diese Kindheit selbst. Die farbenreichen griechischen Götter empören sich mit der vollen Kraft des Gefühls gegen das finstre Reich der Abstraction, das jetzt die Welt beherrscht. Zu ohnmächtig, um Widerstand zu leisten, fliehen sie mit ihrer Jugend und ihrer Poesie aus dieser farblosen Welt in das freie Reich der Kunst, und alle Dichter, d. h. alle echten Menschen folgen ihnen nach und verlassen den Altar des Einen, der „freundlos sonder gleichen einsam in dem Strom der Zeiten nur sein eignes Bild sieht“, um Götter anzubeten, die darum ewig leben, weil sie nie gelebt haben, die der Zeitfluth entrissen im Aether der Dichtkunst als ewige Symbole der reinen Menschheit frei sich bewegen. Uns freilich ist der Irrthum klar. Eine ideale Welt, die auf das geschichtliche Leben der Zeit keine Wirkung ausübt und sie nicht ausüben kann, entwickelt nur eine rasch vorübergehende Blüte und hinterläßt eine unproductive Sehnsucht. Es ist dem Menschen nicht erlaubt, in der Sehnsucht zu leben. Wir wissen, daß wahre Ideale nur auf dem Boden der Wirklichkeit aufblühen, daß fremde Treibhaus-

pflanzen, so schön sie für den Augenblick aussehen, unter unserm Himmel nicht gedeihen. Aber wir dürfen den Unterschied der Zeit nicht aus dem Auge lassen. Wenn wir uns nicht mehr Idealisten sondern Realisten nennen, so ist das ein Glück und kein Verdienst, denn auch uns kommt es darauf an, nicht die zufälligen Erscheinungen der Wirklichkeit zu fixiren, sondern ihren bleibenden Gehalt, und dieser stammt zum großen Theil aus den alten Idealen her. „Dem besten Theil der Nation," erzählt Goethe später in den Annalen, „war ein Licht aufgegangen, das sie aus der öden, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie herauszuleiten versprach. Sehr viele waren zugleich von demselben Geist ergriffen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß, sich zu verbinden, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entstehn. Das allgemeine Interesse war doch ein vages, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu besonderen Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unsichtbare Kreis in kleinere, meist locale, die manches Löbliche erschufen und hervorbrachten; aber eigentlich isolirten sich die bedeutenden immer mehr und mehr. Es ist die alte Geschichte, die sich bei Erneuerung und Belebung starrer stockender Zustände gar oft ereignet hat."

Als das „Berliner Archiv" März 1795 einen vorlauten Artikel (von Jenisch) über die deutschen „Classiker" brachte, zog Goethe in den Horen sehr ernsthaft gegen diesen „Sansculottismus" zu Felde. „Wer mit den Worten bestimmte Begriffe zu verbinden für Pflicht hält, wird die Ausdrücke classischer Autor, classisches Werk höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? — Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe, in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeist durchdrungen, durch ein innewohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grad der Cultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und soviel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in einem Sinn auszuführen fähig ist. — Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und was ihnen mißlang, anständig bedauern."

„Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, eine Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern. Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurf gereichen, daß ihre politische Lage sie zerstückelt: wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten."

„Nirgend in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfinden und in einem Sinn, jeder in seinem Fach sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dies oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, zu Pfuschereien genöthigt, um ohne Anleitung seine eignen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Behagen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge: — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach Außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche Schriftsteller wird nicht mit bescheidener Trauer gestehn, daß er oft nach Gelegenheit geseufzt habe, früh die Eigenheiten seines Genies einer allgemeinen Nationalcultur zu unterwerfen, die er leider nicht vorfand. — Das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden oder zu einem reinen Stil gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern? die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine Weise ausgebildet haben. Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst im Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen."

Der Kreis der „Horen" schien sich auch durch Goethe's alten Glaubens-

genassen, Herder, erweitern zu wallen. Mit seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" war Schiller (12. Juni) einverstanden. „Das eben drückt das Prädicat der Humanität recht eigentlich aus, daß Sie Ihren Gegenstand nicht mit isalirten Gemüthskräften anfassen, nicht blos denken, nicht blos anschauen, nicht blos fühlen, sandern zugleich fühlen, denken und anschauen, d. h. mit der ganzen Menschheit aufnehmen und ergreifen." Sept. 1795 brachten die Haren einen Aufsatz Herder's über Homer, warin die Walff'schen Ansichten im Wesentlichen wiederhalt wurden, ohne daß der Name des Entdeckers genannt wäre: allerdings konnte Herder darauf verweisen, daß er schon vor vielen Jahren Aehnliches ausgesprachen habe. Wolff rügte Oct. 1795 Herder's Verfahren in einem heftigen Ausfall,*) und fast schien es, als würde ein allgemeines Zerwürfniß erfolgen, doch Humbaldt wußte zu vermitteln. Daß eine Naturkraft die Ilias geschaffen, war ganz in Goethe's Sinn. Auch Fichte ließ durch seinen Schüler Hülsen dem großen Philalagen melden, er sei auf dem Wege der Speculatian zu ähnlichen Resultaten über die Entstehung eines valksmäßigen Epos gekommen. Zu Walff's frühesten und entschiedensten Anhängern gehörte Gottfr. Hermann aus Leipzig, geb. 28. Nov. 1772, der schon im 14. J. die Rechte studirt, sich in Jena unter Reinhold die Kantische Philasophie angeeignet und 1794 in seiner Vaterstadt sich als Docent der Philologie habilitirt hatte.

Der Hellenismus der deutschen Dichter ging aus dem Bedürfniß hervor. Latein und Französisch hatten ihre Ralle ausgespielt, der Weg zur deutschen Varzeit war nach nicht geebnet. Die Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands entsprang nicht aus einem wirklichen Glauben an den olympischen Zeus, sondern aus dem der Kunst immanenten Trieb, das abstracte Ideal zu versinnlichen. Aber die Bildung sallte die Freiheit von den Stoffen vermitteln, es mußte ihr daran gelegen sein, ihren Gesichtskreis zu erweitern, um auch an die Antike nicht gebunden zu sein. Von der griechischen Ansicht ausgehend, daß Bildung der höchste Zweck des Menschen sei und daß die vollendete Bildung sich nur in der Kunst affenbare, stäberte man in dem Schatzkästlein aller Välker umher, um etwas zu finden, was die Ideale des griechischen Lebens ergänzen und gewissermaßen berichtigen käunte. Nun war der Horizant des Kreises van Weimar nicht graß; nur Herder hatte den Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit auf die Naturdichtung aller Välker hinzulenken. Es lag nahe, daß man auch auf die Kunstpoesie einen Blick warf, nicht sowahl

*) In einen ähnlichen Streit gerieth Dec. 1795 Wolff mit Heyne, der zu seiner Ueberraschung seiner Ansicht beitrat, aber die Sache so wendete, als habe er selbst sie schan immer so vorgetragen.

aus historischem Interesse, als um neue Vorbilder, neue Formen, neue Regeln zu finden. An historischen Blick war man noch nicht gewöhnt; Philologie und Philosophie gingen lediglich darauf aus, Grundsätze zu exemplificiren, oder was dasselbe sagen will, Ideale aufzustellen.

Unter diesen Umständen war es ein sehr wichtiger Erwerb für die Horen, daß A. W. Schlegel sich ihnen anschloß. In der strengsten hellenistischen Schule gebildet, hatte er sich schon früh mit der romanischen Literatur beschäftigt, er sprach und schrieb mehrere neue Sprachen geläufig und elegant, und verband mit ungewöhnlicher Belesenheit eine Feinheit des Geschmacks, die auch dem Fernliegenden die poetische Seite abzugewinnen wußte. Bei seinem entschiedenen Formtalent hatte er sich zeitig in der Poesie versucht; seine Sonette imponirten Bürger, in seinen Liedern ist sowohl Schiller als Goethe herauszuerkennen, seine Kenntniß des Spanischen regte ihn auch zu Romanzen an (Sibylle, Ariadne). Bald lieferte er, von Amsterdam aus, wo er seit 1792 als Hauslehrer lebte, ästhetische Abhandlungen für die Horen, Gedichte für den M. A. Seine Stelle gab er Juli 1795 auf, besuchte seine Familie in Hannover, und siedelte sich in Braunschweig an, wo er sich (28 J. alt) mit Caroline Böhmer verlobte, die er durch G. Forster kennen gelernt.

Seine erste wichtige Abhandlung war (Dec. 1794) über Dante, eine Ausführung früherer Vorarbeiten in der „Akademie". Es war eine große Erweiterung des poetischen Horizonts, und wohl geeignet, die willkürliche Scheidewand zwischen naiven und sentimentalen Dichtern zu untergraben. Bisher hatte man sich von den romanischen Dichtern nur angeeignet, was zu den verwandteren Engländern stimmen wollte: was man von Cervantes, Ariost, Boccaccio, Tasso wiedergab, wurde durch Buttler, Sterne, Milton gefärbt. Nun trat zum ersten Mal der größte Dichter des Mittelalters, mit einer Weltanschauung, die allem widersprach, was man bis dahin glaubte und schätzte, in seiner historischen Reinheit vor die verwunderten Augen der Gebildeten. Schlegel hatte die Stellen, die er übersetzte, zweckmäßig ausgewählt, und durch historische Commentare den Zusammenhang erläutert.

„Einer der eigensten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandelt sind, und einer der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, ächtesten Menschen war Dante. Weil jenes den Lesern zuerst auffallen muß, und weil Dichtersinn und Dichterwerth unter einer mönchischen Verkleidung ebensowenig als Tugend im Kittel von gemeinen Blicken erkannt wird, verlassen die Meisten ihn wieder, ehe sie ihn noch gefunden haben. Darum ist er auch dem Spott sehr ausgesetzt: manchem witzigen Kopf ist es leichter ihn lächerlich zu machen, als nur einen Zug seiner Größe in sich zu übertragen. Seine Dunkelheit wird selbst seinen Landsleuten immer undurchdringlicher,

seine Sprache fremder; nur durch Geduld und Anstrengung wird man mit ihm vertraut. Hineinträumen muß man sich in jenes heroisch mönchische Gewirr, muß Guelfe oder Ghibelline werden, sonst wirft man das Buch mit Ueberdruß wieder weg. Wie leicht ist es überhaupt, einen großen Menschen und einen großen Dichter zu loben oder zu tadeln! Hingegen in die Zusammensetzung eines fremden Wesens einzudringen, es erkennen, wie es ist, belauschen, wie es wurde, nicht allein die verliehene Kraft gegen das, was sie gewirkt hat, wägen, sondern auch den ganzen Zusammenhang der Dinge, den Widerstand oder die Hilfe des vielfach bildenden Schicksals mit berechnen: das fordert mehr, aber belohnt auch." — „Hell und treu spiegelt sich das Bild seines Zeitalters in seinem Gedicht. Ich wüßte nichts, was dem, der die eigenthümliche Wendung ergründen will, welche damals die menschlichen Angelegenheiten nahmen, größere Aufschlüsse geben könnte als die göttliche Komödie." „Bei vielen Stellen muß schon bei einer flüchtigen Betrachtung ihre symbolische Natur auffallen. Bei andern hingegen fühlt man sich durch ein geheimes Etwas eingeladen, nachdenkend zu verweilen, wie vor einem bedeutenden Bilde, in dessen Zusammensetzung etwas Räthselhaftes zu liegen scheint, obgleich die Handlung, die es darstellt, an sich interessant ist. Wenn dann auch die Deutung der Allegorie für uns verloren ist, so ist es doch ihre Wirkung nicht: eine Hieroglyphe, an einem heiligen Ort ausgegraben, und halb wieder ausgelöscht durch das Alterthum, wird immer mit Ehrfurcht angesehn ... Allegorie hemmt sonst jeden freien Flug der epischen Poesie, und setzt die Wesen, die sie handeln läßt, zu marklosen Schatten herab ... Wie anders bei Dante! Seine Wesen haben Bestandheit, unabhängig von ihrer verborgenen Bedeutung; es liegt mehr in ihnen als was sich in Begriffe auflösen läßt; wir treten überall auf festen Boden, umgeben von einer Welt der Wirklichkeit und des individuellen Seins."

Milton hatte in der deutschen Poesie Epoche gemacht; bei Dante begnügte man sich mit scheuer Verehrung; die überirdische Sonne, die er über die Welt ergießt, leuchtet uns nicht wie die Sonne Homer's. Aber es war ein großer Blick in die romantische Fremde, und Schlegel wurde nicht müde, den Namen seines Dichters zu preisen. Noch 15 J. später hob er seine Seherphantasie hervor: „die innere Anschauungskraft dessen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach alle äußerliche Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtsstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine ebenso zauberische Darstellung mitzutheilen."

Nov. 1795 brachten die Horen A. W. Schlegel's Briefe „über Poesie,

Silbenmaß und Sprache". „Der Dichter, so rühmten von jeher die Bewunderer seiner Kunst, ist ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er den Sterblichen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Der rhythmische Gang der Poesie ist dem Menschen nicht weniger natürlich als sie selbst. Beides ist keine überlieferte Erfindung, sondern ebenso einheimisch in den Wüsten längs dem Eismeer als auf den Südseeinseln. Ueberall, wo Menschen athmeten und lebten, empfanden und sprachen, da dichteten und sangen sie auch. In ihrem Ursprung macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganze aus. — Der absondernde Verstand hat sich selbst an dem Eigenthum des Dichtungsvermögens geübt. Je mehr er die Oberhand gewinnt, desto mehr gelingt es ihm, jeden Zusammenhang zu lösen, der sich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann spielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was seine Geschäftigkeit zerstört hat, sei nie vorhanden gewesen. Aber der geheimste Zusammenhang ist oft auch der innigste; eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erschöpft, sondern auf solchen Beschaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden können, d. h. auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln suchen, weil wir ihn blos fühlen: was nicht ist, kann nicht wirken. — Wenn die Sprache, vom Verstand bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen seinen Verrichtungen zunimmt, so büßt sie an jener ursprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zusammenhang zwischen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. Sowie die grenzenlose Mannigfaltigkeit der Natur in abgezogenen Begriffen verarmt, so sinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchstaben herab. Zwar ist es unmöglich, daß dieser jene völlig verdrängen sollte, da der Mensch immer ein empfindendes Wesen bleibt, und sein angeborner Trieb, Andern von seinem innersten Dasein Zeugniß zu geben, nie ganz verloren gehn kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptsächlich wie sie zum Vortrag der deutlichen Einsicht gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlorne Spuren ihres Ursprungs. Indeß liegt doch jene innige, unwiderstehliche, eingeschränkte, aber selbst in ihrer Eingeschränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen: nur dadurch wird Poesie möglich. Der ist ein Dichter, der die unsichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, sondern sie auch Andern zu offenbaren weiß; und der Grad der Klarheit, womit dies noch in einer Sprache geschehn kann, bestimmt ihre poetische Stärke."

Die Abhandlung wurde von Schiller, Goethe, Herder, Humboldt (mit

dem Schlegel schon in Göttingen befreundet gewesen war) mit Freuden begrüßt: sie erkannten ihre eignen Ueberzeugungen wieder, aber mit einer Sachkenntniß ausgesprochen und erwiesen, bei der sie in die Schule gehn konnten. Namentlich Schiller war ganz voll: er lud seinen jungen Anhänger dringend ein, nach Jena überzusiedeln, wo er ihm eine Professur in Aussicht stellte, und verschaffte ihm eine Stelle bei der L. Z. Wie Schlegel dies Amt (Jan. 1796) zu Gunsten der Horen eröffnete, ist im Einzelnen schon berichtet.

Nicht minderen Eifer, wenn auch weniger Sachkenntniß, zeigte der jüngere Bruder, Fr. Schlegel, der, 10. März 1772 zu Hannover geboren, ursprünglich nicht zum Studiren bestimmt, sich mit unablässigem Eifer in das Griechische eingearbeitet hatte. Seit 1789 hielt er sich bei seiner verheiratheten Schwester in Dresden auf, wo er von der Körner'schen Familie sehr begünstigt, April 1792 auch Schiller vorgestellt wurde. Schon Oct. 1794 schickte er durch Körner's Vermittelung seine ersten Versuche für die Horen ein. Wenn sich die Arbeiten des ältern Bruders vom ersten Augenblick an bei aller Wärme durch frühreife Klarheit auszeichnen, so beginnt der jüngere mit einer Fülle und Verworrenheit der Gesichtspunkte, die er selber im spätern Alter als Zeugniß künftiger Tiefe rühmen möchte. Ein ungewöhnlich ernstes und vielseitiges Eindringen in den Gegenstand ist nicht zu verkennen: wie die schönen Keime reifen werden, muß die Zeit lehren. Noch hat er den angemessenen Ausdruck für den Drang seiner Gedanken nicht gefunden: ja was das Bedenkliche ist, kaum kann man sagen, daß er ihn sucht; nicht Poet genug, um zu schaffen, überläßt er sich den poetischen Bildern und Eingebungen auch da, wo nur nüchterne Zersetzung zur Klarheit führen könnte.

Der Mai 1795 des „Mercur"*) brachte Fr. Schlegel's Abhandlung „über die Grenzen des Schönen", den prophetischen Schmerzensschrei eines begeisterten Hellenisten über die verworrene Bildung unserer Tage. „In der Kunst zeigt sie sich am offenbarsten. Eine Kunst schweift in das Gebiet der andern; Darstellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anschauung, Zeichen und Wirklichkeit verwechseln ihre Bestimmung. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menschheit verwirrt, er muß sie auch vereinzeln und verstümmeln. Der eine lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre; der andere weiß das Schöne nur zum Nutzen zu gebrauchen. — Hier der reine Mechanismus: die verwahrlosten Naturen erröthen endlich bei dem Namen der Schönheit; die leiseste Erinnerung an Kunst,

*) Gleichzeitig erschienen in demselben Vorlesungen „über den Stil in der bildenden Kunst", welche Fernow in Rom, unter Carstens' Einfluß, vor einer Gesellschaft von Künstlern hielt.

Natur, Liebe erregt ihnen eine sichtbare Scheu und innere Verlegenheit, wie die ernsthafte Erwähnung eines Gespenstes. — Dort die verkünstelte Schwelgerei der Einbildungskraft. — Wer in Musik allein schwelgt, verschwebt in Unbestimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich selbst zu Stein; wer in der Poesie allein lebt, verliert beides, Kraft und Bestimmtheit, wird endlich zu einem Traum. — Trostlos und ungeheuer steht die Lücke vor uns; der Mensch ist zerrissen, die Kunst und das Leben sind getrennt. Und dies Gerippe war einst Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmlische Feuer der Kunst, wie die sanfte Gluth des Lebens beseelte Leiber durchdringt, das All der regen Menschheit durchströmte! — Offen und deutlich liegen in der antiken Geschichte die großen Umrisse der Natur und des Schicksals vor uns; auf den verschiedenen Stufen sind die reinen ursprünglichen Arten aller wesentlichen Verhältnisse zwischen dem Menschen und der Natur erschöpft, auf der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die harmonische Eintracht erreicht. Dieser Zusammenhang gegen unsere Zerstückelung, diese reinen Massen gegen unsere unendlichen Mischungen, diese einfache Bestimmtheit gegen unsere kleinliche Verworrenheit gehalten, sind Ursachen, daß uns die Alten Menschen in höherm Stil zu sein scheinen."

Aber wir dürfen sie nicht beneiden. „Ihre Herrlichkeit war von ihrem tiefen Fall unzertrennlich: beide entspringen aus der Herrschaft einer sich aus sich selbst frei entwickelnden Natur. — Diese Völker sanken endlich so tief, daß sie dem Reiz, der nur Hülle des Schönen sein sollte, huldigten und sich an der Natur vergingen. — Kraft und Mittel zum Genuß waren in Rom so groß, daß die Fülle eines römischen Lebens die Grenzen unserer Einbildungskraft übersteigt. Die Selbstständigkeit, der große Stil ihrer Laster mischt selbst in unsern Unwillen über ihre namenlosen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung solcher umfassenden und durch nichts zu erschütternden Willenskraft. — Aber was die Erde gewährt, vermochte nicht, die an sich unersättlichen Begierden zu befriedigen; auch römische Kraft endigte mit völliger Erschlaffung und Auflösung." „Es ist widersprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen: denn der Mensch gelangt nur in der Natur zum Dasein, deren Gesetze mit den seinigen fast überall in Widerspruch stehn. Nach diesem Gesetz der Natur müssen Menschen, die sich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieser Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rausch hart büßen. — Der Genuß darf nicht Mittel sein. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber ist heilig. Wie jede Kraft sich nur im freien Spiel entwickelt, so bildet sich auch das liebende Gefühl und der innere Sinn nur im freien Genuß des Schönen. — Hätte die Kunst nicht ihr eignes Gesetz, so wäre sie nicht viel mehr als ein dürf-

tiger Behelf des Alters, um die erlöschende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu ersetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz versiegte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greisen überlassen, sich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in wesenlosen Schattten zu schwelgen."

Es war charakteristisch für jene Zeit, daß Schlegel, eben 23 Jahr alt, noch mitten im Lernen, es unternahm, in einer Schrift „über das Studium der griechischen Poesie" eine Art von Geschichte der griechischen Literatur zu entwerfen und fragmentarisch sofort drucken zu lassen. Freilich kommt es ihm hauptsächlich darauf an, das Verhältniß der Antike zum Modernen zu erörtern, wobei Schiller's Abhandlung über das Sentimentale den Leitfaden giebt. Es wird Niemand wunder nehmen, daß man bei der Ausführung auf Spuren einer unfertigen Bildung trifft; man wird durch glückliche Divinationen und eine seltene Freiheit der Anschauung entschädigt. Schlegel warnt vor der Verwechselung des Sentimentalen mit dem Lyrischen: nicht jede poetische Aeußerung des Strebens nach dem Unendlichen sei sentimental, sondern nur eine solche, die mit einer Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen verknüpft ist. „Die charakteristischen Merkmale der sentimentalen Poesie sind das Interesse an der Realität des Ideals, die Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen und die Beziehung auf ein individuelles Object der idealisirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjects." Der modernen Poesie fehle es nicht an einzelnen Schönheiten, wohl aber an Uebereinstimmung und Vollendung, an einer beharrlichen Schönheit; sie strebe weniger nach dem Schönen als nach dem Charakteristischen und Interessanten, und ihre Geschichte sei anscheinend vom Zufall bestimmt. Niemals sei die Anarchie so deutlich hervorgetreten, als gegenwärtig in Deutschland. „Die Philosophie poetisirt und die Poesie philosophirt; die Geschichte wird als Dichtung, diese als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig ihre Bestimmung, eine lyrische Stimmung wird der Gegenstand eines Drama und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Gleichgiltig gegen alle Form und nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff verlangt auch das feinere Publicum von dem Künstler nichts als interessante Individualität. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur stark und neu ist, so ist die Art, wie, und der Stoff, worin es geschieht, dem Publicum gleichgiltig. Die Kunst thut das Ihrige, um diesem Verlangen Genüge zu leisten. Wie in einem ästhetischen Kramladen steht Volkspoesie und Bontonpoesie beisammen und selbst der Metaphysiker sucht sein eignes Sortiment nicht vergebens; nordische oder christliche Epopöen für die Freunde des Nordens und des Christenthums; Geistergeschichten für die Liebhaber mystischer Gräßlichkeiten, und irokesische

oder kannibalische Oden für die Liebhaber der Menschenfresserei; griechisches Costüm für antike Seelen und Rittergedichte für heroische Zungen; ja sogar Nationalpoesie für die Dilettanten der Deutschheit!" — Indem nun Schlegel auf den Grund dieses Unterschiedes eingeht, zeigt er, daß die griechische Kunst der reifste und vollendetste Ausdruck der griechischen Natur war. In dieser Beziehung blühte die Menschheit nur einmal und nie wieder. Die neuere Poesie ist das Resultat einer verunglückten natürlichen Bildung. Schon in der frühesten Zeit des Mittelalters war das lenkende Princip der ästhetischen Bildung nicht der Trieb, sondern gewisse dirigirende Begriffe. „Die Phantasterei der romantischen Poesie hat nicht etwa wie orientalischer Bombast eine abweichende Naturanlage zum Grunde, es sind vielmehr abenteuerliche Begriffe, durch welche eine an sich glückliche, dem Schönen nicht ungünstige Phantasie eine verkehrte Richtung genommen hatte." — Was waren das für Begriffe? — „Der Keim der künstlichen Bildung war schon lange vorhanden, in einer künstlichen, universellen Religion, in dem unaussprechlichen Elend selbst, welches das endliche Resultat der nothwendigen Entartung der natürlichen Bildung war." — Die Romantik ging also daraus hervor, daß die natürliche Entwickelung der nationalen Gefühlsbildung durch gewisse dirigirende Begriffe, mit andern Worten, durch das Christenthum verwischt wurde. Solange nun das Christenthum in vollem Glauben lebte, zeigt die Physiognomie der verschiedenen Völker eine gewisse Verwandtschaft. Allein wie dunkel immer die Ideen des Christenthums sein mochten, sie waren doch nicht die Ausflüsse des Gefühls, sondern ein Proceß der Reflexion, und dieser ging in unendlichen Anstrengungen immer weiter fort, bis die endliche Frucht eine durchgängige Anarchie, eine vollendete Charakterlosigkeit war.

Da der Charakter der modernen Poesie aus der Reflexion hervorgegangen ist, so kann er auch nur durch eine gründliche Durcharbeitung der Reflexion vollendet werden. „Der bessere Geschmack der Modernen soll nicht ein Geschenk der Natur, sondern das selbstständige Werk ihrer Freiheit sein." Phänomene wie Goethe's Faust deuten darauf hin, daß die Zeit für eine ästhetische Revolution reif ist. Das erste Organ dieser Revolution kann nur die Kritik sein. Die griechische Dichtkunst bleibt das Ideal einer natürlichen Poesie, wir können aber nicht unmittelbar an sie anknüpfen, da sie aus einer uns fremden Bildung hervorging; sie lehrt uns, daß die Grundlage der Kunst auf dem Mythus, d. h. auf der Bildlichkeit der Empfindungen beruht, und so wie im Alterthum sich die Philosophie aus der Dichtkunst entwickelte, so soll die moderne Menschheit durch das Medium der Philosophie zur Dichtkunst zurückkehren. In dem transscendentalen Idealismus ist zu dieser Umkehr zur Poesie der Weg gezeigt. — Seit durch Fichte das Fundament der kritischen

Philosophie entdeckt ist, giebt es ein sicheres Princip, den Kantischen Grundsatz der praktischen Philosophie zu berichtigen, zu ergänzen und auszuführen, und über die Möglichkeit eines objectiven Systems der praktischen und ästhetischen Wissenschaften findet kein gegründeter Zweifel mehr statt. — Noch ein Zeichen von der Annäherung zum Antiken in der deutschen Poesie ist die Neigung zum Chor in Schiller's „Göttern Griechenlands“ und „Künstlern“: eines Dichters, der sonst durch seinen ursprünglichen Haß aller Schranken vom classischen Alterthum am weitesten entfernt zu sein scheint. Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Gesinnung, die Pracht der Phantasie, die Würde der Sprache, die Gewalt des Rhythmus, die Brust und Stimme, welche der Dichter haben soll, der eine sittliche Masse in das Gemüth fassen, den Zustand eines Volks darstellen und die Menschheit aussprechen will. Schiller's ursprüngliches Genie ist seinem Streben nach so entschieden tragisch, wie etwa der dichterische Charakter des Aeschylus. Zwar ist im Don Carlos das mächtige Streben nach Charakterschönheit und schöner Organisation des Ganzen durch das kolossale Gewicht der Masse und den künstlichen Mechanismus der Zusammensetzung niedergedrückt oder doch aufgehalten; aber die Stärke der tragischen Energie beweist nicht nur die Größe der genialischen Kraft, sondern die vollkommene Reinheit derselben zeugt auch da von dem Siege, welchen der Künstler über den widerstrebenden Stoff davongetragen hat.“

„Am merkwürdigsten kündigt sich die Umbildung durch eine große Erscheinung an. Goethe's Poesie ist die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit. Die sinnliche Stärke, welche ein Volk mit sich fortreißt, war der kleinste Vorzug, mit dem schon der Jüngling auftrat. Der philosophische Gehalt seiner späteren Werke durfte mit dem unerschöpflichen Reichthum des Shakespeare verglichen werden; ja wenn der Faust vollendet wäre, so würde er wahrscheinlich den Hamlet, mit welchem er einen ähnlichen Zweck zu haben scheint, weit übertreffen. Die Vielseitigkeit des Dichters ist so grenzenlos, daß man ihn den Proteus unter den Künstlern nennen könnte. Man kann daher den mystischen Ausdruck allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewisse poetische Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich sei. — ... Das Schöne ist der wahre Maßstab, seine Dichtung zu würdigen. Was kann reizender sein, als die leichte Heiterkeit seiner Stimmung? die reine Bestimmtheit, die zarte Weichheit seiner Umrisse? Durch einen wohlthätigen Wechsel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendste Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Massen ordnet sich die freie Fülle von selbst zu einer lichten Einheit. ... Zu Zeiten gefällt er sich in geringfügigem Stoff, der hier und da so dünn und gleichgiltig wird, als ginge

er ernstlich damit um, wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müßig; sie sind ein reines Product des Darstellungstriebs allein. — Fast könnte es scheinen, als sei die objective Haltung seiner Kunst nicht angeborne Gabe allein, sondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit hingegen eine unwillkürliche Zugabe seiner ursprünglichen Natur. Er ist selten erhaben; seine rührende Kraft streift hier und da aus ungestümer Heftigkeit an das Bittre und Empörende, oder aus mildernder Schwächung an das Matte. Wo er aber ganz er selbst ist, da ist seine Darstellung wie die ruhige und heitere Ansicht eines hohen Geistes, der keine Schwäche theilt, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt." (Februar 1796.)

Wenn sich Schiller über die verworrene Darstellung und einzelne excentrische Urtheile Fr. Schlegel's beschwerte, so konnte er doch nicht daran zweifeln, daß im Ganzen die Tendenz eine verwandte war. Begeisterte Auffassung der Poesie als einer aus dem Jenseits die Welt befruchtenden Kraft, das classische Ideal, Wetteifer mit demselben durch Vermittelung der Speculation: es war wieder das Evangelium der Horen. Auch der Gegensatz gegen die gemeine Wirklichkeit — W. v. Humboldt, der 1. Juli 1795 nach sechzehnmonatlichem Aufenthalt Jena verließ und nach Berlin ging, wurde nicht müde, von dem Kaltsinn zu erzählen, mit welchem die Menge die frohe Botschaft empfing — war bei beiden in gleicher Schärfe vorhanden, ebenso der Glaube an die Zukunft, der noch dadurch gehoben wurde, daß nun endlich der Friede für Norddeutschland geschlossen wurde.

Der Krieg hatte den literarischen Eifer doch sehr gelähmt. „Wie sollte man an Erholung denken," schreibt Goethe in den Annalen, „da uns die ungeheuren Bewegungen in Frankreich jeden Tag beängstigten und bedrohten. Der Sinn für Freude war so verloren, daß Niemand über Robespierre's Untergang zu jauchzen sich getraute; am wenigsten, da die äußeren Kriegsthaten der im Innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, rings umher die Welt erschütterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten. Indeß lebte man doch in einer traumartigen schüchternen Sicherheit im Norden und beschwichtigte die Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzosen."

Lange genug hatte Preußen in zwecklosem Legitimitätskrieg seine Kräfte vergendet, lange war es desselben müde gewesen, hatte aber keinen Entschluß finden können, bis 3. Jan. 1795 ein zwischen Rußland und Oestreich über Polen abgeschlossener Vertrag es in seinen wichtigsten Interessen bedrohte. Sofort wurden die Friedensunterhandlungen mit Frankreich aufgenommen, der

Friede 5. April zu Basel abgeschlossen. Für diejenigen Reichsstände, welche an der preußischen Neutralität theilnehmen wollten, wurde eine Demarcationslinie gezogen; auch Weimar schloß sich zuletzt an. Die östreichischen Publicisten waren in äußerster Aufregung; ihr Stimmführer war J. v. Müller, seit 1793 Hofrath zu Wien — der übrigens die erneuerten Aufforderungen, katholisch zu werden, ablehnte. Er schrieb mit der Bitterkeit eines Cato, malte die französischen Zustände in den abschreckendsten Farben und behauptete, nur durch die Legitimität könne Europa vom Untergang gerettet werden. — Der Abschluß des Friedens veranlaßte Kant zu der Schrift „zum ewigen Frieden". Zu den Forderungen, die er stellte, gehörte u. A.: „Es sollen keine Staatsschulden in Bezug auf äußere Staatshändel gemacht werden." „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen." „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein." Kant meinte damit repräsentativ; gegen die Demokratie sprach er sich mit äußerster Bitterkeit aus. „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalism freier Staaten gegründet sein." — Den Satz: Fiat justitia, pereat mundus! übersetzte er so: „Es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesammt darüber zu Grunde gehn!"

Der äußere Friede gab Muth zum innern Krieg. Die bisherige transcendentale Poesie hatte die Wirklichkeit nur im Allgemeinen negirt, ihr im Einzelnen aber keine Aufmerksamkeit zugewendet. Da nun aber die Wirklichkeit, d. h. hier die Masse der Schreibenden und Lesenden sich gegen den neuen Glauben laut machte, so entschloß man sich zu einem Feldzug. Dazu kam, daß im Wilhelm Meister, der während jener idealistischen Bestrebungen erschien, die absolute Kunst sich der Form der Popularschriftsteller bediente. Es ist Zeit, die letzteren ins Auge zu fassen.

Drittes Buch.

Das deutsche Theater huldigte seit Gottsched's Fall einem schrankenlosen Naturalismus, Schauspieler und Dichter wetteiferten, die Stimme der Natur hören zu lassen. Es war dieselbe Reaction gegen die Convenienz, welche in den pietistischen Betstuben wie in den studentischen Gelagen laut wurde. Da man sich nun im Drama nicht beständig im Studentenleben bewegen konnte, so suchte man eine poetisch-historische Zeit, die demselben ähnlich war: man warf sich auf das biderbe, sausende und hauende Ritterthum. „Gebt mir dreihundert Jünglinge, wie ich bin! rief Karl Moor, und ich will Deutschland zu einer Republik machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen!" Wie mancher „flotte Bursch" hat so gesprochen! Aber häufig versteckt sich hinter jener ungeberdigen Kraftsprache, die nur fluchen und lärmen kann, eine unendliche Weichheit des Gemüths. Karl Moor ist man nur auf der Universität, so lange man sich rauft, die Nachtwächter prügelt, die Fenster einschlägt; sobald man aus dem eximirten Gerichtsstand heraustritt, verwandelt sich der wilde Freiheitsschwindler, dem doch der Weg zu den böhmischen Wäldern nicht leicht offen steht, in einen bleichen Werther. Frevelthaten finden ihre Grenzen im eigenen Gemüth, dagegen ist das beste Herz unerschöpflich, über das Elend dieser Welt zu weinen. Die rührenden Stücke, als letzter Ausfluß des Pietismus, waren eine nothwendige Ergänzung jener wilden Krafttragödien. — Mit besonderer Vorliebe pflegte man das bürgerliche Drama. Ein Biedermann von Kammerherrn und Hofräthen verfolgt, ein Armer, dem der begünstigte Junker die Stelle entzog, ein Bürgerlicher, dem das adelige Vorurtheil die Geliebte

raubte, das waren willkommene Gegenstände der Rührung. Das Drama machte durchweg eine gesinnungsvolle Opposition, und es waren besonders einzelne Classen der Gesellschaft, die im dringenden Verdacht standen, aus Bösewichtern zu bestehen: die Amtmänner, die Hofräthe, die Kammerherrn und Präsidenten, denn höher hinauf wagte man sich nicht. Bei Iffland ist wenigstens die Absicht moralisch, aber der Predigerton verstimmt um so mehr, da er überall Natur und Bildung in einen falschen Contrast setzt. Mit der Bildung ist bei ihm fast überall Schlechtigkeit des Charakters oder wenigstens Verdrehung des Gefühls verknüpft. Wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück. Das Gute erscheint beschränkt, oft geradezu in Begleitung der Einfalt, durch trockene Formen aller Anmuth beraubt oder durch übertriebene Reizbarkeit entstellt. Liebenswürdigkeit mit Güte zu paaren, ist ihm unmöglich. Auch die poetische Gerechtigkeit, die er ausübt, hinterläßt häufig einen niederschlagenden Eindruck, weil die Demüthigung des Lasters ebenso unästhetisch ausgemalt wird, wie das Laster selbst. In der Schilderung des Schlechten hat er eine große Virtuosität, weil ihm hier die kleine Beobachtung des Lebens zu Statten kam. Das gefeiertste Stück dieser Periode war „Elise von Valberg" 1792: ein würdiges junges Fräulein, das ein Fürst zu seiner Maitresse ausersehn, weiß durch ihre Reden und ihr Verhalten gegen die Kabalen der Hofleute und gegen die Leidenschaft des Herrschers die Ordnung im fürstlichen Haushalt herzustellen.

Bald verdrängte ihn auf dem Theater ein Schlimmerer, der ebensowenig Poesie, dafür aber auch keine Spur von Wahrheitsliebe und Gewissen besaß. — Kotzebue, geb. 16. Mai 1761 zu Weimar, verlor seinen Vater frühzeitig, und wurde ausschließlich von seiner Mutter und von Hofmeistern erzogen. Im 6. J. machte er Verse, im 7. schrieb er einen Liebesbrief, den seine Mutter begeistert aller Welt vorzeigte; im 8. fing er an ein Zweifler zu werden; vom 10. an besuchte er das Theater, wo er bei seinem glücklichen Gedächtniß halbe Stücke auswendig behielt. Im 16. bezog er die Universität Jena, die Rechte zu studiren, errichtete ein Liebhabertheater, und wurde im 19. Advocat in Weimar, wo er ganz in die Schule von Wieland und Musäus eintrat. Ein Pasquill „die Weiber nach der Mode" machte seine Stellung unhaltbar: er wurde Herbst 1781 als Theatersecretair nach St. Petersburg berufen, erhielt bald darauf den Raths- und Präsidententitel sowie den russischen Adel. Eine Reihe von Erzählungen, durchweg weinerlich lüstern, machten ihn dem deutschen Publicum bekannt; darunter „die Leiden der Ortenbergischen Familie" 1785, in denen bereits eine Gurli vorkommt. Durch eine Reihe von Theaterstücken berühmt, machte er 1790 — eben hatte er seine erste Frau verloren, über welches Verhältniß er selbst mit den schimpflichsten Geständ-

nissen herausrückt — eine Reise durch Deutschland nach Paris; unterwegs veröffentlichte er, unter dem Namen des Frh. v. Knigge, das Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann", eins der nichtswürdigsten Machwerke, welche je die deutsche Literatur besudelt haben, wenn auch Bahrdt's Selbstbiographie, welche ungefähr um dieselbe Zeit erschien, ihm nicht sehr viel nachgab. Knigge konnte den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen, es kam zur gerichtlichen Untersuchung, bei welcher Gelegenheit Kotzebue eine so unerhörte Masse von Lügen zu Tage förderte, daß die öffentliche Abbitte, die er zwei Jahre darauf leistete, nur wie eine neue Verhöhnung des Publicums aussah. Trotzdem wurde sein Ruf nicht untergraben: so sah es damals um die öffentliche Meinung in Deutschland aus, und Kotzebue schrieb mit einem gewissen Selbstgefühl: „Ich werde die wenige Geisteskraft, die ich besitze, mir von keinem Dictator einkerkern lassen; ich werde ohne Unterschied jeden Gegenstand meiner Behandlung werth glauben, welchen das Publicum seines Interesses werth findet." Was ihn von den modernen Dichtern, die in seiner Weise auf die Rührungsfähigkeit des Publicums speculiren, vortheilhaft unterscheidet, ist, daß er sich über sich keine Illusion machte. Mit einem gewissen faunischen Behagen erzählt er, daß die Goethe'sche Schule darum mit Verachtung auf ihn herabgesehn habe, weil sie ihn für eine gemeine Natur hielt. Und das war er in dieses Worts verwegenster Bedeutung. Wenn er aber die Erbaulichkeit seiner Rührstücke rühmte, so hätte er im alten Kant die ganze Verachtung lesen können, die eine auf die gemeine Natur berechnete Rührung verdient. — Im Uebrigen besaß er eine Einbildungskraft, die an Lebhaftigkeit ihresgleichen suchte: Begebenheiten und Situationen strömten ihr in überreicher Fülle zu, und da in seiner Seele nichts vorhanden war, was der Anwendung derselben Widerstand hätte entgegensetzen können, weder Sitte, noch Grundsätze, noch Schicklichkeitsgefühl, so überrascht er noch heute mit der bunten Mannigfaltigkeit seiner Einfälle. Außerdem hatte er einen sichern Instinct für den Geschmack des Publicums, d. h. seine Natur war mit der Natur der Menge so verwandt, daß ihm überall die richtigen Motive zu Gebote standen. — Die Vertheidigung der gemeinen Natur gegen Sitte, Bildung, Recht und Autorität ist der rothe Faden in sämmtlichen Schauspielen Kotzebue's. Sie überströmen von Phrasen der Tugend und Humanität, aber diese Tugend ist nichts anderes als die instinctmäßige Gutherzigkeit ohne Inhalt, die man in den Kreisen des Lasters häufig antrifft. Durch Mitleid gegen die Armen wird in der Kotzebue'schen Sittlichkeit alles wieder gut gemacht: wo ihm die Erfindung stockt, bringt er ein paar nothleidende Familienväter auf die Bühne, die durch eine mitleidige Seele gerettet im stummen Gebet niederknien. Wie es im physischen Leben

Dinge giebt, die nothwendig, natürlich und gut sind, welche aber die Scham dem Licht des Tages und den Augen der Menschen verbirgt, so in der moralischen Welt. Daß man diese Art Wohlthaten im Verborgenen thut, liegt nicht blos in der Bescheidenheit, sondern in dem Gefühl der damit verknüpften Unwürdigkeit. Man soll die Blöße seines Nächsten nicht ans Licht ziehn. Kotzebue's Theater, das uns fortwährend hungrige Männer, Weiber und Kinder vorführt, denen ein gutherziges Geschöpf Brod und Pfennige in die Hand drückt und die ihm dafür dankbarlichst Rock und Hände küssen, ist recht eigentlich die Entblößung der menschlichen Unwürdigkeit, die cynische Zurschaustellung seiner Gebrechen, die Vertiefung der Ideale in den Sumpf des Lebens.

Will man richtig verstehn, was Kant mit dem kategorischen Imperativ gemeint hat, mit jenem eisernen Soll, das alle Nebenumstände zu Boden schlägt, nicht blos als Moralgesetz sondern als innerer Halt jedes dichterischen Charakters, so muß man die Mollusken ansehn, mit denen Kotzebue und seinesgleichen*) die deutsche Literatur verunreinigt haben. — Die erste war Eulalia in „Menschenhaß und Reue", welches Stück 1789 die Reise durch ganz Europa machte und überall vom lauten Jubel des Pöbels begrüßt wurde. Eulalia ist ihrem Mann mit einem Liebhaber durchgegangen, und liegt nun in ihrer Reue aller Welt zu Füßen; sie vertheilt Almosen, wobei sie „die Augen niederschlägt, und mit der Verwirrung einer schönen Seele kämpft, welche man auf einer guten That ertappt hat". Sämmtliche Betheiligte überzeugen sich im Lauf des Stücks, daß sie eigentlich eine tugendhafte Person ist. „Nein, Sie sind nicht lasterhaft, der Augenblick Ihrer Verirrung war ein Traum, ein Rausch, ein Wahnsinn." Auf welche Weise mag dieser Engel verführt worden sein? „Sie stoßen da, sagt Eulalia, auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte." Ihr verlassener Gemahl, Oberst Meinau, gehört ebenfalls zu jenen Mollusken, die keine feste sittliche Bestimmtheit, weder Vorurtheile noch Grundsätze in sich tragen und die daher von jedem Winde des Gefühls bewegt werden. Der Dichter selbst beschreibt seine Stimmung in der letzten Scene „nicht rauh und nicht sanft, nicht fest und nicht weich, sondern zwischen allen diesen schwankend". Nachdem diese Beiden eine halbe Stunde sich gegenübergestanden, werden die Kinder herbeigerufen, die Rührung zu vollenden. Dieser Stimme der Natur kann der edle Menschenfeind nicht widerstehen. — In demselben Jahr erschienen die Indianer in England. Die Stimme der Natur ist diesmal Gurli, die jedem fremden Herrn um

*) Als einzelne Beispiele „das Herz behält sein Recht" 1788 und „Verirrung ohne Laster" 1791 vom Schauspieler Beck in Mannheim.

den Hals fällt, ihn küßt und ihm erklärt, sie wolle ihn heirathen; die hin- und herhüpft, vor dem Spiegel Grimassen schneidet und übrigens von der Tugend ziemlich hohe Begriffe hat. Dies närrische Aeffchen ist Prinzessin von Mysore, und sämmtliche Söhne und Neffen Brahma's sind von Unschuld und Natur durchdrungen. Durch das Brahminenthum die conventionelle Sittlichkeit der Europäer oder vielmehr die angeborne weibliche Scham zu widerlegen, ist wohl der sonderbarste Einfall, den je ein Dichter gehabt. — In der Sonnenjungfrau (1789) ist Gurli nach Peru versetzt; sie heißt Kora und gehört zu einem Orden von Vestalen. Sie erzählt in liebenswürdiger Unschuld der Oberpriesterin, daß sie Mutter ist, und geräth in das größte Erstaunen, als die würdige Matrone darüber in Wuth ausbricht. Der Orden wimmelt von kleinen Gurlis, die der ersten Mannsperson, die ihnen entgegenkommt, um den Hals springen, die Backen streicheln und, als sie einen Kuß bekommen, erschrocken ausrufen: „Ei, was war das!" Dennoch verlangt die Oberpriesterin Gurli's Blut; selbst der vorurtheilsfreie Inka und der ebenso vorurtheilsfreie Oberpriester sehn sich veranlaßt, mit Achselzucken das Todesurtheil auszusprechen. Allein nachdem der letztere lange auf den Knien um Erleuchtung gefleht, erhebt er sich plötzlich und spricht: „Die rohen Zeiten des Religionsstifters sind vorüber. Er schuf das Gesetz der Keuschheit, denn damals, da nur Sinnlichkeit herrschte und die Vernunft ein Kind war, wäre ohne dieses Gesetz der Tempel an festlichen Tagen ein Tummelplatz der Wollüste geworden. So zwang ihn die Noth, der Natur in ihr großes Rad zu greifen. Aber eine lange Reihe von Jahren hat das Gesetz des Schicklichen in das Gefühl des Schicklichen verwandelt. Wo dieses herrscht, ist jenes nicht mehr nöthig." Das leuchtet dem gebildeten Volke der Peruaner ein, der souveräne Fürst hebt das Gesetz auf, und sämmtliche Gurlis haben nun volle Freiheit, der Stimme der Natur zu folgen. — Im Kind der Liebe (1790) beschäftigt sich der ganze 1. Act damit, daß eine in Lumpen gehüllte Gestalt, die das Fieber hat und hungert, vor den Thüren bettelt. Endlich kommt ihr Sohn Fritz dazu und sie gesteht ihm, daß er ein Kind der Liebe ist, die Frucht der Verführung. Im 2. Act geht die Bettelei weiter fort. Zum Ueberfluß beschließt Fritz, seinerseits entweder zu betteln oder zu stehlen, welchen Vorsatz er im 3. Act ausführt. Er spricht einen Herrn um Almosen an und ruft, als dieser ihm nicht genug geben will: la bourse ou la vie! Er wird verhaftet und es ergiebt sich, daß dieser Herr sein Vater ist. Man erwartet einen herzlosen Aristokraten, aber nichts weniger, er hat gar keine Vorurtheile, und als seine Tochter Gurli einem armen Prediger auf den Leib rückt, ihm erklärt, sie wolle ihn heirathen, und trotz der kläglichen Bescheidenheit dieses Mannes darauf besteht, nimmt er keinen Anstand, seinen

Segen zu geben. Es muß ihn freilich unangenehm überraschen, als er in dem Räuber seinen Sohn, in der Bettlerin seine verlassene Geliebte entdeckt; trotzdem wird sie geheirathet. Durch den Mund des Predigers spricht Kotzebue seine sittlichen Grundsätze aus. „Manches Vergehen, in zwei Worte gefaßt, dünkt uns abscheulich. Wüßten wir aber alles, was dazwischenlag, alles, was den Handelnden bestimmte, ohne daß er es selbst wußte, alle die Kleinigkeiten, deren Einfluß so unmerklich und doch so groß ist; hätten wir den Verbrecher von Schritt zu Schritt begleitet, statt daß uns jetzt nur der erste, und zehnte und zwanzigste ins Auge fällt; wahrlich, wir würden oft entschuldigen, wo wir jetzt verdammen. Auch ein guter Mensch kann wohl einmal einen schlechten Streich machen, ohne daß er eben aufhört, ein guter Mensch zu sein. Wo ist der Halbgott, der von sich rühmen darf: mein Gewissen ist rein wie frischgefallener Schnee? und giebt es einen solchen Prahler, so trauen Sie ihm um Gottes willen nicht; er ist gefährlicher als ein reuiger Sünder." — Bruder Moritz der Sonderling (1791), der den Grafentitel niedergelegt hat, und Omar, der in einen Araber verkleidete Rolla, zwei Söhne der Natur, kämpfen verbrüdert gegen die Vorurtheile der europäischen Civilisation. Moritz ist so ungeschickt, diesen Omar, der ihm unter erschwerenden Umständen das Leben gerettet und dessen Sklave er in Afrika war, als seinen Bedienten vorzustellen, und der Familie durch die Vertraulichkeit, mit der er ihn behandelt, Aergerniß zu geben, aus keinem andern Grund, als um gegen den Unterschied der Stände zu protestiren. Moritz erklärt es für ein Vorurtheil, daß man seine Schwester nicht heirathen solle, er ist bereit, seinem Freunde seine sämmtlichen Schwestern zu Frauen zu geben; er duzt alle Menschen, er findet das Dienstmädchen seiner Schwester schön, sieht Tugend in ihren Augen und erklärt ohne weiteres, er wolle sie heirathen. Darauf gesteht diese edle Seele, sie habe schon ein Kind, welches sie auch vorzeigt. „Was schadet das? antwortet Moritz. Das ist auch so ein europäisches Vorurtheil." Dann spricht er über die Ehre wie Falstaff. Dieser wackere Prophet findet eine Reihe von Anhängern; sie begatten sich untereinander, denn „es ist gerade ein warmer Frühlingstag und alle Schwalben bauen ihre Nester", setzen sich auf das Schiff und reisen zusammen nach den Pelewinseln, jenem Paradies der Unschuld und Natur, welches damals entdeckt und durch Campe der aufwachsenden Jugend empfohlen war. — Im Opfertod (1793) liegen drei Acte hindurch ein verarmter Kaufmann, seine Frau, sein Kind und seine alte blinde Mutter in den Qualen des Hungertodes. Ein großer Moment ist, als der hungernde Vater eine Semmel sieht, die sein Sohn zurückgelassen hat, und nun einen schweren Kampf mit sich selber besteht, ob er sich dieser Semmel bemächtigen oder sie einem gleichfalls halbverhungerten Hunde

geben soll. Das Princip siegt über das Gefühl; mit dem Ausruf: Gieb sie dem Phylax! schließt der erste Act. Vergebens sucht der unglückliche Vater Hilfe bei seinen Freunden, nur Einer bietet ihm Beistand an, der ehemalige Geliebte seiner Frau, und diesen weist der Mann von Ehre zurück, obgleich er vor Hunger in Ohnmacht fällt. Endlich faßt er den Entschluß, ins Wasser zu springen, um jenem treuen Liebhaber seine Frau zu überlassen. Er wird gerettet, ein reicher Mann adoptirt ihn, und auf die Verzweiflung folgt ein erwünschtes Ende. — In den Negersklaven (1796) mißhandelt ein Pflanzer seine Neger mit großem Wohlgefallen. Als z. B. eine junge Negerin sich ihm nicht ergeben will, läßt er ihr den ganzen Leib mit Stecknadel sanft zerbrickeln, dann wird ihr in Oel getauchte Baumwolle um die Finger gewickelt und angezündet. — In dem Schauspiel die Verleumder (1796) hat Madame Emilie Moorland die seltsame Leidenschaft, ihren Wohlthätigkeitstrieb um Mitternacht auszuüben, obgleich in andern Umständen, macht sie um diese Zeit geheime Besuche in den entfernten Stadttheilen. So kann es nicht wunder nehmen, daß ihr Mann, durch einen Verleumder verführt, Argwohn gegen ihre Tugend faßt. Während nun zuerst der gesammte Hof und die Regierung als eine Sammlung von Schurken geschildert werden, verwandeln sie sich zum Schluß in lauter tugendhafte, nur vorübergehend bethörte Menschen. Dies Wunder wird durch einen Engländer vollbracht, der offen dem Minister entgegenzutreten wagt, während die gesammten deutschen Unterthanen, auch die wohlgesinnten, vor ihm kriechen. Eine bittere Wahrheit! Als die Unschuld des braven Moorland an den Tag kommt, der gleichfalls beim Minister verleumdet worden, findet man unter seinen Papieren ein angefangenes Geburtstagsgedicht für den Minister — wie werden da die Uebelgesinnten beschämt! Die Stimme der Natur macht sich überall vernehmlich, auch gegen Soldaten, Büttel und Polizeisergeanten, so sehr sie poltern. Wenn ein hungriger Vater recht kläglich vor ihnen weint, trägt immer das Gefühl den Sieg über die abstracte Pflicht davon. Es ist eine jämmerliche Gefühlswirthschaft: die Convenienz ist ein leerer Schein, der vor jedem starken Hauch zusammenschmilzt. — Zur Abwechselung begiebt sich Kotzebue auf das historische Gebiet. Graf Benjowsky (1794) ist mit einem außerordentlichen Theaterverstand eingerichtet: die Verwickelung wird von Scene zu Scene größer und man kommt keinen Augenblick dazu, sich zu besinnen. Aber die Heldin ist nichts als eine verkappte Gurli, und die Schlußscene, wo Benjowsky, obgleich verheirathet, diese neue Geliebte, die sich ihm frech an den Hals wirft, dennoch entführen will, sich aber durch die jämmerlichen Bitten des verlassenen Vaters endlich bewegen läßt, sie ihm wieder zuzuwerfen, ist über alle Beschreibung lächerlich und widerwärtig. Im Graf von Burgund (1797)

wird das Gurlithum, die Stimme der Natur und der Kampf gegen die Vorurtheile ins Mittelalter verlegt. — Ein unzweifelhaftes Talent hat Kotzebue für das Lustspiel. In der Erfindung komischer Situationen, in dem tollen Wirrwarr von Mißverständnissen und bunten lächerlichen Masken ist er unerschöpflich. Zwar ist die Charakteristik und die Erfindung der Situationen unwahr, die Sprache entsetzlich roh. Noch schlimmer ist die Neigung zu Sentimentalitäten, die Erinnerung an den Ernst des Lebens, die alle Unbefangenheit aufhebt. Doch geben die bessern seiner Possen noch immer reiche Ausbeute, und der Schneider Fips, der Pachter Feldkümmel, der Commissionsrath Frosch, der Candidat Elias Krumm u. s. w. fahren fort, in den Händen geschickter Virtuosen das Publicum zu ergötzen. — Was der Ausbildung des feinern Lustspiels bei uns unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legt, ist der Mangel eines gesellschaftlichen Tons. In Kotzebue's Zeiten war der Uebelstand noch größer. Jeder einzelne Dichter färbte die Situation und die Formen der Gesellschaft nach seinem eignen Geschmack oder nach der Gewohnheit des Kreises, in dem er sich bewegte. Durch diese Unsicherheit des Tons werden auch die sittlichen Begriffe verwirrt. Da der Knoten des Lustspiels gewöhnlich sich auf ein Eheverhältniß bezieht, so ist der Standesunterschied, der liebende Herzen trennt, seit alter Zeit ein beliebtes Motiv gewesen. Ein Dichter wie Kotzebue, der überall die Stimme der Natur gegen die künstlichen Formen der Sitte geltend machen möchte und es doch vermeiden muß. einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum beschwerlich zu fallen, kommt durch einen solchen Conflict in unauflösliche Verlegenheiten. Im Anfang wird das Vorurtheil des Adels nur bei ganz lächerlichen Personen geduldet, allmählich aber merkt er, daß dieses Vorurtheil doch noch nicht so ganz ausgerottet ist, und so stellt sich regelmäßig in seinen spätern Stücken, sobald sich ein Junker in eine Schulmeisterstochter verliebt, zuletzt die Dirne als Fräulein heraus. Trotzdem wagt keine seiner Personen dies Vorurtheil offen auszusprechen, sie bemänteln es durch gesellschaftliche Rücksichten, durch die Ungleichheit der Erziehung u. dgl., und es ist zuweilen spaßhaft, wie sie sich drehen und wenden, um das Ding nicht beim rechten Namen zu nennen. Freilich in einer poetischen Welt, wo die jungen Lieutenants Almosen austheilen und für bedrängte Witwen sorgen, wäre der Adelstolz bei einem gebildeten Mann eine Abnormität. Eine Satire, die poetisch wirken soll, muß gegen reale Seiten des Lebens gerichtet sein. — Man hat sich mehrfach über den Einfluß des französischen Lustspiels auf das deutsche beschwert, namentlich wegen des unsittlichen Inhalts, der dadurch auf unsre Bühne übertragen wird. Aber man darf von der Tugend unsrer eignen Dichter nicht viel Rühmens machen. Der Rehbock, Kotzebue's bestes Lustspiel, würde selbst

ein französisches Vorstadtpublicum außer Fassung setzen. Die Moral besteht nur darin, daß die Unzucht nicht physisch ausgeführt wird, daß sie in der Einbildung bleibt, daher auch der zweite Titel „die schuldlosen Schuldbewußten". Wenn ein junger Mann sich zu einer Frau ins Bett legt, so findet es sich, daß es eine verkleidete Dame ist; wenn eine Gräfin ihren Stallmeister umarmt, so ist es ihr Bruder u. s. w.: die Stimme der Natur wird gerechtfertigt, die Tugend gewahrt und die Liederlichkeit kann sich doch amüsiren.

Der erste ernsthafte Angriff gegen Kotzebue erfolgte 1793 von Huber in der L. Z. — „An Kotzebue's Werken hat die Kritik Gelegenheit zu prüfen, was es ist, das in denselben soviel gefallene Mädchen und Weiber, gegen die Convenienzen zu Felde ziehende Helden u. s. w. zur süßesten Ergötzlichkeit unsers großen Haufens zusammenbringt. Der dünne Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinsprüche von Empfindung und Tugend kann diese Richterin am wenigsten bestechen. Der Grund ist schlecht verhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und aller Tugend entgegengesetzte, in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Nachsicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm der Convenienz und der positiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigne Stärke ersetzen zu können. Dieser Kreis, der wahren Kunst so fremd als der wahren Sittlichkeit, ist es, in welchem unsre Aftermusen Geschmack und Herz zugleich verderben oder die schon vorhandene Verderbniß durch einen lügenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität bestärken ... Daß sich unsre Sittenverderber hinter weinerlich possenhaften Schauspielen und andern Zwitterarten der Kunst verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher als den öffentlichen Muthwillen verrufener französischer Schriftsteller; und wir fürchten, daß in Deutschland, wo die Sünde mit moralischem Gewäsch und die Libertinage mit Empfindelei verwässert wird, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger beisammen gehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenlosigkeit gleichen Schritt mit der Verfeinerung gehalten hat, und wo gerade deswegen die entschiedensten Contraste nebeneinander bestehn, ohne sich je zu verwischen."

Viel wirksamer als auf dem Theater wurde die Verherrlichung der gemeinen Natur im Roman betrieben, jener Dichtungsart, in welcher, wie A. W. Schlegel richtig bemerkt, die Literatur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt. „Bei ihm offenbart sich am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Classen der lesenden Menge, die man durch den blos postulirten Begriff eines Publicums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters, dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in grenzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen; so wie eben hier die stumpfe Genügsamkeit des Handwerkers, der

nur denselben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für die Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet. Die gesetzlose Unbestimmtheit dieser Gattung bestärkt in dem Glauben, als habe die Kunst gar keine Forderungen an sie, und das eigentliche Geheimniß bestehe darin, sich alles zu erlauben; während sie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationelle Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöst werden kann. Wer hält sich nicht im Stande, einen Roman zu schreiben? Daß nebst vielen und wichtigen Erfordernissen u. a. auch ein bedeutendes Menschenleben dazu nöthig ist, läßt man sich nicht im Traum einfallen."

„Bei so unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf seltsame Hilfsmittel verfallen, um die Armuth an selbstständigem Geist zu bemänteln, und wirklich ist auch bis zur rohesten Abgeschmacktheit nichts unversucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citiren und die Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen, wer sich ohne Geheimnisse mit schlichten Leidenschaften behilft, der hält schon etwas auf sich und sein Publicum. Macht er sich auch mit Charakteren nicht viel zu schaffen, wenn ihm nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehn, so kann er gewiß sein, den mittlern Durchschnitt der Lesewelt zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche schon zu gesittet, für die heitern ruhigen Ansichten echter Kunst noch nicht empfänglich, starke Bedürfnisse der Empfindsamkeit hat."

„Der blos sinnliche Romanhunger muß gestillt werden, sei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweite Lectüre auch des geistreichsten Buchs verbindet sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte und Abgeschmackte gefallen läßt, wenn es nur neu scheint, und bei der es blos armseliger Umkleidungen bedarf, um auch dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit 6—7 J. stemmen sich alle Recensenten des h. R. Reichs gegen die Ritterromane, aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltsamer auf sie ein. Vor den Vehmgerichten, den geheimen Bündnissen und den Geistern ist vollends keine Rettung mehr."

Zu den gelesensten jener Bücher gehörten die „Sagen der Vorzeit" (1787 bis 1799) von Veit Weber (Leonhard Wächter, aus dem Lauenburgischen, geb. 25. Nov. 1762); „der Genius" (1790—1794), ein Zauberroman von Große (aus Magdeburg, geb. 1761), einem Abenteurer, der sich für einen spanischen Marquis ausgab und allerlei Streiche verübte; die historischen Romane von Meißner (geb. zu Bautzen 3. Nov. 1753, seit 1785 Professor in Prag), von Alcibiades bis zu Masaniello: in denselben massenhafte Blutschänder, Raubmörder, Mordbrenner mit edler Seele, die unter dem Galgen gerührt werden, gebesserte Maitressen u. s. w.; dabei hat der Mann

der durch Wieland's Schule gelaufen, eine gewisse vornehmthuende Feierlichkeit. Unbefangener sind die Gespenstergeschichten von Spieß (geb. 1755 zu Freiberg, † 1799): „Biographien der Selbstmörder" 1785, „Biographien der Wahnsinnigen" 1793, „der alte Ueberall und Nirgends" 1792, „das Petermännchen" 1793, „meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers" 1796. Wenn seine Gespenster und Kobolde mit der Wirklichkeit nichts zu thun zu haben scheinen, so versäumt er nebenbei doch auch nicht, mit Kotzebue im Kampf gegen die sittlichen Vorurtheile zu wetteifern. — Cramer (geb. 3. März 1758 bei Freiburg a. d. U., seit 1795 Forstrath in Meiningen) begann 1789 mit dem „Leben und Meinungen, auch seltsamen Abenteuern Erasmus Schleicher's, eines reisenden Mechanicus", einer recht leidlichen Nachahmung des Sebaldus Nothanker; dann aber legte er sich auf die Studentenwirthschaft zechender biderber Raubritter, in den rohesten Formen: „der deutsche Alcibiades" 1790, „Hasper a Spada" 1792 u. s. w. — Zu den Räuberromanen gab Zschokke's „Abällino" 1793 den Anstoß; den Preis gewann Vulpius' (geb. 22. Juni 1763 zu Weimar) „Rinaldo Rinaldini" 1797, der damals weit begieriger gelesen wurde als der „Wilhelm Meister" seines Schwagers.

Dies war der gemeine Troß; einen höhern Ton schlugen die Versuche gebildeter Weltmänner an, nach dem Muster der Franzosen die wirkliche Gesellschaft von ihrer interessanten Seite zu zeigen. v. Thümmel's (geb 27. Mai 1738) „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich in d. J. 1785—1786" (die beiden ersten Bde. 1791, drei folgende 1794, dann noch 5 bis 1805) ist das vorzüglichste Werk der Art: ein berliner Hypochonder wird vom Arzt auf Reisen geschickt, um sich durch frisches Eingreifen ins lustige Leben zu curiren; die Grillen weichen in der That allmälig, wie sein Horizont sich erweitert; bald überläßt er sich mit Behagen der jedesmaligen Stimmung, und seine Laune wird immer jovialischer; aber nun begeht er den Fehler, es mit den Gesetzen des sittlichen Lebens zu leicht zu nehmen, bis ihn ein neuer Arzt zur Vollendung seiner Cur nach Hause schickt, wo er heitre Lebensanschauung in weisem Maß zu bethätigen lernt. Es ist im Ganzen der Wieland'sche Zug, aber an Frische der Farbe und Mannigfaltigkeit der Figuren läßt er sein Vorbild weit hinter sich. — Ihm am nächsten kommt Fr. Schulz (geb. zu Magdeburg 1762), dessen „Moritz" (1786) und „Leopoldine" (1790) die zierlichsten und anmuthigsten Wendungen des Voltaire'schen Stils nachbilden, wie denn auch Schulz — er hielt sich bis 1790 eine Zeit lang in Paris auf — eine Reihe vortrefflicher Uebersetzungen aus dem Französischen geliefert hat. Aus Paris kam er durch Jena, von da erhielt er einen Ruf nach Mitau, wo er bald darauf in eine Gemüthskrankheit

verfiel, an der er 1798 starb. — Jene beiden Romane haben Kinder zu Helden, die durch seltsame Schicksale und Verwickelungen eine eigenthümliche Seelenbildung gewinnen; an Welt- und Menschenkenntniß reich, streifen sie nur dadurch ans Unwahre, daß die Helden ihre Seelenentwickelung selbst beobachten und aufzeichnen. — So eifrig man die Franzosen aus den höhern Gebieten der Dichtkunst vertrieben hatte, in diesem Fach mußte man doch bei ihnen in die Schule gehen. — Huber, der als Kritiker gegen die Unsittlichkeiten der französischen Romane eiferte, stand als Uebersetzer mehreren unter ihren Dichtern nahe. So Fr. v. Charrière (geb. 1750), die ihn Dec. 1794 bei Benj. Constant und Fr. v. Staël einführte, Necker's Tochter, 28 J. alt. „Erstaunlich viel Leben und Geist, aber wenig Innigkeit; Verstand, Artigkeit, tolle Einfälle, das alles scheint außer ihrem innersten Wesen vorzugehn, und doch zu bewirken, daß das innerste Wesen gar nicht existirt. Constant ist ganz hin, lebt nur um sie und bei ihr. Glücklich fühlt er sich nicht dabei, das merkt man wohl, aber daß er hingerissen ist, verzeiht man ihm gern. Es ist ein liebes sonderbares Wesen: so kindlich zu sein und doch dabei so wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewohl er mit Herz und Geist, mit schwer verhaltenen Thränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt." „Im gesellschaftlichen Ton dieser Menschen ist Böses und Gutes durcheinandergemischt. Böse ist die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenstand zum andern, das Reduciren aller Ideen und Gefühle auf den seichten Unterhaltungsstoff. Gut ist die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Cultur. die Vielseitigkeit; tausendmal besser als in Teutschand; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, daß ein guter Kopf in diesem Element nicht von Grund aus verdorben würde." — In diesem Cirkel entstanden die Novellen Huber's und Theresen's. „Weltsinn und Frömmigkeit, eine unausgebildete Handschrift," von Huber selbst, ist zwar trocken und doctrinär erzählt, und die sittliche Lösung befriedigt keineswegs, aber das Problem hat doch etwas Spannendes. Zwei Paare werden einander gegenübergestellt: das eine, aus den höhern Ständen, begeht einen Ehebruch und wird durch die Sünde zur Tugend und selbst zum Glück geführt; das andere, aus dem Volk, opfert sein Glück seinen Gewissensbedenken, und geht in Wahnsinn und Elend unter. Die Paradoxie ist wenigstens mit Geist vorgetragen. — Die andern Novellen verrathen durchweg die weibliche Hand; man höre, was Clemence, die Heldin der einen („Geschichte einer Reise auf die Freite") den Männern sagt: „Ihr würdigt die Liebe zum täglichen Brod herab! Ihr werft uns Wankelmuth vor, und er hat seinen Grund nur in eurer Unfähigkeit, fortdauernd zu lieben. Wir behandeln die Liebe lebenslang mit Phantasie, mit Schwung, unausbleiblich dann mit etwas Caprice und Anspruch. Ihr treibt sie neben jedem an-

dern von den Geschäften, die euch eben vorkommen; ihr fühlt nicht, daß sie wie ein schönes Gewand ist, das man nicht bei gemeinen Beschäftigungen anlegt. Ihr wollt ihr nicht wie einer Fürstin begegnen, vor der man stets zierlich und mit Anstand erscheint. Das Weib, in deren Seele der Trieb zu gefallen eingewurzelt ist, die im Zwang aufwächst und sich bildet, vergißt dieses nicht so leicht; tief empfindet sie eure Unfeinheit. Entschädigt indeß der Mann durch Güte u. s. w., so begnügt sie sich, die schöne Erscheinung einst gekannt zu haben und trauert blos über ihre unvermeidliche Vergänglichkeit. Thut er aber das nicht, dann geräth sie in Gefahr, durch das Bedürfniß ihres warmen, zurückgesetzten Herzens irre geleitet zu werden; und der erste, der sich mit der Künstlersprache, die sie in der Schule alle zu reden wissen, bei ihr einstellt, kann sie untreu machen, wie man's nennt; unglücklich gewiß, denn nachdem sie erst nach einer neuen Probe einsehn lernt, daß dies alles nur eisernes allgemeines Gesetz des Schicksals ist, verliert sie obendrein ihr Selbstgefühl." Auf die Frage: „Und Sie kennen keine Ausnahme?" antwortet sie schneidend: keine! — Dies ist denn das Thema der meisten Novellen; der Mann (stets edel, brav, der aber seiner Frau nicht hinlänglich die Cour macht) fühlt sich dann immer als Elender und Schuldbewußter, wenn sie ihm „wie man's nennt", untreu wird (so in „Sophie", das ganz aus Reminiscenzen aus Theresen's eigner Geschichte gewebt ist). — Ein zweites Thema sind die Contraste der Revolution. Ein längerer Roman, die Familie Seldorf, erschien schon 1795—6. Die Heldin desselben, Sarah, die Tochter eines edlen Menschenfeindes, von einem braven, tapfern aber nicht chevaleresken Roger (dem spätern Ralph Brown) geliebt, wird von einem Chef der Chouans, einem Lovelace, verführt; in dämonischer Wildheit betheiligt sie sich an den Septembermorden, taucht ihr Schnupftuch in das Blut eines Hingerichteten! erlebt die entsetzlichsten Greuel eiskalt; nimmt als Mann Dienste im Militär, wird Capitän! und entdeckt ihr Geschlecht erst, als sie in Gefahr ist, ihren eignen Bruder dem Schaffot zu überliefern. Der treue Roger, an dem sie recht als Kokette gehandet, pflegt sie bis an ihren Tod, zu ihren Füßen: „Du reines Kindesherz," sagt sie einmal sanft zu ihm, „neben mir, der von Geistern Umringten!" Kindesmörderinnen, ein Vater, der sein Kind erschießt, Wahnsinnige u. s. w. erfüllen dies Nachtgemälde, das übrigens mit großem Geschick ausgeführt ist.

Der Roman verschmähte nicht, auch tiefer in die sittlichen und psychischen Probleme zu greifen. Der Verfasser der „Lebensläufe", immer anonym, trat auch in dieser Periode mit verschiedenen Versuchen hervor: „Handzeichnungen nach der Natur" 1790; „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" 1792; das Werk „über die Ehe" erschien 1793 in gänzlich neuer Umarbeitung, ja

mit völlig entgegengesetzter Tendenz: es schmeckte stark nach Emancipation; endlich 1793 bis 1794 die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z", eine nach dem Muster des Don Quixote gearbeitete Satire gegen die geheimen Orden. Ein hoffnungsreicher Edelmann mit seinem getreuen Diener läßt sich in einen nach dem andern aufnehmen und findet überall die nämliche Hohlheit und Lüge. Poetisch hat das Buch nicht den mindesten Werth, für die Kenntniß des damaligen Ordenswesens ist es nicht zu umgehen. Der Name des Verfassers wurde authentisch erst nach dem Tode desselben bekannt: Hippel starb 23. April 1796, 55 J. alt, als dirigirender Bürgermeister von Königsberg, geadelt; er hinterließ ein Vermögen von 140,000 Thlr.; aus seinen Briefen und sonstigen Handschriften erkannten seine nächsten Freunde nachträglich, ein wie widerspruchsvolles, ja zweideutiges Wesen, welche seltsame Mischung von nüchternem Verstand und mystischen Neigungen sie in ihm gehabt. Sein Humor war eigentlich die Vertuschung dieser inneren Widersprüche.

Tiefer ging Klinger im Roman dem Geheimniß des menschlichen Schicksals zu Leibe. Er hatte in seiner russischen Einsamkeit in seinen dramatischen Arbeiten fortgefahren, die späteren (z. B. „Medea" 1791) übertrafen seine Jugendversuche bei weitem, sie wurden aber nicht von dem nämlichen Erfolg getragen. Mit „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" 1791 eröffnet sich eine neue wichtige Reihe: die Unsittlichkeiten des Reformationszeitalters, die im Hofhalt der Borgia culminiren, sind mit einer Bitterkeit geschildert, die nicht blos historisch gemeint ist; Klinger hat sich einen finstern Stoicismus angeeignet, der von einem hohen Ideal herab die Welt klein und verächtlich findet, und nur in einzelnen Seelen noch den Keim der Größe und Güte entdeckt. Daß diese stets der Welt zum Opfer fallen, ist das Weltgesetz. Etwas von dem beliebten Gegensatz zwischen Sultanen und Derwischen findet sich wieder; aber während Wieland behaglich nach der Mitte strebt, gefällt sich Klinger in dem verzweifelten Bewußtsein des unlösbaren Contrastes. — Faust (es ist der Genosse Guttenberg's) wird wirklich vom Teufel verführt und schließlich zerrissen; „Giaffar der Barmecide" (1791) dagegen widersteht der Versuchung; der Teufel läßt ihn im Traum die größten Greuel begehn, und sucht ihm nachher einzureden, das sei seine wahre Natur; aber Giaffar erwidert mit Recht, die Natur ohne Verstand und Willen! und bewährt im wirklichen Leben durch Heiligkeit und endlich den Märtyrertod die Kraft der Tugend. In „Rafael de Aquillas" (1793) werden die Greuel der Inquisition unter Philipp 2. enthüllt; in den „Reisen vor der Sündfluth" (1794) die dem Bösen verfallene Welt einerseits, der Frevel der philosophischen Neugierde andererseits der gleichen Verdammniß überliefert. — Klinger war übrigens damals erst 42 J. alt. Es folgte 1797 noch „der Faust der Morgenländer":

ein guter Mensch hat einen Geist, der ihn warnt, wenn er aus Gutmüthigkeit eine unweise Handlung begehn will; er folgt ihm nie, und wird endlich von ihm verlassen. Das gleichzeitige Gespräch „Dichter und Weltmann" enthält sehr viel feine Charakteristik.

Ein andrer Romanschreiber, Ignaz Feßler, war Juli 1756 in Niederungarn geboren; seine Jugend verfloß unter dürftigen Verhältnissen, und die Lectüre Loyola's trieb ihn im siebzehnten Jahr in ein Kapuzinerkloster. Seine Stellung im Orden hielt ihn nicht von Liebesbriefen an eine Ketzerin ab. Erst nach längerm Aufenthalt im Kloster entdeckte er Greuel, die in demselben verübt wurden, und hatte den Muth, eine Denunciation an Kaiser Joseph einzuschicken, 1782. Als das wirksamste Mittel, den geistlichen Stand zu reinigen, schlug er vor, Mönchen und Weltpriestern freizustellen, unter dem Schutz des Staats aus ihren geistlichen Verbindungen zu treten und mit den Vortheilen des weltlichen Bürgers auch seine Pflichten und Lasten zu übernehmen. Es erfolgte in der That eine Untersuchung, und Feßler, gegen seine ehemaligen Ordensbrüder durch den Schutz des Kaisers sicher gestellt, wurde 1784 zum Professor an der Universität Lemberg ernannt. Seine Bildung war durchaus encyklopädistisch, daneben hatte ihn aber seine frühere Stellung als Beichtvater mit dem weiblichen Herzen bis auf seine feinsten Nuancen bekannt gemacht. 1788 wurde ein Trauerspiel aufgeführt, in welchem man eine Satire gegen das monarchische Princip finden wollte. Er entfloh nach Schlesien, wo er als Hofmeister bei dem Prinzen von Schönaich-Karolath eine Zuflucht fand. Diesen sollte er nach dem Wunsch seiner Gemahlin von seiner Neigung zu den Herrnhutern und zu den Freimaurern zurückbringen. Feßler selbst war schon in Lemberg in den Orden getreten, nach seiner Versicherung nur um sich von der Richtigkeit der gegenwärtigen Form desselben gründlich zu unterrichten. Um sein Ideal eines aufgeklärten Despotismus dem Publicum zugänglich zu machen, schrieb er 1790 den historischen Roman Marc Aurel, dem 1792 Aristides, 1793 Matthias Corvinus und 1794 Attila folgten. Eine Reise nach Berlin machte ihn mit dem reichen und gebildeten Judenkreise bekannt, und auch er entging den virtuosenhaft betriebenen Liebesversuchen nicht, doch riß er sich los und heirathete 1792, nachdem er ein Jahr vorher zur evangelischen Kirche übergetreten war, ein Mädchen, mit dem er dann eine zehnjährige verdrehte Ehe führte. Die Briefe an seine Braut verdienen von jedem studirt zu werden, der den menschlichen Dünkel in seinen ärgsten Ueberschreitungen verfolgen will. Feßler war damals Kantianer geworden und hatte all den geistigen Hochmuth eingesogen, den ein unreifes Studium dieser Philosophie so leicht hervorbringt. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Gründung neuer menschenfreundlicher Orden,

z. B. der Euergeten 1793. 1796 wurde gegen diese Gesellschaft eine Untersuchung eingeleitet, er selbst fand sich in Berlin ein, wo er die Gunst Bischofswerder's gewann und gewissermaßen mit einer officiellen Stellung zur Reform des Maurerordens betraut wurde. Hier fand seine Neigung zur Intrigue hinreichende Nahrung, doch wurde seine Stellung zum Orden im Lauf der Zeit unhaltbar, und er sah sich veranlaßt, 1802 aus der Loge auszutreten.

Der Dichter des „Ardinghello" hatte lange gefeiert; Mai 1796 (Heinse war jetzt 47 J. alt) erschien sein zweiter Roman: „Hildegard von Hohenthal", der diesmal in der Gegenwart spielt. Wie in jenem die bildende Kunst, so wird hier die Musik zu Grunde gelegt: es sind eine Reihe von Recensionen über minder bekannte Musikstücke, die von Kennern (z. B. Reichardt) nicht gebilligt wurden. Begeisterung für die italienische Kunst, die Castraten mit eingeschlossen, und mittelbar auch für die Form des katholischen Cultus, ist das Merkwürdige darin. Der Roman, in den diese Abhandlungen ganz lose verwebt sind, ist ebenso langweilig als unflätig; eine junge schöne Gräfin hat ihre physische Tugend fortwährend durch Speien, Fußtritte u. s. w. zu bewahren; der poetische Hauch des Ardinghello ist gänzlich abgestreift, der ordinärste Materialismus brüstet sich unter dem Aushängeschild der Klugheit und Tugend. Die geschilderten Sitten sind erstaunlich, der junge Künstler, der jene Attentate verübt, nebenbei öffentlich wiederholt seiner Schönen zu Füßen fällt, ihr inbrünstig die Hände küßt u. s. w., gebraucht dabei alte Formen des Curialstils, und redet sie nie anders an als „mein gnädiges Fräulein". In der Zerstreutheit küßt er dann alles durcheinander. — Der alte Gleim hatte die Schwachheit, sich auch für dieses Zeug zu exaltiren.

Nicht geringen Beifall erregte 1791—2 Bouterwek's „Graf Donamar, Briefe aus der Zeit des siebenjährigen Krieges": das ernsthafte Bemühen eines wenig phantasievollen Dilettanten, durch Erfindung der wildesten Abenteuer und Greuel auf die Phantasie zu wirken. Das Streben, ein Gesammtbild der Zeit zu geben, ist unverkennbar: es ist in seinen Sitten, Figuren und Maximen eine vortreffliche Folie für den W. Meister, der einen ähnlichen Vorwurf hat.

Mit großem Erfolg trat neben diese Excentricitäten der eigentliche Philisterroman, die Verherrlichung des gemeinen Menschenverstandes und der herkömmlichen Moral: z. B. Engel's „Lorenz Stark", dessen Anfang 1795 in den Horen erschien, und von Vielen dem W. Meister vorgezogen wurde; auch Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, die überwiegend die bürgerliche Ehrlichkeit vertreten. Lichtenberg trug sich mit Ideen zu einem wirklichen Roman, der aber nicht ausgeführt wurde. Im Grunde

kann man auch die „Luise" dazu rechnen, die Voß auf Gleim's Andringen 1795 fertig machte. Es war das erste Mal, daß ein größeres Gedicht das Stillleben des Volks zum Gegenstand nahm. Den krampfhaften Zuckungen des Lebens und dem Dunstkreis der Städte entfloh der Dichter, um auf dem Dorf Natur zu suchen. Auf dem Land sind die Zustände stets einfacher, dauerhafter, antiker; und will man nicht zu tief herabsteigen, so giebt das Leben eines Landpastors das anmuthigste Idyll. Voß, der in seinen Neigungen niemals schwankte, zeichnet einen aufgeklärten Geistlichen, der den Glauben an Gott und an die Tugend ebenso warm in seiner Lehre vertritt als im wirklichen Leben, frei von den pietistischen Zuckungen der Zeit. Bescheidenheit der Wünsche und ein gewisses bäuerisches Behagen an sich selbst ist der Charakter dieses Genrebildes, dem es freilich an lebhafterer Bewegung fehlt. Die Luise gehört zu den Schriften, die dem deutschen Volk zuerst Gefallen an sich selber eingeflößt haben; gern mag man zugeben, daß die Weitschweifigkeit der Erzählung, das Behagen an Speise und Trank, zuweilen recht unerquicklich ist, daß der ehrwürdige Pfarrer zu viel predigt und daß die gute Gesinnung über die Anmuth dominirt.

Der eigentliche Prophet dieser bürgerlichen Kreise, Lafontaine, geb. 5. Oct. 1758 zu Braunschweig, stammte aus einer reformirten Familie. Der Vater, Hof- und Theatermaler, schottischer Maurer, auch etwas Alchymist, sah die schönen Geister der Stadt oft bei sich: Gärtner, Ebert, Zachariä. Der Knabe, schon früh sehr weichmüthig und mitleidig, bildete sich erst an den Romanen des 16. J., dann an Hermes und Sterne; er schrieb früh kleine Erzählungen und spielte auf dem Liebhabertheater. Nach dem Tode seines Vaters 1774 ging er nach Helmstädt, Theologie zu studiren, wurde 1780 Hauslehrer, kam nach dem Tode seiner Mutter 1785 auf einige Zeit nach Braunschweig zurück, wo er als Candidat die Stadt durch blaue Hosen scandalisirte; endlich 1786 wurde er Feldprediger in Halle. Eberhard war sein Gönner, er gab sich dem gutmüthigen Nationalismus hin, hielt den kategorischen Imperativ für etwas sehr Pedantisches, und predigte sehr erbaulich. Um dem Adel der Nachbarschaft gefällig zu sein, studirte er Heraldik; in der Politik war er für die „goldene Mittelstraße". Nachdem er in verschiedenen kleinen Erzählungen debütirt, die sämmtlich die „Gewalt der Liebe" behandelten, schrieb er 1791 seinen ersten Roman „der Naturmensch". „Man erwartet vielleicht sehr unterhaltende Dinge, wenigstens ein paar Mordthaten, einige Kinder der Liebe, den Umsturz aller bürgerlichen Gesetze; und findet nichts als einen einfachen Menschen." Dieser einfache Mensch sieht in seinen Umgebungen eitel Unnatur: „wo werde ich endlich einen Menschen finden, der mich nicht zum Opfer seiner Erziehung und der Sitten macht, die ich nicht kenne, von denen

ich nichts begreife!" Endlich pilgert er nach Indien und findet in St. Pierre's Paria sein Ideal. „Ich habe die halbe Erde durchzogen, und überall nur Irrthum und Zwietracht, die Wahrheit und das Glück nur in dieser Hütte gefunden." Er heirathet dessen Tochter Semida, kehrt nach Europa zurück, und erzieht seine Kinder nach Rousseau'schen Grundsätzen. — Noch in demselben Jahre folgte „der Sonderling". „Sind es nicht die tausend Narrenspossen, die man Sitten, Lebensart nennt, welche die Menschen zu Narren, zu Bösewichtern, zu Schafsköpfen machen, und das bischen Gute dieses armseligen Lebens verbittern? Die verdammten Schnallen und Tressen machen das Herz kalt und sitzen unbequem. — Was bedarf ich, um glücklich zu sein? Einen gesunden Magen, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund, und den Frieden mit mir selbst. Habe ich den? So ziemlich, ja. Wie bin ich dazu gekommen? Hm! ich thue keinem Böses. Auch manchem Gutes? Ja. Das eigentlich thut wohl. Also gutes Herz!" — Auch der „Sonderling" durchreist die Welt auf Menschenkenntniß und macht pädagogische Experimente.

Nachdem er — ohne Ceremonien — ein älteres Mädchen geheirathet, ging er Juni 1792 mit seinem Regiment zur französischen Campagne, wo er aber Goethe nicht vorgestellt wurde, ebensowenig wie bei der Belagerung von Mainz. Nach der Rückkehr vom Feldzug gab er ein „Museum fürs weibliche Geschlecht" und eine „Zeitschrift für Gattinnen" heraus, und schrieb seinen größten Roman „Quinctius Heymeran von Flamming" 1795—1796. In der Form ist „Siegfried von Lindenberg" das Vorbild, aber auch die „Kreuz- und Querzüge" klingen sehr durch: ein junger Edelmann von trefflichen Anlagen, aber durch Adelsvorurtheile und eine grillenhafte Erziehung auf Irrwege geleitet, wird durch die Schule des Lebens und der Liebe allmälig zu echter Bildung geführt. Eine Reihe humoristischer Charaktere stellen sich bei der Gelegenheit vor, und manche Narrheiten der Zeit werden glücklich verspottet. Zwei andre gleichzeitige Romane „Clara du Plessis" und „St. Julien" behandeln, zum Theil in Tagebuchform, rührende Begebenheiten aus der Revolution. Es wird viel Gefühl aufgeboten; um von der Seichtigkeit desselben einen Begriff zu geben, möge hier die Schlußbetrachtung des St. Julien stehen: „Da schimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl schon hundertmal habe ich meinen Blick vom Papier zu den Sternen aufgeschlagen, und gerufen: ewig, unbeschreiblich groß ist die Liebe, die den Menschen umfängt! Liebe ist die Grundveste der menschlichen Glückseligkeit! Hier stehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum! und bin durch die Liebe dennoch so unaussprechlich glücklich. Wer liebt und geliebt wird, was darf der fürchten! Einst fallen die Sterne, einst

vergeht der Himmel: aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menschen bleibt." — Lafontaine hat vieles mit Kotzebue gemein, die Virtuosität im Almosen, die weichliche Rührbarkeit, die Unschuld in Zärtlichkeitsbezeugungen, namentlich bei Kindern. Mit Recht bemerkt A. W. Schlegel: „heilige unwillkürliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontaine's unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht."

Als er 1796 nach Halle in sein Amt zurückkehrte, war er bereits ein wohlhabender Mann. Mit Reichardt und Voß stand er gut, in Berlin wurde er der jungen Königin vorgestellt und erhielt eine Präbende. Sein Ruf brachte manche Unbequemlichkeiten mit sich. „Es gab manch liebes Pärchen, das von mir zur Ehe eingesegnet sein wollte, weil ihm meine Bücher gefallen hatten, und ich habe ihnen meinen besten Segen gegeben. Aber da gab es auch Leute, die aus fremden Ländern kamen, und meinten, weil Lafontaine der Romanschreiber so viele Pärchen copulirt habe, so könne auch der Prediger Lafontaine alles copuliren; und was hatte man da für Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß dem Romanschreiber ganz andere Mittel zu Gebot stehn als dem Prediger, bei dem alle poetische Licenz aufhört."

Gleichzeitig mit dem Flamming erschienen drei Romane, welche diese Dichtungsart mit den höheren Problemen der Bildung in eine entscheidende Berührung brachten: W. Meister, W. Lovel und Hesperus. Der Verfasser des letztern, Jean Paul Fr. Richter, geb. 21. März 1763 zu Baireuth, Sohn eines Schullehrers, der dann als Pfarrer in verschiedene kleine Dörfer versetzt wurde, war bis 1779, wo er auf das Gymnasium zu Hof kam, zu Hause erzogen; gleichzeitig starb sein Vater. 1781 bezog er die Universität Leipzig. Seine Schulbildung war mangelhaft: er hatte auf Antrieb seines Vaters viel auswendig gelernt, sich auch massenhafte Excerpte aus allen möglichen Büchern angefertigt; aber jede strengere Disciplin war ihm fremd geblieben. Die schöne Gegend, in der er aufwuchs, sah er wenig; für Geographie und Zeichnen hatte er keinen Sinn, dagegen trieb er leidenschaftlich Musik, wenn auch nur in loseren Formen. Als er auf die Universität kam, war die Familie völlig verarmt; er mußte darauf denken, sich seinen Unterhalt selbstständig zu erwerben. Im Allgemeinen überzeugt, ein Genie zu sein — zunächst trug er es durch eine auffallende Tracht zur Schau — glaubte er im Besonderen an seinen Beruf zur Satire. Ehe er einen Blick ins Leben gethan, unternahm er es zu verspotten. Schon in den ersten Studentenjahren wurden die „Grönländischen Processe" geschrieben; später folgte die „Auswahl aus des Teufels Papieren". Mit eisernem Fleiß hatte

er dafür studirt; in einer Zeit, wo sonst alle Welt lyrische Gedichte schreibt, hatte er „Studienbücher“ angefertigt, in denen er alle möglichen Einfälle, eigne und gelesene, witzige Gleichnisse u. s. w. zusammenstellte und nach allen erdenkbaren Gesichtspunkten rubricirte, um sie zum schnelleren Gebrauch vorräthig zu haben. Zusammenhanglose Bilder und Notizen aus allen Kreisen des Wissens traten darin täglich vor seine Seele, die Combination derselben ersetzte ihm die Anregung der Wirklichkeit. Sterne, Hippel, Swift, Hamann, Rousseau waren seine Lieblingslecture, der Werther ließ ihn kalt. Er schrieb sich künstlich in einen Stil hinein, der bei Hamann, aus der innersten Natur des Denkens und Empfindens entsprungen, nicht ohne Anmuth war, bei dem Nachfolger aber das Gemachte verrieth. Es ist das Princip der Coïncidentia oppositorum: Aneinanderreihung von Gedanken und Bildern theils nach dem Gesetz des Contrastes, theils vermittelst der Ideenassociation; höchstens immer nur drei Sätze stehn bei ihm in organischem Zusammenhang. Das Komische kennt er nur in der Form des Witzes, der grotesken Zusammenstellungen; die innere Empfindsamkeit verkleidete sich in cynische Trachten. Seine Satire gilt dem Spießbürgerthum im Allgemeinen, welches jeder tiefern Güte und Größe widerstrebt; das Eigenthümliche aber ist, daß dieser Krieg gegen die gemeinsittliche Welt bei ihm nicht wie bei Hamann aus innerer Paradoxie hervorgeht. Er coquettirt mit seiner Art sich auszudrücken; und er hat bis in die späteste Zeit seines Dichtens nicht unterlassen, Publicum und Kritik darauf aufmerksam zu machen.

Es gelang ihm in Leipzig nicht, bekannt zu werden, und die Noth wurde so groß, daß er Nov. 1784 vor seinen Gläubigern entfloh — zwei Jahr nach Schiller's Flucht aus Stuttgart. Er brachte seine auffallende Tracht nach Hof mit, und freute sich über den Scandal, den sie bei den Spießbürgern erregte; die Familie fand er im äußersten Elend: sie lebten zuletzt vom Verkauf alter Papiere für die Höker. Aber er ließ sich dadurch in seinen Excerpten und satirischen Versuchen so wenig stören, daß er manchem als hartherzig erschien. Wiederholte Gesuche an Herder und Wieland, ihm Arbeit zu verschaffen, waren fruchtlos, dagegen fand er in Hof einige leidenschaftlich ergebene Freunde (darunter Otto), die ihn äußerlich und innerlich stützten, und der Superiorität seines Geistes huldigend, sich sogar im Briefschreiben seinen buntscheckigen Stil aneigneten. Endlich, Juli 1790, schaffte man ihm eine Lehrerstelle in Schwarzenbach a. d. Saale; er legte seine Maskentracht ab und suchte wirkliche Menschen kennen zu lernen. Zu seinen Studien war auch die Kantische Philosophie gekommen: „Kant's Metaphysik der Sitten,“ schreibt er 13. Juli 1788, „ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal.“

In Schwarzenbach beginnen seine Liebesbriefe.*) Es waren Bürgermädchen, die sich aber mit der Bildung beschäftigten: eine Renate, mehrere Carolinen, eine darunter, selbst Schriftstellerin, Amöne Herold, wurde später seines Freundes Frau. In diesen durchaus platonischen Briefen trieb ihn eingestandenermaßen weniger das unmittelbare Gefühl, als das Bedürfniß, für seine idealen Frauencharaktere Farben zu finden und sich selbst im Liebesstil zu üben. Er mißbrauchte die guten Mädchen durchweg zu Modellen. — Man hat Goethe getadelt, daß er durch die harmonische Ausbildung seines Lebens die harmonische Ausbildung seines Talents beeinträchtigt habe. Wenigstens war er ehrlich in dem Streben, mit sich selbst fertig zu werden. Jean Paul hat für die innere Bildung seines Geistes und Herzens nichts gethan: was er trieb, hatte die unmittelbare Bestimmung, als poetisches Material verwerthet zu werden. Goethe hat in seinen Dichtungen mühelos die Früchte seines reichen Lebens abgeschüttelt, Jean Paul lebte nur, um zu dichten.

Das Schulmeisterleben führte ihn zuerst aus der weltzerstörenden Satire zum lebenswirklichen Genrebild. Das Schulmeisterlein Wuz (Febr. 1791) ist das erste in einer ganzen Reihe glücklicher Bilder (Quintus Fixlein, Jan. 1795, Jubelsenior, Fibel u. s. w.), die unsere Kenntniß beschränkter Zustände und der Naturen, die in ihnen aufwachsen, wirklich vermehren. Es wären würdige Seitenstücke zum Landprediger von Wakefield, wenn der wunderliche Stil den Eindruck nicht störte: freilich fehlt der Färbung etwas Liebe. Wenn die modernen Dorfgeschichten das Stillleben der von der Cultur noch nicht heimgesuchten Kreise mit der Andacht übersättigter Culturmenschen aufsuchen, sehnt sich Jean Paul, der aufstrebende Sohn des Volks, mit bitterm Verdruß aus dieser Enge heraus, in der er untergehen würde. Indem er den Wuz schrieb, machte er, angeregt von Jacobi's Allwill, den Entwurf zu dem Roman, welcher das Hauptwerk seines Lebens werden sollte, dem Titan, dem Bild einer wahrhaft großen und souverainen Natur: ehe er ernstlich daran

*) „Die Weiber," schreibt er 9. Jan. 1796, „haben andre Tugenden als wir, und in der Liebe leihen wir ihnen unsere dazu: das ist der Fehler. Ich glaube, daß jeder Mann von Phantasie beinahe jedes Mädchen, nur das dumme nicht, heirathen könnte, ohne Schaden: das männliche Feuer schmelzt diese schön gewundene Wachsmasse, und dann kann er daraus formen, was er will, sogar einen Engel. Der fremden Phantasie widersteht keine Frau, und ein Halbgott von Mann kann, wenn er nur reden kann, eine Halbgöttin erschaffen. Aber der Formen muß selbst geformt sein. Die edelsten Männer schieben oft ihr moralisches Arrandissement auf ihre Ehe auf: aber sie sollten umgekehrt diese auf jenes verschieben. Wenn der Mann sich nicht ganz in Richtigkeit gebracht, so zerstört er den zarten Werth der besten Gattin am ersten."

ging, wollte er erst die große Welt kennen lernen. Was er bis dahin schrieb, betrachtete er selbst nur als Farbenskizzen und Handübungen.

So das erste: „Die unsichtbare Loge" (ursprünglich mit dem Nebentitel: „Die grüne Nachtleiche ohne den neunten Nußknacker"). 8. Aug. 1792 schickte er das Manuscript an Moritz, der begeistert antwortete und ihm einen Verleger besorgte. Jean Paul gab jetzt seine Schullehrerstelle auf und zog nach Hof; den Roman setzte er aber nicht fort, viele Motive hat er später benutzt, wie denn überhaupt in seinen Erfindungen eine gewisse Eintönigkeit herrscht. — Der Roman will den großen Menschen noch nicht fertig zeigen, er will entwickeln, wie er wird. Ein Pietist erzieht den gefühlsstarken Knaben unter der Erde und erzählt ihm immer vom Sterben, wo er die Sonne und die bunte Welt sehen würde. Später nimmt sich eine geheime Gesellschaft seiner Erziehung an, ganz wie im spätern W. Meister, von der man ebensowenig erfährt, was sie will. Diesmal ist die vorwiegende Melodie überschwengliches Gefühl, die Satire ist in die Excurse gedrängt.

Den ganzen Jean Paul erkennt man bereits in dem nächsten Roman „Hesperus oder 45 Hundsposttage", begonnen Mai 1793, vollendet Mai 1795. Von den „erträglicheren Stellen" darin sagt er, daß er „unter deren Erschaffung an Entzückungen fast starb". Der zweite Titel bezieht sich auf die abgeschmackte Einkleidung, deren Ton auch in den Excursen unangenehm wiederkehrt, und der mit der Hauptsache in keiner Weise zusammenhängt. Die Verknüpfung der Handlung ist so lose und willkürlich als möglich; äußerst romanhaft und doch uninteressant. Als Motto nimmt er eine Stelle aus „des Teufels Papieren": „Die Erde ist das Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes — die dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogner Bilder aus einer schönern Welt — die Kiste zur Schöpfung Gottes — ein dunstvoller Hof um eine bessere Sonne — der Zähler zu einem noch unsichtbaren Nenner — wahrhaftig, sie ist fast gar nichts." Die Basis zu dieser misanthropischen Weltanschauung sind die Daguerrotype kleinbürgerlicher Charaktere: die Familie Eymann ist ein in allen Einzelheiten vortreffliches Bild — dem man nur ein wenig mehr Liebe wünschen möchte, ein verbesserter Pendant zu der Musikantenfamilie aus „Kabale und Liebe", an die sie sehr erinnert. In beiden Fällen erkennt man, wie das bürgerliche Leben durch die Massenhaftigkeit der kleinen Höfe um seine Selbstständigkeit betrogen, durch die Nähe ihres schwülen Dunstkreises verpestet ist. Ein kümmerlicher Subalterngeist hat ihm alles Mark aus den Knochen gesogen, es fühlt sich dem schäbigsten Hofmann gegenüber ehrlos. Hier im Roman kniet selbst der vornehme Bürgersmann vor der abgelegten fürstlichen Maitresse und küßt ihr dankbar die Hand. Der Hof ist übrigens vortrefflich geschildert, was um so mehr sagen will, da ihn Jean

Paul damals noch nicht kannte: Lebant, Mathieu, der Fürst sind Figuren, die bleiben werden, und sich trotz einzelner Verstöße gegen das Costüm dreist neben die neuesten Bilder stellen können, die doch aus intimster Sachkenntniß hervorgehn. Es ist eine Synthese a priori, und eine glückliche; in der Kraft des Typischen weit über Wieland's schablonenhafte Sultane hinaus.

Weniger gelungen, aber doch interessant, weil typisch für den Dichter, sind die freien Seelen, die sich dieser Misere entziehn. Lord Horion (die Verehrung vor den Engländern stammt noch aus der Neuen Heloïse) „ist einer der unglücklichen Großen, die zu viel Genie, zu viel Reichthum und zu wenig Ruhe und Kenntnisse haben, um glücklich zu bleiben; sie hetzen Freude statt der Tugend und verfehlen beide; ihr Ehrgeiz, der sonst durch Plane die Leerheit des vornehmen Lebens bedeckt, ist nicht stark genug gegen ihr Herz, das in dieser Leerheit verwelkt; sie thun Gutes aus Stolz, aber ohne Liebe dazu; sie spielen mit dem ausgekernten Leben und halten es nicht einmal der Mühe werth, es abzukürzen." Gleichwohl begeht er schließlich Selbstmord; kurz vorher legt er, gleichsam als Vermächtniß für seinen Sohn, seine Lebensansichten in einem Aufsatz nieder, worin er versichert, daß nichts erhaben sei, weil man alles analysiren könne, den Chimborasso in Schutt, die Zeit in Augenblicke, das Genie in Einfälle, die Begeisterung in Phantasien und Berauschungen u. s. w. „In meiner Jugend gab ich in einem Trauerspiel dem Helden alle jene Grundsätze, und ließ ihn kurz vorher, ehe er sich den Dolch ins Herz trieb, noch sagen: aber vielleicht ist der Tod erhaben, denn ich fass' ihn nicht. Und so will ich denn die Blutbögen, die aus dem Herzen aufspringen und so spielend das Menschenhaupt und Menschen-Ich in der Höh' erhalten, wie ein Springbrunnen die darauf gelegte Hohlkugel schwebend trägt, diese Fontaine will ich mit dem Dolch ableiten, damit das Ich niederfalle. — Ich schauderte damals über diesen Charakter: aber ich dachte nachher über ihn nach, und es wurde mein eigner!" — „Fürchterlicher Mensch!" ruft Jean Paul, und versichert, seine Theorie sei unhaltbar: es hätte genügt, auf den betreffenden Paragraphen in der Kritik der Urtheilskraft zu verweisen. Aber der gute Lord hat nicht blos eine verkehrte Theorie, sondern auch eine verkehrte Praxis. Seine Misanthropie rührt zum Theil von dem frühen Tod einer „fürchterlich" geliebten Gemahlin; erst 20 J. nach demselben bringt er sich um, und füllt die Zwischenzeit damit aus, theils sich mit schweren Unkosten eine Komödien-Insel zu bauen, worin sein Grab stehen soll; theils fünf fürstliche Bastarde zu brauchbaren Regierungsräthen zu erziehen, was er noch dazu sehr ungeschickt thut, nach der Marotte, allen Kindern falsche Väter zu octroyiren. Die Maskenposse seines Schmerzes ist sehr Jean Paulisch: der Dichter selbst muß

zu jedem Gefühl sich erst einen Schwung geben, und verschmäht Flöten, Cypressen und ähnliche äußere Excitationsmittel nicht leicht.

Der zweite, Emanuel (die weitere Ausführung des Pietisten in der unsichtbaren Loge), hat nur hohe Gedanken, geht in weißen Kleidern, läßt sich stets mit Flöten in Schlaf lullen, betrachtet anhaltend die Sterne, lebt nur von Pflanzenspeisen, hat das Gefühl, an einem bestimmten Tage zu sterben, läßt dazu ein Grab graben und lädt Zeugen ein u. s. w. Zuletzt hat Jean Paul die Empfindung, seine Lebensweise sei eigentlich verdreht und seine Geistesrichtung verschroben, es findet eine Art Cur statt, wie mit dem Harfenspieler im Meister; aber der Dichter wird sich in seiner Empfindung nicht klar, eigentlich hält er jene Krankheit doch für einen höhern Zustand des Lebens. Die Empfindungen und Gedanken, die Emanuel wirklich ausspricht, sind nicht viel Anderes, als Klopstock mit aufgelöstem Rhythmus und ins Ueberschwengliche erweitert; das Beste ist ein Traum, „daß alle Seelen eine Wonne vernichte": der Todesengel naht sich der bunten Farbenwelt, das Licht, der Duft, der Ton, endlich die Liebe saugt alle Ichheit in sich, aus allen wird eine süße Wonnethräne: „und er zerdrückt weinend das Wölkchen der Zeit". In ähnlicher Weise absorbirt die Stimmung bei Emanuel nicht blos, sondern bei dem Dichter selbst jedes bestimmte Gefühl und jedes bestimmte Bild. Jean Paul hat ein starkes Gemüth für die Natur, aber er sieht sie nicht, ja er nimmt sie mit keinem Sinne wahr, wie er auch die wirkliche Natur nur aus Sehnsucht und Beschreibung kennen lernte. Bei allem Farbenschimmer hat sie keine Physiognomie; wie in einer Lyrik, die nicht fertig geworden, empfindet man nur unklar, was das Herz dabei träumt, und es ist nicht einmal ein starkes Gegenbild der innern Stimmung, die vielmehr in ihrer Schwächlichkei zu äußern Auskunftsmitteln greift, um ungestört fortzuschwelgen. Die Unklarheit des Gefühls quält ihn nicht, er hat nicht den mächtigen Trieb, in seinen Kern zu dringen: das ist eine bestimmte Grenze seiner dichterischen Kraft.

Der interessanteste Charakter ist Victor, schon darum, weil er eingestandenermaßen ausdrückt, was Jean Paul damals war, ehe er die große Welt wirklich kennen lernte, oder vielmehr, wie er sich selber dachte. Nur hat er ihn äußerlich in eine falsche Stellung gebracht: als Sohn eines vornehmen Lords erzogen, und Mediciner, will sein hingebender Bildungstrieb und seine zudringliche Bescheidenheit sich nicht recht begreifen. Er mußte, wie Wilhelm Meister, mit dem er durchweg in Parallele steht, aus der aufstrebenden Schicht des Bürgerthums aufwachsen.

„Er besäße, sagte er, drei verschiedene närrische Seelen: eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische: wer ihm eine davon wegnähme, der könnt' ihm auch die restirenden gar ausziehen."

Victor philosophirt oft und gern; er hat eine ungemeine Belesenheit, einen oft glänzenden Scharfsinn, mit dem er freilich zu spielen liebt. Jacobi und Kant haben seinen Geist geweckt, aber „er war ebenso sehr dem ausschließenden Geschmack in der Philosophie als in der Dichtkunst feind. Er befruchtete seine Seele vorher durch die große Natur oder durch Dichter, und dann erst erwartete er das Aufgehen eines Systems. Er fand (nicht erfand) die Wahrheit durch Ausflug, Umherschauen und Ueberschauen, nicht durch Eindringen, mikroskopisches Besichtigen und syllogistisches Herumkriechen von einer Silbe des Buchs der Natur zur andern, wodurch man zwar dessen Wörter, aber nicht den Sinn derselben bekommt. Jenes Kriechen und Betasten gehört nicht zum Finden, sondern zum Prüfen der Wahrheit." — Als Arzt macht er sich hauptsächlich mit der Beziehung zwischen Leib und Seele zu thun, und diese paradoxeste aller Synthesen beschäftigt unaufhörlich seine Reflexion, die, von der Einbildungskraft erregt, die Contraste des Lebens in der Form des Witzes hin und her wendet. Das intelligible Ich steht wie ein Gespenst dem empirischen zur Seite, und der warme Glaube an die Tugend, die beide versöhnt, hilft ihm nur über Augenblicke hinweg.

„Es giebt oder kommt in jedem mehr solarischen als planetarischen Menschen eine hohe Stunde, wo sich sein Herz unter gewaltsamen Bewegungen und schmerzlichen Losreißungen endlich durch eine Erhebung plötzlich umwendet gegen die Tugend, in einem unbegreiflichen Uebergang; jene hohe Stunde ist auch die süßeste des Lebens, weil jetzt dem Menschen ist, als wäre ihm der drückende Körper abgenommen, weil er die Wonne genießt, keine Widersprüche in sich zu fühlen, weil er nichts mehr fürchtet im schauerlich erhabenen Universum... Aber der arme Mensch, der gebundene, in Blut versunkene, von Fleisch umfaßte Mensch empfindet bald den Unterschied zwischen seinen Entzückungen und seinen Kräften..." — So ist der Contrast wieder da, und die Phantasie sieht wieder ihr eigenes Gespenst. Victor wird auf Augenblicke von einem namenlosen Grauen und Entsetzen vor seinem Ich erfaßt, obgleich er zugleich ein krankhaftes Behagen darin findet, es sich komödienhaft durch Spiegel, Wachslarven u. s. w. vor die Seele zu führen und mit seiner Angst zu spielen. In einer aufgeregten Stimmung hält er eine dithyrambische Leichenrede auf sich selbst (gewissermaßen ein Seitenstück zum Traum Emanuels), die in ihrer Tollheit wirklich geniale Momente hat, und ihn, wie die ganze Gesellschaft an die Grenzen des Wahnsinns führt. Jean Paul bekennt, daß es seine eigene Stimmung sei, er hat in späteren Romanen die Scene weiter geführt und die Schwelle des Irrenhauses überschritten. Diese grelle Versinnlichung eines abstracten Contrastes ist die Grundform seines Humors oder vielmehr Witzes, der immer von neuem den Schmerz erweckt, den Wider-

spruch, den er als Kern des Weltgedankens empfindet, nicht zugleich begreifen zu können, und nun unheimlich aber glänzend phosphorescirt.

Fremden, namentlich Frauen, erscheint er zuerst als Spötter, während der Witz nur die Schellenkappe seiner Empfindsamkeit ist. „Auf eine sonderbare Weise zog immer gerade sein satirisches Gefühl seiner erweichten Seele die Mosisdecke ab: er schämte sich nämlich keiner Thräne, blos weil er wußte, daß ihn seine Laune gegen den Verdacht der Uebertreibung und gegen den Spötter beschützen konnte.“ — Er schämte sich keiner Thräne, wie er gern die cynischesten Ausdrücke wählte, um seine innere Wehmuth zu verbeißen. Die Thränen fließen ihm wie ein warmer Frühlingsregen, und alles Große und Schöne wirkt auf ihn pathologisch. Er kann Musik nur aus der Ferne ertragen, alle Briefe gehn naß aus seinen Händen. Jeder seiner Spaziergänge ist die Quelle unendlicher Rührungen: „er mußte weinen, ohne zu wissen, worüber — er sang Worte ohne Sinn, aber ihr Ton ging in sein Herz — er lief, er stand — er tauchte das glühende Angesicht in die Wolke der Blüthenstauden, und hing sich im Taumel an die Brust der unsterblichen Mutter des Frühlings. — Sein Herz sog sich voll Leben an der unendlichen quellenden wehenden Welt um ihn, über ihm, unter ihm, deren Lebensquellen von einer Erde in die andere spritzen, die ganze unermeßliche Welt stand vor ihm, deren ausgespannter Wasserfall, in Düfte und Ströme, in Milchstraßen und Herzen zersprungen, zwischen den zwei Donnern des Gipfels und des Abgrunds, reißend, gestirnt, geflammt herabfährt aus einer vergangenen Ewigkeit und niederspringt in eine künftige — und wenn Gott auf den Wasserfall sieht, so malt sich der Cirkel der Ewigkeit als Regenbogen auf ihm, und der Strom verrückt den schwebenden Cirkel nicht...“ — „Lasset uns,“ so unterbricht Jean Paul seine eigene Rührung, „lasset uns wieder kleinere Gefühle suchen.“ — Genug: die Natur ist ihm nicht stumm, wie Jacobi, sie verbirgt ihm nicht das Weltgemüth, er ist von unendlicher Liebe des Alls durchdrungen, ja seine Nerven werden zu pathologisch von ihr erregt, aber anders als bei den Spinozisten, weist sie ihn über sich hinaus, in eine Welt der Ahnung und Dämmerung.

In der Befreiung des Gefühls aus der Enge herkömmlicher Denkart ist diese dithyrambische Poesie ein wichtiger Fortschritt. Aber sie ist nicht schöpferisch, weil sie den Weg zur Erde nicht zurückfindet, weil das Gesetz des Handelns mit den Stimmungen nichts zu thun hat. Victor sehnt sich einmal, eine große That zu thun, wenigstens ein großes Opfer zu bringen, aber die Gelegenheit wird ihm abgeschnitten, und es wäre auch nichts Kluges dabei herausgekommen. „Victor schwebte wie ein Paradiesvogel immer in der Himmelsluft, vom Schmutzboden abgetrennt;“ (wem fällt nicht die entsprechende

Stelle im Meister ein!) er hat in seiner Gefühlsschwelgerei eine Welt für sich. Wie wenig diese Trennung des Idealen vom Wirklichen das Leben zu erhöhen vermag, zeigt schon seine Auffassung der Liebe, die doch seine eigentliche Virtuosität ist. Er hat über die Alliebe, die fast unabhängig vom Gegenstand in sich selbst zehrt und schwelgt, eine eigene Theorie entworfen. Er unterscheidet sie sorgfältig von der Freundschaft zu Weibern, die seinem Herzen gleichfalls mehr Bedürfniß ist als die männliche. Er tauft sie „Simultanliebe“: „zu warm für die Freundschaft und zu unreif für die Liebe; ein Gefühl, das an jene grenzt, weil es mehre Gegenstände einschließt, an diese, weil es an dieser stirbt.“ Zuerst hat Victor einen Phantasie-Harem von Göttinnen; sobald er in die Nähe des Hofes kommt, wendet er sein Gefühl an wirkliche Personen. „In Flachsenfangen war zuletzt keine Dame mehr, der er nicht die Hand geküßt hatte, und keine Toilette mehr, wo er's dabei hätte bewenden lassen.“ „Um sich zu entschuldigen, berief er sich auf Forster, der vor der Madonna so gut wie ein geborner Katholik hin kniete, blos um sie näher zu beschauen.“ Kaum hat er für Klotilde eine ernste Liebe gefaßt, die keine Erwiderung zu finden scheint, so macht er der jungen Fürstin eine anonyme Erklärung, und huldigt Joachimen, die er zur Noth auch heirathen würde. „Nichts ist gefährlicher, als sich verliebt zu stellen: man wird's gleich darauf.“ „Agnola erinnerte ihn an Joachime; diese wurde der Ableiter der Wünsche für jene. . . In seiner dichterischen, den Weibern so selten verständlichen Erhebung, warf Giulia den Heiligenschein, den ihr Klotilde zustrahlte, wieder auf Joachime zurück. . . Thränen hingen in seinen Augen und mischten Klotilden's Krankenbild in einer sonderbaren Verdunkelung mit Joachimen's zusammen — er sah und dachte eine Gestalt, die nicht da war, er drückte die Hand derjenigen, die da war, und dachte nicht daran, daß sie alles auf sich beziehen könnte.“ — Nicht daß er ein Don Juan wäre: der einzige lebhaftere Moment, wo er sich über die im Bett liegende Fürstin beugt, ihr, als sie die Augen aufschlägt und zärtlich: comment? sagt, mit einem Kusse naht, wird durch die Mitternachtglocke unterbrochen: er bittet demüthig um Entschuldigung seines Mißverständnisses. „Du hast,“ redet Jean Paul seinen Helden an, „noch keinen Menschen gequält, noch keinen gestürzt, keine weibliche Ehre bekriegt, deine eigne nie verkauft; und bist blos ein wenig zu leichtsinnig, zu weich, zu lustig, zu menschlich.“ — Die knieende Stellung zieht er durchaus vor, namentlich der Hofdame Klotilde gegenüber, die freilich, wie Meisters Amazone, hoch über ihm in den Wolken schwebt. „Ihre griechische Nase unter der fast männlich breiten Stirn, ihre stillen aber hellen Augen, die außer sich nichts suchen, diese harmonisch denkende Seele erheben sie über die Rechte der Liebe. Wenn diese majestätische Gestalt auch lieben wollte: wer hätte den Muth, ihr seine darauf

zu bieten?" — Aber es kommt ein Moment der Rührung: „er sah nicht das denkende Auge, den kalten Mund, die ruhige Gestalt, die so viel verbot und so wenig begehrte: sondern er sah zum ersten Mal ihren Mund von einem süßen harmonischen Schmerz umzogen... O diese Gute verbarg ja ihre schönsten Gefühle am meisten! Die erste Thräne in einem geliebten Auge ist zu stark für ein zu weiches Herz... Victor kniete, überwältigt von Hochachtung und Wonne, vor der edlen Seele nieder... Engel des Himmels!"... Und so mehrmals. Victor wird auch in der Ehe die Stellung nicht leicht verlassen.

Die Frauenportraits sind malerisch gut ausgeführt; so die Fürstin: „Sie hatte zwar jenes regulirte Statuen- und Madonnengesicht, das ebenso oft hohle als volle Weiberköpfe zudeckt; ihre Rolle verbarg zwar jede Welle und jeden Schimmer des Geistes unter der Eiskruste der Decenz: aber ein sanftes Kindesauge, das uns auf ihre Stimme begierig macht, eine Geduld, die sich lieber ihres Geschlechts als ihres Standes erinnert, eine müde Seele, ein unmerklicher Rand um die Augen ..." u. s. w. Der Reichthum der Galerie überrascht.

Der Roman zündete augenblicklich; zahllose Briefe von schönen Seelen, jetzt aus den höhern Ständen, liefen ein; jede femme incomprise glaubte ihren Propheten gefunden zu haben. Jacobi und Herder waren begeistert; Goethe und Schiller lasen den Hesperus (Juni 1795) wenigstens mit Interesse. „Das Interesse," schreibt ein Kritiker, „das Jean Paul erregt, gilt nicht sowohl seinen Personen und deren Geschichte, als ihm selbst und seinem Geist."

Während Jean Paul noch immer auf sein Lebenswerk, den „Titan", sann, arbeitete er vorher rasch einen andern Versuch aus: „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs", Oct. 1795 bis März 1796. Er hat sich diesmal dem Hof fern gehalten und bleibt im bürgerlichen Leben, das in den bestimmtesten Umrissen gezeichnet ist. Die freie Seele tritt in einer neuen Form auf: die Auflehnung eines genialen Bewußtseins gegen Sitte, Herkommen und bürgerliche Ordnung. Mit der Sitte wird freilich auch die Pflicht in Frage gestellt: die freie Seele heirathet ein gutes, unschuldiges Philistermädchen, das ihrem Fluge nicht folgen kann, und sich an den genialen Cynismen ärgert. Um beide frei zu machen, läßt sich Siebenkäs scheinbar begraben; ihm wird nun seine Amazone, Lenetten ein würdiger Seelsorger. Mit frevelhafterem Leichtsinn ist wohl nie mit dem Begriff der Ehe gespielt: es wird auch nicht einmal der Versuch gemacht, das unangemessene Verhältniß mit männlichem Ernst ins Rechte zu lenken. Siebenkäs hat mit einem Freunde, der äußerlich

sein Doppelgänger ist, den Namen getauscht: das Grauen vor dem getrennten Ich und die weitere Entwickelung dieses Doppelwesens bringt Jean Paul in einem spätern Roman zur Anschauung.

Das ist die Umgebung, aus welcher das Verhältniß der „Lehrjahre Wilhelm Meisters" zu den allgemeinen poetischen und sittlichen Zuständen sich erklärt. Als Goethe 1778 den Roman begann, war er mit dem Liebhabertheater, dem Hamlet und den Seelen seiner Weltdamen (z. B. der Gräfin Werthern) beschäftigt: die Darstellung theatralischer Zustände war, nach einem Schreiben an Merck, ein Hauptpunkt. Langsam schritt das Werk vorwärts, nach einigen Jahren ruhte es ganz. Erst 1791, als er die Direction des Theaters erhielt, nahm er es wieder vor: die alte Bildung war ihm durch Italien entfremdet, er arbeitete es von einem neuen, pädagogischen Standpunkt ganz um. Oct. 1794 begann der Druck, Juni 1796 erschien der letzte Band.

Schon bei den ersten Lieferungen schrieb Herder an die Gräfin Baudissin: „Vor vielen Jahren las uns Goethe daraus Stücke vor, die uns gefielen, ob wir gleich auch damals die schlechte Gesellschaft bedauerten, in der Wilhelm so lange, lange aushielt. Ich weiß, was ich auch damals dabei gelitten habe. Indeß war der Roman anders: man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessirte sich für ihn allmälig und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte. Jetzt sehen wir ihn gleich da, wo wir ihn nicht sehen mögen.... Für Goethe ist Wahrheit der Scenen alles, ohne daß er sich um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weist, ängstlich kümmert. Er hat sich ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierin so verschieden denken. Ich kann es weder in der Kunst, noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, moralische Existenz aufgeopfert werde. Die Mariannen und Philinen, diese ganze Wirthschaft ist mir verhaßt.... Vielleicht an keinem Ort Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen über die Grazie unserer Seele, so weit weg als hier, und es erklingen sehr falsche Dissonanzen."

Garve, der die erste bedeutende Recension über den Werther geschrieben, erklärte nun, Goethe bleibe ein Sonderling: der Meister sei kein Kunstwerk, aber er enthalte viel Schönes. — Jacobi's Kreis war sehr ungehalten: „Dem Freunde selbst, sowie seiner vornehmen Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niederen Kreises, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszusetzen. Um so weniger konnte der Autor" (man lud ihn dringend ein) „Lust empfinden, solche Lectionen persönlich einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende, liebenswürdige Pedanterie und den Thee-

tisch geklemmt zu sehn." Resolut schreibt Schiller, März 1795: „Ein Individuum wie Jacobi muß ebenso nothwendig durch die schonungslose Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen, und das, was sein soll, höher halten, als das, was ist. Sobald einer merken läßt, daß ihm in poetischen Dingen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf."

Noch voll von dem Eindruck des Schlusses schreibt Schiller 2. Juli 1796 an Goethe: „Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Products erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höhern Sinn des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist. — Leben Sie wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie Sich nicht mehr, wenn es so Wenige giebt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierig-

keit, an die Größe der Kunst, und bei denen, die dem Künstler zu folgen im Stande sein könnten, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehn, so feindlich und vernichtend, bringt ihr dürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen."

Schiller's angeborne poetische Natur, die schon lange gegen seine philosophischen Beschäftigungen reagirte, war durch die Anschauung des schönen Werks zu freudigem Leben erweckt worden; was er giebt, ist nicht Kritik, aber mehr als Kritik: in einem großen Gemüth erlebt sich der Roman zum zweiten Mal. Diese neidlose, seelenvolle, überquellende Hingebung an ein fremdes Kunstwerk wird sich schwerlich bei einem andern Dichter finden. Goethe theilt ihm die einzelnen Bogen mit, bevor sie in den Druck geschickt werden, und läßt ihn errathen, was nun kommen soll. Darin ist Schiller nicht glücklich, aber seine Verbesserungen sind von Wichtigkeit: man erstaunt, wie leicht es Goethe in den Einzelheiten nahm. Aber am bedeutendsten ist doch, was Schiller über den Eindruck sagt. Zwei Jahre darauf stellte Fr. Schlegel in einer ausführlichen Kritik, die leider nicht vollendet wurde, künstlerisch wiederum einen Leser dar, der das Einzelne auf sich wirken läßt. Indem wir die Bemerkungen beider Männer mit Aeußerungen Hardenberg's, der gleichfalls aus dem Roman ein Lebensstudium machte, combiniren, ergiebt sich der ideale Eindruck des Kunstwerks auf die damalige Generation.

„Ich kann das Gefühl," schreibt Schiller 7. Jan. 1795, „das mich im zunehmenden Grade, je weiter ich komme, durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine innige und süße Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken. Ich erkläre mir das von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten."

„So sonderbar es scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Stils ist, welche uns an ein Buch fesselt. W. Meister ist ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt." (Hardenberg.) — „Das Verdienst des Stils ist von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der sich aus der immer fortschreitenden Erforschung und Ausbildung der Sprache ein eig-

nes Geschäft gemacht hat, die ganze Größe desselben zu würdigen im Stande ist.“ (Fr. Schlegel 1808.)

„Die Umrisse,“ so charakterisirt Fr. Schlegel 1798 den ersten Eindruck, „sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder Strich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben... Die beweglichen Gemälde haften, wie von selbst, in dem Gemüth, welches eben zum ruhigen Genuß heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unseres Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitere Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sei. Er glaubt, er müsse sie schon gesehen haben, weil sie aussehen wie Menschen, und nicht wie Hans oder Kunz. Die Art der Darstellung ist es, wodurch auch das Beschränkteste zugleich ein ganz eigenes, selbstständiges Wesen für sich und dennoch nur eine andere Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen sich gleich bleibenden menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu sein scheint. Das ist eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so sein, und doch weit mehr als man fordern darf.“ — Die Figuren sind, mit andern Worten, typisch und doch individuell. Ihr Licht empfangen sie durch die klare leuchtende Sinnlichkeit, die mit den bescheidensten Zügen ein so bestimmtes Verständniß eröffnet, daß man glaubt, der Dichter habe ausführlich beschrieben, da er doch nur der Einbildungskraft die Richtung giebt.

Nun der Held. „Ich kann nicht genug sagen,“ schreibt Schiller 5. Juli 1796, „wie glücklich er gewählt ist. Kein anderer hätte sich so gut zu einem Träger der Begebenheiten geschickt. Sein Hang zum Reflectiren hält den Leser im raschesten Lauf der Handlung still, und nöthigt ihn immer, vor- und rückwärts zu sehen und über alles was sich ereignet zu denken. Er sammelt den Sinn von allem, was um ihn vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff, und indem er dadurch seinen eigenen Charakter erfüllt, erfüllt er zugleich den Zweck des Ganzen. Eine gewisse Welt ist ihm ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während er beschäftigt ist, sich dieselbe zu assimiliren, führt er auch uns in das Innere derselben und zeigt, was darin Reales für den Menschen enthalten sei. In ihm wohnt ein reines

und moralisches Bild der Menschheit, an diesem prüft er jede äußere Erscheinung derselben, und indem von der einen Seite die Erfahrung seine schwankenden Ideen mehr bestimmen hilft, rectificirt eben diese Idee, diese innere Empfindung die Erfahrung. Sein Gemüth ist zwar ein treuer, aber doch kein blos passiver Spiegel der Welt, und obgleich seine Phantasie auf sein Sehen Einfluß hat, so ist's doch nur idealisch, nicht phantastisch; poetisch, aber nicht schwärmerisch; es liegt keine Willkür der spielenden Einbildungskraft, sondern eine schöne moralische Freiheit zu Grunde." — Er urtheilt zu bescheiden über sich selbst: „sein Werth liegt in seinem Gemüth, nicht in seinen Wirkungen; in seinem Streben, nicht in seinem Handeln: daher muß ihm sein Leben, sobald er einem andern davon Rechenschaft geben will, gehaltleer vorkommen." Freilich ist diese Bescheidenheit bedenklich für seine Stellung zum Adel. „Ich gestehe, daß es mir etwas peinlich ist, ihn mit dieser Classe so eng verbunden zu sehen. Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen sich selbst und seinen Stand scheint er nicht ganz qualificirt zu sein, in diesem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können. Wird er den Bürger je vergessen können? und muß er das nicht, wenn sich sein Schicksal schön entwickeln soll? — Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergessen; er hat mir zu viel darüber reflectirt; er wird, was er einmal so bestimmt außer sich sah, nie vollkommen in sich hineinbringen können."

Stärker, wenn auch nur in ironischen Wendungen, spricht sich Fr. Schlegel aus. „Schon im Anfang gewinnt Wilhelm das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine grenzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bild entfalten werden." Dann folgt eine Zeit lehrreicher Erfahrungen. „Freilich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen nach wie vor in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren... Nachdem sein unendlicher Bildungstrieb zuerst blos in seinem eigenen Innern gewebt und gelebt hatte, und sich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne sein; daß das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Repräsentation eines nicht sehr gebildeten Adels sein. — Am

Schluß sehen wir klar, daß der Roman nicht blos, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelm selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannigfachen Beispielen dargestellt und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt, aber man hat ihn fast mehr als billig oder höflich ist, zum Besten. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen; er leistet völlig Verzicht darauf, einen eigenen Willen zu haben, und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet."

Niemand hat sich über den Charakter seines Helden weniger getäuscht als der Dichter selbst. Jede der beschränkten Personen im Roman, ohne Ausnahme, durchschaut ihn, während er selbst keinen recht versteht. „Mit Bewunderung," sagt ihm einmal Aurelie, „bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie die Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, von Außen kommt nichts in Sie herein; ich habe nicht leicht Jemand gesehn, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt, wie Sie. Wenn man Sie Ihren Shakespeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rath der Götter, und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehn, seh' ich in Ihnen das erstgeborne Kind der Schöpfung, das Löwen und Affen treuherzig als Seinesgleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen." „Die Ahnung meines schülerhaften Wesens," erwidert Meister, „ist mir öfters lästig. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, und da ist es natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehn."

Ein andermal spricht Goethe in eigner Person: es ist der bedeutende Moment, wo Wilhelm durch den Tod seines Vaters genöthigt wird, einen Lebensberuf zu wählen. „Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf

vorbereitet ist. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustand noch nicht ausgebildet sei. — Wilhelm sah sich in einem Augenblick frei, in welchem er mit sich selbst noch nicht einig werden konnte. Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter, und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung Anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigne Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte sagen, an einer Sentenz hängen, und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handelsweise, indem er oft fremden Lichtern und Leitsternen folgte. Niemand war ihm gefährlicher als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur einmal und zwar in dem bestimmtesten Fall gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet. So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, ihn über das, was er zu thun hatte, noch mehr zu verwirren."

Diese Unsicherheit des Helden beschränkt sich aber nicht auf Fragen der Zweckmäßigkeit, sie dehnt sich auch auf sein moralisches Urtheil aus; vor jedem anscheinend höher Gebildeten schämt er sich seines ursprünglichen Gefühls, das ihn oft richtiger leitete als die nachträgliche Reflexion. Diese Schüchternheit des Gewissens unterscheidet ihn unvortheilhaft vom Helden des Hesperus, an den er im Uebrigen stark erinnert, wie auch Nathalie, äußerlich und innerlich, mit Klotilde zu vergleichen ist; Victor's lyrische Unbefangenheit hilft den Mangel an Bildung und Charakter verdecken. Mit künstlerischer Weisheit ist die Analyse des Hamlet in den Roman verwebt; nicht blos als Beispiel einer productiven Kritik, sondern weil in dem seltsamen Charakter des britischen Dichters in seiner tragischen Wirkung vorausgenommen war, was Bedenkliches in der damaligen deutschen Jugendbildung lag: die Befreiung des

Gemüths durch Allseitigkeit der Reflexion, die den Willen bestimmungslos läßt.

„Die Anfänge des W. Meister,“ erzählt Goethe in den Annalen, „entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschen Weg zu falschem Zweck getrieben, ohne daß er weiß, wie's zugeht. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen.“ — „Die sogenannten falschen Tendenzen,“ setzt Hardenberg hinzu, „sind die besten Mittel, vielseitige Bildung zu bekommen.“

„Muß ich nicht das Schicksal verehren,“ sagt Wilhelm einmal, „das mich ohne mein Zuthun an das Ziel aller meiner Wünsche führt? Geschieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgesetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu sein, als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gewaltig aufdrängen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück.“

Es war doch nicht ganz Goethe's Meinung. Der „Fremde“, der, als der Roman vollendet wurde, der Ansicht des Dichters näher stand als Wilhelm, äußert sich bei einer ähnlichen Bemerkung ziemlich lebhaft: „Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne ausgesprochen, der sich in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt. — Es ist hier nicht die Rede von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu leiten und zu nützen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Wir bilden uns ein, fromm

zu sein, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultat eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben."

Dieses Schwanken in den Ueberzeugungen läßt sich nur historisch erklären. Indem Fr. Schlegel (1808) die Vorzüge des Meister vor den früheren Werken des Dichters hervorhebt, setzt er hinzu: „Werther erhebt sich nur in einigen einzelnen Stellen sehr bestimmt über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, in dessen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch befangen ist; dagegen wir im Meister die ganze Verworrenheit desselben mit allem, was ihm von alter Vernachlässigung geblieben und zufällig geworden war, und was es schon an kaum noch sichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines neuen enthält, so objectiv ergriffen sehn, daß man schwerlich eine reichere und wahrhaftere Darstellung dieser Zeit begehren kann."

Dieser Unterschied der beiden Romane begreift sich leicht. Als Goethe den Werther schrieb, war er Werther; er hörte erst auf es zu sein, als der Roman in die Oeffentlichkeit gegangen war. Als Goethe den Meister begann, war er ebenfalls Meister, voll Sehnsucht nach Bildung und adliger Sitte. Als er ihn 20 J. darauf wieder vornahm, war die Zeit über diese alten Bildungsformen hinweggegangen: sie lag von seiner gegenwärtigen Weltansicht durch eine tiefe Kluft getrennt, und er konnte nur mit jenem wohlwollenden Spott auf sie herabsehn, wie man ein theures aber völlig überwundenes Streben sich in die Erinnerung ruft. Lothario, der Oheim waren ihm jetzt viel geläufigere Naturen. Die gute Gesellschaft, die ihm 1778 noch als Ideal vorschwebte, hatte er längst in ihrer Hohlheit kennen gelernt, und nur schelmisch konnte er noch den Jubelausruf Wilhelms, als ihm vergönnt ist, sich in dienstbarer Stellung den Auserwählten zu nahen, wiederholen: „Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt! die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehn, auch nicht einmal als Gäste darin zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkt werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens. Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war." — Als er aber den Meister begann, hätte er, mutatis mutandis, den Brief Wilhelm's an Werner gern unterschrieben: „Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will.

Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmsten umgeht, zur Pflicht wird, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, indem dieser Anstand, da ihm weder Thür noch Thor verschlossen ist, zu einem freien Anstand wird, da er mit seiner Figur, mit seiner Person, es sei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, so hat er Ursache, etwas auf sie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf sie hält. — Nun denke Dir einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anspruch zu machen gedächte: durchaus muß es ihm mißlingen. — Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist . . . Jener soll thun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß. — An diesem Unterschied ist die Verfassung der Gesellschaft selbst schuld. — Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Natur versagt, eine unwiderstehliche Neigung; mein Trieb wird täglich unüberwindlicher, eine öffentliche Person zu sein und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. — Du siehst wohl, daß das alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist. — Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz, als in den oberen Classen."

Was bei dem ersten Versuch dieser Art herauskommt, spricht Fr. Schlegel (1798) hart aber richtig aus: „Der Gegensatz zwischen Hoffnung und Erfolg, zwischen Einbildung und Wirklichkeit spielt hier eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt. Man möchte es eine komische Welt nennen, da die Adligen und die Komödianten zwei Corps bilden, die auf das drolligste gegen einander manövriren, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf; die Adligen haben nur den Vorzug, daß sie gründlicher gemein sind."

Ueber die gründliche Gemeinheit dieser ersten Schicht des Adels ist in der That nicht nöthig, ein Wort zu verliren. Wie sieht es aber mit der zweiten aus, die sich um Lothario sammelt? — Kaum angekommen, versichert Wilhelm, jetzt endlich habe er reine und volle Bildung gefunden; man sollte es wohl glauben, denn gezeigt wird nichts. Während die Vagabunden und Narren in hellen, satten Farben hervortreten, stehn jetzt nur blasse Bilder vor uns. Der Oheim und die schöne Seele bleiben ganz im Hintergrund, der Abbé ist ein geschäftiger Müßiggänger, Lydia gehört wohl zu der alten Gesellschaft, Jarno und Therese sind sehr kühl, die Amazone ist eine edle Philanthropin, daß sie

aber der bestimmten Liebe unfähig ist, soll doch kaum als reifste weibliche Bildung gelten. Lothario, von dem man nur erfährt, daß er viele Liebesabenteuer gehabt, heirathet eine gebildete Oekonomin, die ihm bei seinen landwirthschaftlichen Verbesserungen an die Hand gehn soll, Wilhelm wird an Natalie gegeben, er weiß selbst nicht recht wie; Jarno nimmt Lydie, man weiß nicht warum; ja die auserwählte Gesellschaft hat so wenig Gefühl ihrer äußeren und inneren Würde, daß Bruder Friedrich ungehindert — obgleich nicht unbeobachtet — mit einer Dirne durchgehn darf. Beinahe sollte man den Ausgang für einen Spott gegen die Ehe halten. Auch in diesem Kreise geht alles darauf aus, das Leben mit einer spielenden Beschäftigung auszufüllen. Das Lebensblut pulsirt träge; Eigenheiten, Grillen, Neigungen findet man in Menge, auch Wohlwollen und Humanität: daß aber ein Mensch einmal einem gewaltigen Drang hingegeben, aus sich herausginge, davon ist keine Spur: Rücksicht, Erwägung, Entsagen blaßt den Gedanken ab, ehe er noch ans Licht tritt. Viel echte Weisheitssprüche fallen bei der Gelegenheit ab, aber soll das Ganze ein Bild der Weisheit sein?

Die Anfechtungen gegen die Sittlichkeit des Romans, weil Philinen, Mariannen u. s. w. vorkommen, sind als unberechtigt abzuweisen. Aber eine unbefangene Wiedergabe von Erscheinungen ist der Roman keineswegs; er hat an vielen Hauptstellen einen lehrhaften Charakter und der Dichter ist nicht sparsam mit sehr positiven Zeichen des Beifalls und der Mißbilligung. Hier scheint es nun in der That, daß diese Zeichen nicht immer den entscheidenden Punkt treffen.

Die Zustände, die uns vorgeführt werden, sind unsittlich in hohem Grade: sie sind unfertig, schwankend, zerfahren, von einem unklaren Streben durchdrungen. Man erkennt es am deutlichsten, wenn man „Hermann und Dorothea“ oder „Tell“ damit vergleicht: hier sind die sittlichen, d. h. die auf der Sitte beruhenden Zustände in fester Ordnung, wie sich auch der Einzelne dazu verhalten möge. — Die positiven Momente des sittlichen Lebens, Familie, Stand, Staat, Vaterland, Religion fehlen ganz. Das Familienleben des Adels ist schon charakterisirt, aber mit dem Bürgerthum steht es nicht besser. Wilhelm ist nach dem Tode seines Vaters Haupt der Familie; daß er damit Pflichten übernimmt, fällt ihm nicht ein, und dem Dichter scheint es auch nicht einzufallen. Das Bürgerthum ist völlig verkümmert; das armselige Zerrbild, das es repräsentiren soll, dient nur dem strebsamen Dilettanten zur Folie. Die Arbeit, die sich einem bestimmten Zweck hingiebt, und diesem Zweck alle Kräfte opfert, erscheint als Widerspruch gegen die Freiheit und Allseitigkeit des Bildungstriebs; nur die Classe der Genießenden, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändet, hat Theil an der Poesie des Lebens. Der Stand, welcher die Grundlage der Gesellschaft bilden sollte, hat

allen Glauben an sich verloren, und in den allerbesten Kreisen ist schöner Egoismus das höchste Princip. Die geheime Gesellschaft endet mit dem Vorsatz, Güter in Rußland und Amerika anzukaufen, weil durch die Revolution die Güterpreise in Deutschland bedroht werden; von Pflichten gegen den Staat oder das Vaterland hat sie nicht die entfernteste Ahnung. Eine Gesellschaft dilettantischer Lebensvirtuosen ist das einzige Band, das der allgemeinen Anarchie zu widerstehn scheint. Religion ferner, als tiefste Quelle der sittlichen Bestimmungen, existirt nicht; daß es überhaupt noch eine Kirche giebt, würde man gar nicht erfahren, wenn nicht in zwei Episoden (Herrnhuterei und italienischer Katholicismus) pathologische Erscheinungen des Christenthums dargestellt wären. Und so scheint Deutschland jedes höheren Interesses, das andere Nationen erhebt, bar zu sein. Befangenheit in unbedeutenden Vorurtheilen, Bestimmungslosigkeit in allen ernsten Dingen, das ist der Charakter der im Roman mit dem bestimmten Anspruch auf eine gewisse Gemeingiltigkeit geschilderten historischen Zustände. Denn das darf nicht übersehen werden: es handelt sich nicht um einen individuellen Fall, wie im Werther oder den Wahlverwandtschaften.

Zuerst fragt sich, ob die Schilderung historisch richtig sei. — Man muß sich die Periode von 1760 bis 1780 denken, angesehen mit den Augen der sehr veränderten Generation von 1790. — Die Schilderung ist richtig, aber unvollständig: Goethe kannte wie Jean Paul nur die kleindeutschen Zustände, die allerdings außer dem Klopstock'schen Bardenthum, von keinem Vaterland wußten; den preußischen und östreichischen Kriegsadel, der ein schlechtes Deutsch sprach und in den gröbsten Vorurtheilen befangen war, aber eine Fahne und ein theuer erkämpftes Vaterland hatte, kannte er nicht; den Kaufmannsstand der Reichsstädte hatte er vergessen (was würde sein Großvater Textor zu Werner gesagt haben!), von der Kirche beschränkten sich seine Erfahrungen auf Mittheilungen Lavater's, der Klettenberg, Jacobi's und Herder's, die doch eigentlich nur Philosophen waren. — Ihm selber endlich, wenn er auf das Höhere hinausdeuten will, schwebt nichts Bestimmtes vor, und so hat sein schönes und anscheinend reiches Gemälde doch nur ein subjectives, zufälliges Licht, das den Gegenstand nicht rein wiedergiebt. Wo keine sittliche Bestimmtheit da ist, fehlt auch das Schicksal: anmuthige Bewegung, ein reizendes Spiel des Zufalls, eine anmuthige Verknüpfung des Wesentlichen und Zufälligen muß das ernstere Interesse vertreten.

„Das Merkwürdigste am Totaleindruck," schreibt Schiller, „scheint mir zu sein, daß Ernst und Schmerz durchaus wie ein Schattenspiel versinken und der leichte Humor vollkommen Meister wird. Zum Theil ist mir dies aus der leisen und leichten Behandlung erklärlich. . . . Die schmerzhaftesten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren sich schnell wieder, so stark sie auch

gefühlt werden. So viel ist gewiß, daß der Ernst im Roman nur Spiel und das Spiel der wahre und eigentliche Ernst ist." Darum rechtfertigt er auch, daß zum Schluß der liederliche Friedrich erscheint, „wie einer, der uns aus einem bänglichen Traum durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber sein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geist, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetischen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Diese Tiefe bei einer ruhigen Fläche ist ein vorzüglicher Charakterzug des Romans." — Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's findet Hardenberg „in seinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigen Begebenheiten. Er scheint keine andere Absicht dabei zu haben, als die Einbildungskraft auf eine poetische Weise mit einem mysteriösen Spiel zu beschäftigen. Auch hier ist der sonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunstgriff abgemerkt." — „Alle Zufälle unseres Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans."

Fr. Schlegel endlich: „Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman ebenso oft, als er sie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organischen Zusammenhang des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelm so anziehend macht, fühlt gleichsam die Persönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geist des Werkes, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtschaften und geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Man lasse sich dadurch, daß der Dichter Personen und Begebenheiten so leicht und launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der vollste Ernst. — Wohl mögen sich die Leser beim Schluß des Romans getäuscht fühlen, da aus all' diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt als bescheidene Liebenswürdigkeit, da hinter all' diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die klarste Lebenspoesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkür eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Der Mittelpunkt dieser Willkürlichkeit ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelm und sich selbst zum Besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist der Zufall selbst ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere

im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Freiheiten der Poesie im Großen bedienen?"

Die Gesellschaft des Thurms hat eingestandenermaßen keinen andern Zweck, als der individuellen Natur nachzuhelfen, die Hindernisse wegzuräumen, die sich ihrer freien Entwickelung entgegenstellen. Aber auch dieser Zweck wird ironisch behandelt; Goethe war nicht mehr der eifrige Maçon von 1780. Schiller sucht den Grund für diese Seltsamkeit: der Roman braucht eine Maschinerie, und es kam darauf an, das Drückende und Schwere derselben zu vermeiden. „Daß Sie deshalb die Motive aus einer Grille hergenommen haben, ist eine von den Ihnen eigensten Schönheiten. Der Begriff einer Maschinerie wird dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung bleibt. Ich hätte aber doch gewünscht, daß Sie das Bedeutende dieser Maschinerie ein wenig näher gelegt hätten... Wenn ich überhaupt am Ganzen noch etwas auszustellen hätte, so wäre es dies: daß bei dem großen und tiefen Ernst, der in allem Einzelnen herrscht, und durch den es so mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu spielen scheint. Mir däucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben, als sich mit dem poetischen Ernst verträgt, daß Sie über dem gerechten Abscheu vor allem Schwerfälligen, Methodischen und Steifen sich dem andern Extrem genähert haben. Es ist von Bedeutung, daß Sie die Summe des Lebensgehalts ziehn und darin völlig begriffen werden." „Der Fehler," erwidert Goethe, „den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werd' ich immer gern incognito reisen, und in der Unterredung mit Fremden den unbedeutendsten Gegenstand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehn, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine eigene Erscheinung stellen."

Schiller machte verschiedene Vorschläge der Ergänzung, z. B. daß Wilhelm noch die Schule der Philosophie durchmachen solle (— es fehlte ihm nur zu sehr die ganz gewöhnliche Schule! —). Goethe, dem diese Art der Idealisirung zuletzt unbequem geworden zu sein scheint, forderte den Freund auf, was noch fehle selbst mit einigen kühnen Strichen hinzuzufügen; Schiller lehnte glücklicherweise ab. Wie hätte er auch aussprechen sollen, was der Lehrling endlich entdeckt, als er den Schleier vom Bild der Göttin abhebt? Sein Rosenblüthchen, wie Novalis, konnte er ihn ja nicht finden lassen. — „Es bleibt," sagt Goethe selbst in den Annalen, „eine der incalculabelsten Productionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um sie zu beurtheilen, fehlt mir beinahe selbst der Maßstab." —

Es heben sich im Roman sehr merklich drei verschiedene Elemente gegen einander ab. Einmal die bunte Erscheinungswelt, in den hellsten Farben ausgeführt. Dann die Bildung, theils durch eine Fülle tief durchdachter Maximen, theils durch einige harmonische Naturen vertreten, die sich aber nur flüchtig zeigen. Endlich das Romantische. Dahin gehören Mignon und der Harfenspieler. Der dämonische Eindruck geht zunächst aus den Liedern hervor, die uns in die Tiefen ihres Gemüths einführen: Stimmen aus einer höheren Welt, in denen nicht blos das Wort, sondern der Gedanke zur Melodie wird. Wir stehen vor einer ahnungsvollen Zauberwelt, die um so mehr anlockt, je dunkler es in ihr aussieht. Dahin gehören ferner die seltsamen Verknüpfungen; geheime Fäden, die jene bunte Bilderwelt ahnungsvoll durchziehen; Fäden, die mehr von Außen zu kommen, als aus dem Innern des Lebens hervorzuwachsen scheinen. Es ist wie im Hesperus, nur daß alle groben Mittel verschmäht sind. Das Maskenspiel ist oft so durchsichtig, daß z. B. „der Fremde" Namen und Zweck seines Aufenthalts Wilhelm wirklich mittheilt, während ihn der Dichter verschweigt. Es ist in diesem Physiognomienwechsel eine höchst anmuthige Bewegung; aber die Lösung will nicht befriedigen. — Wie verhalten sich diese drei Elemente zu einander? Ist die bunte Erscheinungswelt und die Romantik nur eine Vorstufe zur Höhe der Bildung, die zu überwinden ist? Oder machen alle diese, zusammen und in gewissem Sinn gleichberechtigt, das Leben aus?

Je mehr man nachdachte, desto zweifelhafter wurde man über die Berechtigung dieses Spiels. Nach der Lecture von „Hermann und Dorothea" nahm Schiller den Roman wieder vor. „Die Form des Meister," schreibt er 20. Oct. 1797 an Goethe, „wie überhaupt jede Romanform, ist schlechterdings nicht poetisch; sie liegt ganz im Gebiet des Verstandes, steht unter all seinen Forderungen und participirt auch an all seinen Grenzen. Weil es aber ein echt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. Ich möchte sagen, es fehlt dem Meister an einer gewissen poetischen Kühnheit, weil er als Roman es dem Verstand immer recht machen will, und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit, wofür er doch die Forderung rege macht, weil er aus einem poetischen Geist geflossen ist. — Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister: ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf diese Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu sehn glaubt, und, weil sich sonst alles so schön vor dem Verstand entwirrt, auf solche

Räthsel zu gerathen. Kurz mir däucht, Sie hätten sich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geist des Buchs Sie nicht befugte."

Noch schärfer wurde die Opposition bei einem andern Idealisten. Hardenberg, der ursprünglich ganz in dem Wilhelm Meister aufging, und alle Weisheit des Lebens wie der Kunst daraus zu schöpfen trachtete, wurde plötzlich umgestimmt. „So viel ich daraus gelernt habe," schreibt er 23. Febr. 1800 an Tieck, „und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können." — Er hatte eine Kritik vor, von der noch einige Brouillons vorhanden sind. — „Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. Es ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, so poetisch auch die Darstellung ist. Die Musen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre übrig bleibende."

Fr. Schlegel, der von seinem Standpunkt aus das Treffende dieser Bemerkungen nicht ganz ableugnen mochte, fand doch 1808 eine andere Formel: „es ist ein Roman gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindsamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigstens zu dem Begriff davon zurückführen soll." Er ging die Geschichte des Romans durch, der „ursprünglich aus der Auflösung der Poesie entstand", dann (bei Cervantes) „auf den Zwiespalt einer unpoetisch gewordenen Wirklichkeit mit der altritterlichen Phantasie einging." „In dem neuern Roman ist es nicht blos dieser Gegensatz, der mit in die Poesie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darstellung selbst in Poesie verwandelt werden soll; sondern es ist die ganze verwickelte moderne Verstandeswelt, mit all ihren kleinlichen Einzelheiten, wie sie aus den vielfach die Phantasie erdrückenden oder doch störenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter seinen poetischen Sinn bewähren, und an so widerstrebendem Stoff siegreich durchführen, oder

ihn in andern, an sich ganz prosaisch gestimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln soll. — Bildung ist der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einem Mittelpunkt zusammengeht. Dieser Begriff aber ist gerade so, wie er sich hier vor uns entfaltet, ein sehr vielsinniger, vieldeutiger und mißverständlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weisen ihr äußeres Leben ganz aufopferten, ging unerbittlich auf das Ewige ... Es giebt aber noch eine andere, mehr äußerliche und gesellige Bildung. Was sehen wir überhaupt in dem Menschenleben vor uns? Die meisten werden durch allerlei Neigungen und Meinungen durcheinander getrieben, ohne daß sich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feststehende Grundsätze und Gesetze halten die verworrene Masse glücklicherweise noch in einer leidlichen Ordnung ... Das Streben junger Gemüther nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte sein möchte, ist meist mehr eine vorläufige Anstalt zum Leben, als selbst Leben. Ein Mann hingegen, der mit stärkerer Kraft gefährlichere Versuche mit seinem Innern anstellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der statt sich eine zweckmäßige Bewegung zu verschaffen, an seiner eigenen Gesundheit experimentirt, und sich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit zuzieht. — In diesem weniger würdigen Sinn ist der Begriff der Bildung offenbar an einigen komischen Stellen des Meister genommen, und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer blos mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eigenen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß dargestellt. Daß wahre und falsche Bildung in dem Buch oft so nah an einander grenzen, so ganz in einander verfließen, ist die eigentlichste Beschaffenheit der Art von feiner Gesellschaft, die hier dargestellt werden soll. Die falsche Vielseitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerlei ist vielleicht, wenigstens für Deutschland, das einzige Allgemeine dieser gesellschaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkürliches hat und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel gesehn, der sich durch eine gegenseitige, stillschweigende Verabredung und gleichsam harmonische Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er sei einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andere vielleicht noch sogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Gesellschaft erst zur guten macht! — Der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dies Werk machen können, ist, daß es seinen eigenen Hauptbegriff nicht ganz vollständig ausspricht und entfaltet."

Zum Theil lag die große Wirkung des Romans in seinem Zusammenhang mit den gleichzeitigen Bewegungen des classischen Ideals und der kritischen Philosophie. Das höchste Lebensprincip, in dem sie alle ihre Befriedigung suchten, war die harmonische Ausbildung einer schönen Seele, die sich selbst genügt. Die Eingliederung des Einzelnen in ein organisches Ganze, die Uebereinstimmung mit den Sitten und Gesetzen seiner Nächsten wurden nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachtet, und wenn das Mittel dem Zweck widersprach, so wurde es wohl als unnütz und schädlich beiseite geworfen. Zur Uebereinstimmung mit sich selbst war Freiheit von den dunkeln Trieben der Natur, Freiheit von den willkürlichen Voraussetzungen der Gesellschaft nothwendig. Da beides nur der Gebildete erreicht, so war das Streben nach Bildung das höchste Lebensmotiv. Der unsichtbare Orden der Gebildeten sah wie der Adel des Mittelalters in den Gebildeten aller Nationen seine Glaubensbrüder, während er mit den ungebildeten Schichten des eignen Volks in keinem Zusammenhang stand. Die Freiheit und Uebereinstimmung mit sich selbst hört auf, sobald man sein Leben an einen äußern Zweck verpfändet. Da nun die gegenstandlose Freiheit in sich selbst verkümmert, so kam es darauf an, eine Sphäre zu finden, in welcher der Geist bei sich selbst bleibt und doch schafft: diese Sphäre fand man in der Kunst, und als das Evangelium dieses neuen Glaubens hatte Fr. Schlegel nicht Unrecht, den Meister als ebenbürtige Tendenz neben die französische Revolution und die Wissenschaftslehre zu stellen.

In diesem Zusammenhang versteht man den ungeheuren Einfluß, den Wilhelm Meister auf die moderne Poesie der Deutschen ausgeübt hat, der sie noch heute bestimmt. Uebersehen wir die bunte Reihe — Sternbald, Lucinde, Ofterdingen, Florentin, Titan, Wilibald's Ansichten des Lebens, Dolores, Ahnung und Gegenwart, der junge Tischlermeister, Epigonen, Außerhalb der Gesellschaft, Aus der Junkerwelt, Neues Leben, Wandlungen, Ritter vom Geist, Soll und Haben, Sansara, Problematische Naturen, — überall entdecken wir, sei es in Neigung oder Mißwollen, die bekannte Physiognomie des Goetheschen Romans. Er hat die ernsten Probleme des deutschen Denkens in die Philosophie eingeführt; er hat die Literatur mit dem Geist der guten und schlechten Gesellschaft in Berührung gesetzt; er hat das deutsche Auge geübt, die Poesie nicht blos da zu erblicken, wo sie in aller Würde und Pracht erhaben einherschreitet, sondern auch in der nächsten und gewöhnlichsten Umgebung ihre verborgenen Spuren und flüchtigen Umrisse gewahr zu werden. — Den letztern Umstand hob noch 1808 Fr. Schlegel als großes Verdienst hervor; 4 J. später („Geschichte der Literatur") beklagt er sich, daß Goethe „so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen versucht

und an moderne Gegenstände soviel Kunst verschwendet hat." „Sieht man, wie im Tasso der Künstler in seinem Gegensatz zur äußern Welt, im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht da mit den W. Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Stil im letztern allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Aber dort reißt uns die Poesie unwiderstehlich in ihre Zaubersphäre, während wir in seinen Prosa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziele gelangten großen Natur erblicken."

Auf einen Punkt, der ihm eigentlich am nächsten lag, hat Fr. Schlegel in seinen Kritiken nicht gedrückt: auf die veränderte Ansicht vom Beruf des Weibes. Darüber hatte sich Fr. Schlegel schon früh eine eigne Doctrin ausgedacht, die ihm Gedichte, wie Schiller's „Würde der Frauen" und „Ideale" völlig verleideten. Zuerst hatte er seine Reflexionen an die griechischen Studien geknüpft. In der Berl. Mon. Schr. Juli, August 1795 erschienen seine Abhandlungen „über weibliche Charaktere in griechischen Dichtern" und „über Diotima". Die letztere ging vom platonischen Gastmahl aus, und versuchte eine Ehrenrettung der Hetären, die den Gebildeten für die Beschränktheit der gewöhnlichen attischen Hausfrauen hätten entschädigen müssen. „Nach der Idee des Alterthums sollte der Adel der Menschennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, der Charakter der Gattung sollte die Oberhand haben über die abweichenden Eigenschaften der Geschlechter. Bei den Neuern ist es gerade umgekehrt: man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich genug schildern, und nimmt es auch so, als ob es so sein müßte. Auch auf die künstlerischen Darstellungen, welche idealisch sein sollen, äußert diese Ansicht ihren störenden Einfluß. Man nimmt in den Begriff der Weiblichkeit Merkmale auf, die nur aus der Erfahrung geschöpft sind, indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anschmiegen an den allein selbstständigen Mann, ohne allen eigenen Willen und innern Bestand als den eigentlichen Vorzug des Geschlechts betrachtet. Man versteht darunter nichts anders als die innere Charakterlosigkeit, welche das Gesetz ihrer Sitten von einem fremden Wesen empfängt, und an sich häßlich ist. — In Athen, wo das öffentliche Urtheil gleichweit von geistloser Steifheit und gesetzloser Gleichgiltigkeit entfernt, wo nur das Schlechte unanständig war, wo es keine eigentlichen Vorurtheile, welche bei Barbaren die Stelle des sittlichen Gefühls vertreten, gab: da durfte der Weiseste seines Zeitalters wohl mit einer leichtsinnigen Priesterin der Freude Gespräche wechseln ... Als die höchste Blüte der dorischen Tugend kann man den Augenblick ansehn, wo die Spartaner in reiner heiliger Begeisterung die Kleidung und niedrige Scham von sich warfen und nackend ihre Kampfspiele feierten. In diesem großen Augenblick, wo sie auf dem Altar

der Liebe dem Gesetz die letzte Schwäche der Natur zum Opfer brachten, entfaltete sich die Knospe ihres Staats zur vollen Blume." — Diese eigenthümliche Stellung des Weibes in Griechenland wird durch das Streben gerechtfertigt, die Weiblichkeit wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit zu reinigen. „Was wir Modernen unter Weiblichkeit verstehn, ist nichts weiter als vollendete Charakterlosigkeit. Die Griechen begingen den Fehler, daß ihre idealen, gebildeten, freien Weiber außerhalb der Sitte gestellt wurden; wir Modernen begehn den größern Fehler, die Idealität und alles, was damit zusammenhängt, vom Begriff des Weibes überhaupt zu trennen. Was haben wir vom poetischen Ideal, wie überhaupt, so auch in der Darstellung der Weiblichkeit aufzuweisen, als Theorien, die nicht fertig, und Versuche, die mißglückt sind? Die Griechen gaben nur den außerhalb der Sitte stehenden Hetären das Recht vollkommner Bildung, aber auch dies partielle Recht befähigte sie doch immer, in der Kunst weibliche Ideale darzustellen; wir dagegen haben dies Recht vollkommen erstickt. Vor allen Dingen muß, wer die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, sein Gemüth von falscher Scham reinigen, die das Thier verzärtelt, um den Menschen zu ersticken. Sie ist der eigentliche Prüfstein, um Bildung und Mißbildung zu unterscheiden, ein untrüglicher Adelsbrief der Barbarei, das Kind heuchelnder Furcht, die Gesellin eines verkehrten Verstandes und verworfener Sitten." — „Man hat den Weibern allen philosophischen Sinn abgesprochen, weil ihnen der systematische Geist fehlt, der doch nur ein Theil von jenem ist. Aber die Gabe, die tiefsten und zartesten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, ist doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unschätzbarem Werth; und wer mag sie den Weibern absprechen? Solange noch kein vollendetes System des Wahren in allumfassender Klarheit entfaltet und vollendet dasteht, bleibt das systematische Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig. Im richtigen und tiefen Seelengefühl übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet sind, bei weitem die meisten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter sein System ist, um desto weniger den Werth der lyrischen Philosopheme einer Diotima verkennen."

Das Neue liegt nur in der doctrinären Wendung, nicht in der Sache selbst. Goethe's Verhältniß zu Fr. v. Stein, seine weiblichen Charaktere von Iphigenie bis zu Leonore gingen bereits in derselben Richtung, und Wilhelm Meister gab eine ganze Scala superiörer Frauen. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele", frei nach den Papieren des Frl. v. Klettenberg, hatte Goethe Aug. 1795 in den Roman verwebt, wo sie zwischen den beiden Haupt-

theilen den Markstein bilden. „Sie überraschen," sagt Fr. Schlegel, „durch ihre unbefangene Einzelheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze, beispiellose Willkürlichkeit der Verflechtung. Genauer erwogen, sind es aber auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grund auch auf eine ganz dramatische Art mit sich, nur daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloß, wo alle Komödie mit sich selber spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihre Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Zwischenreden und Bemerkungen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maß der Innerlichkeit erreicht; das Innere hat sich nun gleichsam selbst ausgehöhlt. — Daß auch die Religion in diesen Bekenntnissen als angeborne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen."

Der Dichter stellt ohne weitern persönlichen Antheil, als den der Neugier eines Naturforschers bei einer außergewöhnlichen Erscheinung, die seltsamen Bewegungen dieser schönen Seele mit vollendeter dichterischer Objectivität dar. Die Art und Weise, wie ein weibliches Gemüth das unbekannte Glück des Glaubens künstlich in sich erzeugt, enthält nichts von jenen krankhaften Verzerrungen, in welche die Schwärmerei so leicht verfällt, wenn sie allen gegebenen Halt aufgiebt, weil hier die Bequemlichkeit des äußern vornehmen Lebens jede Noth und Sorge fern hielt. Es ist der alte Pietismus, durch eine feine Gährung von den widrigen Excrementen befreit. So faßte auch Schiller, der sich über Fr. Schlegel's Diotima sehr mißbilligend aussprach, die Sache. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur christlichen, durch die Erfahrung der Sünde, ist meisterhaft gedacht.... Ihr Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenstand gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich angestrichen, an denen ein christliches Gemüth eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte ... Mir däucht, daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sei; daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr, was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sei.

Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zum Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Der eigentliche Charakterzug des Christenthums ist Aufhebung des Gesetzes. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich mir auch erkläre, warum sie bei der weiblichen Natur soviel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird." — Dies Interesse an der Religion der Weiber mußte nun, da der Pietismus selber nicht mehr ins Reich der Lebendigen gehörte, eine liberalere Auffassung derjenigen Kirche vorbereiten, in der man bis dahin den Feind aller freien Bildung gehaßt hatte. Der Protestantismus ist eigentlich ungesellig; er verurtheilt das Weib allen Ernstes zum Schweigen, wie er die Madonna aus dem Cultus vertreibt. In der katholischen Kirche ist der Einzelne zwar in seinem Gewissen unfrei, er muß sich erst vom Beichtvater erklären lassen, wie es in seinem Innern aussieht; desto unmittelbarer ist sein Genuß an den Gaben des Gottesdienstes. Das Schauspiel des Cultus läßt ihn das Leben in poetischer Verklärung anschauen; je bunter und lärmender die Feste, desto berauschender wirken sie auf ihre Einbildungskraft: er zieht mit den Processionen, macht sich dienstbar und betheiligt sich dadurch an den Geheimnissen der Religion; die Kirchen sind ihm täglich geöffnet, er geht hinein, wenn er ein Bedürfniß fühlt, und macht in der Beichte die innerste Geschichte seines Lebens zu einem Roman. Hat er seine Sünden bekannt und Buße gethan, so lebt er unbefangen fort, und ist er müde, so öffnen sich ihm Asyle, wo ihm seine individuellen Andachtsübungen, also eigentlich seine Neigungen, als gute Werke angerechnet werden. Im Protestantismus ist die Feier auf bestimmte Tage beschränkt, die eine ernste Sammlung fordern; in der Kirche spricht einseitig der Prediger, nicht zum Individuum, sondern zur Masse: er giebt allgemeine Regeln, um individuelle Herzensgeschichten kümmert er sich nicht. Für schöne Seelen ist es zwar eine Buße, ihre kleinen Sünden zu bekennen, aber auch ein Bedürfniß und eine Lust, denn ihre geheimsten Regungen werden dadurch der unmittelbare Gegenstand Gottes.

Ein eigenes Symptom für diese liberalere Auffassung der katholischen Weltansicht bleibt Herder's „Terpsichore" (1795), welche eine Uebersetzung des Jesuiten Balde brachte, und gerade die stark katholischen Gedichte vom ästhetischen Standpunkte in Schutz nahm. „Der lyrische Dichter ist Apoll's Priester, der nicht in eigenem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündigt. Ueber den gemeinen Gang der Dinge erhaben, giebt die lyrische

Muse eine höhere Ansicht der Dinge; sie bricht die Blume der schönsten Gesinnungen und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranz... Unser Dichter thut das in einer großen Art... Lasse man ihm die Idole, an denen er sich zu seiner Zeit erquickte, sein Geist aber spreche zu uns, sein Gemüth rede."

Als Rahel Levin — die enthusiastische Berlinerin, der Veit seine Berichte über Goethe zuschickte — Aug. 1795 Breslau besuchte, fand sie „nichts amüsanter als die katholische Religion". Für diese liberale Auffassung des Poetischen in der Religion eignete sich Niemand besser als die berliner Jüdinnen, von denen Henriette Herz und Dorothea Veit S. 61 schon geschildert sind. Hier war kein protestantisch kirchliches Gefühl zu überwinden; die moderne Bildung, Lessing, Rousseau, Sterne, fiel auf einen jungfräulichen Boden. Die Superiorität der Frauen war unläugbar: die Männer gingen ihren Geschäften nach, verkümmerten im Kleinhandel und sprachen ihr altes Judendeutsch, während die Damen, oft schön, musikalisch und französisch gebildet, selbst für strebsame Diplomaten und Officiere courfähig waren. „Einige Frauenzimmer sind comme il faut; alle Herren unter jeder Kritik." Das wurde noch auffallender, als durch Reichardt und Moritz das Evangelium Goethe's verkündet war, dem die Schüler Kant's, Lessing's und Mendelsohn's in keiner Weise folgen konnten. Die Zahl der jüdischen femmes incomprises wuchs zusehends; sie errichteten französische Liebhabertheater und lasen Tasso mit vertheilten Rollen. Die nervöse, prickelnde Empfänglichkeit, die in der Nation liegt, gewann nun auch auf die Dichtung Einfluß. Die christlichen Häuser boten nichts, was sich diesen Theecirkeln an die Seite stellen ließ; höchstens konnte noch von der französischen Colonie die Rede sein. In den Beamten- und Bürgerkreisen ging es knapp zu, und auch in günstiger gestellten Familien, z. B. Nicolai, hatten die Frauen nach alter Sitte ausschließlich für das Haus zu sorgen. Aus einseitiger Erfahrung stellte sich bei jenen schönen Seelen die Ueberzeugung heraus, die Mehrzahl der wirklichen Ehen seien nur Concubinate und Versündigungen an dem höhern Geist der Sittlichkeit, und bei dem überspanntesten Ideal von einer echten Ehe wurde denn doch die Intimität zwischen männlichen und weiblichen schönen Seelen, auch wohl die Huldigung feuriger Cavaliere, nicht blos der Schönheit der Seele dargebracht, als Abschlagszahlung für die Zukunft gern angenommen.

Rahel, geb. zu Berlin Pfingsten 1771, von einem gescheuten aber despotischen Vater sehr gedrückt, hatte sich früh im Kreise von Reichard, Moritz, Henriette Herz, Dorothea Veit, eine reiche musikalische und belletristische Bildung angeeignet, und lernte früh mit Goethe's Worten denken und empfinden. Ihr Vetter Veit — der einmal fälschlich annahm, sie sei leidenschaftlich in ihn verliebt (bei den meisten ihrer Briefe konnte der Empfänger so etwas an-

nehmen) — versorgte sie mit Neuigkeiten aus der Residenz der Philosophie und Dichtkunst; ein schwedischer Diplomat, G. v. Brinckmann, geb. 24. Febr. 1764, herrnhutisch erzogen, seit 1793 in Berlin (er hatte 1789 als „Selmar" Gedichte herausgegeben und war mit seinen Briefen, Tagebüchern und Theegesprächen ein zweiter Leuchsenring) schwärmte sie an und weihte sie in die Geheimnisse der höfischen Kreise ein, mit denen er sehr liirt war; sie erwiderte mit entschiedener Wärme, ohne sich doch über ihn zu täuschen.*)

Vergleicht man Rahel's Briefe z. B. mit denen des Herder'schen Brautpaares, so fühlt man, wie das Gefühlswesen, wie mit ihm die Sprache sich in diesen 20 Jahren geändert hatte. „Von Homer — o weh! denn es ist ordentlich ein Schmerz! so schön kommt mir die Odyssee vor!" „Meine Buße besteht in Ennui!" u. s. w. Ueberhaupt spielen Ennui und Tristesse eine große Rolle: neben Goethe hatte denn doch auch Rousseau stark gewirkt, jetzt begann Fr. v. Stael. — Sehr bezeichnend für Rahel ist ein Brief an Veit, 21. März 1795. „Ich will Sie einmal tief in meine Seele schauen lassen... Ich bin krank durch gêne, durch Zwang, so lange ich lebe; ich lebe wider meine Neigung, wenn ich auch nur dagegen handeln sehe. Ich verstelle mich, artig bin ich, daß man vernünftig sein muß, weiß ich; aber ich bin zu klein, das auszuhalten. Ich will nicht rechnen, daß ich keinen empfindlicheren, reizbarern Menschen kenne, und der immer in einer Unannehmlichkeit tausend empfindet, weil er immer denkt und combinirt. Ich halt' es nicht mehr aus, und Niemand kann mir helfen. Meine Hilfe will geahndet sein, und im ganzen Hause ahnd' ich nur; und da kann ich nicht heraus, weil die Welt eingerichtet ist. Ich bin krank und muß mir selbst helfen. Hier tödten sie mich; und erst recht, wenn sie sich einfallen lassen, mir helfen zu wollen. In Gesellschaft bekomm' ich unmittelbar vom Zuhören Ennui's und Anstrengungsschmerzen... Glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht! ich fühle nicht gemein. Ich habe solche Phantasie, als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestoßen hätte: Habe Empfindung, sieh die

*) An Veit, 13. Dec. 1793: „So dienstfertig er auch durch sein air von Laufsertigkeit aussehn mag, so ist er doch nur ein philosophischer Weltmann: d. h. ein Mensch, der genug gedacht hat, um zu wissen, daß man artig, dienstfertig und gefällig sein muß, und daß die Menschen nichts anders wollen und brauchen; der wohl so über das Wichtigste und Schönste gedacht und es hübsch aufgereiht und aufgeräumt hat, dem eine Menge unwichtigere Dinge, die aber in der Welt keineswegs Kleinigkeiten sind, vor Ohr und Gesicht vorbeigehn. Er haßt nichts so sehr als Einseitigkeit, und glaubt sich deswegen sehr entfernt davon, fürchtet sich aber so davor und will sich so vielseitig schaffen, daß er unvermerkt immer daran denkt, und Schritt vor Schritt so vor der Einseitigkeit läuft, daß er hinteuherum wieder zu ihr kommt."

Welt, wie sie wenige sehn, sei groß und edel! ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen; eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin! — Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen; jede Bewegung, sie zu stillen, neuer Tod; und Unbeweglichkeit mir nur im Tode selbst möglich. Lächeln Sie oder weinen Sie, ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß da herleiten."

Bald darauf, an Brinckmann: „Aus Schwäche und Schwächen Götter machen! Ich fühle mich stark, und bin schamlos genug, es mir manchmal merken zu lassen, es nicht verbergen zu können. Bei Gott! so geht's mit jeder Gabe in unserm Gtenge und da ziemt sich Mitleid und Nachsicht, und die fordere ich." — „Da man doch alle Tage unglücklich werden kann, so ist's besser, man ist's vorher. Ich weiß nicht, es ist, als wär' vor vielen Jahren etwas in mir zerbrochen worden, woran ich nun selbst eine boshafte Freude hätte, daß man es doch nun nicht mehr zerbrechen kann und nicht daran zerren, schlagen; obgleich es nun ein Ort geworden ist, wo ich selbst nicht mehr hinkommen kann. — Nun denk' ich immer, alles hat Wirkung, und Wünsche sollten keine haben? Ich denke, Wünsche mit Sinn, wahr innige, wo man denkt, sie müßten Sterne herabziehen, und die ganze Welt wäre doch eigentlich dazu eingerichtet, ich denke, sie gehören so in die Harmonie der Dinge, daß sie auch wirken."

Aus der spätern Zeit sind noch einige Stellen von Belang. — An Varnhagen, 1808: „Die Gaben, die ich habe, hat man nicht umsonst. Dafür muß man ausstehn. Mein scharfes Wissen, Sondern und Scheiden; das große Meer in mir, mein präciser, tiefer, großer Zusammenhang mit der Natur ... Welche Schmerzen, welche Unruhe, welches Vermissen läßt das aufschießen, und wie muß ich es verarbeiten! Und wie ekelhaft herabziehend, beleidigend, ärgerlich, unsinnig, schwächlich, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehn kann; ein einziges Besudeln, eine Berührung macht mich schmuzig, stört meinen Adel. Dieser Kampf dauert ewig, so lange ich gelebt habe und leben werde! Alles, was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd, als Besuch vorüber; und mit Unwürdigen soll ich anerkannt leben müssen!" — 1814, an L. Robert: „Weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah, und es brach, brach; mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die niedrigsten. Ich wäre ein sehr verkrüppel-

tes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialsten Menschen auf der Erde keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben, und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur." — 1820, Tagebuch. „Ich beneide fast allen Menschen, auch ganz untergeordneten sonst ihr haltungsvolles, leidenschaftloses Betragen. Es kleidet so gut! Ich komme darin immer mehr aus dem Gleichgewicht, wenn ich auch noch so ruhig werde, und mißfalle mir äußerst."

Es war ein Unglück für Rahel, daß ihr die Gabe der Form abging, einen so großen Sinn sie dafür hatte. Sie denkt nie aus, sie giebt nur den feinsten Parfüm des Denkens. Solche Gedanken, deren Vermittelung wir nicht kennen, überraschen uns wie Inspirationen, und je weniger wir uns in dem Kreise unsrer eignen Ideen sicher fühlen, desto wehrloser trifft uns jeder Schlag einer Paradoxie. Kein Volk kennt so viel aphoristische Schriftsteller als Deutschland: Aphorismen im strengsten Sinn, d. h. aus dem Zusammenhang gerissene, unvollständige, durch eine besondere, uns nicht bezeichnete individuelle Stimmung gefärbte und daher nur halb verständliche Gedanken. Bei ihrer nervösen Natur war Rahel jeder Stimmung leicht zugänglich: sie bezeichnete in der Regel zu Anfang jedes Briefes die Witterung, um seine Färbung zu motiviren, und gewöhnte auch ihre Freunde, dasselbe zu thun. Wir dürfen es mit ihren Gefühlen, namentlich wo die Trauer einen witzigen Ausdruck sucht, nicht zu ernst nehmen. Doch liegt in dieser Paradoxie der Gedanken ein gewisser Schmerz, denn sie verräth eine mangelnde Befriedigung im Gebiet der Empfindung, ein reiches, aber unfertiges Gemüthsleben. Die individuellen Gedanken sind in der Regel weiter nichts als scharf zugespitzte Empfindungen, die ihre natürliche Entwickelung nicht haben finden können, ihr ganzes Denken und Beobachten ein zurückgehaltener Roman des Herzens. Etwas Krankhaftes und Ueberreiztes geht durch den ganzen Briefwechsel. Dies beständige Staunen vor sich selbst, dieser regellose Cultus alles Eignen, diese Sucht, jeden Augenblick etwas Bedeutendes, künstlerisch Abgerundetes zu empfinden und zu denken, dies Verklären des Unbedeutenden, dies Vergeistigen der zufälligen Natur, dieser ewige Wechsel zwischen leidenschaftlicher Entsagung und gelassener Hitze, dies raffinirte Beobachten der eignen Zustände, die man künstlich hervorbringt, um etwas zu beobachten zu haben: — das untergräbt zuletzt die Wahrheit und Unbefangenheit des Empfindens. Alle diese schönen Seelen sind unermüdlich geschäftig, was der andere gesagt hat, zu kritisiren, es entweder göttlich, oder himmlisch, oder unschuldig oder entsetzlich zu finden, und die Antwort wieder auf jenen Standpunkt, des Göttlichen u. s. w. hinaufzuschrauben. Wirklich in der Sache sind sie niemals, sie schauen nur in sich

selbst, und das führt endlich zum Selbstbetrug. Dieser verfeinerte Pietismus, diese geistreiche Schönseeligkeit, die aus dem Leben ein Kunstwerk, also ein Spiel, ein isolirtes Traumdasein machen wollte, kann in ernsten Verhältnissen sehr bedenklich werden. Wo man jede Natur mit ihrem eignen Maßstab mißt, wird der edle Zorn der Gerechtigkeit abgeschwächt. Man findet in dem feingebildeten Schlemmer, wenn er nur in seinen Ausschweifungen nicht gemein und trivial wird, die gesuchte innere Harmonie der Bildung, und vergißt daran zu denken, daß die Weltbegebenheiten, die er in den Kreis seines schönen Lebens zieht, ein ganz andres Ansehn gewinnen, wenn man sie im ernsten Licht der Wirklichkeit betrachtet. Diese Sophistik des Herzens verachtet zuletzt jede Regung, die mit den gewöhnlichen Begriffen der übrigen Menschen etwas gemein hat.

Als W. v. Humboldt, in seiner Jugend Zögling der schönen majestätischen Henriette, 1. Juli 1795 nach Berlin zurückkam, wurde er der Mittelpunkt dieses Kreises. Ein damaliger Brief beschreibt ihn folgendermaßen: „Schon früh fing ich an, die Gewandtheit seines Geistes, manchmal eine ganz eigne Größe in seinen Ideen zu bewundern. Als wir tiefer in philosophische Materien eingingen, als wir planmäßig gewisse Begriffe zu analysiren, gewisse Grundideen zu prüfen begannen, da entdeckten wir in diesem Kopf einen Tiefsinn, der unsere Zungen lähmte, wenn er ein Fundament, was wir für das allertiefste hielten, zu untergraben anfing, eine Promptitüde und eine Gewandtheit, die unsre Streiche ahnte, längst ehe wir sie beschlossen hatten, eine Vielseitigkeit, die kein Einwurf befremdete, der es nichts kostete, aus einem Gesichtspunkt heraus und in den allerabgelegensten augenblicklich überzugehen, eine unüberwindliche Logik, die, wenn es auf eigentliches Streiten losging, alle Hoffnung auf Blößen ewig verzweifeln machte und — was das Schrecklichste war — dabei eine Verachtung dieser Logik als eines elenden Werkzeugs, und eine rastlose Bemühung, was man gewöhnlich Wahrheit nennt, als etwas höchst Unbedeutendes darzustellen und nichts für wichtig anzuerkennen, als die Vollkommenheit des Erkennens im Subject, diese Vollkommenheit oft in dem, was man Irrthümer nennt, aufzusuchen. Eine Unpäßlichkeit, die mir den Vorwand gab, fast immer bei ihm zu sein, brachte am Ende eine Liebe hervor, die von meiner Seite, ob sie gleich durch eine fast lästige Bewunderung gewaltig niedergehalten worden ist, kaum gegen irgend einen Menschen so groß gewesen ist. Und jetzt öffnete sich denn vor mir ein Charakter, bei dem ich allen Tiefsinn und alle Künste des Verstandes vergaß, ein Charakter, dessen unerschütterliche Consistenz, dessen überwiegende Stärke dem Kraftlosesten, wenn er ihn anschaute, Muth geben, der Verzweiflung selbst Heiterkeit zulächeln mußte. In diesem sonderbaren Sterblichen, der durchaus alles kann und alles ist, was er will, ist nur der Grundsatz: daß schlechterdings alles, was Schick-

sal heißt, ganz gleichgiltig sei, bis zu einer so praktischen Festigkeit gediehen, daß ich ihn wirklich über alle Begebenheiten erhaben sehe. Diese Kraft in sich und andern immer aufs höchste zu befördern und ihr reines und freies Spiel in jedem menschlichen Wesen hervorzulocken und zu fixiren, das ist ihm der letzte Zweck alles Daseins. — Dabei ist er der größte und vollendetste Gesellschafter, er lebt ewig nur in dem, mit dem er umgeht. Er belehrt nimmermehr aus sich selbst, und wenn er noch so viel zu sagen wüßte, er berichtigt nur die Ideen des Andern. Er würde einen Einwurf, und wäre er auch so wichtig, daß er auf der Stelle dem ganzen Streit ein Ende machte, um keinen Preis vortragen, sobald er nicht aus dem Gange, den der Andere genommen hat, hervorwüchse. Wenn man mit ihm redet, so ist es immer, als wenn er mit sich selbst redete, nur unendlich leichter. Man kennt sich selbst allemal besser, wenn man ihn verläßt. Ob er Launen hat, läßt sich gar nicht ausmitteln, denn sie zu besiegen ist ihm, der ganz andere Feinde schlagen kann, ein Spielwerk."

Gentz, der Schreiber dieses Briefs, geb. 8. Sept. 1764 zu Breslau, war früh mit seinem Vater, der als Münzdirector nach Berlin versetzt wurde, in die preußische Hauptstadt gekommen und dort erzogen. In Königsberg studirte er die Rechte; Rousseau und Schiller waren seine Lieblingsschriftsteller, im letzten Jahr hörte er mit Eifer Kant und eignete sich seine Denkweise an. Eine empfindsame Freundin, Frau Elisabeth Graun, wurde mit moralischer Dialektik und Rhetorik überschüttet; sie war zugleich Vertraute eines Liebesverhältnisses zu einem Mädchen aus angesehener Familie, Bernhardine. April 1785 kehrte er nach Berlin zurück, fand sofort eine Anstellung und wollte heirathen, aber seine Braut trat zurück. Er stürzte sich nun in die Ausschweifungen der liederlichsten Kreise; dagegen athmen seine Briefe an Elisabeth tiefe Schwermuth; er bekennt, wie sich „in kraftlosem Streben nach einem Schatten von Glückseligkeit sein elender, zerrütteter Geist in tausend Labyrinthe elender, geschmackloser Beschäftigungen und falscher jämmerlicher Freuden verirrt"; er sieht sich hilflos seinen eigenen „Schwachheiten und Leidenschaften, den glühenden Phantomen seines unruhigen Kopfs, den Thorheiten seiner Gesellschafter, dem Drang und Geräusch der Welt überlassen." Bald darauf schloß er in der Eile eine gleichgiltige Ehe.

Im Sinn der Kantischen Philosophie schrieb er April 1791 „über den Ursprung und die obersten Principien des Rechts". „Die moralische Welt, welche die Vernunft erbaute, steht unwandelbar; sie ist die letzte Zuflucht des Geistes, der nach Ordnung seufzt und nichts als Zerrüttung antrifft; der letzte Tempel, den sich die geplagte Menschheit aufschließt, wenn Krankheiten, bei denen kein schmerzstillendes Mittel mehr anschlägt, den Entschluß zu großen

und furchtbaren Operationen aufrufen. Es ist Zeit, die alten Grundsteine, die das ehrwürdige Gebäude freier Menschenverbindung tragen müssen, aus all den Steinmassen, die Sorglosigkeit und Luxus darüber thürmte, hervorzugraben." Der Aufsatz ist ausdrücklich gegen J. Möser gerichtet. Aber die Lecture Burke's stimmte ihn um; er übersetzte dessen Schrift gegen die französische Revolution, und erklärt sie für sein Glaubensbekenntniß. „Eine einseitige und ausschweifende Verstandescultur, die mit der Bildung des Charakters in keinem Ebenmaß steht, hat das Zeitalter entnervt, und treibt nun in allen Ländern die neuerungssüchtige Stimmung hervor, die sich allemal da einfindet, wo Geistescultur ohne Energie besteht. Das Uebermaß der Aufklärung und der Mangel an entsprechender sittlicher Bildung stürzt das Zeitalter in Anarchie." Mit Begeisterung begrüßt er Schiller's ästhetische Briefe, und gründete nach ihrem Muster eine politische Monatschrift, an welcher sich auch Humboldt und Herder betheiligten. Der Aufsatz „über den Einfluß der Entdeckung Amerika's auf die Cultur des menschlichen Geschlechts", Aug. 1795, ist ganz Schiller.

Gentz und Humboldt gehörten zu Rahel's Lieblingsschriftstellern; in jenem fand sie mehr Feuer; doch wollte ihr seine Politik nicht genügen. Im persönlichen Verkehr übte Humboldt seinen ganzen Zauber auf sie aus. Dazu kam ein anderer märkischer Edelmann, Wilh. v. Burgsdorf, 25 J. alt, Humboldt's Freund, aus altem Geschlecht: einer der wenigen, die sich der Gewohnheit der militärischen oder büreaukratischen Carriere entzogen, um ganz ihrer Bildung und ihrem Vergnügen zu leben; leichtsinnig, zu Abenteuern geneigt, aber zugleich gefühlvoll und mit reichem Sinn für schöne Seelen ausgestattet, gab er ihr ganz Lothario's Bild. Auf dem Werderschen Gymnasium in Berlin gebildet, hatte er seit 1791 in Halle ein wildes Studentenleben geführt, unter dem Einfluß eines gewissen Wiesel, der in den Denkwürdigkeiten jener Zeit als dämonische, mephistophelische Natur geschildert wird, herzlos, höhnisch, voll sinnlicher Gluth, gewandter Dialektiker, zuweilen Prophet: er hatte eine mystische Geheimlehre ersonnen, in welcher die Orgien der Sinnlichkeit gefeiert wurden, und fand begeisterte Jünger, die er dann wieder verhöhnte. Burgsdorf, begeistert für die französische Revolution, war April 1793 nach Straßburg gegangen, wo er beinahe als preußischer Spion der Guillotine verfallen wäre; doch seine gute Laune war nicht gestört worden. Aug. 1793 hatte er mit Universitätsfreunden — Tieck, Wackenroder — eine Rheinfahrt gemacht, wo er alles Geld verspielte; solche Streiche liebte er. Rahel schloß sich ihm sehr an.

Von Rahel entwirft — 8 Jahr später — Varnhagen folgendes Bild: „Es erschien eine leichte graziöse Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern. Fuß und Hand auffallend klein, das Antlitz, von

reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele heraustönende Stimme."

Mit der Schauspielerin Friederike Unzelmann reiste Rahel 5. Juni 1795 nach Dresden, von da nach Karlsbad, wo Gräfin Josephine Pachta — eine starkgeistige Dame, schwärmerisch für die französische Revolution eingenommen — eine große Freundschaft für sie faßte, und sie in die böhmische Aristokratie einführte, der ohnehin die wiener zum Theil baronisirten Banquierfamilien nahe standen. Feldmarschall Fürst Ligne, geb. zu Brüssel 23. Mai 1735, ein geistreicher Voltairianer, („so was Cultivirt-Artiges — à l'aise Setzendes ist mir noch gar nicht vorgekommen!") und der excentrische Major Gualtieri trieben mit ihr Aesthetik und Lebensphilosophie Am wichtigsten war ihr, daß sie Goethe persönlich kennen lernte, der sich bis 9. Aug. in Karlsbad aufhielt. „Grüßen Sie ihn," schreibt sie später an Veit, „von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand rühmte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein Mädchen ihm eine anscheinende Extravaganz sagen ließe, so sollt' er lieber bewundern, daß sie ihn so respectirte. Ja ja! ich bet' ihn an. Ich kann nicht dafür, daß die Andern alles affectiren, was ich im Ernst meine." „Sie wissen, daß ich alles sehe: denn sonst wär' ich ja in Goethe verliebt, und ich bet' ihn ja nur an." — Auch Goethe scheint sie gefallen zu haben: „sie hat sehr viel gedacht," erzählte er Veit, „hat Empfindungen und Verstand, es ist was Seltenes, das muß ich sagen; wo findet man das? Wir haben auch so vertraut zusammen gelebt, wir waren beständig zusammen."

Mit einer Begeisterung, die weit über Schiller und Fr. Schlegel hinausging, hatte Rahel das allmälige Erscheinen des W. Meister verfolgt: sie hatte den Roman nicht blos „goutirt", sie hatte ihn völlig erlebt. „Das ganze Buch ist ein Gewächs, um den Kern herumgewachsen: o wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch manches Mögliche versagt ist! . . . Mit einem Zauberschlage hat Goethe die ganze Prosa dieses infamen kleinen Lebens festgehalten und uns noch anständig genug vorgehalten . . . Ans Theater mußte er, an Kunst und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte und sich nicht mit Werther tödten wollte." — Zuerst — und das ist zu bemerken — wollten die Freunde sie in Philine erkennen, dann fiel Veit (20. Mai 1795) die Aehnlichkeit mit Aurelie auf. „Wenn Sie nicht in Aurelie oft Ihre eignen Worte gefunden haben, in ihrem Witz bei der größten Verzweiflung Ihre eigne Tournüre, in

ihrer Gutmüthigkeit bei so großer Menschenkenntniß Ihren eignen Charakter, so haben Sie bei dem Buch an nichts gedacht. Selbst den Hang zur Schwermuth würden Sie mit ihr theilen müssen — denn Niemand entgeht ihm, der stärker fühlt als tausend Andere, der sympathetische Empfindungen sucht und höchstens verständige Köpfe findet — hätte nicht Philinens Laune uns die Natur gegeben." Zuletzt bleibt sie bei Mignon stehn.

Um die Zeit gab das Berliner Archiv unter dem Titel „Sechs Stunden aus Fink's Leben" (von Bernhardi) eine Portraitsammlung aus der damaligen berliner Gesellschaft. Darunter eine Jüdin. „Sie hat sich mit Mühe so viel Grazie erworben, daß sie dadurch ungemein mißfällt. Sie ist in der Gesellschaft die eigentlich schöne Seele. Sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterließen. Sie ist immer in irgend einen Goethe'schen Charakter maskirt, am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin Leonore. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode."

Rahel's Verehrung oor dem Meister blieb sich immer gleich. 26 J. nach dem Erscheinen desselben schrieb sie: „Wie ist es möglich, einen zweiten Don Quixote zu fassen, zu erfinden und darzustellen! Küßt euch, Cervantes und Goethe! Beide sahen mit ihren reinen Augen; vertheidigten das Menschengeschlecht; sahen den Ritter durch, durch seine Thorheiten und Irrsale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in seine tiefste Seele tauchen und dort seine eigentliche Gestalt sehn. Wie jenem Don Quixote geht es Meister; einen Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel", einen Herumtreiber, der sich mit nichts Wirklichem beschäftigt, der sich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwegebringt; nicht einmal weiß, was er denken soll ... Während unser Weiser die edelste, reinste, ehrlichste Seele in ununterbrochenem Bemühen und Kampf geschildert hat mit der Welt, wie sie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, sich zu tadeln und zu bessern; immer in der Unschuld, die Andern besser zu sehn als sie sind, und meist sie sich vorzuziehn; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen. Rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Gesinnung kann man nicht erfinden; und je mehr man ihn sich deutlich macht, je mehr ehrt und liebt man Goethe. Don Quixote mußte mit eben solcher Seele eine — also eine einseitige — Eigenschaft, die des Ritters wählen, und mußte sie in Ausübung bringen wollen; Meister mußte den ganzen Menschen ausbilden wollen: und mir ist, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menschen sich in der Zeit folgen. Was die beiden Meister sonst noch gezeigt haben, ist ihre Zeit: und das so

rein und so wahr, daß sich die künftigen gleich daran anschließen, für den Geschichtsblick, für wahre Augen überhaupt."

Goethe und Schiller, die nun fast immer zusammenlebten — Meyer war 5. Oct. 1795 nach Italien abgegangen, wohin ihm Goethe nachfolgen wollte — nahmen mit Verdruß die allgemeine Mißstimmung wahr, welche das Publicum den Horen entgegenbrachte. Humboldt schickte aus Berlin niederschlagende Berichte; die meisten Journale ergriffen gegen Weimar und Jena Partei. Am redseligsten Nicolai; über seine Gemüthsverfassung legt das beste Zeugniß ab, was er 4. April 1795 an Höpfner über die Kantische Philosophie schrieb: „Es kommt im Grunde wenig dabei heraus, als daß der Verstand durch allerlei scharfsinnige Unterscheidungen geübt wird. Weiter kommen wir damit nicht, wenigstens im Praktischen und in der Moral. An dem Uebrigen ist ohnedies nicht viel gelegen, denn die metaphysischen Dinge stellt sich ja jeder vor, wie es ihm am besten dünkt, und das ist auch recht gut." Ein ganzer Band seiner „Reisebeschreibung" beschäftigte sich mit den Horen. „Es ist eine sehr unangenehme Sache," schreibt er an Höpfner, „wenn man seine Gedanken nicht sagen oder doch nicht so sagen darf, wie man sie denkt. Man will doch gern Nutzen stiften." Schiller kam ebenso schlecht weg als Goethe, hauptsächlich wegen seiner transcendentalen Poesie.

Mit allen diesen aufzuräumen, beschlossen Goethe und Schiller, eine Reihe von Spottgedichten, Xenien, gemeinsam zu verfertigen und dem Musenalmanach einzuverleiben. Man ging rüstig ans Werk: „man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird gierig danach greifen." „Eine wahre poetische Teufelei, die noch kein Beispiel hat." „Eine angenehme und zum Theil geniale Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire": so drückt sich Schiller in seiner Herzensfreude selber aus. In den vier ersten Monaten des J. 1796 wurde, bald in Weimar, bald in Jena, eifrig daran gearbeitet. Doch wurden darüber die ernsten Angelegenheiten nicht vernachlässigt.

Die kühne Analyse des Hamlet im „Meister" regte das Nachdenken über das dramatische Schaffen von neuem an; A. W. Schlegel schickte Februar 1796 an die Horen eine sehr eingehende Abhandlung über Shakespeare, mit dessen Uebersetzung er sich beschäftigte; und Schiller, dem schon aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges der dramatische Stoff des Wallenstein sich herausgeschält hatte, ging nun ernstlicher an dieses Werk. „Er hatte," erzählt

Goethe, „den grenzenlosen Stoff dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge sein konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vorhatte, mit Andern gern besprach und, was zu thun sein mochte, hin und wieder überlegte.“ — „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen,“ schreibt Schiller 18. März 1796, „setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, ist keine Kleinigkeit. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen; aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. — Wallenstein hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß; ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen. Vordem habe ich die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier will ich durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität entschädigen. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber etwas übrigbleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.“

Es kam ihm zu Statten, daß ihm wieder Gelegenheit wurde, sich mit dem wirklichen Theater zu beschäftigen. Goethe hatte bis dahin seine Direction lässig betrieben, nach dem Grundsatz, „alles und jedes“ zu geben. Nun meldete sich Iffland, der, 37 J. alt, als neuer Director des Theaters nach Berlin ging,*) zum Gastspiel in Weimar; Goethe that alles Mögliche, den Abstich seiner Truppe gegen den berühmten Schauspieler weniger fühlbar zu machen, und übertrug Schiller, der sich 23. März bis 20. April in Weimar aufhielt, die Bearbeitung seines Egmont für die Aufführung. Schiller griff mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen durch: die ganze Figur der Regentin wurde weggeschafft, ebenso das Traumbild; durch starke Verkürzungen,

*) Ramler hatte seine Stelle niedergelegt; er starb 11. April 1798, 74 J. alt. Engel leistete noch vorläufig hilfreiche Hand.

Umstellung der Scenen, durch Zusätze kam in das Ganze eine lebhaftere Bewegung. Goethe ließ sich alles gefallen. So wurde das Stück, mit eingelegter Musik von Reichardt, Mai 1796 gegeben. Das weimarer Theater datirt von diesem Gastspiel eine Epoche; Böttiger verherrlichte es durch die enthusiastische Kritik, die man aus dem Zerbino kennt. — Einen nicht geringeren Eindruck als Iffland machte in der kleinen Residenz der deutschen Literatur gleich darauf der Dichter des „Hesperus".

29. Febr. 1796 schrieb Frau v. Kalb an Jean Paul einen Verehrungsbrief und bat um einen persönlichen Besuch. Sie war jetzt 35 J. alt, 2 J. älter als der Dichter; aber noch immer eine schöne Frau, noch immer voll hoher Empfindungen, noch immer bereit, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, wenn sich ein passender Ersatz fände. 9 J. waren es her, daß sie Schiller nach Weimar gerufen; gerade in diesen Tagen beklagte sie sich lebhaft gegen Fr. v. Stein*) über Vernachlässigung von Seiten dieses alten Freundes.

Jean Paul war es sehr willkommen, da er ein Modell für seine Titanide suchte. Aber er hatte noch eine andere Verehrerin zu beschwichtigen: die Gattin des General v. Kropf in Baireuth. „Sie hat eine majestätische Länge; 27 J. ... einen halb übers Gesicht gegangenen Wiederschein der Morgenröthe nnd nichts als Schönheiten im Gesicht ... sie hat ein Kometenhaar oder eine ordentliche Haarschleppe — die schönste veredelte berliner Aussprache. — Ramler hat ihr den Horaz dediciren wollen .. sie duzt sich mit einer Prinzessin und war bei Hofe. Du solltest sie gehen sehn! — Sie macht hier das beste Haus; bei ihr sind alle Meublen schöner als ich je gesehn. Ihr Mann ist ein gutmüthiger Pommer; sie sagt, sie sei ohne Liebe in der Ehe, doch durch die Achtung für ihn glücklich."

Von Baireuth zurückgekehrt, meldet er 19. Mai an Fr. v. Kalb seine bevorstehende Ankunft. „Zu der Seele, zu der ich komme und eile, und deren Glorie mit so viel Strahlen auf Ihren drei Blättern an mich liegt, werde ich mit der freundlichsten gehn. ... Ich werde immer sehnsüchtiger, je länger es dauert."

10. Juni: „Endlich, gnädige Frau! hab' ich die Himmelsthore aufgedrückt und stehe mitten in Weimar. Ich bin noch nicht aus der Reisekruste heraus, so nehme ich schon die Feder zur bittenden Frage: welche einsame Stunde? denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar

*) „Es ist recht possirlich," schreibt diese 3. Mai an Lottchen, „daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann; man sollte meinen, Schiller trüge ein hären Hemd und geißelte sich."

Augen stehn. Sie vergönnen mir, daß ich vor zitternder Freude so unordentlich rede als schreibe. Sie können zu meiner Himmelfahrt zu Ihnen jede Minute, sogar die heutigen bestimmen." — 12. Juni, an Otto: — „Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen, und der war ich. — Vormittags ging ich zur Kalb. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin, dessen eine Hälfte aber nur Nervenschwäche ist, und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen. Sie sind ein sonderbarer Mensch! das sagte sie mir dreißigmal. Ach hier sind Weiber!" — „Alle meine männlichen Bekanntschaften — ich wollte, diese nicht allein — fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an." — Endlich kommen Herder's: — „und unter dem freien Himmel lag ich an seinem Mund und an seiner Brust, ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen, nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen — als ich mich umsah, waren die Augen Knebel's auch naß." — Abends alle bei der Kalb — auch Fr. v. Stein, Amalie v. Imhof, Corona Schröter. „Male Dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht." — 17. Juni: „Gestern mit der Kalb nach Tiefurt. Wir beide blieben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, einem Felsen-Ich; eine Woldemarin." — 18. Juni: — „Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenig Tagen verlebt. Ich bin ganz glücklich, ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung. — Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Freudenbecher: was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach meine Ideale von größern Menschen! — Schon am zweiten Tage warf ich mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; blos Kunstsachen wärmen noch seine Herznieren an. — Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugier. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst preßt die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Endlich schürte ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst an ... Zuletzt drückte er dem enthusiastischen Paul die Hand. Er

hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben!"

Goethe stand schlecht mit der Gesellschaft; er fühlte sich eigentlich nur wohl, wenn er in Jena bei Schiller war. Fr. v. Stein, die beständig kränkelte, legte in einem Trauerspiel „Dido" ihre ganzen Erlebnisse mit Goethe nieder, selbst den Kaffeebrief; das Stück ist noch vorhanden. „Durch Goethe's Abschied," schreibt sie Mai 1796 an Lottchen, „bin ich für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann alles dulden und alles verzeihen. — Ich kann das Epigramm: Frech wohl bin ich geworden — —, das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, nicht aus meinem Kopf kriegen, und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentale Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemand und ist wirklich kein Schuft."

10. April hatte A. W. Schlegel Braunschweig verlassen und seinen Bruder in Dresden besucht, wo er Körner*) sehr wohl gefiel; Anfangs Mai besuchte er Weimar. 18. Juni fand ihn Fr. v. Kalb in Jena bei Schiller: „Sein Gesicht ist gut, aber nicht originell, und mich dünkt, es liegt viel Firniß der Bildung und Welt darüber." — Er reiste dann nach Braunschweig zurück, sich zu verheirathen. — Ueber Jean Paul sagte sie dem ehemaligen Freund „mit einem herausfordernden Blick und gepreßten Ton:" „er ist sehr, sehr interessant!" — An Jean Paul selbst: „Alles Warten zerstört mich; ich habe lieber Schmerzen des Körpers und der Seele als Warten. Ich bin eifersüchtig... Ich glaube, man wird Sie hier nicht fortlassen. Ich lasse Sie fort: bei mir muß alles so nothwendig sein, wie die Gesetze der Natur — Leben und Tod — Leben und —" „Sie kein Magnet?! — Wer darf so lästern! Ich grüße den Unsterblichen!" — „Ich habe schmählen wollen — der Teufel mags nun thun! Aber um Gottes willen, zeige keinem andern als mir Dein Herz! Alle, die Dich fassen, werden für Dich sterben wollen! Nein um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über alle Deine Gestalt, blickst aus ihr mit Deinem Geist, Deinem Gemüth. Aber wir sind keine Spiegel, so glatt und kalt, nein, nein, nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele, einen idealischen Menschen liebt das Herz und will es, und will es, und will Ihn!... Alle Welt will ihn haben, bei Gott alle Welt! Nein, nein, nein! sie soll ihn nicht haben, oder ich will vergehen, ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben!"

Er an Sie: „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum!

*) Ende April besuchte Körner mit seiner Familie den Freund.

Es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. U. s. w.. „Ich leide wie Du, denn tief ist der Schmerz der ewigen Sehnsucht. Ich rettete vom Leben wenig und werfe es über die kleine Welt.“ „Ich habe heute wieder die zersetzende Sehnsucht, deren aqua toffana das Leben auseinanderlegt.“ An seinen Freund: „sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von Gêne sein als hier.“ 24. Juni reiste er ihr nach Jena nach: „Ich trat vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hart, kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt.“ — Schiller an Goethe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.“

Endlich kam die Scheidestunde: „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt.“ — 11. Juli war er wieder in Hof, wo er täglich leidenschaftliche Briefe von Fr. von Kalb erhielt, die er mit beschwichtigenden erwiderte. „O! werd' ich denken, wenn ich Dein wund geschultes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblicke, o gutes Geschick, gieb dieser müden Seele nur jetzt einmal eine reiche grüne Stätte! greife nur jetzt nicht mehr so hart zwischen dieses lose wieder zusammengeknüpfte Nervengewebe; bescher' ihr Ruhe in der Brust, einen sanften Lebensweg, den die schimmernden Gletscher der zweiten Welt magisch begrenzen, und lauter Menschen, die sie lieben!“

Auch Voß erwartete man in Jena; er hatte 20. Mai bis 10. Juni mit Ernestine selige Tage in Halberstadt verlebt (Gleim machte ihm wieder ein Geschenk von 1000 Gl.), und war dann in Halle gewesen, wo ihn aber Reichardt abhielt, die Dichter der Xenien zu besuchen. Derselbe bemühte sich um die Zeit, auch Fichte zu gewinnen, und machte Klatschereien gegen Reinhold und Baggesen; in seinem Journal „Deutschland“ wurde zuweilen auf die Horen gestichelt; Schiller hatte einen alten Haß auf ihn, und suchte auch Goethe darin zu bestärken, der später erzählt: „Man hatte mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent in gutem Vernehmen gestanden; er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnedies lag es in meiner Art, durch herkömmliche Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten; alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände

mit Augen schauend, und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen; daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam." „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange," hatte er 30. Jan. 1796 an Schiller geschrieben, „und haben ihm blos seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug."

Durch Reichardt gegen Weimar und Jena eingenommen, wurde Voß noch verstimmter, als bald nach seiner Rückkehr nach Eutin (7. Juli) die L. Z. von A. W. Schlegel eine Kritik seines Homer brachte, die bei wärmster und einsichtsvollster Anerkennung doch ernste Bedenken gegen die Methode der Uebersetzung nicht verhehlte. Schlegel verwahrte sich gegen die Neuerungen, die dem Genius der deutschen Sprache zuwider seien. „Daß einzelne Dichter durch ihr Beispiel einen großen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben können, beweist die Geschichte. Auch hat man vieles anfangs als sprachverderbt verschrieen, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredelung bewährt hat; nur darf das vorgeschlagene Neue nicht in Widerspruch mit dem entschieden Festgesetzten stehn. Die Sprache ist ein geordnetes Ganze, nach Gesetzen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zieht alles in ihr sich an oder stößt sich ab, allgemeine Formen gehen durch sie hin, beleben den Stoff und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus." Durch zu ängstliche Nachbildung des Einzelnen sei der Charakter des Ganzen beeinträchtigt: Voß habe mehr das Aeußerliche der Redefügungen als den innern Kern der Homerischen Poesie, Natürlichkeit und sinnliche Klarheit ins Auge gefaßt. Durch jene Aengstlichkeit der Nachbildung komme in die Dichtung etwas Mosaikartiges, was im Original nicht vorhanden sei. — Das Beispiel eines so bedeutenden Versuchs müsse auf die Dichtung selbst einen nachtheiligen Einfluß üben. „Im Geist unserer Sprache liegt, wie im Charakter unserer Nation, eine sehr vielseitige Bildsamkeit. Der Eifer des Deutschen, alles Ausländische gründlich kennen zu lernen; die Willigkeit, sich in die entlegensten Denkarten und in die abstechendsten Sitten zu versetzen; die Wärme, womit er echtem Gehalt, auch in der ungewohntesten Tracht, huldigt, sind oft in Nachahmungssucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet." Und so wurde namentlich das methodische Anschmiegen an die griechische Wortfolge getadelt. — Goethe und Schiller wurden durch diese Kritik völlig überzeugt; Schlegel selbst, der bei seinen eigenen Uebersetzungen sich die Vossischen Grundsätze mehr und mehr aneignete, nahm später (1801) sein Urtheil zurück. Gleich-

wohl läßt sich der Schaden, den diese wiederholten Gräcismen der freien Bewegung unserer poetischen Sprache gethan, nicht ableugnen. — Voß, in solchen Dingen sehr kleinlich, hat seinem Kritiker sein Leben lang nicht vergeben.

Anfang Juli kam A. W. Schlegel als verheiratheter Mann nach Jena zurück und richtete sich häuslich ein. Caroline, seine Frau (33 J. alt, 4 J. älter als ihr Mann), die Tochter des göttinger Prof. Michaelis, eine genaue Freundin von Therese Heyne, hatte sich im 21. J. mit dem Bergphysikus Böhmer in Klausthal verheirathet und war dann von ihm geschieden: ihre Tochter Auguste erfreute sich der besondern Liebe des Stiefvaters. Sie selbst war eine schöne und geistvolle Frau, von großem Einfluß auf die Gesellschaft und auch zu literarischen Arbeiten geschickt: sie nahm ihrem Mann, der nun das ganze Fach der schönen Literatur in der L. Z. zu besorgen hatte, einen guten Theil des Geschäfts ab.

Schlegel konnte nicht genug rühmen, wie freundlich Schiller sich seiner annahm; sie standen im intimsten häuslichen Verkehr, an dem sich auch die Kalb betheiligte. Eine Störung trat bald darauf durch eine Recension des Musen-Almanachs ein, die Fr. Schlegel, sehr gegen den Willen seines Bruders, in Reichardt's Deutschland veröffentlichte. Fr. Schlegel dachte nichts Arges dabei; als die Recension gedruckt war, empfand er freilich, daß manche Stellen Schiller verdrießen müßten, und Körner legte im Voraus (21. Juli) Fürbitte für ihn ein. Uebrigens enthielt die Recension selbst einige ganz treffende Bemerkungen. „Noch zu rechter Zeit ist Schiller aus den unterirdischen Grüften der Metaphysik wieder ans Tageslicht gestiegen. — Die Elegie, welche ein sanftes Ueberströmen der Empfindungen fordert, scheint seinem raschen Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen; seine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt; fast könnte es scheinen, daß er in früherer Zeit die ihm angemessene Tonart glücklicher zu treffen gewußt habe. — An Bestimmtheit und Klarheit hat aber seine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war seine üppige Bildersprache ein streitendes Gestaltenheer, wie eine im Werden plötzlich angehaltene Schöpfung; jetzt hat er den Ausdruck in seiner Gewalt." — „Schiller's Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Ziels. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziel zu nähern. Mit einer fast erhabenen Unmäßigkeit drängt sich sein Geist immer vorwärts; er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abweichungen groß ... Es wäre unbillig, ihn als Dichter mit Goethe zu vergleichen, der fast nicht umhin kann, auch das Geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr, uninteressant und trivial zu erscheinen, seinem einmal bestimmten Zweck treu

bleibt. Schiller's Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalt sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber in dem ganzen Umfang seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiet in sorgloser Abspannung oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbst seines geistigen Lebens versinken kann."

Als Fr. Schlegel 8. Aug. nach Jena kam, gefiel er Schiller ganz wohl, der gleichwohl nicht gemeint war, ihm seine Impertinenzen zu schenken, und eine ganze Reihe Xenien wurden ihm gewidmet. Die Schlußredaction derselben fand während Goethe's Aufenthalt in Jena, 18. Aug. bis 4. Oct., statt; Schiller hatte ganz nach Gutdünken verfahren, wie denn überhaupt alles Bedeutendere von ihm herrührt. In der neuen Zusammenstellung lesen sich die Xenien für uns artig genug; die Betroffenen, als „Ochs", „Nickel", „giftiges Insect" u. s. w. bezeichnet, mochten anders empfinden; waren doch selbst arge Persönlichkeiten, z. B. gegen Forster, nicht ganz vermieden. Sämmtliche Journale, die sich die Vertheidigung der „Invaliden" zur Aufgabe gesetzt, mußten daran glauben; die „Jeremiaden" des Reichsanzeigers: „Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert, ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!" wurden gebührend berücksichtigt. Vortrefflich gegen die gemeinen Naturalisten des Theaters ist das Gespräch mit dem Schatten des Herkules im Orkus: „O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt ... Uns selbst und unsere guten Bekannten, unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier ... Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Ebenso bekannt sind die Unterredungen mit den Philosophen, der Spott gegen die Kantianer, gegen Fichte, mit einigen Seitenhieben auf den Meister selbst: „Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern, schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein!"

Sehr übel kam die fromme Gesellschaft in Holstein weg, die überhaupt in Weimar und Jena immer mehr Anstoß gab. W. v. Humboldt, der sie Anfang August besucht, hatte humoristische Schilderungen davon entworfen. Ueber Jacobi hatte sich Fr. Schlegel („Deutschland", Febr. 1796) ziemlich spöttisch ausgesprochen; er bedauerte, so viel Wahrheit in ein so widerliches mystisches Gewebe verflochten, so viel schöne kräftige Sprache dem

Dienst der sonderbarsten geistigen Buhlerei gewidmet zu sehn. „Es hält schwer, sich einen solchen Mann als aufrichtigen Eiferer für positive geoffenbarte Religion zu denken; wenn man nicht in ihm selbst Genie zum Religionsstifter annehmen mag. Indeß hat der Reiz, den die Schwierigkeit eines solchen Kunststücks hat, schon manchen trefflichen Menschen vom festen Boden aufs schwankende Seil gebracht.“ Dann folgte, Aug. 1796, eine Kritik des „Woldemar“, von dem eine neue verbesserte Auflage erschien, diesmal wieder ohne die Widmung an Goethe. — An gerechter Anerkennung läßt es Fr. Schlegel nicht fehlen: er rühmt Jacobi's schönen, lebendigen, warmen, genialen Ausdruck; er ist ihm dankbar für die Liebe, mit welcher er das Recht des Herzens gegen die Sophisten und Vernünftler, die Einheit des Lebens gegen die Materialisten verficht: der leitende Gedanke all seiner Schriften sei, Liebe, Gott, alles Hohe im Menschen aus dem Bereich des Traums und des Wahns zu ziehn. Er sei Philosoph von Charakter, nicht von Profession. „Seine Philosophie ist ein reiches Resultat seiner individuellen Erfahrung, eine entschiedene Gegnerin jener todten Philosophie, welche nur mit Buchstaben, den Gespenstern des ehemals Wirklichen, ein Gewerbe treibt.“

„Aber mit dem bloßen Streben nach dem Unendlichen ist die Sache noch nicht gethan. Ein Werk kann bei dieser hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt sein.“ Das Bedenkliche im Charakter seines Helden empfindet Jacobi selbst. „Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst.“ Aber die Kritik des Dichters gegen sein Geschöpf ist nicht scharf genug; er empfindet nicht das Ungesunde der Verhältnisse, in die er ihn einführt. „Ein Weib zu lieben, gleich als wäre sie ein Mann; von einem Freunde geliebt zu werden mit weiblicher Nachsicht und Anbetung: das war es, was sein verzärteltes Herz begehrte ... In einem so gebrechlichen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenstand sei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln. Er und seine Freundin reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundschaft und erörtern das förmlich, worüber sich wahrhaft delicate Menschen stillschweigend verstanden haben würden: wo hingegen die schnellste Offenheit nothwendig war, brüten sie einsam und schmollen mißtrauisch . . . Feine Wollust macht Woldemar zum groben Egoisten. So genießt er die Laïs seiner Seele, liebt sie nicht: es ist wirklich empörend, wie er sich noch freuen darf, daß er sie besitze, ohne von ihr besessen zu werden ... Diese Beschaffenheit des Helden verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönste im Buch. Das Zarteste selbst wird

indelicat, weil es uns seine selbstische Befriedigung malt; so die Art, wie beide Freundinnen sich bemühen, dem Weichling das Leben zu versüßen und ihm jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der Andere so viel für sich thun läßt, der eines solchen Zauberkreises bedarf, um darin zu existiren. Warum bestehn aber auch seine Lieben so hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da sie doch wissen, daß eitel Hochmuth und Lüste in ihm sind? Es ist ein großes Uebel, wenn ein Mensch zum Schoskind der ihn zunächst Umgebenden geworden ist. Einem gesunden Menschen würde es lästig fallen; Woldemar bestärkt es nur in seiner Eitelkeit, und verwickelt ihn noch tiefer in Speculationen über sich selbst, zu denen er schon so geneigt ist. Dieses Grübeln ist das beste Mittel, einen ohnehin kranken Geist ganz zu schwächen und zu verderben, wie beständiges Mediciniren den Körper entnervt. Woldemar erscheint nur da rastlos thätig, wo man nicht den geringsten Widerstand findet, in den Räumen der Einbildungskraft; er macht sich ein angelegentliches Geschäft daraus, seine Gefühle sorgfältig zu registriren. Er geht in seinen häufigen Naturbeschreibungen gleichsam auf die Jagd nach himmlischen Empfindungen aus; sein armes Herz kann nur im Irrthum genießen; mühsam muß er erst das Todte um sich her beleben, um durch eine künstliche Täuschung seine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweise rinnen. — Durch das lange Ausspinnen einer einförmigen Verzückung muß auch ein genialer Schriftsteller in gemeine Empfindelei versinken."

Der Keim dieser künstlerischen Verirrungen liegt schon in Jacobi's Philosophie. „Jeder Denker, für den Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsetzt, sie zu seinen Zwecken eigennützig mißbraucht, ist ein Sophist; mögen diese Wünsche, diese Zwecke so erhaben sein und so gut scheinen wie sie wollen." „Wenn die wissenschaftliche Untersuchung nicht von der gerechten Voraussetzung, daß Wahrheit sein soll, ausgeht, mit dem festen Entschluß und der Kraft, sie zu nehmen wie sie gefunden wird, sondern von einer trotzigen Forderung, daß dies oder jenes wahr sein soll, so muß sie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen, je nachdem der Untersucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu sprechen. Wer von der Philosophie verlangt, daß sie ihm eine Julia machen soll, der wird früher oder später mit Romeo rufen: hang up Philosophy! Ist er, während er sie suchte, seiner Julie untreu geworden und hat die Philosophie selbst lieb gewonnen, so überwältigen ihn die Widersprüche, er wird ein bedauernswürdiger Märtyrer der Wahrheit; liebt er aber seine Julia von ganzer Seele und macht sich nichts aus der Wahrheit, so darf er nur durch einen dreisten Machtspruch den

Zweifeln Schweigen gebieten: er wird glücklich, und hängt die Philosophie.“ „Jacobi's unversöhnlicher Haß gegen die philosophirende Vernunft verräth seinen Mangel an Zuversicht. Die Wahrheit läßt sich nun einmal nicht ertrotzen; und wer seine Vernunft betäubt, um nur glauben zu dürfen, was sein Herz begehrt, endigt mit Mißtrauen gegen die geliebte Wahrheit selbst.“*)

Die Ueberspannung des Denkens macht sich auch im Sittlichen geltend. In Jacobi's Roman „lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, eine grenzenlose Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte einen Hang zur beschaulichen Einsamkeit erzeugen, der durch die Seelenlosigkeit der Umgebungen leicht verstärkt werden konnte. Versunken in sich selbst mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtsein eines göttlichen Vermögens gelangen, seine Empfindungen davon in Begriffe auflösen, und diese Begriffe nach seiner ursprünglichen Unmäßigkeit, die immer alles in einem Wirklichen suchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der gesetzgebenden Kraft des moralischen Genies, von den Licenzen hoher Poesie, welche Heroen sich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürfen; gefährlicher Indifferentism gegen die Form; Mysticism der Gesetzesfeindschaft; daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zusammenhang des Verstandes und des Herzens kennen und schätzen konnte: denn für das Classische, Schickliche und Vollendete, für gesetzlich freie Gemeinschaft fehlt es diesem Modernen durchaus an Sinn. Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze verbreitet und ihm eine Einheit des Colorits giebt, ist Ueberspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus.“ — „Setzt jenes Streben nach dem Unendlichen, ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchst rege und zart, aber gleichsam unendlich verletzbar ist: und sie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengesetzten, ohne welche die größte wie die kleinste Aufgabe der menschlichen Bestimmung nicht erfüllt werden kann, verfehlen; sie wird zwischen der verschlossensten Einsamkeit und der unbedingtesten Hingebung, zwischen Hochmuth und Zerknirschung, zwischen Entzücken und Verzweiflung, zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft ewig schwanken.“

*) Verwirrt durch den Eindruck der römischen Geschichte, schrieb Jacobi in diesen Tagen an Elise Reimarus: „Wider dies alles weiß ich mir nur durch das Gefühl eines Bessern in mir selbst zu helfen ... Wenn ich in Augenblicken dies Gefühl nicht anregen kann, so bin ich ein Gottesleugner, und die Menschheit ist mir ein Abscheu.“

„Woldemar ist eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott, und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem Salto mortale der göttlichen Barmherzigkeit.“ — Es ist ein hartes Wort, aber es trifft; es trifft nicht blos Jacobi: überblickt man Fr. Schlegel's eigne spätere Entwickelung, so wird man keine bezeichnendere und gerechtere Form des Urtheis finden als sein eignes Wort. Von der Debauche der Lucinde mit einem Salto mortale in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche!

Jacobi empfand in der Kritik nur das Uebelwollen. In seinem Kreise — den französischen Emigranten und dem holsteinischen Adel — verwöhnt, suchte er gern zwischen allen Gegensätzen zu vermitteln. „Seine Begierde, allen sich mitzutheilen, sich aller Liebe zu erwerben,“ schreibt Voß, „verleitet ihn bisweilen zu halben Schritten; aber gewarnt, besinnt er sich doch keinen Augenblick, welche Bahn er zu wählen hat.“ Reinhold und Baggesen standen Jacobi am nächsten. Mit all diesen guten Leuten suchte Voß leidlichen Verkehr zu halten; am sauersten machte ihm Stolberg das Leben, der bei seiner gutmüthigen, weichen und reizbaren Natur jetzt in einer beständigen fliegenden Hitze gegen alles war, was nach Revolution schmeckte. Voß ehrte in ihm die alten Erinnerungen; daß ihre Freiheitsliebe schon in der Jugend eine sehr verschiedene gewesen, war er nicht gewahr geworden: Stolberg liebte die Freiheit als vornehmer Müßiggänger, Voß als Leibeigner, der durch angestrengte Arbeit frei geworden war.*) Eine wüthende Ode, „Kassandra“, gegen die Illuminaten hatte Stollberg dem M. A. förmlich aufgedrungen: „frostiges Prahlen mit Empfindung,“ schreibt A. W. Schlegel Sept. 1796 in der L. Z., „ohnmächtige Schwärmerei, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken“; er wünscht, daß Voß den Abdruck einem Denunciantenblatt überlassen hätte. Aehnlich dachten Goethe und Schiller, der ihm „die Götter Griechenlands“ noch immer nicht vergessen hatte: „Bei diesem Menschen ist Dünkel mit Unvermögen in so hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann.... So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die offenbar nur gesuchte Frömmelei!“ Demnach wurde er in den Xenien sehr bitter verhöhnt. „Als du die griechischen Götter gelästert, da warf dich Apollo aus dem Parnasse, dafür gingst du ins Himmelreich ein!“

Am bittersten in seinem Kampfe gegen die Aufklärung war Schlosser, Goethe's Schwager, der Juni 1796 gleichfalls nach Eutin übersiedelte.**) Sein „Gast-

*) Stolberg's Schwester Katharina empfing die zarten Huldigungen Schönborn's, der noch in London angestellt war.

**) Ebenso Nicolovius, Stolberg's ehemaliger Hofmeister, seit 5. Juni 1795 Schlosser's Schwiegersohn.

mahl", dem platonischen nachgebildet, läßt in der Weise Wieland's eine Reihe von Personen — einen lutherischen Pfarrer, einen Augustiner, einen Arzt, einen pensionirten Obersten u. s. w. — ex aequo et bono sich über die Zeitereignisse aussprechen, mit großer Anmaßung und wenig Gehalt. „In unsern altklugen Zeiten pflegt alles, was aus Gefühl gesagt oder gethan wird, für Schwärmerei gehalten zu werden. Armer Plato! wenn du nicht das Siegel des Alterthums auf dir hättest: wer würde dich in dem prosaischen Zeitalter noch lesen wollen, in welchem die höchste Weisheit ist, nichts zu sehn, als was vor den Füßen liegt, und nichts anzunehmen, als was man mit Händen greifen kann!"

„Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch," erwidert der alte Kant (jetzt 72 J. alt) Mai 1796 (Berl. Arch.) in der Schrift „von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie". — „Alle dünken sich vornehmer nach dem Maß, daß sie glauben nicht arbeiten zu dürfen: und nach diesem Grundsatz ist es neuerdings so weit gekommen, daß sich eine vorgebliche Philosophie, bei der man nicht arbeiten, sondern nur das Orakel in sich selbst anhören und genießen darf, um die ganze Weisheit von Grund aus in seinen Besitz zu bringen, unverhohlen ankündigt. — Das Princip, durch Einfluß eines höhern Gefühls philosophiren zu wollen, ist unter allen am meisten für den vornehmen Ton gemacht: denn wer will mir mein Gefühl streiten? — Bisher hatte man nur von drei Stufen des Fürwahrhaltens gehört, dem Wissen, Glauben und Meinen. Jetzt wird eine neue angebracht, die kein Fortschritt des Verstandes, sondern Vorempfindung dessen sein soll, was gar kein Gegenstand der Sinne ist: d. h. Ahnung des Uebersinnlichen. — In der neuern mystisch-platonischen Sprache heißt es: alle Philosophie der Menschen kann nur die Morgenröthe zeichnen; die Sonne muss geahnt werden. Aber Niemand kann doch eine Sonne ahnen, wenn er nicht selbst schon eine gesehn hat. — Zwar in die Sonne (das Uebersinnliche) hineinsehn, ohne zu erblinden, ist nicht möglich; aber sie im Reflex (der die Seele moralisch erleuchtenden Vernunft) zu sehn, wie der ältere Plato thut, ist ganz thunlich; wogegen die Neuplatoniker uns nur eine Theatersonne geben, weil sie uns durch Gefühle, Ahnungen, d. h. das Subjective, was gar keinen Begriff von dem Gegenstand giebt, täuschen wollen. — In bildlichen Ausdrücken, die jenes Ahnen verständlich machen sollen, ist der platonisirende Gefühlsphilosoph unerschöpflich. In dieser Erwartung von Geheimnissen, oder vielmehr Hinhaltung mit solchen, liegt die Verstimmung der Köpfe zur Schwärmerei. — Wenn einer von den Kraftmännern, welche neuerdings mit Begeisterung eine Weisheit verkündigen, die ihnen keine Mühe macht, weil sie diese Göttin beim Zipfel ihres Gewandes erhascht und sich ihrer bemächtigt zu haben glauben,

sagt, er verachte denjenigen, der sich seinen Gott zu machen denkt: so gehört das zu den Eigenheiten ihrer Kaste, deren Ton vornehm ist. Denn es ist klar, daß ein Begriff, der aus unserer Vernunft hervorgehen muß, gemacht sein müsse."

Kant wiederholt nun seine alte Deduction, wie aus dem Pflichtbegriff der Begriff der Freiheit entspringt: „Diese Frage regt durch das Erstaunen über die Erhabenheit der innern Anlage in der Menschheit, und zugleich die Undurchdringlichkeit des Geheimnisses, welches sie verhüllt, die ganze Seele auf. Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten, und in sich selbst eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur weicht, und dies durch Ideen erzeugte Gefühl ist der Punkt des Archimedes, woran die Vernunft ihren Hebel ansetzen kann, und zwar, ohne ihn weder an die gegenwärtige, noch eine künftige Welt, sondern blos an ihre innere Idee der Freiheit, die durch das unerschütterliche moralische Gesetz als sichere Grundlage daliegt, anzulegen, um den menschlichen Willen, selbst beim Widerstand der ganzen Natur, durch ihre Grundsätze zu bewegen. Das ist das Geheimniß, welches nur nach langsamer Entwickelung der Begriffe des Verstandes und sorgfältig geprüften Grundsätzen, also nur durch Arbeit fühlbar werden kann. Daran zu erinnern ist in unsern Tagen nicht überflüssig, wo der Philosoph der Vision wegen der Gemächlichkeit, die Spitze der Einsicht durch einen kühnen Schwung ohne Mühe zu erreichen, unbemerkt einen großen Anhang um sich versammeln könnte, wie denn Kühnheit ansteckend ist, welches die Polizei im Reich der Wissenschaften nicht dulden kann."

„Der Mystiker glaubt auf ein Geheimniß zu stoßen und etwas überschwenglich Großes zu sehen, wo er nichts sieht; und setzt gerade darin, daß er über einer Idee in sich brütet, die er weder sich verständlich machen, noch andern mittheilen kann, die echte Philosophie, wo denn das Dichtertalent Nahrung für sich findet, im Gefühl und Genuß zu schwärmen, welches freilich viel einladender und glänzender ist, als das Gesetz der Vernunft, durch Arbeit sich einen Besitz zu erwerben."

In dem „Schreiben an einen jungen Mann, der Philosophie studiren wollte", wurde nun Schlosser hämisch gegen Kant: er gab sich den Anschein auf ihn herabzusehen, da er doch über die Lehre desselben in die lächerlichsten Mißverständnisse verfiel; er stellte sich als Repräsentanten des Alterthums dar, denuncirte die neugläubigen Geistlichen, und jammerte darüber, daß „allen Ahnungen, Ausblicken aufs Ueberſinnliche, jedem Genius der Dichtkunst die Flügel abgeschnitten werden sollten." Fr. Schlegel versicherte („Der deutsche Orpheus, ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte", in „Deutschland" Nov. 1796), seine geheime Absicht sei gewesen, Kant's Ansicht über den „vornehmen Ton"

durch die That zu widerlegen, und ein unübertreffliches Muster des gemeinen Tons aufzustellen. „Um recht zu scheinen, muß man sein: wer vollkommen gemein schreiben will, muß pöbelhaft denken." Seinen Denunciationen warf er ein verächtliches: Ruhig, Christ! entgegen. Schlosser hatte die Mystik zu vertreten gesucht: „Mystiker," erwidert Schlegel, „sind diejenigen, welche zu träge, sich der Allvollkommenheit unter den steten Hindernissen der Wirklichkeit dennoch handelnd und kämpfend unverrückt zu nähern, lieber gleich durch gänzliche Verzichtleistung auf Wirklichkeit eine volle Seligkeit im Traum wohlfeil oder auch theuer erkaufen. Dazu gehört Stärke der Einbildungskraft. Diese fehlt Schlosser: seine Schwärmereien sind von der frostigen Gattung."

Kant erwiderte (Dec. 1796): „Die Lüge ist der eigentliche faule Fleck in der menschlichen Natur; das Gebot: Du sollst nicht lügen! zum Grundsatz in die Philosophie aufgenommen, würde den ewigen Frieden in ihr nicht nur bewirken, sondern auch in alle Zukunft sichern können." — Schiller war ganz auf Kant's Seite: „es ist in diesem alten Herrn noch etwas so wahrhaft Jugendliches, das man beinahe ästhetisch nennen möchte". Schlosser's Schrift ekelte ihn an: „sie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verstockten Sinn, eine incorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigstens, wenn keine vorsätzliche Verblendung. In einen arroganten Philosophenton finde ich eine recht gemeine Salbaderei eingekleidet; überall wird an das gemeine Interesse der menschlichen Natur appellirt, und nirgend finde ich eine Spur von eigentlichem Interesse für Wahrheit an sich selbst. Was soll man dazu sagen, wenn nach so vielen und gar nicht verlorenen Bemühungen der neuen Philosophen, den Punkt des Streites in die bestimmtesten und eigentlichsten Formeln zu bringen, wenn nun einer mit einer Allegorie anmarschirt kommt, und was man sorgfältig dem reinen Denkvermögen zubereitet hatte, nun wieder in ein Helldunkel hüllt. Diese Leute wollen sich auch durch die Metaphysik hindurch riechen und fühlen, sie wollen überall synthetisch erkennen; aber ihr Bemühen, den Menschen immer bei seiner Totalität zu behaupten, ist nur eine klägliche Bemühung, ihr armes Selbst in behaglicher Dunkelheit glücklich durchzubringen."

Jacobi's Freundin, Gräfin Julie Reventlow, reiste seit einigen Jahren in Italien, mit ihrer Pflegetochter Ina Holk, die in Rom öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. „Es ist mir lieb," schreibt Goethe 30. Oct. an Meyer, der gleichfalls dort war, „daß Ihnen die reisende Dame aufgestoßen ist, und daß Sie durch dies Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der ohnmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund, noch eine Gesellschaft, sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbindet; denn im Grunde sind sie

mit einander gar nicht einig, als darin, daß sie gern alles, was sich über das Niveau ihrer Misere erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan, und sie so gewürzt, daß sie wenigstens Jedermann lesen wird; denn da die Gesellen mit ihrer Druckerei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Arten immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblick offen sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde." — Und an Schiller, 19. Nov.: „Ich hoffe, daß alle gebildeten Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen dann doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Zu dieser schlechten Gesellschaft rechnete Goethe auch den wandsbecker Boten. Oct. 1795 hatte Claudius (den Humboldt völlig Null fand) die Fabel vom Censor Brummelbär veröffentlicht, den der Fürst auf allgemeines Begehren angekettet; als aber Unfug ausbricht: „ich rechnete aus angestammtem Triebe auf Edelsinn und Wahrheitsliebe; sie waren es nicht werth, die Sudler klein und groß — macht doch den Bären wieder los!" — Voß antwortete mit der Fabel vom Uhu: „Der Adler that, als hört' er nicht, und sah ins junge Morgenlicht;" — ein Wort, das Kant einer Hekatombe werth schien. — Wenn diese Einmischung in Dinge, die ihm eigentlich fremd lagen, Claudius in unerquickliche Beziehungen brachte, so wurde die Anmuth seines Privatlebens nicht getrübt. „Was man auch," erzählt ein Beobachter, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitätsprediger halb todt ärgern würden." Doch wurde er in seiner Entgegnung gegen den „realen Stier an der Ilm" und den „sentimentalen Widder an der Saale" bitter genug. — Den alten Freund Jung-Stilling, der eben mit den „lächerlichen Scenen aus dem Geisterreich" und dem mystischen „Heimweh" hervorgetreten war, bedachte Goethe mit der Xenie: „Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus." — Auch Lavater war arg mitgespielt; er hatte in nächster Nähe neuen Anstoß gegeben. Paulus, der mit beiden Dichtern gut stand, hatte das Wandeln Jesu auf dem Meere durch Wandeln am Meer commentirt; Lavater hatte diese Erklärung, insofern sie die Mei-

nung der Evangelisten treffen sollte, in einem offnen Sendschreiben (Juni 1796) als „dumm und frech" bezeichnet; es war zwar (Sept. 1796) zu einer Art Ausgleichung gekommen, aber Lavater blieb doch bei seiner Ueberzeugung, daß der offne Deist, der die Wunder schlechtweg für Lüge, Einbildung oder Betrug hält, redlicher und geradsinniger handle, als der subtile Erklärer, der den Evangelisten das Wort im Munde verdreht und ihre offenbaren Wundererzählungen in fade Trivialitäten verwandelt: eine Ansicht, in der ihm die moderne Kritik wohl beipflichten wird.

Die Angriffe gegen seine alten Freunde vom Standpunkt freierer religiöser Richtung hätte sich Voß wohl gefallen lassen, aber er selbst mußte unter dem Xeniengeist leiden. Seine Gedichte waren immer stofflicher geworden; die Beschäftigung des Essens, der ländlichen Arbeit und des Reigentanzes wurde immer umständlicher und hausbackener beschrieben; ein märkischer Pfarrer, Schmidt zu Werneuchen, griff ihm im „Kalender der Musen und Grazien" unter die Arme: das eintönige Einerlei kleiner Zustände machte sich in unschönem Behagen breit gegen alle „Mucker" und Modegecken. Gegen diese breite Nüchternheit zogen nun gleichzeitig Goethe in einem Spottlied, A. W. Schlegel in der L. Z., Tieck im berliner Archiv zu Felde; die neue Poesie wollte der alten in allen Stücken ihr „wohlerworbenes" Ansehn rauben. Kein Wunder, daß nun auch hier Partei gemacht wurde.

Um Wieland und Herder, die als Anhänger des „goldenen Zeitalters" enge zusammenhielten, bildete sich im Gegensatz gegen die Xeniendichter ein Kreis ausschließlicher Verehrer, dem aus der Ferne Jean Paul zugerechnet wurde. Böttiger, geb. 8. Juni 1760 im Voigtland, seit 1791 Gymnasialdirector in Weimar; als Alterthumskenner auch für Goethe und Schiller unentbehrlich, als Zwischenträger (Magister Ubique) ihnen ein Greuel; ferner Falk, geb. 28. Oct. 1768 zu Danzig, Autodidakt, später in Halle unter Eberhard gebildet, Satirenschreiber von Profession, der Nov. 1796 nach Weimar kam und im Mercur sofort als Größe gefeiert wurde. Sein „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" suchte hauptsächlich Berlin und die Berliner in ein schlechtes Licht zu setzen.

Aus Berlin erhielt dafür November 1796 die entgegengesetzte Partei Zuwachs. Zuerst kam W. v. Humboldt, mit seiner Frau, der sich wieder auf längeren Aufenthalt einrichtete; dann 16. Nov. M. v. Burgsdorf, der den Sommer in Teplitz mit Rahel und der Gräfin Josephine Pachta zugebracht, und sich dann eine Zeit lang in Dresden aufgehalten hatte. Er hatte mit Rahel den Tasso studirt und psychologische Studien an ihr getrieben: sie vertraute ihm alles, auch ihr keimendes Verhälniß zum Grafen Karl Finkenstein. Ueber Fr. v. Humboldt schreibt er an Rahel: „Sie kennen

das liebe Gesicht; nun hab' ich es schon wieder in all seinen Mienen gesehn, von der muthwilligsten bis zur verklärtesten, auch die Kindermienen. Sie wissen, wie sich, wenn sie mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann; mit einem Male sieht man sie an, und sie lächelt, und wird noch röther, und ihre Augen werden dann wunderbar groß und glänzend" u. s. w. „Humboldt's sind alle Abende regelmäßig bei Schiller. Es ist mir unendlich viel werth, Schiller so zu sehn. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andre achtet und liebt er nur, insofern sich's an dies sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr auf seine Art. Humboldt ist in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter ebenso komisch, als wir ihn nur je gesehn haben. Denken Sie Sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat, sie auszusprechen; wenn er, statt irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, bei der Sache bleibt; wenn es ihm im Sprechen, wie sonst im Denken, um die Wahrheit selbst zu thun ist." 20. Nov. empfing Humboldt die Nachricht vom Tod seiner Mutter, der ihn in eine völlig unabhängige Lage versetzte; sein Aufenthalt in Jena, mit seinem Bruder, dauerte 6 Monate.

Als der Xenien-Almanach Oct. 1796 erschien, dauerte es einige Wochen, ehe das Publicum sich faßte. „Jedermann," schreibt Goethe 15. Oct., „findet sich frappirt, und Jedermann nimmt sich zusammen, um mit anscheinender Liberalität und mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu sprechen." Nur Herder äußerte sich sofort mißbilligend: „jeder ehrliche Mann kann jetzt eine Klette ans Kleid oder einen Schandfleck ins Gesicht geworfen bekommen!" Im nächsten Monat wurde eine zweite Auflage nöthig, unmittelbar darauf erschien der erste Angriff von Manso; nicht ganz ohne Witz, vom Ton ein Beispiel: „Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen. Funfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Koth." Schiller, äußerst aufgebracht, schreibt: „man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf Furcht rechnen: aber die Polizei ist so schlecht bestellt wie der Geschmack!" Der Ton war einmal angegeben, und nun ging es Woche für Woche fort, Campe, v. Hennings, Jenisch u. s. w.; einer überbot den Andern an Grobheit; Nicolai schrieb, wie man ihm prophezeit, ein ganzes Buch zur Widerlegung.

Wenig beachteten die Gegner die innere Fehde im Kreise der Schönheits-Apostel. Die Xenien hatten Fr. Schlegel — durch verschiedene Stellen

aus seinen Schriften kenntlich gemacht — arg mitgespielt. „Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen, bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus. Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich, etwas Geduld noch, ihr Herrn! eh' ihr von Griechheit uns sprecht. — Eine würdige Sache verfechtet ihr: nur mit Verstande, bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird. — Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf. — Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen, hätten die Kritiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist. — Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun; dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert. — Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren; ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!" — Von einem principiellen Gegensatz ist noch keine Rede, Schlegel wird nur wegen seines übertriebenen Hellenismus zurückgewiesen. Es ging Schiller wie bei Bürger: in der neuen Art trat ihm das Zerrbild seines eignen Idealismus entgegen, und er wandte sich mit jener Heftigkeit davon ab, die das Bewußtsein geheimer Mitschuld hervorruft. — Fast bei jeder Reformation wird man wahrnehmen, daß die Reformatoren mit der größten Heftigkeit gegen diejenigen ihrer Anhänger verfahren, die nicht streng ihrer Autorität gehorchen und ihrem eignen Princip durch Uebertreibung ein falsches Ansehn geben. Als eine Reformation betrachtete aber Schiller ganz ernsthaft das Werk, das er mit Goethe unternahm, und wenn er die Kraft eines Reformators besaß, so fehlte es ihm auch nicht an der gewöhnlich damit verbundenen Schroffheit. Nur von Schiller kann hier die Rede sein, denn Goethe, der freilich in einzelnen Fällen auch gegen ihn recht wohl die Autorität der höhern Stellung geltend zu machen wußte, fügte sich im Ganzen dem kräftigern Willen seines Freundes. Schiller war es ein heiliger Ernst um die Sache, und Goethe ließ sich in diesen Ernst mit hineinziehn, obgleich er zuweilen ungeduldig wurde und meinte, daß die neue Poesie eine gar zu ernsthafte Beschäftigung sei.

„Daß Du Fr. Schlegel gezüchtigt," schreibt Körner, „kann ihm nicht schaden; nur gieb ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen." Aber nun verstand wieder Schlegel keinen Spaß. Er war in diesen Tagen viel mit Reichardt zusammen, und gab in das Journal desselben (Nov. 1796) eine Kritik der Xenien, die sehr höflich anfing: „Die heilige Majorität wird sie oft belachen, und zuweilen verstehn. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wußte sie schon, ehe sie noch vorhanden waren; seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gebe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens, die Verschwörung sei reif, man werde nächstens das Unglaubliche erfahren... Für den Freund der

Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen sein; ich sehe ihn mit wahrer Ueppigkeit in den classischen Grabheiten schwelgen... Manche gutherzige Seele hingegen wird mit Unwillen bemerken, daß hier nichts geschont sei, auch das Schonungswürdigste nicht; daß ein hahnlachendes Zeichen sogar an das Grab eines edlen Unglücklichen gesteckt sei (Forster), der wenigstens verdient habe, daß die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon: Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen! Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier! ein vollkommenes Beispiel eines naiven Epigrammes sei? Denn wenn die Trajaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus der geborgten Rüstung wegen mit dem großen Peliden zu verwechseln: so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier frohlockt, daß er der andere scheinen kann."

Es war ein Dolchstich, der Schiller gewiß tiefer traf, als die unmittelbar daran sich schließende Erklärung Reichardt's, die gegen Schiller's „nichtswürdiges und niedriges Betragen" „herzliche Verachtung" aussprach, von ihm verlangte, seine Verleumdungen (z. B. daß Reichardt ein giftiges Insect sei) zu beweisen, ihn aber auf alle Fälle für einen ehrlosen und feigherzigen Lügner erklärte, während von Goethe versichert wurde, er könne seine Größe nie so entweiht haben. Schiller wollte mit einer „schnellen und entscheidenden" Erklärung antworten; Goethe, der überhaupt gelassen blieb, wußte ihn mit einiger Mühe zu beschwichtigen.

Die Frauen trugen durch Hin- und Herreden viel dazu bei, die Spannung zu vergrößern. Lottchen's Schwester, Fr. v. Wolzogen, seit Aug. 1796 in Jena (ihr Mann wurde Dec. 1796 Kammerherr in Weimar), schrieb im Stil des „Meister" einen Roman „Agnes von Lilien", dessen Anfang Nov. 1796 anonym in den Horen erschien und allgemeinen Beifall fand, auch bei ihrem geschiedenen Mann; Caroline Schlegel war überzeugt, er sei von Goethe; gleichwohl wurde er von Fr. Schlegel in „Deutschland" scharf getadelt, was in der weiblichen Welt große Aufregung hervorbrachte.

„Auf unserm Helikon, wie war es sonst so schön, als noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten mit ihrem Walfsgeheul und Tigerungestüm!" klagt der alte Gleim, der nicht verfehlte, neue Gedichte herauszugeben, um gegen den Spott der Xenien die „Kraft und Schnelle des alten Peleus" zu erweisen. „Schiller's Furien-Almanach," schreibt Jean Paul 8. Nov. an Fr. v. Kalb, „hat mehr Salz als Farben... Ich werde nie etwas darüber sagen, so sehr die Mißhandlung eines Reichardt u. s. w. einen Bluträcher aufruft; aber der genialische Egoismus, der heftigste unter allen, verdient im

Allgemeinen ätzende Farben und breite Striche. Doch habe ich gegen Goethe und Schiller ebensoviel Liebe als eigentliches Mitleid mit ihren eingeäscherten Herzen."

Wieland, der 28. Mai 1796 seinen Schwiegersohn Geßner in Zürich besucht hatte, wo er sehr gefeiert war, kam 12. Sept. mitten in den Xenientumult nach Weimar zurück. Auch er war sehr ungehalten, und brachte Febr. 1797 im Mercur eine Kritik, in welcher er den schärfsten Tadel aussprach, dann aber ironisch versicherte, die schlimmsten dieser Epigramme seien gar nicht von den beiden Dichtern, sondern von irgend einem übereifrigen Verehrer derselben in den Mus.-Alm. eingeschmuggelt.*) Die Gegenschriften dauerten das ganze Jahr durch, und hielten Schiller in einer höchst unbequemen Aufregung. In der That machten sie es arg: die intimsten Persönlichkeiten wurden herbeigezogen, die „Jungfer Vulpius" und Schiller's Besoldung ohne Thätigkeit.

Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder. Dem Urtheil des Publicums konnten die Xenien nicht zu Hilfe kommen, da sie nicht sachliche Urtheile, sondern persönliche Invectiven enthielten. Wer angreift, soll Gründe geben; ein kurz absprechendes Wort überzeugt Niemand. Glücklicherweise haben unsre Dichter den Plan, die Xenien fortzusetzen, bald aufgegeben. Goethe hat noch einige harmlose Späße gemacht, die ohne weitläufigen Commentar gar nicht zu verstehen sind, wie Oberon's und Titania's goldne Hochzeit, und wenn er sich in spätern Jahren zum Epigramm zurückwandte, so geschah das mehr, um ernste Wahrheiten in einer gefälligen Form, wie es dem Alter ziemt, zu verkünden, als um Personen wehe zu thun; Schiller hat sich nie wieder mit Polemik abgegeben. Man hat später behauptet, aus den Xenien wäre eine wohlthätige Revolution in der deutschen Poesie hervorgegangen. Es ist nicht abzusehn inwiefern, wenn man nicht etwa die Neigung zu Persönlichkeiten und die gehässige Polemik einen Fortschritt nennen will.

Die Horen waren bestimmt gewesen, unter dem Banner des Idealismus alle Künstler und Denker von Bedeutung zu vereinigen, und dadurch das deutsche Volk allmälig zu einer Stufe der Humanität zu erheben, auf der es mit den Griechen wetteifern könne. Die Absicht war in ihr Gegentheil um-

*) Im März kaufte sich Wieland auf dem Lande in Osmanstedt an, wo er 6 J. wohnte. „Wieland," schreibt Schiller 1. Mai 1797, „ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum zählen. Was einen oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfter zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an geniatischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel."

geschlagen: das Reich der Künstler gewann mehr und mehr das Ansehn einer streitenden Kirche und in seiner eignen Mitte tobte Empörung und Gesetzlosigkeit. Man hatte die Menge verscheucht, die von der Kunst und Philosophie Brod d. h. Stoff verlangte, und der man Steine, d. h. Ideale vorsetzte. Freilich hatte der erbitterte Kampf die Folge, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was in Weimar und Jena geschah. Denn nun war auch der Pöbel der Literatur in diesen Zauberkreis gebannt, und wenn er auch nichts anderes that, als auf die Despoten an der Ilm und an der Saale zu lästern, so war das eben nur eine indirecte Anerkennung ihres Despotismus. Die herrschende Literatur fand im lesenden und schreibenden Publicum gemäßigte und excentrische Anhänger, gemäßigte und fanatische Widersacher, aber sie fand keinen Gleichgiltigen mehr: wer sich nicht für oder wider das antike Schicksal, für oder wider den Hexameter, für oder wider den transcendentalen Idealismus aussprechen konnte, durfte in gebildeten Kreisen nicht mehr mitreden.

Mehr und mehr wurde Goethe durch das Bündniß mit Schiller seinen alten Freunden entfremdet. Zum Theil lag das schon in dem Inhalt der neuen Kunstlehre. Daß man die poetischen Ideale aus Griechenland nehmen müsse, war bis zu einer gewissen Grenze Wieland, Herder u. s. w. ganz recht; aber daß diese Ideale unter das Schema der kritischen Philosophie zu stellen seien, mußte sie verstimmen. Sie glaubten die goldene Zeit der deutschen Literatur theils selbst hervorgebracht, theils wenigstens mit erlebt zu haben; sie waren in dieser Ueberzeugung alt geworden und der Glaube an ein goldnes Zeitalter, das erst kommen solle, erschien ihnen als eine anmaßende Auflehnung gegen ihre eigene Autorität. Dazu kamen die persönlichen Verhältnisse. Schiller, der, wo er liebte, sich unbedingt hingab, kehrte gegen die andern, von denen er doch als Parvenu betrachtet wurde, sehr eckige Seiten heraus, und so wurde aus der anfänglichen Verstimmung allmälig offene Feindschaft.

Am entschiedensten trat diese Mißstimmung bei Herder hervor, der ohnehin in seiner geistlichen Stellung sich unbefriedigt und unbehaglich fand. Goethe berichtet in den Annalen: „Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte, und als Latitudinarier sehr

übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft fixiren, und allem humoristisch poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte. — Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld. Sodann war er mehr von dialektischem als constructivem Charakter: daher der beständige Heteros logos gegen alles, was man vorbrachte. Ja er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, was er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgetheilt hatte."

In den „Briefen zur Beförderung der Humanität", wo es schon stark gegen die neue Philosophie ging, schonte Herder anfangs die Person Kant's, dessen Anerkennung in allen, auch nicht philosophischen Kreisen immer größer wurde.*) „Es ist nicht seine Schuld, wenn man seine Philosophie mißbraucht... Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß sie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend stattfinden kann, hinweist. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das thun, sind nicht seiner Art. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlichen Wissens und Denkens sein... Der Geist des eigenen Denkens, der alle seine Schriften belebt, macht jede derselben zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm, bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich hörte, daß der Inhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu begreifen sei, daß es kein anderes Mittel gegen den Mißverstand gebe, als die authentische Erklärung des Autors... So ward der lichte, helle, sogar oft wortreiche Kant ein anderer Duns Scotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben müsse... Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wunderthäter bemühten sich für die Kantische Philosophie, weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebene Princip eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerstört werde; ist dies aber Kant's Sinn, den ihm auch nur sein ärgster Feind beilegen könnte?... Dies unphilosophische Gezücht geht und gehe unter, indeß Kant's eigene Werke bleiben. — Und sie werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in

*) Sömmering widmete ihm Aug. 1795 sein „Organ der Seele", Hufeland Dec. 1796 die „Makrobiotik"; Krug die „Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion". Die ästhetischen Lehrbücher von Snell, Michaelis u. s. w. fügten sich seinen Principien. Prof. Mehmel aus Erlangen kam persönlich nach Königsberg, um ihn zu hören.

andere Formen gegossen, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen sieht man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu fühlen, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften Moral, Natur und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen... Freilich ist vieles von seinen Sätzen mit andern Worten längst gesagt... bis Kant mit philosophischer Präcision ihre Grenze und Maß bestimmte. Eben deshalb greift seine Kritik so tief in den Geist der Zeiten ein, weil sie genug vorbereitet erschien, und tausend schon vorhandene, dunkle Vorideen zum Licht bringen konnte... In Manchem ist wohl auch streitige Materie genug. Lassen wir indeß den philosophischen Nestor erst seine Disciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere so ideenreiche Werke schenkt, als seine Kritik der Urtheilskraft, so wollen wir gern noch im Einzelnen lernen, ehe wir untersuchen, ob systematisch betrachtet auch alles haltbar sein möchte, oder sich manches auch nicht anders sagen ließe? Die Versuche wird Kant Niemand wehren." —

Die Art, wie er bei seinen neuen Versuchen, die Geschichte der Poesie zu construiren, Schiller's Vorgang völlig ignorirte, mußte diesen aufbringen. Gegen den Idealismus der Horen hätte sich vieles einwenden lassen, namentlich gegen die falsche Richtung, die Poesie zu ihrem eigenen Gegenstand zu machen. Aber Herder hatte es in seinen eigenen Paramythien u. s. w. nicht besser gemacht: auch in ihnen ist alles Reflexion; es sind die Bemühungen einer poetisch unproductiven Natur, gestaltlosen Nachempfindungen Gestalt zu geben; unfertige Gedanken, die in die Bildlichkeit flüchten. Er hatte in frischer Jugend dem weltumfassenden poetischen Blick den unermeßlichen Horizont geöffnet, er hatte angebahnt, was jetzt ernsthaft in Angriff genommen wurde; aber er war in seinen Studien nicht gleichmäßig fortgeschritten, und empfand mit geheimem Mißbehagen, daß er überholt werde. Mit Anregungen war es nicht mehr gethan, die Schule bemächtigte sich der Kritik, und wenn er auch die letztere dem Genie vindicirte, so war man jetzt durch Kant gewöhnt, strenger zwischen Prosa und Poesie zu sondern. Freilich vergaßen das auch die Neuerer oft, Schiller wie Schlegel, die denn immer von Zeit zu Zeit wieder von ihm angezogen wurden. Aber die Sympathien seiner Jugend wollten mit dem neuen Geschmack nicht stimmen, und er hatte nicht philosophische Bildung genug, sie für das, was ihn von jenem trennte, die bestimmte Formel zu finden. So etwas quält und verstimmt. Dazu kam das Parteitreiben, dem er sich nicht entzog.

„Wie gewöhnlich bei seinen Schriften," schreibt Schiller und Goethe 18. Juni 1796, „verliere ich mehr, was ich zu besitzen glaube, als daß ich an

neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich... An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, außer der Kälte fürs Gute, noch die sonderbare Toleranz für das Elende. Seine Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen alles Lebendige." Goethe adoptirt dies Urtheil wörtlich, und setzt hinzu: „So schnurrt wieder durch das Ganze die halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer gethan, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren." *)

Ein Trost für Herder war der enge Zusammenhang mit J. v. Müller in Wien. „Sie sehn selbst," schreibt er ihm Mai 1796, „wie schöngeisterisch, flach und prahlend jetzt die Art allgemeiner Staaten- und Völkergeschichte wird, da auf der andern Seite die leidige Metaphysik alles zu verschlingen strebt, daß also der gesunde, lebendige, geistvolle Körper Ihrer Geschichte unsrer Zeit sehr noth thut. Ziehen Sie ja die Hand nicht zurück vom Pfluge; er schneidet tief, und hinter ihm geht ein reicher Säemann der Zeiten." — Müller war damals unbestritten die erste Autorität in der Geschichte, die gefeiertsten Schriftsteller huldigten ihm, und jeder junge Mann von Streben und Talent brachte ihm die Erstlinge seiner historischen Muse unter warmen Worten der Verehrung: Müller's wohlwollendes und empfängliches Gemüth konnte diesen Zeichen allgemeiner Anerkennung nicht widerstehn. In der Regel vergalt er es durch eine günstige Anzeige, er wird fast nur da bitter, wo der Schriftsteller vermessen über die beglaubigten Thatsachen hinausgeht. Als einer seiner entschiedensten Günstlinge, Woltmann, einen Grundriß der ältern Menschengeschichte schrieb, nahm Müller Gelegenheit, sich über den Begriff einer Philosophie der Geschichte überhaupt auszusprechen. „Der Verfasser möchte den Stoff mit dem höhern Geist der kritischen Philosophie beleben und durch allgemeine Formen die bisherige Ansicht weltbürgerlich erweitern. Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staaten-

*) Später wird der Ton noch härter. „Herder," schreibt Schiller, 1. Mai 1797, „ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir blos wie ein Krankheitsstoff vor, den diese auswirst, ohne dadurch gesund zu werden. Feige Schlaffheit bei innerm Trotz. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische, und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus."

verhältnisses: eine Bestimmung, welche jeden Leser um so begieriger machen muß, sie ausgeführt zu sehn, je weniger etwa sein nicht so erhabner Sinn zu einer so schönen Aussicht in seinen Erfahrungen und in der Kenntniß der Thatsachen Grund zu finden weiß. Was ist unser Geschlecht? Nicht dieses oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umstände für eine Zeit lang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht selbst nach der Natur der Sache in einem wenig entfernten Zeitalter wieder sinkt, oft ohne daß die Summe seiner Geistescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung überginge. Der menschenfreundliche Geschichtsdichter tröstet damit, daß Zeitalter sichtbarer Abnahme der Entwickelung nöthig sein möchten, um die außerordentlichen Fortschritte der folgenden Zeiten möglich zu machen. Schließlich schwingt er sich in Condorcet's Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüstung alles Vorhandenen) eine neue Erde und das goldne Zeitalter für alle Nationen erschaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anstehn, die wunderbaren Schicksale einem allgemeinen Grundsatz unterzuordnen. Wir sind noch zu jung (erst seit Moses oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugsam wiederholte Erfahrung das Auge so schärfen, daß wir bei verstohlenem Blick in das Buch der Ordnung Gottes nicht in Gefahr wären, unsre Ideen und Wünsche seinem Gesetz unterzuschieben. Es ist entschuldigenswerth, den dichterischen Sinn an solchen idealischen Aussichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne sehn; man möchte doch endlich für das Haupterforderniß (die Sachen so zu sehn wie sie sind) und für die demüthigere Beschäftigung (bei oft schwachem Licht die kaum halbhellen Gänge der Geschichte einzelner Menschen und Völker zu durchwandern) die Lust, wo nicht das Geschick verlieren. Der wahre Zweck der Geschichte ist die Bildung des Menschen zum praktischen Leben; sie soll ihn herunterführen von den gigantischen Luftschlössern der Speculation und Phantasie; nicht seine Einbildung, sondern seinen Verstand und sein Herz beschäftigen; die Welt nicht wie er sie haben möchte, oder mit Hilfe einiger guten Freunde umzuschaffen hofft, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten Theorien, sondern in dem Geist ihrer Institutionen und in ihrem Zusammenhang mit Localverhältnissen und hundert Umständen, überhaupt was die Philosophie generalisirte individualisiren und den Menschen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewisse Zukunft und idealisches Glück später Geschlechter die Pflicht zu vergessen, seine Zeitgenossen glücklich zu machen." Selbst Nicolai dankt er 17. Sept. 1796 für den warmen Patriotismus in seiner Bekämpfung des Mißbrauchs, „welcher seit einigen Jahren mit der kritischen Philosophie getrieben wird und uns mit einem Rückfall in Scholastik und Barbarei bedroht.

Während meines Geschäftslebens zu Mainz hatte ich für Studien zu wenig Muße, um dem Anfang und Fortgang dieser literarischen Revolution zu folgen; hier, wo ich ungleich besser studire, ist mir begegnet, die empfohlensten Schriften, die ich etwa lesen wollte, gar nicht zu verstehn: es war eine neue Sprache aufgekommen, ich fand mich wie ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert. Zwar meine ich Kant selbst, und etwa Reinhold hin und wieder, endlich gefaßt zu haben; aber weder kann ich finden, daß des wesentlich Neuen und Wichtigen so gar viel ist, noch verstehe ich die Anwendung, welche man von diesen Formeln jetzt auf alles machen will. Ich verstehe meine eigne Wissenschaft, ich verstehe die Geschichte, wie sie nun werden soll, nicht mehr. Aber so unangenehm es mir wird, wieder in die Schule gehn zu sollen, so wollte ich, wenn die Nothwendigkeit mir einleuchtend wäre, noch recht gern mich bequemen, wenn ich nicht durch eine mir weit empfindlichere Bemerkung vollends mißmuthig würde: diese besteht darin, daß vor lauter Spitzfindigkeit aller Wahrheitssinn sich mehr und mehr verliert. Die nahrhafte Speise, die ich von Jugend auf bei den Alten fand, sehe ich mit lauter crême fouetté vertauscht, und die voll Wind von den Akademien kommenden Jünglinge von so verdorbner Verdauungskraft, daß jene ihnen gar ungenießbar ist. Sie haben einen Dünkel, der nach den Umständen sie unbrauchbar oder gefährlich macht, und dem Staat selbst so bedrohlich ist als die Theorien der französischen Sophisten. Um deswillen war mir so erfreulich, daß Lessing's und Mendelssohn's Freund, und seit den Literaturbriefen gleichsam der Pflegvater unsrer guten Literatur, endlich ein Wort der Wahrheit hierüber gesagt hat. Viele werden schreien, eben weil es trifft; aber es wird wirken, und andre zu gleicher Sprache ermuntern."

Wie weit sich Müller von der herrschenden Literatur abwandte, wie östreichisch er damals war, zeigen die „Gefahren der Zeit" (Aug. 1796). „Es giebt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung durch eine drohende Noth es aufruft, darzustellen, ob etwas in ihm sei. Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsrechnungen falsch geworden; alle Kunst scheint eiserner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente, Meinungen, Gefühle sich verschworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit oder seiner nur illusorischen Größe präpotente Realität zu geben; es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfesten erbeben. Das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr begeistern, als man im 17. Jahrhundert für Glaubensformen war. Auch diese Aehnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß an jedem Hof und auf jedem Dorf die nichtherrschende Partei heimlich

eifrige Anhänger hatte. Aber beiden Parteien blieb die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Verehrung der Majestät, hergebrachte Organisation der Verwaltung, das Eigenthum der Edeln, der Bürger und Landleute, die Moralität gesitteter Völker: dahingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unsrer Verfassungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe auf dem Fürstenstuhl und in der Hütte des armen Mannes ist, so jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerrissen, entweiht zu werden." „Ich will nicht sagen, daß der, auf den wir getauft sind, auf dessen Blut wir Vergebung hoffen, den selbst Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unser Staat: denn der im Himmel wohnet lacht ihrer, und der Höchste hat seinen Hohn mit ihnen; ein Wort mag er reden zu seiner Zeit, so sind sie dahin, und winken, so sind sie verschwunden." Das Elend Oestreichs liegt nur darin, daß es jedem freisteht, auf die Regierung zu lästern. „Der Verrätherei werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Gesetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Friede gesprochen zu haben, ehe der Feind in seiner alten Grenze ist, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine bessere an Handen zu geben, oder irgend Freund unsers Feindes zu sein, von Geschwornen öffentlich summarisch gerichtet, und wenn er überwiesen wird (sei er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke preisgegeben werde." „Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren, so lange außerordentliche möglich sind." „Das ist die Gleichheit, wenn alle streiten; das ist die Freiheit, wenn man nichts fürchtet; der siegt, der ernstlich will. Oestreicher, meine Mitbürger ihr wollet Frieden mit Ehren? Seid Männer! ça ira!" — „Das ist das Geheimniß des Sieges: die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergessen, um jetzt nur eins zu wollen, eins zu sein, mit aller Kraft eins zu suchen. Und was ist dies Eine? — Der Eckstein der Verfassung, der Kaiser. Der Kaiser unser Vater und Herr, rede! wir hören. Er ordne an! wir sind da; wir sind sein! In seiner weiten reichen Monarchie hat kein rechtschaffner Unterthan einen Tropfen Blut, einen Heller Eigenthum, der nicht für die gemeine Sache, der nicht sein sei."*) — Sein Haß gegen die Revolution verbindet sich mit dem Haß gegen die idealistische Phrase; schon die Worte: Aufklärung, Vernunft, Freiheit mag er nicht hören. „Sobald wir für eine ungewisse Zukunft die Bedürfnisse des Augenblicks vergessen, träumen wir in das Schattenreich. Das ist eben eine Kunst der Franzosen, zu machen,

*) „Es giebt," heißt es in Reichardt's „Deutschland", „nur Einen, der die Gesinnungen eines knechtisch lebenden und tyrannisch denkenden Höflings in der Sprache des Tacitus auszudrücken vermag."

daß die Greuel als vorübergehende Kleinigkeiten dem Hirngespinst entfernter Glückseligkeit geopfert werden. Ich danke den Alten und der Geschichte, daß dergleichen Gaukelei mich nicht täuscht. Sie wollen, daß wir den Blick ins Empyreum richten, indessen sie unsre Taschen bestehlen. Nicht anders thaten in den mittlern Zeiten die Pfaffen." —

„Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen, und unsere Proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln;" so schrieb Goethe noch während des Sturms an Schiller, und der Xenien-Almanach selber hatte dazu bereits einen guten Anfang gemacht. Die betrachtenden Distichen von Goethe und Schiller, „Eisbahn", „Votivtafeln", „die Geschlechter", „Pompeji und Herculanum" waren ebenso sinnig als bedeutend; Schiller hatte sich so in seinen Freund eingelebt, daß man sie kaum sondert: „Schiller," schreibt Jean Paul, 1. Dec., „opfert leider seine große Manier der Goethe'schen." Die „Klage der Ceres" (dazu später „das eleusinische Fest") und „der Besuch" sind weitere Variationen auf das Thema der „Götter Griechenlands"; auch mit der Verjüngung griechischer Mythen durch naturphilosophische Symbolik ging Schiller voran. In demselben Geist ist A. W. Schlegel's „Pygmalion", in Balladenform, aber nichts weniger als romantisch: die Metamorphose der Bildsäule in ein lebendes Weib ist vielmehr so ausführlich geschildert, daß der Phantasie nichts zu errathen und nichts zu träumen bleibt: trotz des Aufwandes an Blüten und Lichtern ist das Ganze sehr unpoetisch. Die Krone des Almanachs ist Goethe's „Alexis und Dora": „gewiß," schreibt Schiller (18. Juni) „gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstand so rein und so glücklich abgebrochen wird." — Er meint jene wundervolle Stelle: „aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander in die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb'." — „Mit schmeichelnder Gewalt," sagt Fr. Schlegel in der Recension des Xenien-Almanachs, „senkt sich dies Gemälde, wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust, tief in das Herz. Auch der Hörer sagt sich selbst, wenn der Gesang schweigt und ihn zu sich zurückkehren läßt, entzückt wie Dora ein leises Ewig! Auch ihm bleibt diese Stunde." — Fr. v. Kalb gefiel diese Idylle auch: „aber mir scheint, für diese Wesen interessirt man sich nicht, der Jüngling ist ein Dichter

und kein Liebhaber, das Mädchen verliebt und keine Geliebte." Die Titanide sah doch zu sehr mit den Augen Jean Paul's! — Wohl ist in der Idylle noch ein Nachklang an die „römischen Elegien", aber ebenso hört man den Dichter der Iphigenie heraus. Die griechische Mythe ist mit Maß angewandt, der griechische Himmel und die griechische See umschleiert das allgemein menschliche Gemälde mit einem bezaubernden Duft. — Ein liebliches Bildchen ist ferner „der neue Pausias und sein Blumenmädchen".

Schon aber hatte Goethe vor, dieselbe Form in größerem Stil anzuwenden und auf die heimischen Verhältnisse zu übertragen. Die Freude an Voßens Louise hatte ihn zum Schaffen angeregt; eine Geschichte der salzburger Emigranten von 1731 gab ihm den willkommenen Stoff, in Ilmenau Sept. 1795 hatte er das Thema durchdacht, und gleich nach Vollendung des „Meister" Aug. 1796 die Ausführung begonnen. 6. Dec. schickte er die Widmung an Schiller: „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert? ... daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten? ... daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe, daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt? daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert, daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht? Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget, zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir; ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder, will mich anders: doch du, Muse, befiehlst mir allein." — Aber es sind nicht mehr die Bilder leidenschaftlicher Jugend, die er von ihr erbittet: er sehnt sich nach dem häuslichen Kranze. „Deutschen führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung, wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht. ... Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber, aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht ... Uns lehret Weisheit am Ende das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft? ... Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns, unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun!" — „Ich habe," schreibt er 5. Dec. an Meyer nach Italien, „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen."

Mit nicht geringerem Eifer warf sich Schiller auf den Wallenstein. „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können." — „Da mir so manche selbst der gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem engen Dasein heraus und auf eine größere Bühne tritt, so muß ich wie ein Thier, dem gewisse

Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigne Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen." — „Noch immer" (28. Nov. 1796) „liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da: ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft leicht machen könnte. Der Stoff ist im höchsten Grade ungeschmeidig, und hat alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese durch Vollendung zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee; eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann. Ebensowenig kann ich das zeigen, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften, durch die er bewegt wird, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter ist niemals edel und darf es nie sein, er kann nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Wort: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoff nach meiner gewohnten Art beikommen könnte. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; wo ich nur durch innere Wahrheit und Nothwendigkeit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise in meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge. Der Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich. Ich suche absichtlich in ihnen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehn oder lähmen wird. Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vor-

hergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich blos vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. — Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei; da ich ihn aber im strengen Sinn für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser sein, Humboldt zu folgen." — An Goethe, 16. Dec.: „Ich bin nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt."

Febr. 1797 kam Goethe nach Jena, um ungestört an „Hermann und Dorothea" zu arbeiten. Die Beschäftigung mit diesem Gedicht, Unterredungen über den Unterschied der epischen und dramatischen Kunst, die gemeinsame Lecture des Aristoteles und ein lärmender Familienverkehr nahmen Schiller ganz in Anspruch; erst nachdem 1. April Goethe nach Weimar, Humboldt nach Berlin abgereist waren, konnte er wieder an sein dramatisches Geschäft gehen. „Da ich bei dieser Gelegenheit tiefere Blicke in die Kunst gethan, muß ich manches in meiner ersten Ansicht des Stücks reformiren. Diese große Krise hat indeß den eigentlichen Grund meines Stücks nicht erschüttert, ich muß also glauben, daß dieser echt und solid ist." — „Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen als um alle äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Trauerspiels seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie. Indessen bin ich sehr froh, daß ich ihn nicht früher gelesen. Man muß über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will: kennt man die Sache nicht schon vorläufig gut, so muß es gefährlich sein, bei ihm Rath zu holen. Ganz kann er aber sicherlich nie verstanden werden: er hat eine Masse vorgestellter Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr haben; aus dieser Erfahrung heraus raisonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Basis seines Urtheils. Nirgend beinahe geht er von dem Begriff aus, und wenn seine Urtheile echte Kunstgesetze sind, so haben wir dies, dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten." — „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu

kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden und läuft Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann." — „Es ist mir aufgefallen, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponiren sich geschwinder und ihre Züge sind permanenter und fester."

Mehr noch als die Antike förderte ihn Shakespeare, von dem April 1797 A. W. Schlegel vier Stücke, Romeo, Sommernachtstraum, Cäsar und Heiligedreikönigsabend in poetischer Uebersetzung dem Publicum übergab.*) Schiller bemühte sich darüber klar zu werden, wieweit die Gesetze des Aristoteles auf diesen größten Dichter unter den Neueren Anwendung finden. Als er mit Schlegel den Cäsar durchnahm (4. April 1797), fiel ihm auf, wie Shakespeare „das gemeine Volk mit einer so ungemeinen Großheit behandelt. Hier zwang ihn schon der Stoff, mehr ein poetisches Abstractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerst nah. Wenn man einen zu ängstlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer solchen Scene mitbringt, so muß einen die Masse mit ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wenig embarassiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakespeare ein paar Figuren, ich möchte sagen, nur ein paar Stimmen aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten, und sie gelten das wirklich; so glücklich hat er gewählt. Es geschähe den Poeten ein großer Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß." Noch tiefer ergriffen ihn gleich darauf die historischen Stücke, hauptsächlich Richard 3.: „eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne." „Die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu statten; alles ist energisch und groß, nichts Gemeinmenschliches stört die rein ästhetische Rührung, und es ist gleichsam die reine Form des Tragischfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück in allen Gestalten, man kommt nicht aus dieser Empfindung heraus, vom Anfang bis zum Ende. Zu bewundern ist's, wie der Dichter dem

*) 1798 folgten Sturm und Hamlet, 1799 der Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt und die historischen Stücke. Eine das musikalische Moment verstärkende Bearbeitung des Sturms — von Tieck — war einige Zeit vorher erschienen.

unbehilflichen Stoff immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt; ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakespeare'sches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragödie erinnert."

In ähnlichem Sinn erläutert A. W. Schlegel den britischen Dichter. „Die Werke des ächten Genius gleichen einem reinen und stillen Wasser von unermeßlicher Tiefe. Sollte auch kein Auge ganz bis auf den Boden dringen, so findet doch jedes für seine Sehkraft Befriedigung; denn so weit diese reicht, erblickt es die in dem flüssigen Element enthaltenen Gegenstände vollkommen deutlich und unentstellt. Nur der ist durch eigne Schuld irrigen Vorstellungen ausgesetzt, der sich einbildet oder anmaßt, tiefer zu sehn, als er wirklich sieht." „Man darf kühnlich behaupten, daß Shakespeare nächst den Engländern keinem Volk so eigenthümlich angehört, wie den Deutschen, weil er von keinem so viel gelesen, so warm geliebt und so einsichtsvoll bewundert wird. Und das ist nicht etwa eine vorübergehende Mode; es ist nicht, daß wir uns auch einmal zu dieser Form dramatischer Poesie bequemt hätten, wie wir immer geneigt sind, uns in fremde Denkart und Sitten zu fügen. Nein, er ist uns nicht fremd, wir brauchen keinen Schritt aus unserm Charakter herauszugehn, um ihn ganz unser nennen zu dürfen. Die Sonne kann zuweilen durch Nebel, der Genius durch Vorurtheile verdunkelt werden; aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausstirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren." Mit noch größerer Innigkeit spricht er sich Juni 1797, in der Abhandlung über Romeo aus — an der seine Frau einigen Antheil hatte. „Echte Poesie wird selten recht begriffen, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erscheint denen unnatürlich, die keinen Funken davon besitzen. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenstand in einer bestimmten Form der Darstellung gezeigt wird, jeder Theil durch dies Medium gefärbt sein muß. Man nimmt das Dichterische im Drama historisch, da es doch eine Bezeichnungsart ist, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Wesentliche der Sache richtiger und lebendiger zur Anschauung zu bringen dient als das gewissenhafteste Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innere der Gemüther, daß er seinen Personen ein vollkommeneres Organ der Mittheilung leiht, als sie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenschaft ihren Ausdruck hemmt und das Vermögen der Aeußerung fesselt, wie lebhaft auch das Verlangen danach sein mag, so darf er dies Hinderniß aus dem Weg räumen."

Es ist nicht zu verkennen, daß durch A. W. Schlegel's Uebersetzung, die zum ersten Mal den großen Dichter in einer rein poetischen Form wiedergab — ein Meisterwerk, dem sich kein anderer Versuch in irgend einer verwandten

Gattung an die Seite stellen läßt, und das genügt, den Namen des Verfassers unsterblich zu machen — das Verständniß Shakespeare's an Breite wie an Tiefe ungemein gewann. Nach der damaligen Art der Bildung wurde durchweg der Maßstab der Antike angelegt: theils um die Einheit des poetischen Gesetzes, theils um den Contrast zu erweisen. Im „Studium der griechischen Poesie", welches gleichzeitig mit jener Uebersetzung erschien, bezeichnet Fr. Schlegel Shakespeare als denjenigen Dichter, welcher den Geist der modernen Poesie im Gegensatz zur griechischen am vollständigsten charakterisirt: „Wer seine Poesie als schöne Kunst beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widersprüche, je mehr Scharfsinn er besitzt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, so auch Shakespeare. Keins seiner Dramen ist in Masse schön; nie bestimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Die einzelnen Schönheiten sind, wie in der Natur, nur selten von häßlichen Zusätzen rein, und sie sind nur Mittel eines andern Zwecks; sie dienen dem charakteristischen oder philosophischen Interesse. Nicht selten ist seine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Resultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Mitten unter den heitern Gestalten unbefangener Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zwecklosigkeit des Lebens, an die vollkommene Leerheit alles Daseins. Nichts ist so widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, platt und gräßlich, dem seine Darstellung sich entzöge, sobald es ihr Zweck bedarf. Nicht selten entfleischt er seine Gegenstände, und wühlt wie mit anatomischem Messer in der ekelhaften Verwesung moralischer Cadaver. Daß er den Menschen mit seinem Schicksal auf die freundlichste Weise bekannt mache, ist daher wohl eine zu weit getriebene Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmal sagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er giebt uns nur eine einseitige Ansicht derselben, wenngleich die reichhaltigste und umfassendste. Seine Darstellung ist nie objectiv, sondern durchgängig manierirt ... Es giebt vielleicht keine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig schienen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint: vor der ewigen kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt." Hier spricht er noch als Hellenist, wie auch Fr. v. Hardenberg,*) der schon damals sehr mit ihm

*) „Shakespeare ist mir dunkler als Griechenland: den Spaß des Aristophanes verstehe ich, aber den Shakespeare's noch lange nicht. In ihm wechselt durchaus Poesie

befreundet war, in seinen Tagebüchern; dieselben Ideen nehmen 16 J. später eine erbauliche Färbung an.*)

Mit seinem Epos wurde Goethe früher fertig als Schiller mit seinem Drama; er vollendete es Mai und Juni 1797 in Jena.**) „Obgleich Hermann

mit Antipoesie, Harmonie mit Disharmonie ab, das Gemeine, Niedrige, Häßliche mit dem Romantischen, Höhern, Schönen, das Wirkliche mit dem Erdichteten. Pedantism mit Unnatur, und das ist mit dem griechischen Trauerspiel gerade der entgegengesetzte Fall. Shakespeare's Werke und Gedichte gleichen ganz der Boccacci'schen und Cervantes'schen Prosa, ebenso gründlich, elegant, nett, pedantisch und vollständig .... Shakespeare war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke wie Erzeugnisse der Natur das Gepräge des denkenden Geistes tragen und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Uebereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höhern Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts Unpassenderes von ihnen gesagt werden können, als daß sie Kunstwerke in jener eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Wortes seien. In Shakespeare's historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, das Große steif und traurig. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höhern entgegengestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen."

*) „Wäre es der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, den Menschen und sein Dasein als ein Räthsel darzustellen, so würde Shakespeare nicht nur der erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kein anderer Alter oder Neuer auch nur von fern ihm darin zu vergleichen sein. Es hat aber die dramatische Dichtkunst noch ein höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseins nicht blos darlegen, sondern lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwickelung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, und stellt uns ihre Geheimnisse des innern Menschen vor Augen .... Shakespeare's Sonette zeigen, daß er in den Dramen meistens gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem Zartgefühl geschieden, vor sich stehen sah. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Dabei schimmert die Erinnerung an die ursprüngliche Hoheit des Menschen, von der jene Gemeinheit nur ein Abfall ist, überall hindurch. Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint nur als eine Begeisterung des Todes. So ist dieser Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bei dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit."

**) „Ich werde," schreibt Voß, der sich im Sommer auch in Berlin aufgehalten, 24. Sept an Gleim, „mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt, und nicht engherzig nach meiner Luise mich umsehn.

und Dorothea," schreibt A. W. Schlegel (L. Z. Dec. 1797) „seinem Inhalt nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht, so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, den Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigene, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homer denken." Schon Goethe hatte in der Widmung die Gesundheit des Mannes ausgebracht, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!*) Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen? Doch Homeride zu sein, auch noch als letzter, ist schön." Gleichzeitig (Nov. 1796) hatten sich die beiden Schlegel öffentlich zu Wolf bekannt; A. W. Schlegel führt den Gedanken nun weiter durch. Nur eine falsche Kunstansicht beschuldige Wolf, das Poetische im Homer zerstört zu haben, das Poetische liege in den einzelnen Rhapsodien, die sich zwanglos aneinander schließen. „Die epische Einheit bezieht sich nicht auf die Vernunft, die im homerischen Zeitalter noch lange nicht genug geübt war, um solch' eine Forderung an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie gilt nur der Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Umriß, sichtbare Begrenzung." „Die Willigkeit des epischen Sängers, zu Episoden überzugehen, wo sie sich irgend gefällig anschlingen lassen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern: er kann sich selbst in dem entscheidendsten Augenblick leicht abmüßigen, um der Phantasie etwas Entfernteres nahe zu rücken... Wie ein blos beschauendes Wesen steht der Dichter über seinen Helden und Göttern; wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfang seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle, und erscheint in seinem wahren Licht... Schon in der homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkennt man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie." — Erst durch Virgil sei die falsche Kunstansicht erregt worden, die z. B. das Wunderbare zu einer unerlaßlichen Bedingung des Epos macht. „Der Mythus kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Sage des Mittelalters, die nichts anders war, als der abenteu-

Aber ebenso ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht!"

*) „Klopstock," schreibt Voß an Wolf, „hat die lauteste Freude bezeugt, daß Homer nicht Homer sei, er selbst aber, was ihm keiner ausreden wird, Klopstock."

liche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künstlich ersonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist, und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben das Uebernatürliche gesucht; sie haben das Außernatürliche gefunden; es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch blos gelehrt und haben nie von den Lippen des Volks getönt, da Homer der populärste aller Sänger war, weil seine Dichtung vom Leben ausging und darauf zurückführte." „Es ist also offenbar, daß man kein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art nachbilden muß, wenn es überhaupt geschehen soll."

„Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig zu wirken, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthum suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kommt eigentlich auf eins heraus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch' einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volk fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein schweizerischer Dichter Geschichten aus den Zeiten der Befreiung mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfassung, Volksfeste und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volk daheim bleiben." — Weder die höhern Stände, noch die niedern Stände eignen sich dazu: dort ist Convenienz und leere Geselligkeit; hier Verkümmerung und Rohheit. Der Träger der deutschen Bildung ist der Mittelstand. „Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger einen Mann zeigt, der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; wie er dem Gemälde seiner Bildung die schlichteste, bescheidenste Farbe giebt." „Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrund ist alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden; die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das

Wunderbare des Gedichts, ein solches Wunderbare, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig stattfinden darf."

„So einfach wie die Geschichte, ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Herzlichkeit, Geradsinn und gesunder Verstand kann man den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen. Wie schön gedacht ist es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. — Dorothea, ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt immer nur liebevoll, und liebt nur handelnd. Ihre gesunde Kraft könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriß ihr nicht ein überwältigtes Gefühl noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Eine romanhafte Leidenschaft würde zu dem großen Stil der Sitten nicht gepaßt haben: biedre, herzlichste Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, führt jene einfachen aber starken Seelen zu einander." — „Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel als möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Es ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend."

Nicht minder ist die Feinheit zu bewundern, mit der es dem Dichter gelungen ist, „den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, die leichteste und klarste Folge und Verbindung der Sätze von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meist so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken was sie sollen. Daß ein so bescheidener, schmuckloser und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erlangt hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig." — Hermann und Dorothea ist das einzige größere Gedicht, in welchem das leitende Streben unserer Dioskuren, den griechischen Geist mit dem deutschen zu versöhnen, bis

zur Vollendung gelungen ist. Wer da behauptet, das deutsche Leben überhaupt oder wenigstens in Goethe's Zeit habe sich der poetischen Bearbeitung entzogen; oder wer Goethe den Sinn für das deutsche Leben abspricht, der muß vor diesem leuchtenden Zeugniß verstummen.

Die Reinheit der Empfindung, die das Gedicht erregt, entspringt aus der vollkommenen Wahrhaftigkeit und Einfalt der dargestellten Empfindungen. „Bewundernswürdig ist, wie der Dichter die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Die ländliche Natur z. B. wird ganz aus dem Gesichtspunkt ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des empfindenden Naturliebhabers an." „Ich fürchte," schreibt ein Kritiker im „Berl. Archiv" (Tieck), „daß das Gedicht für den größten Theil unsres Publicums noch zu früh erschienen ist; zu wenige sind mit dem Geist der echten griechischen Simplicität so vertraut, daß sie nicht in dieser Einfalt Armuth finden sollten. Noch andere finden sich dadurch gekränkt, daß die Scene in einer kleinen Stadt liegt: sie hatten Landleben und ländliche Freuden erwartet, sie finden zu wenig rauschende Bäume und viel zu wenig Liebe. Den Reiz des Werks macht die lebendige Beweglichkeit des Hintergrundes, diese fliehenden Figuren, die Gruppen, die dem Gemälde des Dichters diese rührende Wahrheit geben, dadurch, daß sie an unsere Zeit erinnern und das Epos über die bloße poetische Erfindung hinausheben, es adeln und zugleich für uns als Menschen wichtig und anziehend machen." —

Es ist sonderbar, daß „Hermann und Dorothea" auf die deutsche Literatur fast gar keine Wirkung ausübte, man müßte denn „Hannchen und die Küchlein" u. s. w. anführen wollen, während der „Meister" sie mehr als ein halbes Jahrhundert beherrschte. Zunächst ging die Richtung des deutschen Geistes auf Ausbreitung des Horizonts; die Enge und Nähe zu suchen, war dem Unbehagen einer spätern Zeit vorbehalten, die in der Ausbreitung allen Kern verloren hatte. Für die Dauer möchten die beiden Gestalten des Gedichts dem deutschen Leben größere Frucht tragen als die bunte Bilderreihe im Roman.

Kaum hätte man glauben sollen, daß sich nach A. W. Schlegel über „Hermann und Dorothea" noch etwas sagen ließe; W. v. Humboldt brachte ein ganzes Buch zu Stande. „Wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles was ihn umgiebt rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt; wenn dieser Mann durch sein ganzes Wesen zum

Dichter bestimmt und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geist der Alten vertraut, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte und nur so konnte ein Gedicht wie das gegenwärtige entstehn." Der Verehrer Schiller's hatte jetzt ein neues Ideal: „der Dichter von Hermann und Dorothea ist in einem höhern Grade als irgend ein andrer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein andrer noch zugleich in so mannigfaltigen hohen und ungewöhnlichen und doch so einfachen Tönen zu unserm Herzen sprach; in keinem alten Dichter wird man diese hohe und idealische Sentimentalität, in keinem neuern, verbunden mit diesen Vorzügen diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen." Von Schiller war in dem Buch gar nicht die Rede, und doch war es Schiller, dem die Abhandlung zuerst zugeschickt wurde und der sie vollständig billigte. Auch für ihn war Hermann und Dorothea ein Ideal; freilich konnte er neidlos zu demselben emporblicken, da er sich eben wieder seinem eigentlichen Gebiet, dem Dramatischen zugewandt hatte. Humboldt's Buch nahm er mit bewunderndem Erstaunen auf, er hatte so etwas seinem Freunde nicht zugetraut; aber Interesse hatte diese Metaphysik für ihn nicht mehr. Er hätte die tiefsinnigsten Untersuchungen über das Wesen des Schönen jetzt für die Auffindung eines praktisch anwendbaren technischen Handgriffs gegeben.*)

„Sie gewöhnen mir," schreibt Schiller 18. Juni 1797 an Goethe, „immer mehr die Tendenz ab, die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehn, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem an-

*) „Es fehlt Humboldt an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen und an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein. Man muß sie zerstreut zusammenfassen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen."

dern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehn als am Anfang." — Goethe erwidert: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut wie aufgehört hatte."

Goethe's Gedicht machte auch für Schiller's Arbeiten Epoche. „Da Sie," schreibt er Oct. 1797 an Goethe, „auf einem Punkt stehn, wo Sie das Höchste von sich fordern müssen, so ist durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in ein Werk legen kann immer auch die reinste Form ergreife, und nichts darin in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht? Jenem fehlt nichts von Ihrem Geist, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst und gewährt einen immer sich erneuernden Genuß: und doch führt mich der Hermann durch seine rein poetische Form in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt." „Es ist nun entschieden (20. Nov.), daß ich den Wallenstein in Jamben mache: ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können; es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. — Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kommt nirgend so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. — Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres inneren Unterschiedes, in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus

sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden." — „Alles Poetische," antwortet Goethe, „sollte rhythmisch behandelt werden, das ist meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher. Alle dramatischen Arbeiten — und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst — sollten rhythmisch sein, man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann." Die Jamben trieben den Wallenstein immer mehr in die Breite. „Es kommt mir vor," schreibt Schiller 1. Dec. an Goethe, „als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. — Das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. — Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und Letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht."

Kaum sollte man bei so klarer Einsicht ein Schwanken in den Ueberzeugungen für möglich halten; und doch wurde Schiller beständig durch die Griechen verwirrt. Der Oedipus trieb ihn, den Stoff zu einer reinen Schicksalstragödie zu suchen; neben dem Wallenstein dachte er an die Malteser. „Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Dieses Stück wird ebenso einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein complicirt ist, und ich freue mich im voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne Acteneintheilung ausführen, und werde es auch thun." — „Wenn das Drama

durch einen so schlechten Hang des Zeitalters (den moralischen) in Schutz genommen wird, so müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht verschaffen. Und dies möchte am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehn, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. — Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönern Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen."

Bei Goethe bemerken wir ein ähnliches Schwanken zwischen der antikisirenden Kunstform und den natürlichen Stoffen; von Hermann wandte er sich zu dem ganz verfehlten Versuch der Achilleis. Uebertrieben, aber nicht unbedingt unwahr ist, wenn Jean Paul 31. Juli an Herder schreibt, Goethe „quäle sich mit ausgetrockneten Weisen à la Grecque". „Wir vermengen das Maximum in der bildenden Kunst, das erreichbar ist sogar von einem Volk, mit dem Maximum der Dichtkunst, das die Kenntnisse und die Jahrhunderte erhöhen und erschweren müssen. Eine Apollogestalt ist für die Erde vollendet, aber kein Gedicht kann es sein, da unsere mit den Jahrhunderten wachsende Receptivität wenigstens an den Stoff höhere Forderungen macht: unsre Augen bleiben für die Statuen, aber unsre Geister wachsen höhern Gedichten entgegen. Nur den reinen ungebrochnen Umriß und die Humanität und die Verhältnisse haben wir den Griechen abzulernen, aber des dürftigen Stoffs sollte sich das reiche Jahrhundert schämen."

Was Goethe von den alten Versuchen seiner Jugend zurückschreckte, war die immer mehr hervortretende Abneigung gegen alles Tragische. „Daß Goethe die Welt lustig ansieht," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „macht, weil diese Seite seines Verstandes die klarste ist; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beschaffenheit sei, daß sie keine Philosophen je verlassen werden; und da er sich selbst wie billig auch zur Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders sein kann, und je mehr ihn diese Dinge sonst gequält und er sie durchdacht, hat er sich gemüthlich darüber zur Ruhe gesetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Gesundheit und mehr Fleisch im Topf als der arme Rousseau,

um sich gute Bouillons kochen zu lassen." — Und er selbst an Schiller: „Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als gesucht. Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte."

Gleichwohl dachte er, unmittelbar nach Vollendung des Hermann, an die Wiederaufnahme eines hochtragischen Stoffes. Es war der Faust, dessen weiteren Plan der Dichter 1795 dem Freunde auseinandergesetzt hatte. Schiller trieb ihn lebhaft dazu, und machte ihm Vorschläge, das Ganze möglichst zu idealisiren; aber Goethe konnte sich in diesen „Nebelpossen", in diesem „Spuk der Romantik" nicht mehr zurechtfinden: sein Pantheismus gab den Eindruck nicht mehr wieder, den ehemals der aufgeschlagene Makrokosmus auf den einsamen Grübler gemacht („welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur!"), und die Helena, die schon früher aufgetreten war, wollte sich nicht mehr recht zu einem Blendwerk des Mephistopheles hergeben, seitdem der Dichter die antike Gewandung gründlicher studirt und sich den antiken Rhythmus angeeignet hatte.

Dagegen brachte ihm der mittelalterliche Stoff die Weisen seiner Jugend, und die Ballade, die doch eigentlich das idealisirte Volkslied ist, wieder in Erinnerung. „Junggesell und Mühlbach", „Blümchen Wunderschön", fließen in der frischesten und deutschen Melodie dahin; „Zauberlehrling" und „Schatzgräber" machen durch ihre seltsam zierliche Kunstform den Eindruck eines anmuthigen Maskenspiels, mit dem sich sinnig ein leichter Gedanke verwebt; im höchsten Stil sind die „Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere" (Juni 1797); das erste Bürger's schönsten Geisterballaden an die Seite zu stellen, das zweite die reinste Verklärung der Stimmungen, welche in den venetianischen Epigrammen herrschen. Herder war über beide sehr aufgebracht, er nannte sie priapisch; in der That lehnen sich beide hart genug auf gegen den Glauben und die sittlichen Gesetze der Zeit: die alten heidnischen Naturmächte empören sich gegen Christus und seinen „neuen Glauben", durch den Lieb' und Treu' „wie ein böses Unkraut ausgerauft" wurde; ja die schöne Sünderin, einmal durch das Gefühl reiner Liebe beseligt, schwebt gar als Göttin in die Lüfte. Aber wer widerstände diesem gewaltigen Zauber!

Schiller wurde von der neuen Kunstform, die so nahe an seine „Götter Griechenlands" streifte, lebhaft angeregt; Goethe trat ihm den Stoff zu den „Kranichen des Ibykus" förmlich ab, und neben dieser Ballade folgten nun rasch hinter einander Taucher, Ritter Toggenburg, Eisenhammer, Handschuh;

dann 1798 der Kampf mit dem Drachen, der Ring des Polykrates u. s. w. — Durch seine Balladen ist Schiller noch populärer geworden als durch seine Dramen; sie enthalten keinen Verstoß gegen die Decenz, sie geben prächtige Schilderungen und in der Regel eine haltbare Moral. Jeder Quartaner lernt sie auswendig, und es scheint gewagt, etwas gegen sie einzuwenden. Doch muß gesagt werden, daß sie gegen Bürger ein ganz entschiedener Rückschritt sind. Durch Bürger's Balladen geht in langem Athem ein gewaltiger Zug der Leidenschaft, die alle einzelnen Gemälde in brausendem Fluß fortreißt; jede Schilderung ist diesem Geist des Gedichts dienstbar. Bei Schiller stehen die Schilderungen, glänzend wie sie sind, ganz für sich; wie sie mit dem Ganzen zusammenhängen, weiß man nicht; die Farbe kommt nicht von Innen. Im Kampf mit dem Drachen ist die Moral vortrefflich, und ebenso die Schilderung, aber beide haben nichts mit einander zu schaffen; ebensowenig im Grafen von Habsburg die prachtvolle Stelle über die Macht des Gesanges mit der Anekdote: überall zwei Elemente, die an einander geschweißt, nicht organisch aus einander hervorgegangen sind. Wo ein einheitlicher lyrischer Ton ist, wie im Ritter Toggenburg oder im Polykrates, wird man durch den sonderbaren Stoff betroffen: die ganz fremde Vorstellung vom Neid der Götter drängt sich der Phantasie unvermittelt und unvorbereitet auf, und der sentimentale Ritter, der immer nach dem Fenster der Geliebten sieht, ist vollends ein Bild, das Schiller's Seele ganz fremd ist. Den Preis verdienen die Kraniche, wobei freilich der schöne Eumenidenchor dem Aeschylus angehört, und bei dem Dichter mehr das Geschick als das Gesicht zu bewundern ist. — Die Uebertragung der Balladenform auf griechische Stoffe war im Ganzen keine glückliche Wendung. Wenn man eine beliebige deutsche Sage behandelt, so entspringt Ton und Farbe von selbst aus dem Gegenstand; bei den Sagen aus dem Alterthum dagegen, die durchweg auf eine epigrammatische Wendung ausgehn, muß man beides aus eigner Kraft hinzufügen, und daraus entspringt niemals ein organisches Ganze. — Auch Schiller hat in den Balladen, deren Stoff er dem Mittelalter entlehnte, trotz seiner Vorliebe für das Alterthum die Natur mehr begünstigt. Stellen wir z. B. den Gang nach dem Eisenhammer neben den Ring des Polykrates: das Gottesurtheil widerstebt unsern Begriffen nicht weniger als der Neid der Götter, aber das Mittelalter bietet doch der Dichtung eine bestimmtere Farbe. Da sich Schiller überall bemühte, die Schilderungen dem Stoff anzupassen, so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren gewesen. Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Communionsscene in der Maria Stuart manchen verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben; betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin

dem Priester die Stola und das Cingulum umgiebt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zu rechter Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehen. Freilich paßt dieser ironische Zug wieder nicht zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnißvollen Tod Robert's sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volkslied, das die Geschichte unbefangen erzählt, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung können wir das Gefühl der Absurdität nicht unterdrücken. Das Gelungenste ist die Beschreibung des Eisenhammers. In solchen Schilderungen ist Schiller von Niemand übertroffen Seine Naturanschauung war sehr gering, er mußte sie sich erst durch andere vermitteln lassen, aber dann war seine Phantasie sofort geschäftig, ein schönes Ganze daraus zu bilden. — Am reinsten hat Schiller später in der „Kassandra" (1802) und im „Siegesfest" den Romanzenton getroffen: die Tiefe der Empfindung und der Gehalt der Gedanken ersetzt, wie früher in der Ceres, den mangelnden Fluß, und die griechische Sage tritt mit der wirklichen Gemüthswelt des Dichters in einen organischen Zusammenhang.

Die Balladen gewannen schon damals großes Ansehn. So wird (von Tieck) im „Berl. Archiv" von Schiller's und Goethe's Gedichten gerühmt, daß sie alle „eine freie Natur und edle Individualität aussprechen, unser schönstes Gefühl wecken, ohne uns einzuschränken, sich in jedem Moment ihrer verklärtern Existenz so ganz hingeben, mit ihrer Musik unsere innersten Gedanken und dunkelsten Empfindungen ansprechen und begrüßen, die das Ferne mit dem Naheliegenden, das Seltne und Hohe mit dem Gewöhnlichen verbinden u. s. w."

Reichliche Beiträge zum Musenalmanach lieferte A. W. Schlegel, dessen Balladen „Sibylle" und „Ariadne" schon 1787 und 1790 fallen, dessen „Pygmalion" den „Kranichen" vorausging. Daß die Poesie die höchste, ja im Grund die einzig würdige Thätigkeit des Menschen sei, galt in Weimar für ausgemacht. Nun war die Dichtkunst in der Lage, sich mühsam eine Form suchen zu müssen, und selbst Goethe's und Schiller's Gedichte sahen zuweilen wie Experimente zu diesem Behuf aus. Hier thätig einzugreifen, mußte sich Schlegel mit seinem überwiegend formalen Talent um so mehr versucht fühlen, da er den Vortheil der strengern Methode voraushatte und da er seinen warmen Antheil und sein eindringendes Verständniß für innern Beruf hielt. Aber seine Einbildungskraft war arm, er konnte nie aus dem Vollen schöpfen, und es ist merkwürdig, wie ihm, der in seinen Uebersetzungen so meisterhaft über die Form gebot, wenn er eine eigne Empfindung poetisch ausdrücken wollte, die Zunge gelähmt war. In den reflectirenden Gedichten, die

sich unmittelbar an die „Kraniche“ anschlossen: „Prometheus“ (in Terzinen) „Lebensmelodien“, „die entführten Götter“, „Stanzen auf Romeo“, (sämmtlich Herbst 1797) wird man wenigstens durch bedeutende Gedanken entschädigt, obgleich man auch hier versucht ist, die blütenreiche Sprache in die Prosa zurückzuübersetzen, in der sie eigentlich gedacht sind; die gleichzeitigen Balladen sind noch trockner. „Arion“ empfiehlt sich aus denselben Gründen wie „Ibykus“ den Schulen; „Kampaspe“ weniger, weil sie sinnlich ist; doch steht sie poetisch höher, obgleich sich weder in den Bildern noch in den Empfindungen ein rechter Fluß ist zeigt. Alexander's Großmuth oder Phlegma tritt auch etwas aus dem Rahmen heraus. Wichtig waren all diese Balladen, weil die Vertiefung in griechische Vorstellungen und die Verherrlichung der Kunst und des Künstlers im Gegensatz gegen alle sonstigen Weltgesetze in der herrschenden Richtung gingen. Bald wurde der gräcisirende Ton schulmäßig, und in jeder Anthologie wird man durch versificirten Plutarch überschüttet: blasse Schemen des Alterthums, die für unsere Einbildungskraft gar keinen Inhalt haben.

Ganz in der Manier A. W. Schlegel's war der „Phaeton“, welche Ballade jener Aug. 1797 Schiller für die Aufnahme in den Musenalmanach empfahl. Der Dichter, **Gries**, geb. 7. Febr. 1775 zu Hamburg, Kaufmannssohn, sollte in die Handlung eintreten; ein dilettantischer Trieb machte es ihm unerträglich, und der Vater willigte endlich ein, daß er zum Studium der Rechte Oct. 1795 nach Jena ging. Seine Gutmüthigkeit, sein stark ausgebildetes Organ der Verehrung und sein musikalisches Talent brachte ihn in die besten Gesellschaften; er wurde Goethe und Herder vorgestellt, mit Woltmann und Sophie Mereau sehr intim, durch seinen alten Freund **Rist** in die „Gesellschaft freier Männer“ eingeführt, deren Mitglieder, — v. **Berger**, **Hülsen** — u. s. w., auch wenn sie die Universität schon verlassen, immer noch von Zeit zu Zeit nach Jena zurückkehrten. Bei **Herbart's** Abgang auf eine Hauslehrerstelle in Bern versammelte sich 22. März 1797 die Gesellschaft zum letzten Mal bei **Fichte**, Nachts, zu kaltem Punsch und trocknen Gesprächen; Gries begleitete Herbart nach Göttingen und Hamburg, wo er sich Jacobi vorstellte. An Schlegel und seine Frau, die sein formales Talent ehrten und pflegten, hatte er sich ganz ergeben; durch ihn wurde er bei Reichardt eingeführt, dessen Tochter Louise er anschwärmte, wie er denn überhaupt den Frauen gern huldigte; Lottchen's Vermittlung brachte ihn zu **Schiller** (Aug. 1797). Zwischen diesem und den Brüdern Schlegel war indeß der Bruch unheilbar geworden.

Im „Lyceum“, einer Zeitschrift, die **Reichardt** nach dem Eingehn von „Deutschland“ anonym herausgab, trat Fr. **Schlegel** (April 1797) für

Forster's Andenken in die Schranken, mit unverkennbarer Beziehung auf das Urtheil in den Xenien; es folgte eine ausführliche Kritik Lessing's. — Eine so reiche und umfassende Natur könne nicht vielseitig genug betrachtet werden und sei durchaus unerschöpflich; er sei einer von den revolutionären Geistern gewesen, die, wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel die heftigsten Gährungen verbreiten. Ueber eine solche Erscheinung irre das allgemeine Urtheil nur zu leicht. Lessing selbst würde, wenn er wiederkehrte, erstaunen, daß gerade die literarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er nie aufhörte zu hassen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuosen der goldenen Mittelmäßigkeit sich ausschließend gleichsam zuzueignen; daß man seine ästhetischen Fragmente und Fermente zu heiligen Schriften und symbolischen Büchern der Kunstlehre fixirt habe. — Es sei vielmehr daran zu zweifeln, ob er überhaupt ein Dichter gewesen sei, ja ob er poetischen Sinn und Kunstgefühl gehabt habe. „Was ist die bewunderte Emilia? Ein großes Exempel der dramatischen Algebra. Man muß es bewundern, dies in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verstandes; man muß es frierend bewundern und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringt's nicht und kann's nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist. Es ist in der That unendlich viel Verstand darin, nämlich prosaischer; es fehlt an jenem poetischen Verstand, der sich in einem Guarini, Gozzi, Shakespeare so groß zeigt. Gräbt man tiefer, so zerreißt und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammenzuhängen schien; aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn er dem Ganzen allen Werth absprechen muß?" Dagegen sei der Nathan vom schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht; wer den Nathan, dies „vom Enthusiasmus der reinen Vernunft erzeugte und beseelte Gedicht" recht verstehe, der kenne Lessing. Die dramatische Form sei freilich mit einer liberalen Nachlässigkeit hingeworfen, „daher treten die natürlichen Fehler der Lessing'schen Dramen stärker hervor. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt sind, so haben sie dagegen mehr von der manierirten Darstellung. Die dramatische Form ist nur Vehikel, Recha, Sitta, Daja eigentlich nur Staffelei: denn wie ungalant Lessing dachte, das übersteigt alle Begriffe. Der durchgängig cynisirende Ausdruck hat sehr wenig vom orientalischen Ton. Nathan ist ein dramatisirtes Elementarbuch des höhern Cynismus." Später setzte er hinzu, Lessing sei eigentlich auch kein Kunstrichter gewesen, da es ihm an historischem Sinn und an historischer Kenntniß der Poesie fehlte: „und wie ist Einsicht auch bei kritischem Geist auf diesem Gebiet möglich, wenn es so ganz an Gefühl und Anschauung gebricht? — Hört doch endlich auf, an Lessing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und

nicht konnte, und immer wieder seine falsche Tendenz zur Poesie und Kritik der Poesie, statt sie mit Schonung zu erklären, von neuem in das grellste Licht zu stellen! und wenn ihr denn einmal bei dem stehn bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz sichtbar geworden ist, so laßt ihn doch nur wie er ist, und nehmt sie, wie ihr sie findet, diese Mischung von Literatur, Polemik, Witz und Philosophie." Schlegel wollte „den Namen des verehrten Mannes von der Schmach retten, daß er allen schlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit diente, ihn wegrücken von der Stelle, wohin ihn Unverstand gestellt, ihn hinüberführen in jene Sphäre, wohin ihn selbst die Tendenz seines Geistes immer gezogen habe, in die Philosophie." Er ehrt ihn „wegen der großen Tendenz seines Geistes und wegen der symbolischen Form seiner Werke": wegen jener findet er ihn genial, wegen dieser weist er seinen Werken ihre Stelle im Gebiet der höhern Kunst an. Lessing habe sich im Grund der ältern orientalischen schwärmerischen Philosophie zugeneigt. „Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz bestimmte Religionsart, die freilich von Adel, Einfalt und Freiheit ist, als Ideal ganz entschieden und positiv aufgestellt, was immer eine rhetorische Einseitigkeit bleibt, sobald es mit Ansprüchen auf Allgemeingiltigkeit verbunden ist, und ich weiß nicht, ob man Lessing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrschenden Religion ganz freisprechen kann, und ob er den großen Satz seiner Philosophie des Christianismus, daß für jede Bildungsstufe der ganzen Menschheit eine eigne Religion gehöre, auch auf Individuen angewendet und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen eingesehn hat."

Wenn Fr. Schlegel so in der alten Poesie aufräumte, so hielt er sich zugleich für verpflichtet, den Weg zur neuen vorzustecken. „Die ganze Geschichte der modernen Poesie ist ein fortlaufender Commentar zu dem kurzen Text der Philosophie: alle Kunst soll Wissenschaft, und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Wissenschaft sollen vereinigt sein." „Wer Goethe's Meister gehörig charakterisirte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie." „Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts." So lautet es in den Fragmenten, die sich im „Lyceum" unmittelbar an die Abhandlung über Lessing anschlossen. In diesen Fragmenten beginnt die Verherrlichung der absoluten Ironie, die Schlegel's schriftstellerische Wirksamkeit überhaupt kennzeichnet. Gleich das erste giebt den Schlüssel zur Lösung seines Geheimnisses: „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles, was zugleich groß und gut ist." Die Paradoxie dieses Fragments liegt lediglich in der Verwechselung des Subjects mit dem Prädicat: hätte er gesagt: „alles, was zugleich groß und gut ist, ist

paradox, d. h. setzt die blinde Menge in Staunen", so würde Niemand Anstoß daran genommen haben.

„Die Philosophie," heißt es weiter, „ist die eigentliche Heimath der Ironie; überall, wo in mündlichen oder geschriebenen Gesprächen philosophirt wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. . . . Es giebt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im Ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie athmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transcendentale Buffonerie. Im Innern die Stimmung, welche alles übersieht und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigne Kunst, Tugend oder Genialität; im Aeußern die mimische Manier eines guten italienischen Buffo." — „Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkürliche und durchaus besonnene Vorstellung. Es ist gleich unmöglich, sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll Niemand täuschen als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mitgemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freiste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch ist sie die gesetzlichste denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten."

In diesem fragmentarischen Denken fand er eine verwandte Natur in einem jungen Manne, den wir als einen begeisterten Verehrer Schiller's bereits kennen gelernt haben. Fr. v. Hardenberg, geb. 2. Mai 1772 auf einem Familiengut im Mansfeldischen, herrnhutisch erzogen, aber in glücklichen patriarchalischen Verhältnissen, früh kränklich und zu Träumereien geneigt, war seit Oct. 1790 in Jena durch Schiller und Reinhold gebildet. Es war die Zeit, in welcher im Stillen sein idealer Lebensinhalt sich bestimmte. Von der Idee einer blos schriftstellerischen Existenz brachte ihn Schiller selbst mit Leichtigkeit zurück; er ging nach Leipzig, wo er neben der Jurisprudenz auch Mathematik und Chemie studirte. Nachdem er in Wittenberg 14. Juni 1794 seine Prüfung bestanden, ging er, um sich in der Praxis zu üben, nach Tennstedt in Thüringen; sein Vorgesetzter, Kreishauptmann Just, giebt ihm das

Zeugniß, daß er es mit seinen Amtspflichten wie mit seinen Studien sehr genau nahm. In der Nähe lernte er ein dreizehnjähriges Mädchen kennen, Sophie v. Kühn (geb. 17. März 1782), zu der er sofort eine schwärmerische Liebe faßte. Schon 1795 war er mit ihr verlobt. In seinem Tagebuche charakterisirt er sie: „Sie macht sich nicht viel aus Poesie. — Sie scheint noch nicht zu eigentlichem Reflectiren gekommen zu sein — Ihr Schreck vor der Ehe — Ihr Tabakrauchen — Ihre Gespensterfurcht — Ihr Hang gebildet zu sein — Ihr Abscheu vor dem Vexiren — Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche— Sie will sich nicht durchmeine Liebe geniren lassen — Meine Liebe drückt sie oft — Sie ist kalt durchgehends — Ungeheure Verstellungsgabe — Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung." U. s. w. Später idealisirte er sie in der Erinnerung zu einer Madonna, wodurch ihr Bild an Lebhaftigkeit nicht gerade gewann.

In dem Wunsch, sobald als möglich zu heirathen, trat er Febr. 1796 in Weißenfels sein Noviciat bei den kursächsischen Salinen an. Bald darauf erkrankte Sophie schwer; sie kam nach Jena, wo sie sich einer schwierigen Operation unterziehen sollte; dort unterhielt sich auch Goethe mit ihr. Hardenberg kam oft herüber; mit Fr. Schlegel war er schon früher befreundet, Fichte hatte durch seinen Vater in frühern Zeiten Unterstützungen erhalten. Mit besonderer Sorgfalt nahm sich Woltmann Sophiens an. — 8. Febr. 1797 schreibt Hardenberg an seine Tante: „daß wir endlich aufhören dürften, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in diese oder jene Welt fällt."

19. März starb Sophie, erst 15 Jahr alt; gleich darauf sein Lieblingsbruder Erasmus in seinen Armen. „Das Blüthenblatt ist nun in die andere Welt hinübergeweht. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen. — Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, bald, sehr bald wieder. — Meine ganze Freude, mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben." „Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunsch nach ihrem Besitz der zweite in meinem Gebet für sie war; denn ihre Vervollkommnung lag mir am meisten am Herzen. — Eine plötzliche Umänderung thut sehr weh. Es ist gewiß, ich muß meine ganze vorige Existenz vergessen! Die Erde hatte ich so lieb! — Das ist nun freilich schwer zu verwinden. — Es wird mir schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studirte. — Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieser Seelenauszehrung fürchte! Die Anlage ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt

und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Wie leicht könnte Sophiens Tod dem Usurpator die Herrschaft wiedergeben, die dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine Kälte habe ich schon sehr empfunden — aber vielleicht rettet mich die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir geschlummert."

Er führte um diese Zeit ein Tagebuch, das stark an Haller erinnert; er controlirt beständig seine Empfindungen, ob sie tief und gerührt genug seien; er ist überzeugt (wie Emanuel im Hesperus), an einem bestimmten Tage ihr nachzusterben, und bezeichnet diese Ueberzeugung mystisch als einen „Entschluß". Ob er den Hesperus gelesen, steht dahin; die Aehnlichkeit mit Emanuel ist schlagend. Gleich ihm führte er ein Phantasieleben im Jenseits, gleich ihm verlor er das Tageslicht der wirklichen Welt aus den Augen. Doch ging es nicht ohne Kämpfe: zuweilen erwachte die Lust am Leben. „Jetzt scheine ich kalt und zu sehr in der Stimmung des Alltagslebens zu sein. Strebe nur nach der höhern permanenten Reflexion und ihrer Stimmung. O daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann!" ... „Ich muß nur immer mehr um Ihretwillen leben, für Sie bin ich nur, für mich und keinen andern nicht. Sie ist das Höchste, das Einzige. Meine Hauptaufgabe sollte sein, alles in Beziehung auf Ihre Idee zu bringen ..." „Ich fühle mich unaussprechlich einsam in gewissen Momenten, so entsetzlichen Jammer in dem, was mir begegnet ist. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod versichere. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich ..." „Je mehr der sinnliche Schmerz nachläßt, desto mehr wächst die geistige Trauer desto höher steigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder, die Dinge um mich her immer gleichgiltiger. Desto heller wird es jetzt um mich und in mir. Bei meinem Entschluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund, jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue ..." (1. Juni) „Ich habe meinen Entschluß noch einmal beschworen ... Im Ganzen hab' ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde als ich denke. Die Menschen scheinen einander unentbehrlicher, als sie sind. Mein Verschwinden wird keinen solchen Eindruck machen, als ich befürchtete...." „Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde stets offen erhalten. Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblich lieben Schmerz!.." (12. Juni) „Sie ist gestorben, so sterb' auch ich, die Welt ist öde. Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heitrer Ruhe will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft. Das Engagement war nicht für diese Welt ..." „Gott im Himmel! wie kann ich nur oft so lau und kalt sein!.." (27. Juni) „Mein Entschluß steht ganz

unwandelbar. Es muß aber immer besser werden. Uebernimm dich nicht, sei mäßig und überlaß dich nicht zu sehr deinem Hang zu vexiren und zu belustigen. Jetzt schickt es sich doch nicht mehr recht für dich..." „Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. Absolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet, ist Religion..." „O daß ich Märtyrersinn hätte!"

Dazwischen Stimmungen, die sich in Philosopheme umsetzen: „Wer das Leben anders als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht, der ist noch selbst im Leben befangen." — „Leben ist eine Krankheit des Geistes." — „Die Seele ist unter allen Giften das stärkste." — Zur Paradoxie war er von früh auf geneigt; gern vertheidigte er Robespierre wie den Absolutismus und das Papstthum. — Auch die „Hymnen an die Nacht" wurden in dieser Zeit gedichtet. Eine phantasievolle, melodische Sprache, die uns mit ihrem fremdartigen Duft berauscht; eine unaussprechlich tiefe Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Ende, wo das Licht nicht mehr die Wünsche begrenzt, nicht mehr die Körper zeigt, die rohen Schranken der freien Phantasie. Ganz neu ist das Bild keineswegs. Schon Mephistopheles hatte die Zeit verkündigt, wo mit den Körpern auch das Licht zu Grunde gehen würde; Schiller hatte die Flucht in das Reich der Schatten empfohlen, wo der Sturm der Wünsche und Begierden schweigt; Emanuel im Hesperus hatte von dem Ende aller Dinge durch den Kuß der Liebe geträumt, wo alle Persönlichkeit in eine Thräne schmolz, bis der Engel weinend das Wölkchen der Zeit zerdrückte. Aber das Gedicht ist mit den Ahnungen einer tiefpoetischen Seele zauberisch durchdrungen, man sucht sich der seltsamen Klage zu entziehn, und wird doch gefesselt. — Wenig ahnte der Dichter das rasche Aufkeimen einer neuen Liebe.

Der Schluß der Hymnen gehört einer spätern Richtung an. Zwischen diese poetischen Arbeiten und seine Amtsgeschäfte fällt das Studium Shakespeare's und und des W. Meister, der ihm damals als Kanon der romantischen Poesie galt. Mit Fr. Schlegel und Schelling in Leipzig war er öfter zusammen, und Fichte's Wissenschaftslehre lag beständig neben dem Goethe'schen Roman. Selbst die vor kurzem herausgegebenen „Grundlinien des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre" suchte er sich anzueignen, obgleich er selbst gesteht: „Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht."

Das letztere Werk Fichte's erschien ungefähr gleichzeitig mit Kant's „metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" und „der Tugendlehre", in denen sich doch schon einige Spuren des Alters zeigen. Der innere Gegensatz der beiden Denker trat immer schärfer hervor; die Facultäten eigneten sich, meist die Kantische Terminologie an, die jüngern Philosophen, Schelling; Hülsen, v. Berger, — er war Oct. 1797 bis April 1798 wieder in

Jena — hielten entschieden zu Fichte. 14. Febr. 1797 bekannte sich Reinhold zu Jacobi's großem Verdruß als Anhänger der „Wissenschaftslehre". „Sie steht als ein vollendetes Ganze auf sich selbst gegründet — die reine Darstellung der sich selbst erkennenden reinen Vernunft, der Spiegel für unser aller besseres Selbst — vor dem Auge meines Geistes da; ist mir noch in einzelnen Stellen dunkel, die mir die Ansicht des Ganzen schon lange nicht mehr rauben können und sich mit jedem Tage verlieren. Daneben liegen die Trümmer des Lehrgebäudes, in welchem ich so sicher und so bequem zu wohnen glaubte... Die Schwierigkeit, die Wissenschaftslehre zu verstehn, liegt auch darin, daß sie reine Wahrheit ist, die man so lange für unmöglich halten muß, bis man sie wirklich gefunden hat. Ich wette, daß selbst Kant sie nimmermehr verstehn lernen wird."

Fichte, der eben eine neue Darstellung seiner Lehre herausgab, war durch diese Erklärung um so mehr erfreut, je weniger er sie erwartet hatte, und je verdrießlicher ihm die Streitigkeiten mit den alten Kantianern wurden. „Es erfüllt mich," schreibt er 21. März, „mit Nichtachtung, die ich nicht beschreiben kann, wenn ich den Verlust des Wahrheitssinns, die tiefe Verfinsterung und Verkehrtheit, die jetzt herrschend sind, mit ansehn muß. Die Literatur ist das schändlichste Gewerbe geworden; der Buchhandel eine nürnberger Bude. Ein toller Luxus entnervt selbst unsere besseren Schriftsteller und macht sie abhängig."

Nicht ohne Wirkung war eine ausführliche Kritik des Phil. Journals, welche Fr. Schlegel für die L. Z. lieferte. Dieser hatte im Schlußheft von „Deutschland" (März 1797) die Horen ziemlich spöttisch besprochen, die Uebermasse der Uebersetzungen getadelt und über Agnes von Lilien ein ungünstiges Urtheil gefällt. Schiller scheint es anfangs nicht beachtet zu haben, bis eine heftige Erklärung Woltmann's, der gleichfalls angegriffen war, in der L. Z. 10. Mai ihn aufmerksam machte: er nannte Fr. Schlegel in Briefen an Goethe einen unverschämten Laffen. Die Frauen mischten sich in die Sache, es hieß, Caroline Schlegel habe an der Recension Antheil, und Schiller, der nun alle Haltung verlor, beeilte sich, an A. W. Schlegel, 31. Mai, folgenden Brief zu schreiben: „Es hat mir Vergnügen gemacht, Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Fr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deswegen schilt und der Uebersetzungen zu viele in den Horen findet, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie ein für allemal von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung noth-

wendig lästig sein muß, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen gar zu oft schon compromittirte." — Umsonst bat A. W. Schlegel um Erlaubniß, sich zu rechtfertigen; „in meinem engen Bekanntschaftkreise," erwidert Schiller 3. Juli, „muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann nach dem, was geschehen, in unserm Verhältniß nicht stattfinden. Besser also, wir heben es auf. Es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen; dies bin ich mir schuldig, da Niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders sein kann."

A. W. Schlegel kam wirklich durch die Etourderien seines Bruders in eine zweideutige Lage. Wenn er sich gegen Schiller von allem Antheil an denselben förmlich lossagte, so galt er doch dem Publicum gegenüber als zur Partei gehörig, und sein öffentliches Auftreten schien mit seinen Privatäußerungen in Widerspruch. Goethe vermittelte wenigstens soweit, daß Schiller weitere Beiträge für den Mus. Alm. aufnahm. Während jenes Briefwechsels waren die beiden Schlegel in Dresden, mit den beiden Humboldt's, Burgsdorf und dem Bildhauer Tieck aus Berlin; Mitte Juli kehrte A. W. Schlegel nach Jena zurück, Fr. Schlegel, nach einem Besuche bei Hardenberg (3. Juli), siedelte nach Berlin über.

Die Humboldt's, Männer und Frauen, nahmen in dem Streit entschieden für Schiller Partei, wie auch Körner. Alexander hatte sein erstes größeres Werk veröffentlicht: „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den elementaren Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt"; während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Jena hatte er mit Goethe über diese Dinge sehr bedeutende Gespräche geführt; mit der aufblühenden Nichte der Fr. v. Stein, Amalie von Imhof, hatte er ein zartes Verhältniß. Schiller wußte nichts Rechtes aus ihm zu machen. „Ich kann ihm," schreibt er 6. Aug. an Körner, „keinen Funken eines reinen, objectiven Interesse abmerken, und wie sonderbar es klingen mag, so finde ich bei ihm, bei dem ungeheuren Reichthum des Stoffs, eine gewisse Dürftigkeit des Sinns. Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in all ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstab macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein."

Desto günstiger sprach sich Schiller über Wilhelm aus. „Zum Um-

gang ist er recht eigentlich qualificirt: er hat ein seltnes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nöthigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor jeder Einseitigkeit, und regelt die Mühe, die man anwendet sich deutlich zu machen, durch die seltne Geschicklichkeit, die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen. So wohlthätig er aber für jeden ist, der einen gewissen Gedankenreichthum mitzutheilen hat, so nothwendig ist es für ihn, von Außen in's Spiel gesetzt zu werden, und zu der scharfen Schneide seiner intellectuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen; denn er kann nie bilden, immer nur scheiden und combiniren. Ich fürchte, die Anstalten, die er macht, um sich der neuen Weltmasse, die ihn in Italien erwartet, zu bemächtigen, werden ihn um die höchste Wirkung bringen, die Italien auf ihn machen sollte. Er versieht sich schon im voraus mit Zwecken, die er dort verfolgen, mit Sehorganen, durch die er jene Welt betrachten will: und so wird er nur finden, was er mitbringt. Italien könnte ihm sehr nützlich werden, wenn es seiner Einbildungskraft, die vom Verstand wie gefangen gehalten wird, einen gewissen Schwung geben könnte. Dazu gehörte aber, daß er nicht hineinzöge wie ein Eroberer, mit so vielen Maschinen, um es für seinen Verstand in Besitz zu nehmen. Es fehlt ihm zu sehr an einer ruhigen und anspruchslosen Empfänglichkeit, die sich dem Gegenstand hingiebt; er ist gleich zu activ und dringt zu unruhig auf bestimmte Resultate." — Das Buch über „Hermann" war für Humboldt der Abschluß seiner ästhetischen Bildung, die er festhielt, als durch die romantische Schule die Phantasie von der Zucht des Verstandes und des Gewissens emancipirt wurde. Der Umfang seines Gesichtskreises ist ganz so ins Unendliche gegangen, wie es die Romantik für die Bildung in Anspruch nahm; aber die Form seines Geistes ist stets die classische geblieben. Er hat die historischen Wandlungen des menschlichen Geistes tief durchforscht, aber er hat ihnen gegenüber die Unerschütterlichkeit des Gewissens behauptet. Die unvergängliche Form der Humanität stand in seinem Geist dem Wechsel der charakteristischen Erscheinungen gegenüber: vielleicht das Hauptmerkmal, welches einen classischen Geist von einem romantischen unterscheidet.

„Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammenbindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht." — Diesen entscheidenden Ausspruch Goethe's beachteten die jüngern Hellenisten nicht, als sie das Traumbild der griechischen Götter, das Schiller gegen den Pietismus heraufbeschworen, in pietistischer Weise mißbrauchten, die Menschen in sich selbst zu entzweien. Die hellenistische Muse erzog nur Treibhausblüten. Trotz der fremden Vegetation athmet man doch nicht

griechische Luft; nur der Gelehrte kann sich in diesen fremdartigen Beziehungen zurechtfinden. Physiognomie, Haltung, Gewandung; Denkweise, Sitte und Empfindung, Geschichte und Sage, alles ist studirt; ja selbst die höhern Gebote der Sittlichkeit sollen dem Maß des Sophokles folgen. Dieser Horizont umschloß nur ein romantisch reflectirtes Griechenthum. Der Dichter soll von dem ausgehn, was er erlebt, empfunden, erlitten, gehofft. Er kann aber nur das wahrhaft erleben und empfinden, was mit der allgemeinen sittlichen Substanz, auf der er wurzelt, in Verbindung steht. Mit Recht legt man auf unsern Schulen die griechisch-römische Literatur zu Grunde, denn nur in ihr lernt der noch Unentwickelte Klarheit, Maß, Plastik der Anschauung und Folgerichtigkeit des Denkens. Wer der Nation als Lehrer und Dichter vorleuchten will, soll in der Schule der Griechen sein Auge schärfen, seine Hand üben, aber das Herz muß in den Sitten, den Ueberlieferungen, Wünschen und Hoffnungen des Vaterlandes seine Nahrung, das Gewissen in dem Gemeingefühl der Nation seine Richtschnur suchen. —

Humboldt's nahmen ihren Weg nach Italien über Wien, wo sie Aug. 1797 ankamen; in Salzburg trennte sich Alexander (mit ihm Tieck und Burgsdorf) von seinem Bruder und seiner Schwägerin, die über München nach Basel gingen, und von dort, durch die italienischen Kriegsunruhen abgeschreckt, sich (Nov. 1797) nach Paris wandten, wohin ihnen Alexander im nächsten Frühling folgte. Auch Goethe hatte beschlossen, seine alte Sehnsucht nach Italien zu stillen; er kam 3. Aug. in Frankfurt an, wo er seiner Mutter Christiane und seinen Sohn vorstellte, die sie auch freundlich aufnahm. Schiller hatte ihm zwei junge Dichter seiner Schule empfohlen, Siegfr. Schmid und Hölderlin, die sich beide in Frankfurt aufhielten.

Hölderlin hatte Jan. 1796 eine Hauslehrerstelle bei dem Kaufmann Gontard in Frankfurt erhalten; durch seine Vermittelung war ihm ein Jahr später sein alter Schulfreund Hegel — geb. 2. Aug. 1770 — in ähnlicher Stelle dahin gefolgt. „Ich liebe," schreibt er über ihn, „die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist." Der ruhige Verstandesmensch hatte ihn in einem — ziemlich Schiller'schen — Gedicht „Eleusis" aufgefordert, „der freien Wahrheit nur zu leben, Frieden mit der Satzung, die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!"

Mit unablässiger Anstrengung hatte Hölderlin an seinem „Hyperion" gearbeitet, der dem gespaltenen und verwirrten Zeitalter das sehnsuchtsvolle Bild echtgriechischen Lebens vorhalten sollte. Agathon und namentlich Ardinghello hatten ihm vorgeschwebt, aber er verlegte seinen Roman in die Gegenwart, d. h. in die Zeit von 1770, wo durch den russisch-türkischen Krieg die Griechen

zum Aufstand veranlaßt wurden. Nicht das alte Griechenland, sondern der Verlust des alten Griechenland in der Empfindung echtgriechischer Seelen, mitten unter den Ruinen altgriechischer Kunst, in den leuchtenden Farben ewig griechischer Natur sollte sich zeigen: der weise Adamas, der kühne Alabanda, der weiche Hyperion, die göttergleiche Diotima, sie alle drücken eine Stimmung aus. In dem seltsamen Buch werden wir durch die edelsten Gedanken und Empfindungen überrascht, zarte Bilder, wenn auch etwas oscillirend in den Formen, gaukeln vor unserer Einbildungskraft, aber es gelingt nicht, ein Ganzes festzuhalten. Was hier gedacht, empfunden, erlebt wird, ist nur ein Niederschlag der idealistischen Stimmungen von Jena, die Farbe, auf die es bei einem historischen Roman denn doch ankommt, ist ganz vergriffen: der ahnungsvolle Pantheismus, die Seele des Buchs und seiner Helden, ist den wirklichen Neugriechen fremd: sie sind verschmitzte Kaufleute, waghalsige Schiffer und Banditen, daneben aber orthodoxe Christen. Nicht ein Schatten von ihrem realen Leben macht sich in der Phantasiewelt des Romans bemerklich.

Hölderlin's innere Entwickelung ist selbst in ihrer Kränklichkeit sehr bedeutend. „Der Trieb," schreibt er 2. Juni 1796 an seinen Bruder, „aus unserm Wesen etwas hervorzubringen, was zurückbleibt, wenn wir scheiden, hält uns doch eigentlich ans Leben fest. — Freilich sehnen wir uns oft auch, aus diesem Mittelzustand von Leben und Tod überzugehn ins unendliche Sein der schönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, wovon wir ausgingen. Aber es geht ja alles seine stete Bahn, warum sollten wir uns zu früh dahin stürzen, wohin wir verlangen. Die Sonne soll uns doch nicht beschämen. Sie geht auf über Bösen und Guten; so können ja auch wir eine Weile unter Menschen und ihrem Thun und in unsrer eignen Schranke und Schwachheit verweilen."

Wenige Tage darauf ändert sich der Ton. Ihn erfaßt eine plötzliche Leidenschaft für die Herrin des Hauses, Susette Gontard.*) „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, auch dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem

*) Er hatte in dieser Zeit in einem Badeaufenthalt in Driburg den Dichter des Ardinghello kennen gelernt, der eben die Hildegard veröffentlichte. „Er ist ein herrlicher alter Mann; ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden." Heinse war aber erst 47 J. alt.

Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. — Es ist wirklich unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und eben deswegen läßt sich so wenig von ihr sagen."

Ein Gedicht auf Sie („an Diotima") wurde Schiller übersandt, der ihm (24. Nov.) den Rath gab: „Nehmen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn in den schönsten Momenten des Daseins ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie womöglich die philosophischen Stoffe: sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit ihnen verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren." — „Ich betrachte," erwidert Hölderlin, „die metaphysische Stimmung wie eine gewisse Jungfräulichkeit des Geistes, und glaube, daß die Schen vor dem Stoff, so unnatürlich sie an sich ist, doch als Lebensperiode sehr natürlich und auf eine Zeit so zuträglich ist, wie alle Flucht bestimmter Verhältnisse, weil sie das verschwenderische jugendliche Leben sparsam macht."

20. Juni 1797 schickte er Schiller den 1. Bd. seines Romans. „Sie haben Sich des Büchleins angenommen, da es durch den Einfluß einer widrigen Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt, und so dürr und ärmlich war, daß ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherem Gemüth von neuem angefangen." Es ist keine Spur, daß Schiller den Hyperion gelesen; dagegen empfiehlt er Hölderlin's Gedichte an Goethe: „Ich fand in ihnen viel von meiner eignen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erste Mal, daß mich der Verfasser an mich erinnert. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. ... Ich würde ihn aber nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von Außen zu öffnen." Wie gefährlich ihm der Aufenthalt in andrer Weise war, davon hatte Schiller keine Ahnung.

„Ich habe," schreibt Hölderlin 16. Febr. an seinen Bruder, „eine Welt von Freude umschifft ... Die Woge trieb mich fort, mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken. — Und noch ist es so! — Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher; er orientirt sich

ewig in diesem Madonnenkopf. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein launig Gemüth besänftigt, erheitert sich täglich bei ihrem genügsamen Frieden. ... Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr: aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher. — Sie ist schön wie Engel. Ein zartes, geistiges, himmlisch-reizendes Gesicht. Ach ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchslose Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist, alles ist in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil."

10. Juli. „Das Schicksal treibt uns vorwärts und im Kreis herum ... O Freund! Ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist wie sonst. Ich glaube, ich bin besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger geurtheilt. — O gieb mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Haß. — Aber ich kann Dir nicht gefallen mit derlei unbestimmten Aeußerungen, deswegen bin ich lieber stille."

So war seine Stimmung, als er sich 22. Aug. ein Herz faßte, Goethe aufzusuchen. „Er sieht," schreibt dieser an Schiller, „etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig, und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen, und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen."

Wenn solche Rathschläge dem erregten Dichter ziemlich nüchtern erscheinen mußten, so hätte er Goethe um so heißer ans Herz geschlossen, wenn er den „Amyntas" gekannt, den Goethe gerade in jenen Tagen dichtete. Man will von einem Baum den Epheu abschneiden, der sein Wachsthum verhindert, da klagt der Baum: „O verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Geflechte, das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus. Hab' ich nicht selbst, sie genährt, und sanft sie herauf mir erzogen? ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt? Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig, still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt? Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend Fasern senket sie fest mir in

das Leben sich ein. Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedurfte, genießt sie, und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus; nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel sendet lebendigen Safts ach nur die Hälfte hinauf. Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an; nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin. Ja die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter, schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab; sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln, freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur. — Halte das Messer zurück, o Nikias! schone den Armen, der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt! Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen! Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?" —

Wir überblicken noch rasch das nächste Schicksal Hölderlin's. 1797, 2. Nov.: „Es ist ein so schönes Gedeihen in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltner Seele geschieht, und uns das stille, stete Feuer belebt, das ich besonders in den Meisterwerken der Alten immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält sich in schöner Stellung, wenn er sich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und herstößt? Und wer vermag sein Herz in einer schönen Grenze zu halten, wenn die Welt auf ihn mit Fäusten einschlägt? Je angefochtener wir sind vom Nichts, das wie ein Abgrund um uns her uns angähnt, oder auch vom tausendfachen Etwas der Gesellschaft und der Thätigkeit der Menschen, das gestaltlos, seel- und lieblos uns verfolgt, zerstreut, um so leidenschaftlicher muß der Widerstand von unserer Seite werden. — Oder muß er nicht? — Die Noth und Dürftigkeit von Außen macht den Ueberfluß des Herzens zur Dürftigkeit und Noth. Du weißt nicht, wo Du hin mit Deiner Liebe sollst, und mußt um Deines Reichthums willen betteln gehn. Wird so nicht unser Reinstes uns verunreinigt durch das Schicksal, und müssen wir nicht in aller Unschuld verderben?"

1798, 14. März. „Es ist oft wünschenswerth, blos mit der Oberfläche unsres Wesens beschäftigt zu sein, als immer seine ganze Seele, sei es in Liebe oder in Arbeit, der zerstörenden Wirklichkeit auszusetzen. Aber davon überzeugt man sich nicht gern in den Stunden des jugendlichen Erwachens, wo alle Kräfte hinausstreben nach Thaten und Freuden. — Aber zu eilig müssen wir nicht sein, wir müssen zu früh nicht unsere schöne, lebendige Natur, die heimathliche Wonne unsers Herzens gegen Kampf und Eifer und Sorge vertauschen. — Ich spreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. — Ich habe zu früh hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, so lang ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz

gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorglosigkeit ausreifen ließ. — Weißt Du die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt. — Laß es gut sein! Ist doch schon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht, darum gedeiht auch unter zehn solchen Pflanzen kaum eine."

„Das Lebendige in der Poesie ist jetzt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach, und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poetischen Irren, in denen ich herumwandle, mich nicht herauswinden kann. Ach die Welt hat meinen Geist von früher Jugend auf in sich zurückgescheucht, und daran leid' ich noch immer. Es giebt zwar ein Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann, die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehn, als mich trennen von der süßen Heimath der Musen, aus der mich blos der Zufall verschlagen hat. — Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten; und das alles aus einem Grunde: ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willst. Und doch sind, wenn ich nicht irre, die Pedanten sonst so kalt und lieblos, und mein Herz ist doch so voreilig, mit den Menschen und den Dingen unterm Mond sich zu verschwistern. Ich glaube fast, ich bin aus lauter Liebe pedantisch. Ich bin nicht scheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigensucht gestört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Theilnahme gestört zu werden, mit der ich mich gern an etwas anderes schließe; ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags. Und diese Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf Zerstörendes mich traf, empfindlicher als Andere aufnahm, und diese Empfindlichkeit scheint darin ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältniß mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht fest und unzerstörbar genug organisirt war. — Das sehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es sehe? — Ich glaube so viel. — Weil ich zerstörbarer bin als mancher Andere, so muß ich um so mehr den Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vortheil

abzugewinnen suchen: ich muß sie, wo ich sie finde, als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird. Ich muß sie in mich aufnehmen, um sie gelegentlich als Schatten zu meinem Licht aufzustellen, um sie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele um so lebendiger hervorspringt. Das Reine kann sich nur darstellen im Unreinen, und versuchst Du das Edle zu geben ohne Gemeines, so wird es als das Unnatürlichste, Ungereimteste dastehn, weil das Edle selber, sowie es zur Aeußerung kommt, die Farbe des Schicksals trägt, unter dem es entstand, weil das Schöne, sowie es sich in der Wirklichkeit darstellt, von den Umständen, unter denen es hervorgeht, nothwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich ist, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, daß man eben die Umstände, die ihm nothwendig diese Form geben, hinzunimmt."

7. Juli. „Ich hab' viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beste was an mir ist, sei noch nicht untergegangen. Mein Hyperion (2 Bd.) sagt: Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen."

Im Sept. überraschte ihn Susettens Gatte in einem platonischen Gespräch; er trieb ihn unter Schlägen aus dem Hause. — Halb zerstört kam er bei einem Freunde in Homburg an. „Die Götter," schreibt er 28. Nov. an seinen Bruder, „wenn sie schon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen... Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mannigfaltig, seit wir gegen einander schweigen, mein Gemüth von den Veränderungen meines Lebens ist erschüttert worden... Ich verhüllte mein Leiden mir selbst, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müssen, wenn ich es aussprechen wollte... Glaub' es meiner Liebe: die Welt zerstört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Beleidigung geradezu ins Herz gehn lassen, und die Besten müssen schlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehn, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß sie alles, was die Menschen ihnen aus Nothdurft und Geistes- und Herzensschwäche anthun, in den ruhigen Verstand aufnehmen statt ins gute Gemüth, das, auch wenn es gekränkt ist, von seiner Großmuth nicht lassen kann, und den armen Beleidigungen der Menschen die Ehre widerfahren läßt, sie hoch zu nehmen." — — —

Im 2. Bd. des Romans, der 1799 erschien, schreibt Diotima an Hyperion: „Unglücklicher hoher Geist! ich habe nur zu sehr Dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß Du nimmer lieben willst, weil Deine größern Wünsche verschmachten. — Ich wußte es bald, ich konnte Dir nicht alles sein. Konnt'

ich die Bande der Sterblichkeit Dir lösen? Konnt' ich die Flamme der Brust Dir stillen, für die kein Quell fließt und kein Weinstock wächst? Konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale Dir reichen? — Das willst Du. Das bedarfst Du, und Du kannst nicht anders. — Die grenzenlose Unmacht Deiner Zeitgenossen hat Dich um Dein Leben gebracht. Wem einmal so wie Dir die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude! wer so wie Du das fade Nichts gefühlt, erholt allein sich unter Göttern! — Glücklich sind sie alle, die Dich nicht verstehn! Wer Dich versteht, muß Deine Größe theilen und Deine Verzweiflung."

Was Hyperion verlangte, hatte auch Faust verlangt, er war, der gewaltige Mensch, dem Mephistopheles in die Hände gefallen und hatte, im Taumel von Begierde zum Genuß, viel Unheil angerichtet. Der Schwache verzehrte sich mit seiner Sehnsucht nur in sich selbst und träumte von „grenzenloser Unmacht der Zeitgenossen" — in der Blüthe Goethe's und Napoleon's! — —

25. Aug. 1797 reiste Goethe aus Frankfurt ab, über Darmstadt und Heidelberg nach Stuttgart, wo er Schiller's alte Freunde, den Bildhauer Dannecker, den Maler Hetsch und den Musiker Zumsteeg kennen lernte. In Zürich traf er 19. Sept. mit Meyer zusammen. Lavater, der in Predigt und Schriften gegen den verderblichen Einfluß der Revolution auf die Schweiz wirkte, suchte er nicht auf. 3. Oct. war er mit Meyer auf dem Gipfel des St. Gotthardt; die Kriegsunruhen in Italien bestimmten ihn umzukehren; der Weg ging über den Vierwaldstädtersee. „Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dies sonderbare Land enthält." „Diese Gegenden, mit freiem, offnem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, sie als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. Ich bildete Tell als einen kolossal kräftigen Lastträger, rohe Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu kümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinn war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindrängen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies

oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht, daß die Anlage meines Gedichts von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedicht so wohl ansteht. Die ältern Schweizer, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehn und unmittelbar auf einander zu wirken hatten." — Welch Elend, daß wir um dieses Gedicht gekommen sind! Ein mißverstandener Hellenismus trieb Goethe in die unglückselige Achilleïs.

Noch mitten im Gebirg traf ihn die schmerzliche Kunde vom Tod einer geliebten Schülerin, der jungen Schauspielerin Christiane Neumann-Becker, mit der er, da sie noch Kind war, den Arthur im König Johann einstudirt: „liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen." So entstand die wundervolle Vision „Euphrosyne", an Innigkeit, Gemüthstiefe und zartem poetischem Schmelz seinen schönsten Liedern an die Seite zu stellen: schade, daß auch hier die hellenistische Gelehrsamkeit zu sehr in den Vordergrund tritt.

Auch die Nachricht vom Frieden, der 17. Oct. zu Campo Formio abgeschlossen wurde, bestimmten ihn nicht zur Umkehr. In Nürnberg traf er 6. Nov. Knebel, der seit längerer Zeit sich dort aufhielt, in engerem Verkehr mit Ehrhard, den weimarer Verhältnissen sehr entfremdet.*) Es hatte auch einen äußern Grund: seit einiger Zeit lebte er mit einer Kammersängerin, Luise v. Rudorf, und beschloß jetzt, sie zu heirathen. Mit seiner Schwester zerfiel er darüber auf lange Jahre völlig, auch der Herzog war ungehalten,**) doch gab er endlich seine Einwilligung und Geld zur Einrichtung, und zu Anfang des nächsten Jahrs siedelte sich das neuvermählte Paar in Ilmenau an. Knebel hatte den Properz übersetzt, zu Herder's Zufriedenheit. A. W. Schlegel zeigte die Uebersetzung wie auch Herder's „Terpsichore" mit großem Lob

*) „Kant hat gesagt," schreibt er 12. Oct. an Böttiger, „es ist kein abscheulicher Leben, als unter bloßen Gelehrten. Wir haben dies Dictum in Weimar fast wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe was zu gelten, hie und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach ziemlich benommen wurde, die Sache nicht bestehn. Nun sind wir krank, ohne Hilfe und Verein, weder von Oben noch Unten. Mein einziger Wunsch und Bitte zum Himmel ist, mich unter diesen Umständen nicht in Weimar fortleben zu lassen."

**) Ein Anderer aus dem Kreise, Graf Geßler, brachte aus Italien ein Mädchen mit, die er aber in der Schweiz ließ. Der Herzog selbst begann seine Gunst der Schauspielerin Jagemann zu schenken, die Goethe vor Kurzem in Leipzig geworben hatte.

in der L. Z. an: wegen der letzteren hätte er sich beinahe schon damals (10. Dec.) mit Schütz, dem Herausgeber derselben, überworfen.

20. Nov. 1797 kam Goethe mit Meyer wieder in Weimar an; sie hatten die Herausgabe einer Zeitschrift „Propyläen" verabredet, bestimmt, Kunst und Alterthum im Geist Winckelmann's zu vertreten; sie erschien auch im folgenden Jahre, fand aber wenig Anklang.

Herder schloß sich mit Knebel immer mehr ab: „er ist," schreibt seine Frau an Jean Paul, „nun völlig auf sich selbst reducirt. Er betäubt manche unangenehme Gefühle durch ununterbrochene Arbeit." Jean Paul's verehrende Briefe trösteten ihn sehr; auch Jacobi ließ es an guten Zusprüchen nicht fehlen. Als ihm Herder einen neuen religionsphilosophischen Versuch „vom Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach dem Johannes" übersandt, antwortete er ihm aus Eutin, 4. Oct.: „Manchem hier im Lande war dieser „Erlöser" nicht Erlöser genug ... Bei einigen habe ich es damit gezwungen, daß ich erklärte, in diesem Buch stände mein ganzes Christenthum; ich glaubte von dem A. und N. T. nicht mehr, als darin gesagt wäre ... Den stärksten Eindruck habe ich mit dieser Erklärung auf die Fürstin Galizin gemacht ... Sie und einige Andere begreifen nicht, was hindert, daß ich mich taufen lasse; ich hinwieder begreife nicht ihre Liebhoberei am Untertauchen, wo sie nicht mehr, weder den Himmel selbst noch seine Abspiegelung erblicken können. Niemand hat einen Gott, sagte ich zur Fürstin, und kann einen haben, als der ihn in sich selbst geboren hat, in dessen Brust Gott erst Mensch wurde. Das schrieb sie in ihr Taschenbuch, gewiß um in Ueberlegung zu nehmen, wie sich dieser Satz, den ich antikatholisch gestellt, auch katholisch stellen ließe. Ich habe die Fürstin immer sehr lieb gehabt, aber ich war ihr beinahme fremd geworden wegen des Samens, den sie vor vier Jahren in Holstein ausgestreut hatte, und den ich bei meiner Ankunft das Jahr darauf in voller Blüthe fand.*) Manches hat sich seitdem gegeben und im Ganzen ist es leiblicher geworden." — „Das Jahrhundert," erwidert Herder 1. Dec., „ist in der Kantischen Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Mensch wird emporkommen und jene Sündfluth wieder verlaufen. — Das ist ein böser, böser Traum gewesen seit 1789!"

*) „Wie ich Sie je geliebt habe," schreibt er ihr um diese Zeit, „liebe ich Sie noch; aber es ist eine Verwirrung in unsere Sprache gekommen, die meine Zunge bindet." „Les vapeurs sont une chose bien fâcheuse, car elles font voir les choses comme elles sont!"

Herder war 53 J. alt. Der hypochondrische Mann, der als Jüngling der jungen ahnungsvollen deutschen Bildung eine Welt halb dämmernder halb funkelnder Aussichten geöffnet, war in der Form seines Geistes derselbe geblieben, und verkannte das Recht seiner Zeitgenossen, mit dem wachsenden Alter die verbrauchten Schalen ihrer Bildung abzustreifen. Die geistigen Bedürfnisse hatten sich seit 27 J. wesentlich geändert. Damals, einer leeren und nüchternen Periode entwachsen, hatte man gleich Kindern nach allem Bunten, Neuen und Glänzenden gehascht, in beständigem Staunen hatte man sich in die Fülle der schönen Welt vertieft, athemlos jedem fremden Klange gelauscht, und sich an der Herrlichkeit geweidet, gleichgültig, ob eins mit dem andern zusammenhänge. Das war nun anders geworden. Den Reichthum des Daseins hatte man empfunden, nun begehrte man nach Ordnung und Einheit; wenn sonst der Satz des Widerspruchs alles ausgelöscht hatte, was über die ganz gemeine Erfahrung hinausging, so sollte er nun der Faden sein in dem wunderbaren Labyrinth der Stadt Gottes.

Das war der große Sinn der Kantischen Philosophie, das der Sinn von Goethe's Naturstudien, von den Forschungen der Philologen und Historiker.

Der erste Schritt zum Orientiren ist Beschränkung; und trotz des großen Horizonts, den die neue Bildung umfaßte, nimmt man bei strengerer Aufmerksamkeit, im Verhältniß zu den ersten Versuchen Herder's, eine gewisse Einengung wahr. Herder hatte die Menschheit als Ganzes zu fassen gesucht, von den fremdesten Ahnungen und Träumen des Orients an: das classische Zeitalter, wie wir es wohl in mehr als einem Sinn nennen dürfen, schränkte sich auf die moderne europäische Bildung ein, genauer ausgedrückt, auf die germanisch-protestantische Bildung, wie sie im 16 J. angebahnt war. Was damals in Anregung kam: Urchristenthum, Griechenland und Naturwissenschaft, später durch traurige theologische Eintönigkeit verkümmert, wurde nun mit höherem Ernst wieder in Angriff genommen. Die romanisch-katholische Welt, mehr noch den Orient, sah man nur jenseit der Grenze. Jedes der Elemente mühte man sich zu ergründen, dann aber die Formel zu entdecken, in der sie zu echter Bildung zusammenfielen.

Was will das Christenthum? was heißt Glaube? was Sünde? was Erlösung? — Mit ehrlicherem Eifer hatte sich noch kein Zeitalter diese Fragen vorgelegt. Von dieser höhern Warte erkennt man die Berechtigung von Männern wie Lavater, Jacobi, Claudius, Hamann; auch die leidenschaftlichen Angriffe von Goethe und Schiller finden so ihren Sinn: sie wollen nicht zerstören, sie wollen begreifen, ihr Groll beginnt, wo die alte Form dem Begriff, dem gebildeten Gefühl sich entzieht. Kant fand für das Bedürfniß des Zeitalters die rechte Formel: er nahm den vollen Inhalt des protestantischen

Christenthums in das Reich der Ideen auf, und verwies alle Grübeleien, die dieses Reich überschritten, unter die Chimären. Die alte Wolffische Formel deckte längst den Stoff nicht mehr: in Kant's System, anscheinend von Syllogismus beherrscht, waltet in der That der Geierblick, der tief und unmittelbar in die Sachen sieht.

Auch die Naturwissenschaft ging über den Satz des Widerspruchs hinaus. Der Kampf gegen die supranaturalistischen Wunder dauerte fort, wie ihn denn die Wissenschaft nie aufgeben wird: aber nur um die unwölkten Augen zu öffnen für die Wunder der Nähe, für „die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste". Was Kant 1755 unternommen, kam zu früh, nun tauchten sich alle Denker und Dichter in diesen Ocean, mit Lust und Einsicht sich von ihm tragen zu lassen. Zur Kunst wollte man durch die Natur, zur freien Nachschöpfung durch das Gesetz der wahren Schöpfung. Die Natur ist nicht um eines anderen willen, sondern für sich selbst, und so die Kunst, der reinste Ausdruck der Freiheit. Wenn Kant in den „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" die Forschung zu vertiefen, aber zugleich einzudämmen strebt, so hielt dieser Damm nur für eine gewisse Zeit; aber mit dem echten Blick des Genius gab er in der „Kritik der Urtheilskraft" die Formel für die tiefere Einheit von Natur und Kunst. Durch dies Buch wurde nun auch Spinoza in den Hintergrund gedrängt, es wurde das Evangelium der classischen Schule. Die Kunst ist die Blüthe zugleich der Natur und der Gemüthswelt, in ihr finden die beiden scheinbar gespaltenen Sphären ihre Einheit; so lehrten seine begeisterten Jünger.

Für diese Blüthe der Menschheit sollte nun die ideale Form gefunden werden. Wie Luther in halber Selbsttäuschung zum Urchristenthum zurückzukehren glaubte, so die poetischen Neuerer von den verschiedensten Anfängen aus zum reinen Hellenismus. Jetzt erst wirkte Winckelmann als Prophet: Ardinghello 1787, Schiller's Götter Griechenlands 1788, seine Künstler 1789, Goethe's römische Elegien 1790, Urtheilskraft 1790, Anmuth und Würde 1793, Prolegomena 1795, ästhetische Erziehung 1795, Schiller's und Schlegel's hellenistische Studien und Kunstgedichte, bis zu Hermann und Dorothea und Hyperion: die Reihe sagt alles. Es war eine Trunkenheit, aber eine schöne, die besten Hoffnungen der Menschheit wurden wach.

Es war eine schöne, lebensvolle Zeit, diese kurze Blüte des Idealismus. Im Mittelpunkt, die aufstrebende Jugend gewaltsam mit sich fortreißend, zwei große Dichter, deren Geist nur auf das Hohe und Schöne gerichtet war; an sie sich anschließend ein auserwählter Kreis, der jede allgemeine Idee in individuelle Empfindung verwandelte, so daß Goethe mit Recht von seinen Gestalten sagen konnte: „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, ich weiß

es, sie sind ewig, denn sie sind". Die willkürlichen Schranken versöhnten sich in freiem, selbstgesetztem Maß; der Adel der Empfindung verklärte selbst die Zufälligkeiten der Gesellschaft. Ganz in griechischem Geist hatte die starre Sonderung der Wissenschaften aufgehört; sie erhoben sich zu individuellem Leben und schmiegten sich der Dichtkunst an. Die Welt der Erscheinung wurde überall mit den höchsten Ideen in Verbindung gesetzt, das Zufällige nur angewendet, um die Gesinnung zu veredeln, das Gemüth zu vertiefen, das Reich der Bildung zu erweitern. Die Ideen des Guten und Schönen, durch eine unnatürliche Abstraction getrennt, fanden sich wieder; neben dem Ideal wurde der Sinnlichkeit ihr Recht. Was in unaufgelösten Widersprüchen zurückblieb, war doch nur die unendliche Sehnsucht nach der verlornen Einheit der menschlichen Natur. Die Kunst lernte aus den Alten schauen und empfinden, wie man nur in der Jugend der Welt geschaut und empfunden hatte; mehr an ihnen als an unsern christlichen Vorfahren haben wir unsre Sprache, unsre Empfindung, unsre Wissenschaft, unsre Kunst aufgerichtet. Wer heute noch die Griechen schmähen wollte, striche aus unserm eignen Leben die schönere Hälfte aus.

Dies goldne Zeitalter ist nur scheinbar ein vergangenes. Man ist zuweilen daran irre geworden: in unserem Dichten und Trachten nimmt das politische und ökonomische Interesse einen breitern Raum ein, in der Religion hat man andere Pfade gesucht. Zerlegen wir aber die Ideen, die den Kern unsers Glaubens bilden, so erkennen wir mit Ueberraschung, daß sie mit tausend Fäden an jenen Idealismus geknüpft sind, den wir doch zugleich als einen Gegensatz gegen unser wirkliches Leben empfinden.

Was war der wahre Inhalt des goldnen Zeitalters? — Es war der Begriff der Humanität, der Glaube an die Wirklichkeit und an die Einheit des Guten und Schönen, die Ueberzeugung, daß die Erde eine Wahrheit ist, daß die Ideale auf ihr wachsen wie die Blumen des Frühlings, daß der Himmel über ihr steht, aber nicht außer ihr; daß die Menschen, nach Gottes Ebenbild geschaffen, das Recht und die Fähigkeit haben, das Göttliche aus der eignen Brust zu schöpfen. Dies war der Glaube, dem unsre Dichter und Denker ein reiches und schönes Leben weihten, der ihnen Kraft gab, immer neu zu schaffen, der ihr Leben beseligte und ihre Werke verklärte.

Diesen Glauben hat man uns zu verkümmern gesucht, man hat, um den Himmel zu bereichern, die Erde wieder arm machen wollen, man hat das Göttliche dem Menschlichen entgegengesetzt, den unbekannten Gott in ein unheimliches Dunkel verbannt, und die höchsten, ja die heiligsten Erregungen des Herzens gebrandmarkt. Gegen diese Anmaßungen einer lichtscheuen Zunft ist ein Rückblick auf die Geschichte der Goethe'schen Zeit die beste Wehr.

Die schöne Literatur des vorigen Jahrhunderts hat unter allen geistigen Bewegungen, welche unser Selbstgefühl gesteigert haben, den ungeheuern Vorzug, daß sie vereinigt, statt zu trennen. Und gerade in ihrer Ferne liegt jetzt ihre versöhnende Kraft. Als Schiller und Goethe noch lebten, gab es im Lager der Heiligen Hader und Zwiespalt genug; jetzt steht uns das ganze Zeitalter wie ein wundervoll einheitliches Gemälde in glänzenden Farben gegenüber. Erst bei näherem Ansehn entdeckt man, wie in Griechenland selbst, so in dem griechischen Nachsommer in Deutschland den innern Keim des Verderbens.

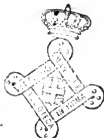
Um recht sich anschaulich zu machen, was Goethe, Schiller und ihren dichterischen Zeitgenossen bei ihrem griechischen Ideal vorschwebte, nehme man Lehrs' Aufsätze aus dem Alterthum zur Hand. Mit unvollkommner Kenntniß, aber einer glücklichen Divination ausgestattet, vertieften jene sich in einzelne Schöpfungen des Alterthums und lauschten ihnen Geheimnisse ab, die manchem wirklichen Gelehrten entgingen. Hier tritt nun ein Gelehrter im strengen Sinn des Worts auf, der aus einer unermeßlichen, ihm selbst freilich noch immer nicht genügenden Fülle des Wissens schöpft. Was wir am meisten bei ihm bewundern, ist nicht seine Gelehrsamkeit, sondern eben jene Kraft der Divination, die unsre classischen Dichter auszeichnet. Indem er sich mit einer Andacht, die man wohl fromm nennen darf, in den griechischen Vorstellungskreis vertieft, findet in seinem Innern derselbe Proceß statt, den er so schön bei den Alten nachweist: die Begriffe verwandeln sich ihm in Anschauungen, die Anschauungen in plastisch ausgeführte Gestalten, man sieht, wie in diesem Proceß seine ganze Seele thätig ist, und was bei einem wissenschaftlichen Buch wohl selten der Fall sein mag, man kann seine Schrift nicht ohne Rührung aus der Hand legen. Bei dieser nervösen Empfänglichkeit, in welcher das griechische Leben mit leidenschaftlicher Erregung nachzittert, kann man die Abneigung gegen eine andere Schule der Philologie, die im Alterthum hauptsächlich das geschichtliche Leben aufsucht und historisch den Untergang jener wundervollen Zauberwelt begreift und rechtfertigt, wohl erklären. Es geht dem geistvollen Philologen wie seinen Vorgängern, den Dichtern: ihrer vorwiegend ästhetischen Empfindungsweise ist das geschichtliche Leben nicht blos fremd, es ist ihnen, ohne daß sie sich völlig darüber klar werden, verhaßt.

Diese Scheu vor dem geschichtlichen Leben, das freilich in argen Wellen an die friedliche Insel der reinen Kunst brandete, war die eine schwache Seite des goldnen Zeitalters. Gern schlugen sich die Dichter in ihrem Zaubergarten die verhaßte Wirklichkeit aus dem Sinn, in eine fremde Sphäre wollten sie sich zurückziehen, um der Barbarei zu entgehn. Sie isolirten sich, und schwä-

lerten dadurch nicht blos ihre Wirkung aufs Volk, sondern sie entzogen ihrer eignen Poesie allmälig den Nahrungsstoff. Faust, Iphigenie, Tasso, Meister, das Höchste, was diese Periode erzeugt, fast ebenbürtig dem Höchsten, was überhaupt geschaffen worden, war nicht aus dem Herzen des Volks geströmt, es waren Werke für eine kleine Zahl Begeisterter und für die Zukunft. Viel schlimmer war es mit jener transcendentalen Dichtung, die statt Begeisterung zu erregen, die Begeisterung für die Kunst zum Gegenstand nahm, die, um verstanden zu werden, die Zuhörer in der That hätte in Griechen verwandeln müssen. Mehr und mehr wurde die freie Kunst zur bloßen Form, der Stoff schien gleichgiltig. Mehr und mehr wandelte sich die Begeisterung in unfruchtbare Sehnsucht, in einen neuen Pietismus um.

Das künstlerische Ideal war ein ruhendes, gleichsam fertiges; und da nun die Kunst alle Bildung vertreten sollte, die Bildung aber im unaufhörlichen Fluß und Fortschreiten begriffen war, so reichten die alten Formen bald nicht mehr aus. Es war natürlich, daß der Horizont sich wiederum erweiterte, nach den romanischen Völkern, dem Orient, dem Mittelalter hin; diese Fülle wollte sich aber weder in die griechischen Formen der Dichtkunst noch in die auf einen andern Stoff berechneten Systeme des Idealismus fügen, in die sie gezwängt werden sollte. Es gab ein Mißverhältniß zwischen Form und Inhalt, eine neue Barbarei; und es war ein Glück, daß eine freiere Art gefunden war, deren auch das Werdende sich bedienen konnte. Der Bildungsroman, in welchem Ironie und Reflexion die künstlerische Begeisterung ergänzte, wurde die leitende Form der neuen, sentimentalen oder romantischen Poesie.

Der Boden, auf dem unsere Dichter standen, entsprach nicht ihrem großen Wollen und ihrem weiten Horizont. Sie gehörten einem Kleinstaat an, und nahmen, auch geistig, an den kleinen, doch immer spießbürgerlichen Verhältnissen desselben theil. Die französische Revolution hatte man, wenn auch bange, doch mit dem Behagen des sichern Kamins aus der Ferne beschauen können; als nun aber die geschichtlichen Mächte auch Deutschland überflutheten, wurde die künstlerische Umfriedung zerrissen, und die Kunst mußte die Leitung des geistigen Lebens der Nation andern Kräften anvertrauen.



Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



In demselben Verlage erschien:

Schmidt, Julian,

Geschichte
des
geistigen Lebens in Deutschland
von Leibnitz bis auf Lessing's Tod.
1681 – 1781.

2 Bände oder 8 Lieferungen.

7 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte
der
französischen Literatur
seit der Revolution.

2 Bände.

5 Thlr. 18 Ngr.

Schmidt, Julian,

Schiller
und seine Zeitgenossen.

2 Thlr.

Geschichte der Romantik.

2 Bände. 3 Thlr.

Weimar und Jena
in den Jahren 1794 — 1806.

1 Thlr. 15 Ngr.

